लाल बहादुर शास्त्री राष्ट्रीय प्रशासन अकादमी
L.B.S. National Academy of Administration
मसूरी
MUSSOORIE
पुस्तकालय
LIBRARY

अवाप्ति संख्या
Accession No. 19393
वर्ग संख्या
Class No. 320
पुस्तक संख्या
Book No. Wat

S.F.
V.

Das Gänsemännchen

Roman

von

Jakob Wassermann

S. Fischer Verlag / Berlin

151. bis 200. Tausend der ungekürzten Sonderausgabe 1930
(242. bis 291. Auflage aller Ausgaben)
Einband von Georg Salter unter Verwendung eines Holzschnittes
von Rolf von Hoerschelmann. Schutzumschlag von Hans Meid
Alle Rechte vorbehalten, besonders das der Übersetzung
Copyright 1915 by S. Fischer Verlag, Berlin. Printed in Germany

Ich widme dieses Werk

Moritz Heimann

dem brüderlichen Freunde

Erſter Teil

Die Mutter ſucht ihren Sohn

I

Die Landſchaft hat vielfaches Grün; vom Rednitztal bis zum Taubertal hinüber ziehen ſich tiefe Wälder, meiſt Nadelholz. Doch um die Dörfer iſt in weitem Bogen alles bebaut, denn es iſt uralter Kulturboden. An den zahlreichen Weihern ſteht das Gras höher, ſo hoch oft, daß man von den Gänſeherden nur die Schnäbel gewahrt, und wäre das Geſchnatter nicht, man könnte ſie für wunderlich bewegte Blumen halten, dieſe Schnäbel.

Das Städtchen Eſchenbach liegt ganz flach in der Ebene. Es iſt ein übriggebliebenes Stück Mittelalter, aber die Fremden kennen es nicht, es iſt ſtundenweit von jeder Bahnlinie entfernt. Ansbach iſt die nächſte Stadt im großen Ring des Verkehrs; um ſie zu erreichen, bedient man ſich der Poſtkutſche. So heute wie damals, als Gottfried Nothafft, der Weber, dort lebte.

Die Stadtmauern ſind mit Moos und Efeu bewachſen; über den Graben führen noch die alten Zugbrücken durch baufällige runde Tore in die Straßen. Die Häuſer haben Erker und weitvorſpringende Firſte, und ihr gekreuztes Balkenwerk ſieht aus wie Muskelgeflecht.

Von dem Dichter, der einſt hier geboren wurde und der das Lied vom Parzival ſang, wiſſen die Leute nichts mehr. Vielleicht raunen in der Nacht die Brunnen von ihm, vielleicht wandelt ſein Schatten manchmal im Mondſchein um Kirche und Rathaus. Die Menſchen wiſſen nichts mehr von ihm.

Das kleine Häuschen des Webers ſtand unweit vom Gaſthaus zum Ochſen, ein wenig abgerückt von der Straße. Drei vertretene Stufen führten zum Tor, und ſechs Fenſter blickten auf den ſtillen Platz. Wer hätte denken ſollen, daß der Geiſt der großen Induſtriewelt ſich bis zu dieſem verlorenen Winkel zerſtöreriſch eine Bahn ſchaffen würde!

Als Gottfried Nothafft im Jahre 1849 geheiratet hatte, ſeine Frau Marianne war eine von zwei Schweſtern Höllriegel aus Nürnberg, hatte er ſich noch auskömmlich zu ernähren vermocht. Sie wünſchten ſich beide ein Kind und jahrelang vergebens. Oft ſagte Gottfried am Feierabend, wenn er auf der Bank vor dem Haus die Pfeife rauchte: „Wie ſchön, wenn wir einen Sohn hätten.“ Da ſchwieg Marianne und ſenkte die Augen.

Später ſagte er nichts mehr, weil er die Frau nicht beſchämen wollte. Aber ſeine Miene verriet den Wunſch nur um ſo deutlicher.

2

Eines Tages machte ſich ein Stocken des Gewerbes bemerkbar. Die Weber im ganzen Lande klagten; ſie konnten nicht mehr mitkommen, es war eine lähmende Krankheit, von der ſie betroffen wurden. Der Markt hatte plötzlich niedrigere Preiſe, die Beſchaffenheit der Ware hatte ſich verändert.

Dies geſchah gegen das Ende der fünfziger Jahre, als von Amerika aus die neuen Maſchinenwebſtühle eingeführt wurden. Da fruchtete kein Fleiß mehr, das billige Produkt, das die Maſchine zu liefern vermochte, raubte der Handarbeit den Abſatz.

Gottfried Nothafft ließ ſichs zuerſt nicht verdrießen; ſo läuft ein Rad noch, wenn der Antrieb gehemmt wird. Aber nach und nach verging ihm die Luſt. In einem einzigen Winter wurde ſein Haar grau, und mit fünfundvierzig Jahren war er ein gebrochener Mann.

Und da, als die Armut drohend vor der Türe ſtand und Mariannes Gemüt durch Haß befleckt war, erfüllte ſich die Sehnſucht des Ehepaares, und die Frau wurde, im zehnten Jahr der Ehe, ſchwanger.

Der Haß, den ſie hegte, galt der Maſchine. In ihren Träumen wurde die Maſchine zu einem Ungeheuer mit ſtählernen Schenkeln, das tückiſch kreiſchend Menſchenherzen verſchlang. Es erbitterte ſie die Ungerechtigkeit eines Vorgangs, bei dem in frecher Mühelosigkeit gedieh, was ehedem unter den bedächtigen Fingern des Webers ſinnvoll und natürlich erſtanden war.

Die Geſellen mußten einer nach dem andern entlaſſen werden, und ein Webſtuhl nach dem andern kam auf den Dachboden. Tag für Tag ſchlich Marianne hinauf und kauerte ſtundenlang vor den Geräten, die einſt eine wohltätig beſtimmbare Kraft in Bewegung geſetzt hatte und die jetzt Leichnamen glichen.

Gottfried ging mit ſeinen Lagervorräten hauſierend über Land. Einmal kehrte er zurück und brachte ein Stück Maſchinengewebe mit, das ihm ein Kaufmann in Nördlingen geſchenkt hatte. „Sieh doch, Marianne, was das für ein Ding iſt," ſagte er und reichte ihr den Stoff. Aber Marianne zog ſchaudernd die Hand davon weg, als hätte ſie den Raub eines Mörders erblickt.

Nach der Geburt des Knaben verloren ſich die krankhaften Empfindungen, dafür verfiel Gottfried von Monat zu Monat mehr. Und wenn er auch die Jahre überſtand, er hatte aufgehört, ein heiterer Menſch zu ſein, und freute ſich nicht einmal des heranwachſenden Knaben. Als er ſeine eigenen Waren verkauft hatte, übernahm er fremde und ſchleppte ſich mühſam von Dorf zu Dorf, Sommer und Winter hindurch.

Trotz der Knappheit, die im Hauſe herrſchte, war Marianne überzeugt, daß Gottfried erſpartes Geld zurückgelegt habe, und gewiſſe Andeutungen des Mannes hatten dieſe Hoffnung befeſtigt. Es gehörte zu ſeinen eigentümlichen Lebensanſichten, die Frau

über den wahren Stand seines Vermögens im unklaren zu lassen. Als die Läufte immer schlechter wurden, schwieg er über diesen Punkt völlig.

3

Auf dem Kornmarkt in Nürnberg betrieb Jason Philipp Schimmelweis, der Mann von Mariannes Schwester, eine Buchbinderei.

Schimmelweis war ein Westfale. Er war aus Haß gegen Junker und Pfaffen in die protestantische Stadt im Süden gekommen und hatte von Anfang an allen Leuten durch seine Mundfertigkeit große Achtung abgenötigt. In dem Haus, wo er sein Geschäft errichtet, hatte auch Therese Höllriegel gewohnt und sich durch Schneidern ihr Brot verdient. Er hatte geglaubt, sie besitze einiges Geld, aber es hatte sich erwiesen, daß es für seinen Ehrgeiz zu wenig war. Da benahm er sich gegen Therese so, als ob sie ihn betrogen hätte.

Er verachtete sein Handwerk und wollte höher hinaus. Er fühlte den Beruf zum Buchhändler in sich. Aber um diesen Plan zu verwirklichen, mangelte es ihm an Kapital. So hockte er denn mißvergnügt in dem unterirdischen Gewölbe und leimte und falzte und zürnte seinem Geschick und las in seinen Mußestunden sozialistische und freigeistige Schriften.

Es war der Herbst, in dem der Krieg gegen Frankreich wütete. Am Vormittag war die Kunde von der Schlacht bei Sedan eingetroffen. Von allen Kirchen läuteten die Glocken.

Da trat zu Jason Philipps Verwunderung Gottfried Nothafft in die Werkstatt. Sein langer Patriarchenbart und die hohe Gestalt machten ihn zu einer ehrwürdigen Erscheinung, obwohl sein Gesicht müde aussah und die Augen erloschen waren.

„Grüß Gott, Schwager," sagte er und bot die Hand, „dem Vaterland gehts besser als seinen Bürgern."

Schimmelweis, der Verwandtenbesuche nicht liebte, erwiderte den Gruß mit vorsichtiger Kälte. Erst als er erfuhr, daß Gottfried

im „Roten Hahn“ Logis genommen, hellten ſich ſeine Züge auf. Er fragte, was den Schwager in die Stadt geführt.

„Ich habe mit dir zu ſprechen,“ antwortete Gottfried Nothafft.

Sie gingen in einen Raum hinter der Werkſtatt und ſetzten ſich nieder. In Jaſon Philipps Augen lag ein abſchlägiger Beſcheid ſchon jetzt für jedes Anſinnen, das ihn Mühe oder Geld koſten würde. Aber er fand ſich angenehm enttäuſcht.

„Du ſollſt wiſſen, Schwager,“ begann Gottfried Nothafft, „daß ich mir in den neunzehn Jahren, die ich mit meinem Weib zuſammengelebt, dreitauſend Taler erſpart habe. Und weil mir zumut iſt, als könnte mir bald was Menſchliches zuſtoßen, komm ich zu dir mit der Bitte, das Geld in Verwahrung zu nehmen für Marianne und den Buben. Hab Sorge genug gehabt, es beiſeite zu halten in der letzten ſchlimmen Zeit. Marianne weiß nichts davon und ſoll nichts davon erfahren. Sie iſt ein ſchwaches Weib, die Weiber verſtehen nichts vom Gelde und was für eine Würde es hat, wenn es mit ſo ſaurem Schweiß erworben iſt. In einer Stunde der Not greift ſie danach, und eh ſie ſich beſinnt, iſts weg. Ich will aber meinem Daniel den Eintritt ins Leben erleichtern, wenn er die Lern- und Lehrjahre hinter ſich hat. Er iſt jetzt zwölf, alſo noch einmal zwölf, ſo Gott will, und er iſt ein Mann. Marianne kannſt du mit den Zinſen aushelfen, und ich verlange nichts anderes von dir, als daß du ſchweigſt und an dem Jungen väterlich handelſt, wenn ich nicht mehr bin.“

Jaſon Philipp Schimmelweis erhob ſich und drückte Gottfried Nothafft gerührt die Hand. „Du kannſt dich auf mich verlaſſen wie auf die Bank von England,“ ſagte er.

„Das hab ich mir wohl gedacht, Schwager, und darum der Weg.“

Er zählte dreitauſend Taler in Reichsſcheinen auf den Tiſch, und Jaſon Philipp ſtellte ihm eine Quittung aus. Dann drängte er in ihn, er möge doch die Nacht über im Hauſe bleiben, allein Gottfried Nothafft ſagte, er müſſe wieder heim zu Weib und Kind

und habe von der verflossenen Nacht genug, die er in der lärmenden Stadt zugebracht.

Als sie in die Werkstatt zurückkehrten, saß Therese dort und hielt ihr Erstgebornes, die dreijährige Philippine, auf dem Schoß. Das Mädchen hatte einen großen Kopf und häßliche Züge. Gottfried vergönnte sich kaum Zeit, der Schwägerin Rede zu stehen. Später erkundigte sich Therese bei ihrem Mann, was Nothafft gewollt habe. Kurzangebunden versetzte Jason Philipp: „Mannsgeschäfte."

Drei Tage darauf schickte Gottfried die Quittung wieder; auf ihre Rückseite hatte er geschrieben: „Was soll mir der Wisch, er könnt mich nur verraten. Ich habe Wort und Handschlag von dir, selbes genügt. Mit Dank für deinen Freundschaftsdienst dein treugeneigter Gottfried Nothafft."

4

Eh noch der Friede geschlossen wurde, legte sich Gottfried zum Sterben hin. Er wurde in dem kleinen Kirchhof an der Mauer begraben, und ein Kreuz wurde aufgerichtet.

Jason Philipp und Therese waren zur Beerdigung gekommen und blieben drei Tage bei Marianne wohnen. Die Hinterlassenschaftsprüfung ergab zu Mariannes Schrecken, daß keine zwanzig Taler im Hause waren, und was sie vor sich sah, war ein Leben der Not und des Kummers. Da waren Jason Philipps Ratschläge und Anordnungen ein rechter Trost, und seine Erklärung, daß er ihr nach Kräften beistehen wolle, beruhigte ihr Herz.

Es wurde beschlossen, daß sie einen Kramladen einrichten solle, und Jason Philipp schoß hundert Taler vor. Es hatte den Anschein, als sei Jason Philipp ein gemachter Mann. Er trug den Kopf hoch, und seine runden Bäckchen zeugten von Wohlgenährtheit. Er trommelte gern an die Fensterscheiben und pfiff dabei. Es war die Marseillaise, die er pfiff, aber in Eschenbach wußte man das nicht.

Daniel blickte aufmerkſam auf ſeine Lippen und pfiff die Weiſe nach. Da lachte Jaſon Philipp, daß ſein Bäuchlein erbebte, dann ſagte er, ſich der Trauerſtimmung erinnernd: „So ein Bengel.“

Der Knabe mißfiel ihm jedoch. „Der ſelige Gottfried ſcheint ſich zu wenig um ihn gekümmert zu haben,“ ſagte er, als er einmal Zeuge einer Widerſpenſtigkeit Daniels war, „der Burſch braucht eine ſtarke Hand.“

Daniel hörte dieſe Worte und ſah dem Onkel höhniſch ins Geſicht.

Am Sonntag nach der Veſper nahm das Ehepaar Schimmelweis Abſchied, und Daniel war nicht da. Die Frau des Ochſenwirts rief herüber, ſie habe ihn mit dem Organiſten in die Kirche gehen ſehen. Marianne lief zur Kirche, um ihn zu holen. Nach einer Weile kam ſie zurück und ſagte zu dem wartenden Jaſon Philipp: „Er ſitzt bei der Orgel und iſt nicht wegzubringen.“

„Er iſt nicht wegzubringen?“ fuhr Jaſon Philipp auf, und ſeine runden Bäckchen glühten vor Zorn, „was heißt denn das? Das läßt du dir gefallen?“ Und er ging ſelbſt in die Kirche, um den Ungehorſamen zur Stelle zu ſchaffen.

Als er in den Chor hinaufſtieg, begegnete ihm der Organiſt und lachte. „Sie ſuchen wohl den Daniel?“ fragte er; „der ſtiert noch immer die Orgel an und iſt wie verzaubert von dem bißchen Spiel.“

„Will ihm den Zauber ſchon austreiben,“ knurrte Jaſon Philipp.

Daniel kauerte hinter der Orgel auf dem Boden und blieb beim Anruf ſeines Onkels unbeweglich. Er war ſo verſunken, daß ſeine Augen einen Ausdruck hatten, der Jaſon Philipp auf den Gedanken brachte, der Knabe ſei vielleicht nicht recht bei Verſtand. Er packte Daniel bei der Schulter und herrſchte ihn an: „Komm mal ſofort mit mir nach Hauſe.“

Die Augen aufſchlagend und erwachend und das entrüſtete Fauchen der fremden Stimme vernehmend, riß ſich Daniel los und erklärte frech, bleiben zu wollen, wo er war. Jaſon Philipp geriet in Wut und ſuchte ſich des Knaben neuerdings zu bemäch-

tigen, um ihn mit Gewalt hinunterzuschleppen. Da sprang Daniel zurück und rief mit zitternden Lippen: „Rühr mich nicht an!"

Ob es nun die Stille des Kirchenraums war, die mahnend und erschreckend auf Jason Philipp wirkte, oder ob die außerordentliche Bosheit und Leidenschaft in den Zügen des Knirpses ihn veranlaßten, von seinem Vorhaben abzustehen, genug, er drehte sich um und ging wortlos davon.

„Es ist höchste Zeit, die Post wartet schon," rief ihm seine Frau entgegen.

„Ein hübsches Früchtchen ziehst du dir auf," sagte er mit finsterem Gesicht zu Marianne; „an dem wirst du noch was erleben."

Marianne blickte zu Boden. Die Worte trafen sie vorbereitet. Die Wildheit und Verstocktheit des Knaben, das selbstsüchtige Beharren auf seinen Einbildungen, seine Härte, seine Ungeduld und die Verachtung jeder Regel, dies alles ängstigte sie sehr. Es wollte ihr scheinen, als ob das Schicksal etwas von dem törichten und quälenden Haß, den sie während der Schwangerschaft genährt, in das Gemüt des Kindes habe fließen lassen.

5

Jason Philipp Schimmelweis verließ das düstere Kellerloch am Kornmarkt, mietete einen Laden an der Museumsbrücke und eröffnete eine Buchhandlung. Das Ziel jahrelanger Wünsche war erreicht.

Es wurde ein Gehilfe aufgenommen, und Therese saß den Tag über an der Ladenkasse und lernte Geschäftsbücher zu führen.

Als sie ihren Mann gefragt hatte, woher er das Betriebskapital genommen, hatte er erwidert, ein Freund, der zu seiner Tüchtigkeit Vertrauen geschöpft, habe es ihm gegen mäßige Verzinsung geliehen. Den Namen des Freundes zu verschweigen, sei ihm zur Pflicht gemacht worden.

Thereſe glaubte ihm nicht. Ihr Geiſt war voll dunkler Befürchtungen. Sie grübelte unabläſſig und wurde wachſam und mißtrauiſch. Sie forſchte insgeheim nach dem namenloſen Helfer und fand keine Spur von ihm. Wenn ſie hin und wieder Jaſon Philipp zur Rede ſtellte, ſchnauzte er ſie böſe an. Von einer Zurückerſtattung des Geldes und von Zinſenzahlung wurde nicht geſprochen, auch wieſen die Geſchäftsbücher keine Eintragung der Art auf. Sie hätte an Wichtelmännchen glauben müſſen, um ſich ihrer die Jahre überdauernden Beſorgniſſe entſchlagen zu können. Aber ſie glaubte nicht an Wichtelmännchen.

Die Natur hatte ſie weder mit Fröhlichkeit noch mit Sanftmut begabt; unter dem Druck des unlösbaren Rätſels wurde ſie eine verdroſſene Gattin und eine launenhafte Mutter.

Wenn Ruhe im Laden war, nahm ſie bald dies, bald jenes Buch zur Hand und las. Einen Mörderroman etwa; oder einen ſchwatzhaften Traktat über geheime Laſter. Womit ſollte ein Publikum angelockt werden, dem das Bücherkaufen als eine ſündhafte Verſchwendung galt? Sie las ohne ſonderliche Luſt, nur mit einer mürriſchen Art von Wißbegierde Enthüllungen über das Leben an Fürſtenhöfen und gedruckte Verrätereien aller möglichen Spione, Abenteurer und Halunken. Unbewußt gewöhnte ſie ſich daran, die Welt, in die ihr Blick nicht gelangen konnte, nach Büchern zu beurteilen, in denen ſich die Ausgeburten verpeſteter Gehirne Wahrheit anmaßten.

Aber als ſich mit den Jahren der Wohlſtand im Bürgertum hob, verließ Jaſon Philipp Schimmelweis die lichtſcheue Sphäre ſeines Gewerbes. Er war ein Mann, der die Zeit verſtand, und er hißte die Segel, wenn er ſicher war, daß günſtiger Wind ſie ſchwellen würde. Er vertraute ſein Boot der immer mächtiger werdenden Strömung der proletariſchen Parteien an und hoffte dort Profit zu machen, wo halb und halb ſein Herz war. Er zeigte dem Bürger die Rebellenſtirn und bot dem Arbeiter die biedere Rechte. Man

mußte nur einen Weg nach oben finden. Mancher unbedeutende Krämer konnte jetzt seine muffigen Stuben mit einer Villa in der Vorstadt vertauschen, die er mit pomphaften Möbeln ausstattete, und seine Söhne ins Ausland schicken.

Da erwachte auch die alte Reichsstadt aus ihrem romantischen Schlummer. Hatten die erhabenen Kirchen, die schöngeschwungenen Brücken und verwinkelten Häuser ehedem ein sinnreich Lebendiges gebildet, so waren sie jetzt nur noch Überbleibsel, und Burg und Wälle und die gewaltigen Rundtürme wurden zu Ruinen einer glücklich überstandenen Zeit der Träume. Schienen wurden durch die Straßen gelegt und verrostete Ketten, an denen unförmliche Laternen aufgehängt waren, vom Eingang enger Gäßchen entfernt. Fabriken und Schlöte umgaben das ehrwürdige und pittoreske Weichbild wie ein eiserner Rahmen das Gemälde eines alten Meisters.

„Der moderne Mensch muß Luft und Licht haben," sagte Jason Philipp Schimmelweis und klimperte mit dem Geld in seiner Hosentasche.

6

Daniel besuchte das Gymnasium in Ansbach. Er sollte nur die Berechtigung zum einjährigen Heeresdienst erwerben und dann in eine kaufmännische Stellung eintreten. So hatte es Jason Philipp mit Marianne ausgemacht.

Er zeigte nur geringen Eifer. Die Lehrer schüttelten die Köpfe über ihn. Ein so beschaffenes Wesen hatten sie trotz ansehnlicher Welterfahrung noch nicht kennengelernt. Das Brüllen einer Kuhherde und der Lärm des Spatzenvolks fanden ihn williger lauschend als die bewährtesten Leitsätze der Grammatik. Viele hielten ihn für dumm, einige andere für tückisch. Seinen Weg durch die Klassen machte er, obgleich mit Not, durch eine wunderbare Fähigkeit des Erratens und in besonders kritischen Momenten durch die Hilfe und den Fürspruch des Kantors Spindler.

Die Familien, bei denen er die Wohltat des Freitiſches genoß, beklagten ſich über ſeine ſchlechten Manieren. Die Gerichtsrätin Hahn hatte ihm wegen einer flegelhaften Antwort das Haus verboten. „Habenichtſe müſſen demütig ſein," rief ſie ihm zu.

Kantor Spindler war ein Mann, der mit Fug von ſich behauptete, daß er zu Größerem beſtimmt geweſen, als in einer Kreisſtadt zu verſauern; ſeine weißen Locken umrahmten ein Geſicht, welches durch die Melancholie um den Untergang von Idealen und Illuſionen geadelt wurde.

An einem Sommermorgen hatte er ſich mit der frühen Sonne erhoben und war über Land gegangen. Wie er nun beim Dorf Dautenwinden an die erſte Scheune kam, ſah er eine Muſikantengeſellſchaft, die am Abend vorher und bis in die Nacht zum Tanz aufgeſpielt hatte und nun, aus dem Heu ſich erhebend, die Faſern von Kleidern und Haaren ſtrich. Und droben, unter dem offenen Giebel der Scheune, lag Daniel Nothafft im Stroh und verſuchte der Flöte, um die er einen der Muſikanten gebeten hatte, mit vertiefter und hingegebener Miene eine Melodie abzulocken.

Der Kantor blieb ſtehen und ſchaute hinauf. Die Muſikanten lachten, aber er nahm an ihrer Heiterkeit keinen Teil. Es dauerte lange, bis der ungeſchickte Flötenbläſer ihn gewahrte, dann kletterte er herunter und wollte ſich mit einem ſcheuen Gruß davon ſtehlen. Der Kantor trat ihm in den Weg. Sie gingen zuſammen, und Daniel erzählte, daß er ſich ſeit dem geſtrigen Nachmittag von den Muſikanten nicht habe trennen können. Der Vierzehnjährige vermochte es nicht auszudrücken, aber es war, als habe ihn eine höhere Macht gezwungen, dieſelbe Luft mit Menſchen zu atmen, die Muſik machten.

Von dem Tag an, drei Jahre lang, kam Daniel in jeder Woche zweimal zum Kantor, der ihn aufs gründlichſte in der Lehre von Kontrapunkt und Harmonik unterrichtete. Dieſe Stunden hatten Beflügelung und Weihe. Der Kantor fand ein eigenes Glück darin, eine Neigung zu nähren, deren Entfaltung ihm wie Lohn für

viele Jahre echoloſer Einſamkeit erſchien. Die verzweifelte Leidenſchaft, das Aufbäumen und dumpfwilde Raſen, die ihm ſowohl aus dem Weſen wie auch aus den erſten Kompoſitionsverſuchen ſeines jungen Schülers entgegenſchlugen, gaben ſie ihm gleich Anlaß zur Sorge, wollte er immer wieder durch den Hinweis auf die hochruhenden Muſter und Meiſter der Kunſt beſchwichtigen.

Und ſo kam die Zeit, wo Daniel ſein Brot verdienen ſollte.

7

Da fuhr der Kantor nach Eſchenbach, um mit Marianne Nothafft zu reden.

Marianne begriff ihn nicht. Beinahe hätte ſie gelacht.

Sie hatte bisher unter Muſik nichts anderes verſtanden als das Gedudel eines Leierkaſtens, den Geſang des Turnvereins oder den Marſch einer Militärkapelle. Wollte er herumziehen und vor den Haustüren fiedeln? Er war ein Verrückter in ihren Augen. Sie preßte die Hände gegeneinander und hörte dem Kantor zu wie einem Menſchen, der nichtige Worte an ein großes Unglück verſchwendet. Der Kantor ſah, daß ſeine Macht ſo klein war wie ſeine Welt und mußte unverrichteter Dinge wieder gehen.

Marianne ſchrieb an Jaſon Philipp Schimmelweis.

Man ſah es faſt, wie Jaſon Philipp den rotbraunen Vollbart mit beweglichen Fingern durchpflügte und ſpöttiſch mit den Augen zwinkerte; man hörte die ganze Schärfe ſeiner norddeutſchen Zunge, als er an Daniel ſchrieb: „Hab nichts anderes von dir erwartet, als daß es dein innigſter Wunſch iſt, ein Tagdieb zu werden. Mein lieber Junge! Entweder du parierſt und entſchließeſt dich, ein anſtändiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu werden, oder ich ziehe meine Hand von euch ab. Was dann das Los deiner Mutter ſein wird, male dir gefälligſt ſelber aus, denn vom Hering- und Pfefferverkaufen kann ſie nicht leben, wenn der Herr Sohn mitſchmarotzt."

Daniel zerriß den Brief in unzählige Teile und ließ sie vom Fenster aus mit dem Wind fortfliegen, indes seine Mutter weinte.

Hierauf ging er in den Wald, irrte bis zum Abend herum und nächtigte in der Höhlung eines Baumes.

8

Es wäre zu erzählen von fortgesetzter Auflehnung, von lieblosen Worten hüben und drüben, von Bitten und Klagen und fruchtlosen Vorstellungen und erbitterter Wechselrede und erbittertem Schweigen.

Und wie er flieht und zurückkehrt und wie träg er die Tage hingehen läßt und wie er durch die Landschaft stürmt und an den Wassertümpeln liegt, wo das Gras hochsteht, und wie er sich des Nachts aus dem Schlaf erhebt und die Fenster öffnet und der Ruhe flucht und den Wolken ihre Bewegung neidet.

Und wie die Mutter ihm folgt, wenn er in die Kammer schleicht, und das Ohr an die Tür preßt und hineintritt und die Kerze brennen sieht und zu ihm geht, an sein Bett geht und vor seinen glänzenden Augen erschrickt, die sich bei ihrem Nahen verfinstern. Und wie sie voll Erinnerung an ihre ersten Sorgen um ihn, erwartend, daß der Abend und der Anblick ihrer Schwäche ihn willfährig machen wird, noch einmal bittet und fleht. Und wie er sie dann anschaut und gleichsam innerlich zusammenstürzt und zu tun verspricht, was sie fordert.

Wie er dann in Ansbach beim Lederhändler Hamecher auf den Warenballen sitzt, im langen öden Tor, oder auf den Stufen einer Kellertreppe, oder auf dem Speicher und träumt, träumt, träumt. Und wie sich Herrn Hamechers nachsichtige Verwunderung in Befremdung und dann in Entrüstung verwandelt und er dem Unbrauchbaren nach einem halben Jahr den Laufpaß gibt.

Wie dann Jason Philipp noch einmal Gnade für Recht ergehen läßt und einen neuen Schauplatz mit neuen Menschen für pädagogisch

erſprießlich hält, ſchon um Kantor Spindlers verhängnisvollen Einfluß zu mindern. Wie von Bayreuth geſprochen wird und wie niemand Daniels feuriges Erſchauern bemerkt, weil ihnen der Name Richard Wagners fremd iſt und der Name des dortigen Weinhändlers Maier vertraut. Wie er nach Bayreuth kommt, dem Jeruſalem ſeiner Sehnſucht, und ſich zum Scheinfleiß zwingt, um nur bleiben zu dürfen, wo Sonne, Luft und Erde, die Tiere, der Kehricht und die Steine jene Muſik aushauchen, von der Kantor Spindler geſagt, daß er ſie wohl ahne, aber zu alt ſei, um ſie zu faſſen oder zu lieben.

Und wie er ungeachtet ſeiner Bemühung, den Nützlichen zu ſpielen, Notenköpfe unter die Fakturen malt und in verlaſſenen Gewölben ſonderbare Geſänge vor ſich hinbrüllt und ein ganzes Faß mit Wein auslaufen läßt, weil auf ſeinen Knien aufgeſchlagen die engliſchen Suiten liegen.

Und wie er ſich ins Feſtſpielhaus zu einer Probe ſtiehlt, durch einen befliſſenen Wächter hinausgewieſen wird und dabei die Bekanntſchaft von Andreas Döderlein macht, der Profeſſor an der Muſikſchule in Nürnberg iſt und unermüdlicher Apoſtel des neuen Heilandes. Und wie Döderlein zu verſtehen und zu helfen nicht ungewillt ſcheint und viel Vergnügen über den urwüchſigen Enthuſiasmus und die flammende Hingabe ſeines Schützlings äußert. Und wie Daniel, berauſcht von der allgemeinen und unverbindlichen Verheißung einer Freiſtelle an der Schule des Profeſſors, bei Nacht und Nebel der Stadt den Rücken kehrt und ſich aufmacht, um zu Fuß nach Eſchenbach zu wandern; vor die Mutter hinſtürzt; ſich förmlich hinwühlt vor ihr; bettelt; beſchwört; faſt irre redet; ſie zu bewegen ſucht, Jaſon Philipps Sinn zu ändern, ihr zu erklären ſucht, daß ſein Leben, ſeine Seligkeit, ſein Blut und Herz an dieſem einen Einzigen hängt, und wie ſie nun hart wird, die ehedem Gütige, ſteinhart und eiskalt, und nichts verſteht, nichts ſpürt, nichts glaubt, nur das Schreckliche ſeiner unheilbaren Verſtörung, ſo nennt ſie es, empfindet.

Von alledem wäre zu erzählen, aber es sind Ereigniſſe, ſo ſelbſtverſtändlich in ihrer Folge wie daß Funken und Rauch Produkte des Feuers ſind; beſtimmbar jedenfalls, oft dageweſen und immer wieder in gleicher Weiſe wirkend.

Es ſind althergebrachte Vorurteile von Zigeunerhaftigkeit und Vagabundentum, die in Mariannes Seele niſten, denn all ihre Vorfahren und ihres Mannes Vorfahren haben ſich im Handwerk redlich ihr Brot verdient. Sie ſieht nicht ein, was durch die Freiſtelle an Döderleins Anſtalt gewonnen ſein ſoll, da Daniel ja nichts beſitzt, um ſein Leben zu friſten. Er hat beim Kantor Klavierſpielen gelernt, will ſich auf dem Inſtrument vervollkommnen und mit dieſer Fertigkeit ſeinen Unterhalt erwerben. Sie ſchüttelt den Kopf. Er ſpricht von der Größe der Kunſt, von der Beglükkung, die ein Künſtler geben, der Unſterblichkeit, die er erringen könne, und daß es ihm vielleicht vergönnt ſei, etwas zu machen, was nur Einer einmal zu machen imſtande ſei. Sie hält es für anmaßenden Wahn und lächelt verächtlich. Da wendet er ſich in ſeinem Innern von ihr ab, und ſie iſt ihm keine Mutter mehr.

Als Jaſon Philipp Schimmelweis vernahm, was im Werke war, ſcheute er die umſtändliche Reiſe nicht und erſchien in Mariannes Laden wie ein Racheengel. Daniel fürchtete ihn nicht mehr, weil er nichts mehr von ihm hoffte. Insgeheim mußte er lachen, als er den kurzen und kurzhalſigen Mann in ſeinem Grimm ſah. Dabei flackerten immer noch liſtige und ſpöttiſche Lichter über Jaſon Philipps rotwangiges Geſicht, denn er hatte eine zu hohe Meinung von ſich, um den nichtswürdigen Schwärmereien eines Neunzehnjährigen mit dem ganzen Gewicht ſeiner Perſönlichkeit entgegenzutreten.

Während er mit funkelnden Äuglein ſprach und das rote Zünglein einige widerſpenſtige Schnurrbarthaare von den beredten Lippen wiſchte, ſtand Daniel an den Türpfoſten gelehnt, hatte die Arme über der Bruſt verſchränkt und betrachtete bald ſeine Mutter,

die ſtumm und altgeworden in der Sofaecke ſaß, bald das Ölporträt ſeines Vaters, das ihm gegenüber an der Wand hing. Ein Jugendfreund Gottfried Nothaffts, ein Maler, der verſchollen war wie ſeine übrigen Bilder, hatte es verfertigt; es zeigte einen Mann von ernſter Haltung und erinnerte an einen der fürſtlich ausſehenden Zunftmeiſter des Mittelalters. Da erkannte Daniel den Weg, der ihn durch die Geſchlechterreihe dorthin geführt hatte, wo er war.

Und als er nun in Jaſon Philipps Geſicht ſchaute, glaubte er die Unruhe des ſchlechten Gewiſſens darin wahrzunehmen. Der Mann handelte nicht aus einer Überzeugung, ſo ſchien es ihm, der Mann war von vornherein entſchloſſen, nicht zu wollen. Und ferner ſchien es ihm, daß nicht bloß der eine Mann und ſein zufällig begründeter Zorn, ſondern daß eine ganze Welt gegen ihn in Waffen ſtand und zu ſeiner Verfolgung verſchworen war. Er hatte keine Luſt mehr, das Ende von Jaſon Philipps oratoriſcher Leiſtung abzuwarten und verließ die Stube.

Jaſon Philipp erblaßte. „Täuſchen wir uns nicht, Marianne, du haſt eine Schlange an deinem Buſen genährt," ſagte er.

Daniel ſtand vor dem Wolframs-Brunnen auf dem Platz und ließ ſich vom Purpur der untergehenden Sonne beſtrahlen. Ringsum glühten die Steine ſowie die gekreuzten Balken in den Häuſermauern, und die Mägde, die mit Waſſereimern kamen, blickten verwundert in die Lichtfülle des Himmels. In dieſer Stunde wurde ihm die Heimat teuer. Als Jaſon Philipp den Platz betrat, an deſſen Ecke die Poſtkutſche harrte, war er beſtrebt, von Daniel nicht geſehen zu werden, und machte hinter ihm einen Bogen. Aber Daniel drehte ſich um und heftete ſeine Augen feſt auf den eilig ſchreitenden und verbiſſen zur Seite ſchauenden Mann.

So begibt es ſich immer wieder. Und daran, daß der Flüchtling ſich wendet und dem Verfolger Schrecken einjagt, iſt auch nicht viel Wunderbares.

Daniel ſah, daß ſeines Bleibens bei der Mutter nicht war. Er konnte der Mutter nicht auf der Taſche liegen. Sie war arm und vom Gutdünken eines tyranniſchen Verwandten abhängig. Den ungeſtümen Drang niederhaltend, zwang er ſich zu kühlem Bedacht und ſetzte ſich einen Plan. Es war notwendig zu arbeiten und ſo viel zu verdienen, daß er über Jahr und Tag zu Andreas Döderlein gehen und ihn an ſein großmütiges Anerbieten mahnen konnte. Er ſtudierte Zeitungsinſerate und ſchrieb Briefe. Eine Druckerei in Mannheim ſuchte eine Hilfskraft für Korreſpondenzen. Da er ſich mit dem niedrigen Lohn einverſtanden erklärte, forderte man ihn auf, zu kommen. Marianne gab ihm das Reiſegeld.

Drei Monate hielt er es dort aus, dann wurde ihm der Plage zu viel. Dann ſchuftete er ſieben Monate lang bei einem Baumeiſter in Stuttgart, dann vier Monate bei der Kurverwaltung in Baden-Baden, dann ſechs Wochen in einer Zigarettenfabrik bei Kaiſerslautern.

Er lebte wie ein Hund. Aus Furcht vor Geldausgaben mied er jeglichen Verkehr. Er war grenzenlos einſam. Vor Darben und Hungern wurde er mager wie ein Strick. Die Wangen fielen ihm ein, und die Glieder ſchlotterten in den Gelenken. Er nähte und flickte ſeine Kleider ſelbſt, und um die Stiefel zu ſchonen, nagelte er Hufeiſen an die Abſätze und breite Stifte in die Sohlen. Das Ziel hielt ihn aufrecht; Andreas Döderlein winkte in der Ferne.

Jeden Abend zählte er die Summe, die er erſpart hatte. Und als er endlich, nach ſechzehn Monaten der Entbehrungen, zweihundert Mark im Vermögen hatte, glaubte er den großen Schritt wagen zu dürfen. Nach ſeinen Berechnungen und dem Maßſtab, den ihm ſein bisheriges Leben geliefert hatte, meinte er von dem Gelde fünf Monate zehren zu können, und im Verlauf dieſer Zeit konnten ſich ja neue Quellen erſchließen. Er hatte viele Menſchen kennengelernt und viele

Verhältniſſe erfahren, aber in Wirklichkeit hatte er nichts kennengelernt und nichts erfahren, denn er hatte in der Welt geſtanden wie eine Laterne mit verdecktem Licht. Da er, um zur Erwerbsarbeit tauglich zu bleiben, mit ungeheurer Energie ſeinem Geiſt die angeborene Betätigung mit dem Hinweis auf die Zukunft verwehrt hatte, befand ſich nun ſein Inneres in der Glut eines Hochofens.

Auf der Wanderſchaft nährte er ſich von trockenem Brot und Käſe, wie er es gewohnt war. Aus den Büchern und Notenheften, die er beſaß, hatte er ein Paket gemacht und es an das Nürnberger Bahnamt geſchickt. Es waren Vorfrühlingstage, und wenn das Wetter ſchön war, ſchlief er im Freien, wenn es regnete, kroch er in einen Schuppen. Sein Bündel benutzte er als Kopfkiſſen, der verſchliſſene Mantel ſchützte ihn vor dem Nachtfroſt. Nicht ſelten fand er freundliche Aufnahme und eine Mahlzeit bei Bauersleuten; bisweilen auch ſchloß ſich ihm ein walzender Handwerksburſche an, aber ſeine Schweigſamkeit verſcheuchte den Weggenoſſen bald.

Einmal kam er in der Nähe von Kitzingen zu einem vergitterten Park. Unter einem Ahornbaum ſaß ein junges Mädchen in weißem Gewand und las in einem Buch. Eine Stimme rief: „Sylvia!" worauf ſich das Mädchen erhob und mit unvergeßlicher Anmut der Tiefe des Gartens zuſchritt.

Sylvia, dachte Daniel, es klingt wie aus einer beſſeren Welt. Ihm graute vor dem Los, draußen ſtehen zu müſſen vor dem Gitter, das den Augen alles gab und den Händen alles verſagte.

10

Sein erſter Gang war zu Andreas Döderlein. Es wurde ihm mitgeteilt, der Herr Profeſſor ſei verreiſt. Zwei Wochen ſpäter ſtand er wieder in dem alten Haus auf der Füll. Nun hieß es, der Herr Profeſſor ſei heute nicht zu ſprechen. Sehr entmutigt, doch um

seiner Sache nichts schuldig zu bleiben, kam er nach drei Tagen zum drittenmal und wurde empfangen.

Er trat in ein überheiztes Zimmer, in welchem der Professor in einem Lehnstuhl saß, sein Töchterchen, ein Kind von etwa acht Jahren auf den Knien und eine stattliche Puppe im rechten Arm hielt. Die weißen Ofenkacheln waren mit bildlichen Darstellungen aus der Nibelungensage geschmückt, auf Tisch und Stühlen lagen Notenhefte, die Fenster hatten Butzenscheiben, und in einer Ecke befand sich allerlei Gestrüpp, mit Pfauenfedern, farbigen Tüchern und chinesischen Fächern künstlich gruppiert, eine Zusammensetzung, die den Namen Makartbukett trug und in der Mode war.

Döderlein stellte das Mädchen auf die Erde, gab ihm die Puppe und richtete sich zu seiner Riesengröße auf, was ihm offensichtlichen Genuß verschaffte. Sein Hals war so dick, daß das Kinn wie auf einer weißen Gallertmasse ruhte.

Er schien sich Daniels nicht zu erinnern. Stichworte mußten die Fülle seiner Gesichte zerteilen, dann schlenkerte er mit einem Knallgeräusch zwei Finger, zum Zeichen, daß sein Geist die gewünschte Haltestation erreicht hatte. „Ja, ja! Ja freilich; gewiß, gewiß, mein lieber junger Mann; aber wie denken Sie sich das eigentlich? Gerade jetzt, wo alle Plätze so dicht besetzt sind wie eine krumenbestreute Straße von Spatzen. Möglich, daß man im Herbst darüber sprechen könnte. Ja, im Herbst, da ließe sich die Angelegenheit erwägen."

Eine Pause, die durch ein halbes Dutzend Hms den Charakter tiefsinnigen Bedauerns erhielt. Und sei man denn echter Begabung so sicher? Habe man auch in Betracht gezogen, daß die Kunst mehr und mehr zum Tummelfeld für die Unreifen und Gescheiterten werde? Gar zu schwer seien die Schafe von den Böcken zu scheiden. Und schließlich, die Begabung vorausgesetzt, wie verhalte es sich denn mit der moralischen Kraft? Es sei doch unbestreitbar, daß darin der Kernpunkt der Frage zu suchen sei; oder nicht? Habe man eine andere Meinung darüber?

Wie im Nebel gewahrte Daniel, daß das kleine Mädchen an ihn herantrat und ihn mit einem seltsam prüfenden, seltsam ungerührten Blick betrachtete. Beinahe hätte er die Hand ausgestreckt, um die Augen des Kindes zuzudecken, dessen Art ihm in einer geisterhaften Vorahnung unheimlich war.

„Es tut mir herzlich leid, daß ich Ihnen keine tröstlicheren Aussichten eröffnen kann," tönte wieder die ölige und von ihrem eigenen Klang freudig gehobene Stimme Andreas Döderleins an sein Ohr, „aber wie gesagt, vor dem Herbst ist nichts zu hoffen. Lassen Sie mir jedenfalls Ihre Adresse hier. Schreiben Sie Ihre Adresse auf diesen Zettel. Oder nicht? Wie Sie wollen. Adieu, junger Mann; adieu."

Döderlein geleitete ihn bis zur Türe, kehrte hierauf zu seiner Tochter zurück, nahm sie wieder auf die Knie, die Puppe wieder auf den Arm und sagte: „Die Menschen, meine liebe Dorothea, sind ein armseliges Geschlecht. Vergleiche ich sie mit den Spatzen auf der Landstraße, so tue ich, scheint mir, den Spatzen wenig Ehre an. Hach, du lieber Gott! Schreibt nicht einmal seinen Namen auf den Zettel. Gekränkt! Ei, ei, ei! Ihr komischen Menschen, ihr! Schreibt seinen Namen nicht; ei, ei, ei!"

Er summte das Walhalla-Motiv, und Dorothea beugte sich über die Puppe und küßte kokett lachend deren Wachsgesicht.

Daniel, vor dem Hause stehend, biß die Lippen zusammen wie ein Fiebernder, der seine Zähne am Klappern verhindern will. Warum, fragte ihn die tiefe Seele, warum bist du in ihren Schreibstuben gesessen und hast die Zeit vertan? Warum hast du für jene deinen Leib gemartert und mir die Flügel gebunden? Warum warst du taub gegen mich und wolltest Früchte sammeln, wo nur Steine sind? Warum bist du feig vor deinem Schicksal geflohen in ihre Schreibstuben, zu ihren Warenhäusern, zu ihren Geldschränken, zu ihrer traurigen Geschäftigkeit? Nur um dieser Stunde willen? Armer Narr!

Nie mehr, Seele, antwortete er, nie mehr.

Anfangs hatte Marianne hie und da eine kurze Nachricht von Daniel erhalten. Dies geschah immer spärlicher; im zweiten Jahr schickte er ihr bloß zu Weihnachten ein paar Zeilen.

Um die Zeit, als er seine letzte Arbeitsstelle verließ, schrieb er auf einer Postkarte, daß er seinen Aufenthaltsort wieder einmal verändere, aber daß er nach Nürnberg ging, unterließ er ihr mitzuteilen. Frühling und Sommer verflossen, da wurde ihr zwischen Furcht und Hoffnung schwankendes Gemüt durch einen Brief Jason Philipps grausam aus der Unentschiedenheit gescheucht.

Er schrieb, Daniel treibe sich in Nürnberg herum; er habe ihn vor einigen Tagen zufälligerweise unter den Meßbuden auf der Insel Schütt gesehen, in einem Aufzug, den zu schildern die Feder sich sträube. Als er ihn stellen gewollt, sei er verschwunden gewesen. Was ihn in die Stadt geführt, darüber könne er, Jason Philipp, keine Auskunft geben, aber es sei zehn gegen eins zu wetten, daß wieder ein ganz niederträchtiger Streich zugrunde liege, denn der Bursche habe nicht ausgesehen wie einer, der sich anständig durchbringt. Er schlage Marianne vor, zu kommen und bei der Razzia auf den Strolch zu helfen, man müsse, ehe es zu spät sei, verhindern, daß der unbescholtene Name, den er trage, dauernd verunglimpft werde. Als Reisebeitrag sende er hierzu fünf Mark in Briefmarken.

Mittags hatte Marianne den Brief erhalten, hatte Laden und Haus verschlossen, um zwei Uhr befand sie sich auf dem Ansbacher Bahnhof, und um vier Uhr kam sie in Nürnberg an. Ihr Köfferchen in der Hand tragend, fragte sie sich von Straßenecke zu Straßenecke nach der Plobenhofgasse durch.

Therese saß hinter der Ladenkasse. Das braune Haar auf ihrem viereckigen Bauernkopf war glatt frisiert. Zwanziger, der sommersprossige Gehilfe, war mit dem Auspacken von Büchern beschäftigt. Therese begrüßte die Schwester scheinbar freundlich, verließ aber

ihren Platz nicht, sondern reichte bloß die Hand über das Tintenfaß hinüber und musterte Mariannes armselige Erscheinung, die verschossene Mantille und das altmodische Stoffhütchen, dessen schwarze Sammetbänder unter dem Kinn zur Masche geknüpft waren.

„Geh einstweilen hinauf," sagte sie, „unterhalte dich mit den Kindern, Ricke soll deinen Koffer holen."

„Wo ist dein Mann?" fragte Marianne.

„Bei einer Wählerversammlung," antwortete Therese mürrisch; „sie können sich ja nicht versammeln, wenn er fehlt."

Jetzt trat ein Mann im Arbeitskittel in den Laden und fing an, mit leiser, aber erregter Stimme auf Therese einzusprechen. „Ich habe das Werk gekauft, das Werk ist mein Eigentum," sagte der Mann, „und wenn man mit der Rate mal aussetzt, so ist das kein Grund, daß man sein Eigentum verliert. Das sind Praktiken, Frau Schimmelweis, Praktiken sind das."

„Was hat denn Herr Wachsmuth von uns bezogen?" wandte sich Therese an den Gehilfen Zwanziger.

„Schlossers Weltgeschichte," war die prompte Erwiderung.

„Da müssen Sie halt Ihren Vertrag lesen," sagte Therese zu dem Arbeiter, „im Vertrag ist alles festgesetzt."

„Das sind Praktiken, Frau Schimmelweis, Praktiken sind das," wiederholte der Mann, als ob in diesem Ausdruck alles enthalten sei, was ihm an vernichtendem Urteil zu Gebote stand; „unsereiner will sich fortbringen, unsereiner will was lernen; gut, denkt man, kaufst dir ein Buch, rückst um eine Charge hinauf in deinen Kenntnissen. Gut, man geht zu einem Parteifreund, man geht zum Buchhändler Schimmelweis, da ist man geborgen, denkt man. Für schwere sechzig Mark schafft man sich eine Weltgeschichte an, rackert sich die Raten vom Lohn ab, und auf einmal, mir nichts, dir nichts, wenn man schon die Hälfte gezahlt hat, soll man sein Eigentum wieder verlieren, weil man zweimal im Rückstand geblieben ist. Das sind Praktiken, Frau Schimmelweis, Praktiken sind das."

„Leſen Sie Ihren Vertrag," ſagte Thereſe, „da iſt jeder Punkt feſtgeſetzt."

„Kein Wunder, daß man dabei reich wird," fuhr der Arbeiter mit immer lauter werdender Stimme fort und blickte zornig auf Jaſon Philipp, der mit eingedrücktem Hut und kotbeſpritzter Hoſe eben zur Ladentür hereinſchoß, „kein Wunder, daß man ſich Häuſer kaufen und in Grundſtücken ſpekulieren kann. Jawohl, Schimmelweis, das ſind Praktiken, und ich pfeif auf Ihren Vertrag. Von allen Seiten hört mans ja, wie Sies treiben, was für eine Fuchsfalle das iſt mit den Ratenzahlungen und wie Sie den Arbeiter bewuchern. Erſt wird ihm die Bildung angeprieſen, und dann wird er geſchröpft damit. Pfui Teufel!"

„Nehmen Sie ſich zuſammen, Wachsmuth!" rief Jaſon Philipp ſtreng.

Wachsmuth ergriff ſeine Kappe und ſchlug die Ladentüre hinter ſich zu.

Marianne Nothaffts Augen liefen mechaniſch über die Titel einer Reihe feuerfarbener Broſchüren, die auf dem Tiſch ausgebreitet waren. Sie las: „Auf zur Entſcheidungsſchlacht"; „Moderne Sklavenhalter"; „Dem Armen ſein Recht"; „Chriſtentum und Kapitalismus"; „Die Verbrechen der Bourgeoiſie". Obwohl ihr dieſe Schlagworte nichts bedeuteten und nichts ſagten, ſpürte ſie in ihrer Bruſt auf einmal wieder jenen alten, ſchon vergeſſenen Haß gegen die Maſchine.

12

„Laß mir ein Butterbrot ſchneiden, Thereſe," befahl Jaſon Philipp, „der Magen kracht mir."

„Haſt du denn im Wirtshaus nichts gegeſſen?" fragte Thereſe mißtrauiſch.

„Ich war nicht im Wirtshaus." Jaſon Philipps Augen blitzten, und er ſchüttelte den Kopf wie ein Löwe.

Da ging Thereſe, um das Butterbrot zu holen, und es war eigentümlich, wieviel Argwohn und Widerſpruch ſie in die Langſamkeit ihres Schrittes zu legen vermochte. Ihre Tochter Philippine kam aber ſchon mit dem Butterbrot über die Stiege herunter.

Jetzt erſt gewahrte Jaſon Philipp ſeine Schwägerin. „Da biſt du ja, wie klein du dich machſt," ſagte er flüchtig überraſcht und reichte ihr die rundliche Hand. „Thereſe ſoll dir die Kammer unterm Speicher geben, da haſt du eine hübſche Ausſicht auf die Pegnitz."

Thereſe reichte ihm das Butterbrot. Er beroch es und runzelte die Stirn, weil es ſo dünn beſtrichen war, hatte aber nicht den Mut, ſich tadelnd darüber zu äußern. Er biß hinein, und mit vollen Backen wandte er ſich neuerdings an die ſchweigende Marianne.

„Na, dein Filius iſt alſo wieder abgängig. Schöne Geſchichte das. Wird noch im Zuchthaus enden, der ſaubere Herr. Das beſte wäre, ihn nach Amerika zu ſpedieren, aber wie wir ſeiner habhaft werden ſollen, iſt mir noch unklar. Polizeilich gemeldet iſt er nicht, und ich weiß eigentlich gar nicht, wozu du da biſt. War eine Übereilung von mir, dich kommen zu laſſen."

„Wenn ich nur wüßte, wovon er lebt," flüſterte Marianne beklommen.

„Neulich hab ich irgendwo geleſen," fuhr Jaſon Philipp erzählerbehaglich fort, „daß aus einem zoologiſchen Garten eine Giraffe durchgebrannt war. Von Giraffen haſt du doch gehört? Es ſind langhalſige Vierfüßler, die ſehr albern und bockig ſind. Das dumme Vieh war in einen Wald gelaufen und die Leute wußten nicht, wie ſie es fangen ſollten. Da hing ein Wärter die Stallaterne vor ſeine Bruſt und ein Bündel Heu auf den Rücken, und mit ſinkender Nacht begab er ſich in den Wald. Die Giraffe erblickt kaum den Laternenſchein, als ſie neugierig herzurennt. Der Mann dreht ſich um, ſie riecht das Heu, ſie zupft und frißt, der Mann geht weiter, ſie zupft und frißt weiter, und ſo bringt er die Beſtie wieder in den Käfig. Was meinſt du, könnteſt du nicht deinen Daniel, wenn ihn

der Hunger piesakt, auch mit ein bißchen Heu wieder kirre machen? Denk mal drüber nach."

Jason Philipp lachte vergnügt und Zwanziger grinste. Dieser besaß in seinem Prinzipal eine Quelle des Witzes, und wenn er am Abend im „Bärleinhuter" oder im „Gläsernen Himmel" beim Bier saß, ergötzte er die Zechgenossen mit Schimmelweisschen Geistesblüten und fand vielen Beifall.

Ein magerer Greis, der Glacéhandschuhe und einen Zylinderhut trug, betrat den Laden. Es dämmerte, er hatte sich draußen vorsichtig umgesehen, nun ging er eilig auf Jason Philipp zu und sagte mit einer gebrochenen Fistelstimme: „Also, was ists mit den Neuigkeiten? Was haben wir Schönes?" Er rieb sich die Hände und stierte unter dünnen, roten Lidern blöde vor sich hin. Es war der Graf Schlemm-Nottheim, ein Vetter des liberalen Parteihauptes, des Freiherrn von Auffenberg.

„Stehe ganz zu Diensten, Herr Graf," sagte Jason Philipp, stramm wie ein Unteroffizier, wenn er vom Hauptmann angesprochen wird.

Er führte den Grafen in eine Ecke des Raumes und sperrte einen schweren Eichenschrank auf. In diesem lagen die vom Staatsanwalt verbotenen erotischen Druckwerke, die nur unter der Hand und an verläßliche Personen verkauft werden konnten.

Jason Philipp tuschelte, und der alte Graf wühlte mit gierigen Fingern in einem Bücherhaufen.

13

Im finstern Treppenhaus erklomm Marianne die steile Stiege und läutete vor einem Gitter. Sie mußte der Magd sagen, wer sie war, auch den Kindern mußte sie ihren Namen nennen. Ihre stadtfremde Höflichkeit erweckte bei den Kindern ein Gelächter. Die zwölfjährige Philippine tat hochmütig und wackelte beim Gehen

mit den Hüften. Alle drei hatten den viereckigen Kopf der Mutter und eine käſige Geſichtsfarbe.

Die Magd brachte das Köfferchen, dann kam auch Thereſe und half der Schweſter beim Auspacken. Mit ihrer ſpitzen und liebloſen Stimme ſtellte ſie viele Fragen, wartete aber nicht die Antwort ab, ſondern berichtete von Heiraten, Entbindungen und Todesfällen, die ſich in der Stadt ereignet hatten. Sie vermied es, dem Blick Mariannes zu begegnen, da ſie ſich Gedanken darüber machte, wie lange der Beſuch der Schweſter wohl dauern und welche Unkoſten daraus entſtehen würden.

Von Daniel ſprach ſie nicht. Ihr Schweigen verurteilte ihn mehr als ihres Mannes biſſige Reden es taten. Sie hielt unerſchütterlich an beinahe religiöſen Vorſtellungen der Gehorſamspflicht der Kinder gegen die Eltern feſt und traute Marianne nicht die Kraft zu, das Verbrechen an dieſem heiligen Gebot zu ahnden.

Als Marianne wieder allein war, ſetzte ſie ſich ans Fenſter der Kammer und ſah traurig auf den Fluß hinunter. Das gelbe Waſſer glitt wellenlos dahin und umſpülte die Mauern der gegenüberliegenden Häuſer. Sie konnte die Muſeumsbrücke und die Fleiſchbrücke überſchauen, und das Menſchengewühl auf den Brücken beunruhigte ſie.

Sie ging auf die Straße und blieb am Kopf der Muſeumsbrücke ſtehen. Sie war der Meinung, jeder in der Stadt wohnende Menſch müſſe einmal hier vorüberkommen. Ihr aufmerkſamer Blick durchforſchte alle Geſichter, und wo ihm eins entſchlüpfte, verfolgte er die in den Abend ſchwindende Geſtalt. Es kamen immer weniger Menſchen, je ſpäter es wurde.

Des Nachts lag ſie wach und lauſchte den dumpf klingenden Schritten der Spätlinge, und am andern Tag wanderte ſie vom frühen Morgen bis in die Dämmerung ſtraßauf, ſtraßab. Was ſie ſah, machte ihr das Herz ſchwer, die Menſchen erſchienen ihr wie ſtumme Tiere, geplagt und böſe, die engen Gaſſen raubten ihr den Atem und der Lärm benahm ihr die Sinne.

Aber sie wurde nicht müde, zu suchen.

Am fünften Tag kam sie erst gegen zehn Uhr abends nach Hause und Therese, die schon zu Bett gegangen war, schickte ihr einen Teller Linsensuppe. Während sie ihn hungrig auslöffelte, vernahm sie Schritte auf dem Flur, ein Klopfen an der Türe, und Jason Philipp trat ein. „Komm mal gleich mit mir," war alles, was er sagte, aber sie begriff. Mit zitternden Händen warf sie ein Tuch um die Schultern, denn die Oktoberabende waren schon kalt, und folgte ihm schweigend.

Sie gingen zur Adlergasse bergan, bogen in diese hinein, dann nach wenigen Schritten in ein schmales und finsteres Gäßchen zur Rechten. Über einem Tor hing eine Laterne, auf deren grünen Scheiben die Worte standen: „Zum Jammertal". Grün beleuchtet war auch die steinerne Treppe, die in den Keller führte, die Fässer unten und der mit Bänken und Tischen versehene öde Gastraum. Eine sauer schmeckende Weinluft drang empor.

Neben dem Eingang befand sich ein vergittertes Fenster. Dort machte Jason Philipp halt und winkte Marianne zu sich hin.

An den langen Tischen drunten saß eine wunderliche Gesellschaft, junge Leute, wie man sie nirgends sonst in Häusern und nur selten auf den Straßen sieht. Die Not schien sie zusammengeworfen, die Nacht aus ihren Schlupfwinkeln gelockt zu haben; Schiffbrüchige, die an verlassener Küste in eine Höhle geflohen sind. Sie hatten lächerlich bunte Krawatten und traurig fahle Mienen, und das grüne Licht ließ sie noch leichenhafter aussehen. Seit langem hatte kein Haarkünstler eines ihrer Häupter berührt, seit langem kein Schneider Hand an sie gelegt. So schienen sie in mehr als einem Betracht Verächter des Handwerks zu sein.

Zwei alte Kerle saßen abseits, zwei Säufer, nicht in guten Umständen, aber einigermaßen erstaunt über die acherontische Sippe. Denn sie empfingen schließlich doch am Samstag ihren Wochenlohn, und jene lebten sichtlich ohne Lohn dahin, seit Jahren.

In einer halbdunklen Ecke vor dem Klavier aber ſaß einer und hämmerte gewaltig auf die Taſten. Er hatte keine Notenblätter vor ſich, er ſpielte aus dem Gedächtnis. Das Inſtrument röchelte; die Saiten ſchepperten kläglich; die Pedale ächzten; doch der Spieler war ſo behext von ſeiner Produktion, daß ihn die Mängel der Materie wenig kümmerten. Wie ſinnlos auch das Getöſe klang, die ſchrill tobenden Akkorde, die wüſten Aufſchreie des Diskants, die gejagten Triolen und brodelnden Tremolos im Baß, ſo gab doch die Ergriffenheit des Spielers, die Ekſtaſe und der erdferne Rauſch, worin er ſich befand, der Szene eine Melancholie und eine Feierlichkeit, die des grünen Kellers und der troglodytiſch fahlen Zuhörerſchaft nicht bedurft hätte, um ſo zu wirken, wie ſie wirkte.

Marianne hatte in dem Spieler ſogleich Daniel erkannt. Sie mußte ſich am Fenſtergitter feſthalten und die Knie gegen das Geſimſe ſtemmen. Jaſon Philipp galt nicht umſonſt für einen Mann von humoriſtiſcher Anlage; das Bild von Daniel in der Löwengrube war zu verführeriſch, und er raunte die Worte in Mariannes Ohr. Aber das Fenſter war offen, und da ſich das Muſikſtück eben zu einer Fermate geſteigert hatte, drang ſeine Stimme bis hinunter und einige an der Tafelrunde ſchauten hinauf. Marianne war unbeſonnen; ſie glaubte, der Vortrag ſei zu Ende und rief, matt und furchtſam: „Daniel!“

Daniel ſprang empor, ſtarrte nach der Ruferin, ſah Jaſon Philipps höhniſches Geſicht, ſtürzte zur Tür, zur Treppe und in drei Sätzen die Treppe hinan.

Er ſtand in der Torwölbung und ſeine Lippen wollten Worte rufen. Der unſelige Menſch, dachte Marianne, und ihr war, als könne ſie das Wort, vor dem ſie zitterte, zurückzwingen in die Bruſt, in der es geboren wurde.

Vergebens, das Wort wurde ausgeſprochen. Er wolle die Mutter nicht mehr ſehen; er wolle mit ſich ſelber und für ſich ſelber leben, er wolle frei ſein, er brauche niemand, er wolle frei ſein.

Jason Philipp schleuderte dem Frevler einen Blick der Verachtung zu und zog Marianne mit sich fort. Noch an der Ecke des Gäßchens vernahmen sie die aufgeregten Stimmen der Leute vom Jammertal.

Am andern Morgen kehrte Marianne nach Eschenbach zurück.

Feinde, Brüder, Freund und Maske

I

Daniel hatte sich bei dem Bürstenmacherehepaar Hadebusch eingemietet, auf dem Jakobsplatz hinter der Kirche.

Damals im März war es noch recht kalt geworden, und Frau Hadebusch hatte eine abergläubische Furcht vor Kohlen, die sie als Teufelsdreck bezeichnete. Hinten im Hof war das Holzlager, davon nahm sie die Scheite, mit denen die Öfen geheizt wurden. Aber diese Scheite waren teuer; hätte Daniel das eiserne Öfchen in seiner Mansardenstube mit so kostbarer Nahrung gespeist, so hätte die Monatsrechnung eine unerschwingliche Höhe erreicht. Er zahlte sieben Mark für die Stube und rechnete immer wieder, um seine Freiheit durch keinen vergeudeten Groschen zu verkürzen.

So saß er frierend bei seinen Büchern und Heften, bis endlich Frühlingswärme durch die offenen Fensterluken zog. Die Bücher holte er sich gegen Entrichtung von sechs Pfennigen für den Band von einer Leihbibliothek am Königstor. Achim von Arnim und Jean Paul waren in jener Zeit seine Dichter; bei dem einen fand er die Welt außen wunderbar geschmückt, bei dem andern innen.

Mit dem Meldezettel Daniels, auf welchem er sich Musiker nannte, kam Frau Hadebusch in die Wohnstube, die, wie alle Räume im Haus, wie für Zwerge gebaut war und, wie gleichfalls alle Räume, nach Leim und Laugenwasser duftete. Es hatten sich dort, da es Feierabend war, Herr Francke und Herr Benjamin Dorn niedergelassen, die Mieter des Mittelstocks, ferner der Sohn der

Frau Hadebuſch, der ſchwachſinnig war und grinſend auf der Ofenbank hockte.

Herr Francke war Stadtreiſender für ein Zigarrengeſchäft und galt bei den weiblichen Dienſtboten der Umgebung als ein gefährlicher Herzensdieb; Benjamin Dorn war Schreiber bei der Verſicherungsgeſellſchaft Prudentia, gehörte einer Methodiſtengemeinde an und ſtand wegen ſeiner gottgefälligen Lebensführung bei allen reſpektablen Leuten in Reſpekt.

Das Schriftſtück wurde von den Herren eingehend und mit gerunzelten Stirnen geprüft, und Herr Francke äußerte ſich dahin, daß ein Muſiker, von dem man keine Muſik vernehme, mit nichten als Muſiker zu betrachten ſei.

„Wird die Baßgeige oder das Flügelhorn, oder was er ſonſt gelernt hat, ins Pfandhaus getragen haben," ſagte er geringſchätzig; „vielleicht kann er nur trommeln, und das kann ich auch, wenn man mir eine Trommel gibt."

„Ja, eine Trommel muß man haben, um trommeln zu können," bemerkte Benjamin Dorn; „es iſt jedoch die Frage, ob ſich ſo ein Gewerbe mit den Grundſätzen chriſtlicher Beſcheidenheit verträgt." Er legte den Finger an die Naſe und fügte hinzu: „Es iſt eine Frage, die ich, in aller Demut verſteht ſich, in aller Demut verneinen möchte."

„Er hat gar keine Verwandten, ſagt er, und gar keine Bekannten," jammerte Frau Hadebuſch mit einer Stimme, die klang, wie wenn man Rüben auf einem Reibeiſen ſchabt, „und gar keine Stellung und gar keine Ausſichten und von Stiefeln und Kleidern nichts, als was er auf dem Leibe trägt. Mein Lebtag hab ich keinen ſolchen Zimmerherrn gehabt."

Der Meldezettel flatterte auf den Boden, von wo ihn der ſchwachſinnige Hadebuſch junior aufhob, eine Tüte daraus drehte und dieſe in den Mund ſteckte, um Trompete zu blaſen, eine Prozedur, bei welcher das wichtige Dokument allmählich aufgeweicht und ſo ſeiner Beſtimmung entzogen wurde. Frau Hadebuſch hielt

zu wenig von den polizeilichen Vorschriften, um sich in der Folge noch einmal um ihre Vermieterinnenpflicht zu kümmern.

Herr Francke nahm ein Paket schmieriger Karten aus der Tasche und begann zu mischen. Frau Hadebusch kicherte gleich einer Hexe, wenn es im Kamin raschelt, der Methodist bezwang seine frommen Skrupel und zählte Pfennige auf das Tischbrett, und der Stadtreisende stülpte die Rockärmel hoch, als sei er im Begriff, einem Huhn den Hals abzuschneiden.

Es dauerte nicht lange, so erhob sich ein mißtönendes Gezänke, da Herr Francke zur Göttin Fortuna in einem etwas gewalttätigen Verhältnis stand. Der alte Bürstenmacher steckte den Kopf in die Tür und fluchte, der Schwachsinnige blies träumerisch die papierene Trompete, und die vorhin so friedfertig gewesene Gesellschaft stob wutschnaubend auseinander.

2

Daniel wanderte zur Burg hinauf, an den Wällen entlang, über die Brücken und die Stege.

Es war seine Jugend, die ihn die Nacht so lieben ließ, daß er die Menschheit vergaß und sich wie allein auf der Erde erschien; die Jugend, die ihn den Dingen mit Inbrunst überlieferte und ihn fähig machte, Melodien wie Geisterblumen um alles zu flechten, was sichtbar war; Melodien, die so zärtlich, so beredt, so schwebend keine Feder jemals zu Papier gebracht hat und die dahinstarben, wenn die Hand sich ihrer bemächtigen wollte.

Aber es war auch die Jugend, die beim Blick auf gemütlich erleuchtete Fenster sein Auge gehässig entzündete und mit Bitterkeit gegen die Zufriedenen, die Gleichgültigen, die Fremden, ewig Fremden, nichts von ihm Wissenden seine Brust erfüllte.

Er war klein und groß; klein vor der Welt, groß vor sich selbst. Er war ein Gott, wenn die Töne aus ihm sprühten wie Funken von einem Amboß, und ein Ausgestoßener, wenn er im finstern Hof

hinterm Stadttheater wartete, bis der Schlußchor der Oper Fidelio durch die Mauern zu ihm drang.

Von überall her rauschten die Quellen, aus Kinderaugen und von den Sternen. Es gab keine Grenze mehr, sein Tag war eine Wildnis, sein Hirn ein durstiges Ackerfeld im Regen, seine Gedanken Sturmvögel, seine Träume Leben über dem Leben.

Er nährte sich von Brot und Obst, nur jeden dritten Tag erlaubte er sich ein warmes Nachtessen in der Wirtschaft zum weißen Turm. Da lauschte er manchmal verstohlen der ungewöhnlich klingenden Unterhaltung einiger junger Leute, und brennend erwachte in ihm das Verlangen nach Aussprache mit Gleichgestimmten. Aber als ihn die Brüder vom Jammertal in ihre Mitte nahmen, glich er doch einem Robinson oder Selkirk, den man von seiner Insel entführt.

3

Benjamin Dorn hatte ein mitleidiges Gemüt, und die Begierde, eine verlorene Seele zu retten, verlieh ihm den Mut, Daniel Nothafft einen Besuch abzustatten. Er humpelte mit seinem Klumpfuß die krachende Stiege hinauf und klopfte schüchtern an die Tür.

„Kann ich Ihnen, mein Herr, vielleicht in christlicher Weise mit etwas dienen?" fragte er, nachdem er sich geschneuzt hatte.

Daniel starrte ihn verwundert an.

„Ich könnte Ihnen, mein Herr, natürlich ganz uneigennützig, in christlicher Weise, zu einer Anstellung verhelfen. Bei der Prudentia gibt es mancherlei zu arbeiten. Ich würde sicher keine Fehlbitte bei Herrn Zittel tun. Herr Zittel ist Bureauchef, mein Herr. Auch beim Herrn Generalagenten Diruf stehe ich in Gunst. Und mit Herrn Inspektor Jordan verkehre ich fast täglich. Herr Inspektor Jordan ist ein äußerst gebildeter Mann. Seine Tochter Gertrud ist von mir in christlicher Weise erleuchtet worden. Sie hat Anteil an der Gnade erlangt, mein Herr. Wenn Sie sich mir anvertrauen

wollen, betreten Sie einen heilsamen Weg. Ich bin immer bemüht. Ohne unbescheiden zu sein, darf ich sagen, daß ich mit der Bemühung geboren bin."

Er sah aus wie ein Flickwerk aus Übelkeit, Trübsal und Gottgefälligkeit, und sein Rockkragen war zerfranst.

„Lassen Sies nur gut sein," entgegnete Daniel, „Sie sehen ja, es geht mir ganz erträglich."

Der fromme Versicherungsschreiber seufzte und wischte mit dem Handrücken ein Tröpfchen von seiner Nase. „Beherzigen Sie, mein Herr, das Wort Salomonis: Hochmut erniedrigt den Menschen, wer aber demütig ist im Geiste, erlangt Ehre."

„Ich wills beherzigen," sagte Daniel trocken und beugte sich wieder über das Notenblatt, an dem er schrieb.

Benjamin Dorn seufzte abermals und humpelte wieder hinaus. Zu Frau Hadebusch sagte er, mit dem Daumen emporweisend: „Mutter Hadebusch, ich kann nicht anders, ich muß mir in christlicher Weise das Herz erleichtern, — denken Sie sich —"

„Jesus Maria, was tut er? Was treibt er?" keuchte die Alte, ihren Besen unter die Achsel schiebend.

„Der Tisch ist voller Papier, und das Papier ist mit lauter Geheimzeichen bedeckt, so wahr ich hier stehe."

Da schickte Frau Hadebusch, in Angst vor der Schwarzkunst des Mansardenbewohners, ihren Gatten zum Revierkommissär. Dieser aufgeklärte Beamte hieß den Bürstenmacher einen alten Schwätzer. Aus Verdruß hierüber begab sich der Bürstenmacher ins Gasthaus zum Roß und betrank sich und mußte, es war eine schöne Mondnacht, von Benjamin Dorn heimgeführt werden.

4

Am Plärrer stand ein kleines Kaffeehaus, das Paradieschen mit Namen; darin war alles winzig klein: der Wirt, die Kellnerin, die

Tische, die Stühle und die Portionen. Dort versammelten sich die Brüder vom Jammertal, um die Götter in den Staub zu schleifen und den Weltbau zu zerstören.

Dorthin lenkte Daniel seine Schritte.

Er kannte den liliputanischen Raum, er kannte die verhungerten Gesichter. Er kannte den Maler, der nie malte, den Schriftsteller, der nie schrieb, den Studenten, der nicht studierte, den Erfinder, der nichts erfand, den Bildhauer, der seine Kunst in einer Gipsgießerei verschwendete, den Schauspieler, der seit vielen Jahren auf Urlaub war, und das halbe Dutzend armselige Philister, die hierher kamen, um sich gruselnd zu ergötzen. Er kannte den jungen Freiherrn von Auffenberg, der aus Gründen, welche niemand wußte, mit seiner Familie zerworfen war, und Herrn Carovius kannte er, der stets den Beobachter zu spielen schien, geheimnisvoll dasaß, schmachtend und ironisch vor sich hinlächelte und mit der Hand über das lange Haar strich, das über dem Nacken in künstlichem Gleichschnitt endigte.

Er kannte die von den Schultern abgeriebenen Stellen an den Wänden, die eingetrockneten Flecken auf der Politur der Tische, die Hirschhornknöpfe auf der Weste des Wirts und die rauchgeschwärzten Vorhänge an den winzigen Fenstern. Er kannte das Geschrei, die täglich sich wiederholenden Worte, die anarchistischen Windbeuteleien des Malers, den sie Krapotkin nannten, die philosophischen Zynismen des Studenten, der sich als Sokrates des neunzehnten Jahrhunderts fühlte und auf fünfundzwanzig verbummelte Semester wie auf ebenso viele siegreiche Schlachten zurückblickte.

Die interessanteste Erscheinung war Herr Carovius.

Er war ein belesener Mann; auch auf die Musik verstand er sich gründlich, viele seiner Bemerkungen verrieten es. Er war ein Schwager von Andreas Döderlein, doch schien er diese Verwandtschaft nicht mit freundlichen Augen zu betrachten, denn sobald irgendwer von Andreas Döderlein sprach, verzerrte sich seine Miene, und er rückte zapplig auf seinem Stuhl herum. Er war eine un-

durchſchaubare Perſönlichkeit, und hätten ihm nicht ſchon ſeine Jahre eine gewiſſe Achtung verſchafft, er war fünfundvierzig, ſo hätte es der boshafte Hohn getan, mit dem er die Menſchen betrachtete. Die Leute ſagten, er beſitze viel Geld; wurde ihm dies hinterbracht, ſo beteuerte er mit gräßlichen Eiden ſeine Armut. Aber da er keinen Beruf hatte und ſich einem Müßiggang hingab, der geheimnisvoll wirkte wie alles an ihm, hielt man ihn in dieſem Punkt, trotz der Eide, für unzuverläſſig.

„Wer iſt denn der ſpindeldürre Quack dort?“ fragte Herr Carovius, auf Daniel deutend, den Bildhauer Schwalbe. Er kannte Daniel längſt, doch behagte es ihm bisweilen, den Neuling zu ſpielen.

Der Bildhauer ſah ihn unwillig an.

„Einer, der noch an ſich glaubt,“ erwiderte er finſter. „Einer, der im Drachenblut der Illuſionen gebadet hat und unverletzlich iſt wie Jung-Siegfried. Er iſt überzeugt, daß alle, die da ringsherum in ihren Häuſern ſchlafen, von ſeiner künftigen Größe träumen und den Lorbeer für ihn ſchon beim Grünzeughändler beſtellt haben. Er weiß nicht, daß ihnen nur ihr Mittageſſen heilig iſt, daß ſie Bier trinken, wenn die Schalmeien erklingen, und gähnen, wenn der Sinai flammt. Er iſt erfüllt von ſich, das genügt ihm, und er ſammelt Honig. Die Biene will nur Honig, und findet ſie keine Blüten, ſo ſchwirrt ſie um den Miſt. Wie Figura zeigt. Proſit Nothafft,“ ſchloß er und erhob ſein Glas gegen Daniel.

Herr Carovius lächelte ſchmachtend. „Nothafft,“ meckerte er, „Nothafft! Hübſcher Name, aber nicht für Walhall, eher für das Firmenſchild eines Schneiders. Hach, du lieber Gott! Der Knochen, an dem jetzt die jungen Leute kiefen, iſt zu meiner Zeit noch voll Fleiſch geweſen.“

Dann heftete er, den Zwicker feſter auf die Naſe ſetzend, ſeine Augen ehrfürchtig blinzelnd gegen die Tür, durch welche, elegant, ſchlank und mißvergnügt, der junge Eberhard von Auffenberg eintrat, der das Leben hier ſuchte, wo andere es wegwarfen.

In später Nacht zogen die Brüder durch die Straßen und brüllten die stillen Häuser an.

Während das Gelächter und sinnlose Streiten an sein Ohr drang, vernahm Daniel eine sanfte Stimme in Es-Moll, darunter schritten in gewaltiger Wucht unerbittlich die Achtel einher; dann löste sich die Stimme in einen feierlichen Akkord in Es-Dur auf, und dann war alles wie in die Tiefe des Meeres versunken.

5

Gegen Ende des Sommers ereignete es sich, daß Philippine, Jason Philipps Tochter, ihrem siebenjährigen Brüderchen mit einem sogenannten Schnepper ein Auge ausschoß.

Die Geschwister spielten im Hof, Willibald, der ältere Knabe, wollte den Schnepper haben, Philippine, die keinen Spaß verstand, riß ihn roh aus seinen Händen, drückte den Stein auf das elastische Band, schnellte ihn mit ziemlicher Kraft ab, der kleine Markus rannte dazwischen, ein Schrei ließ die ahnungsvolle Mutter von ihrem Zahltisch in den Hof stürzen, sie sah, wie sich das Kind auf der Erde wälzte, Jason Philipp lief, während Therese den Knaben in die Wohnung hinauftrug, zum Arzt, aber es nützte kein Eingriff mehr, das Auge war verloren.

Philippine hatte sich versteckt. Ihr Vater fand sie endlich unter der Kellerstiege. Er schlug sie so erbarmungslos, daß die Hausgenossen herbeieilten und ihm in die Arme fielen.

Der kleine Markus war Thereses Lieblingskind. Sie konnte das Unglück nicht verwinden. Was in ihrem Gemüt schon lang geschlummert, wurde nun beharrlicher Wahn; sie grübelte nach der Schuld.

Bisweilen erhob sie sich des Nachts aus dem Bett, zündete die Kerze an und schlurfte in ihren Pantoffeln durch die Zimmer. Sie leuchtete hinter die Öfen und unter die Schränke und drückte das Ohr lauschend an die Kammertür der Magd. Sie sah in den Maus-

fallen nach, und wenn ſich eine Maus gefangen hatte, konnte ſie ſich von dem Anblick der unruhigen Angſt des Tierchens nicht trennen.

Eines Tages wurde Jaſon Philipp von einem ihm bekannten Schreinermeiſter auf der Straße angehalten und gefragt, ob er keine alten Möbel zu verkaufen habe. Jaſon Philipp erwiderte, er wiſſe nichts von dergleichen ausgedientem Hausrat, ſchickte ihn aber gleichwohl zu Thereſe. Dieſe entſann ſich, daß auf dem Dachboden ſeit vielen Jahren ein alter Sekretär ſtehe, für den man vielleicht ein paar Taler löſen könne, und ging mit dem Mann hinauf.

Sie ſtieß das kleine Holzfenſter auf, und der Schreiner beſah den Sekretär, der nur drei Füße hatte und morſch und verfallen war. „Dafür kann man nichts geben," ſagte der Schreiner und klopfte an dem Möbel herum wie ein Doktor an einer Leiche; „zwölf Groſchen höchſtens."

Sie feilſchten eine Weile und einigten ſich ſchließlich auf ſechzehn Groſchen. Der Schreiner ging fort, nachdem er verſprochen hatte, am Nachmittag einen Geſellen zu ſchicken. Thereſe war ſchon auf der Treppe, da fiel ihr ein, man müſſe in den Schubfächern des alten Sekretärs nachſehen, ob nicht etwelche vergeſſene Schriftſtücke darin ſeien, und ſie ging wieder hinauf.

Im Staub einer Lade fand ſie wirklich Papiere, und unter dieſen Papieren lag die Quittung, die Gottfried Nothafft vor zehn Jahren Jaſon Philipp zurückgeſchickt hatte. Und ſie las im undeutlichen Licht die vertrauensvollen Worte des Verſtorbenen, und ſie ſah, daß Jaſon Philipp dreitauſend Taler bekommen hatte.

Sie las und ſah und zerknitterte das Blatt. Sie ſchob es in die Schürzentaſche und ſchrie auf einmal mit gellender Stimme: „Geh fort, Gottfried, geh fort!"

Sie ging hinunter und kam in die Küche, und bei der Anricht ſtehend, rührte ſie mit dem Kochlöffel geiſtesabweſend in einer Schüſſel, in der Eier auf Mehl geſchlagen waren. Ricke, die Magd, erſchrak vor ihr und bekreuzigte ſich.

Als das Mittageſſen vorüber war, ſtanden die Kinder auf, um ſich zum Schulgang zu bereiten. Jaſon Philipp zündete eine Zigarre an und zog die Zeitung aus der Rocktaſche.

„Haſt du was gefunden für den Schreiner?“ fragte er paffend.

„Für den Schreiner was und für mich was,“ lautete die Antwort.

„Wieſo für dich was? Was ſoll das heißen?“

„Es ſoll heißen, was es heißt. Ich hab ja immer gewußt, das mit dem Gelde damals iſt nicht mit rechten Dingen zugegangen.“

„Mit was für einem Geld, Frau? Sprich nicht in Rätſeln mit mir. Mit mir mußt du ohne Hintertüren reden, verſtehſt du mich?“

„Mit Gottfried Nothaffts Geld, Jaſon Philipp,“ flüſterte Thereſe.

Jaſon Philipp beugte ſich über den Tiſch. „Haſt du am Ende gar die alte Quittung gefunden?“ fragte er mit weitaufgeriſſenen Augen, „die alte Quittung, nach der ich jahrelang geſucht —?“

Thereſe nickte. Sie nahm eine Haarnadel vom Kopf und ſtach ſie in eine Brotrinde. Jaſon Philipp erhob ſich und ging, die Hände auf dem Rücken, hin und her. Inzwiſchen kam Rieke, die Magd, um den Tiſch abzuräumen. Sie verrichtete ihr Geſchäft mit vielem Lärm und wenig Eile, und als ſie fertig war, pflanzte ſich Jaſon Philipp vor Thereſe auf und ſtemmte die Arme in die Hüften.

„Du denkſt wohl, ich ſoll mich von dir ins Bockshorn jagen laſſen,“ begann er; „da irrſt du dich, meine Liebe. Verübelſt du mirs vielleicht, daß ich dir und deinen Kindern eine menſchenwürdige Exiſtenz gegründet habe? Und daß ich deine Schweſter vor dem Armenhaus bewahrt habe? Du tuſt ja, als hätt ich das Geld auf der Kirmes verjurt. Gottfried Nothafft hat mir dreitauſend Taler anvertraut, jawohl, das hat er. Sein Wille war, daß die Sache nicht in die weiblichen Mäuler kommt. Sein Wille war, daß das ſauer erworbene Kapital Früchte bringt, und nicht, daß ich es dem Schandbuben zum Verludern gebe.“

„Unrecht Gut gedeihet nicht," verſetzte Thereſe, ohne den Blick zu erheben. „Mags zehn Jahre lang ſo ſcheinen, im elften kommt die Rache des Himmels, wie ſich an unſerm Markus zeigt."

„Du redeſt im Wahnſinn, Frau," ſchrie Jaſon Philipp, packte einen Stuhl und ſtieß ihn ſo heftig auf den Boden, daß alles Geſchirr im Zimmer klapperte.

Thereſes trotzige Bauernſtirn wendete ſich ihm furchtlos zu, und er hatte ein wenig Angſt. „Was uns an Unglück ferner noch heimſuchen wird, verantworte du, wenn du kannſt," ſagte ſie mit tiefer Stimme.

„Hältſt du mich für einen Banditen, Frau?" erwiderte Jaſon Philipp; „meinſt du, ich will das Geld in die Taſche ſtecken? Kannſt du dir nicht denken, daß ich höhere Zwecke verfolgen könnte? Solches geht wohl über dein Begriffsvermögen."

„Was wären denn das für Zwecke?" fragte Thereſe mürriſch und mit zwinkernden Augen.

„Hör mich an," fuhr Jaſon Philipp fort und ſetzte ſich in lehrhafter Haltung auf den zuvor mißhandelten Stuhl; „der Schandbube ſoll klein beigeben. Auf den Knien ſoll er vor mir rutſchen. Es iſt nicht mehr ſo weit bis dahin. Ich habe mich erkundigt, ich bin auf ſeiner Fährte, ich weiß, daß er auf dem letzten Loch pfeift. Er wird kommen, verlaß dich darauf, er wird kommen und winſeln. Dann, ſiehſt du, nehm ich ihn zu mir ins Geſchäft. Und dann kommt es darauf an, ob endlich ein brauchbarer Menſch aus ihm wird. Iſt es der Fall, und bewährt er ſich dauernd, na, ſo ſetz ich ihm eines Tages die ganze Geſchichte auseinander und biete ihm an, als Teilhaber in die Firma einzutreten. Du wirſt zugeben, daß er damit ein gemachter Mann iſt und daß er das ohne weiteres einſehen und mir die Hand küſſen wird. Und ſpäter dann, um die Beziehung noch feſter zu knüpfen, werde ich ihn mit unſerer Philippine verheiraten."

Ein ſchiefes Lächeln glitt über Thereſes Geſicht. „Mit Philippine, ſo ſo," ſagte ſie eigentümlich ſingend, „mit Philippine; die wird

ſchwer unter die Haube zu bringen ſein, meinſt du, und wer ſie kriegt, hat an ihr genug. Das iſt eine gute Idee."

„Auf dieſe Art wird die Rechnung zwiſchen ihm und mir glatt," ſchloß Jaſon Philipp, ohne den Hohn in Thereſes Worten zu beachten, ſeine Ausführungen; „der Schandbube wird ein anſtändiger Menſch, das Geld bleibt in der Familie, und Philippine iſt verſorgt."

„Und wenn er nicht kommt, wenn er nicht auf den Knien rutſcht, wenn du dich verſpekuliert haſt, was dann?" Ob Jaſon Philipp an das, was er ſagte, ſelbſt glaubte, das wußte Thereſe nicht. Sie hatte keine Luſt, darüber nachzudenken, und ſie blickte nicht in ſein Geſicht, ſondern bloß auf ſeine Hände.

„Dann iſt immer noch Zeit, den Plan zu ändern," gab Jaſon Philipp ärgerlich zurück. „Verlaß dich nur auf mich. Ich ſeh mir alles an, ich zähl mir alles aus, ich kenne die Menſchen, und ich irre mich nie. Mahlzeit."

Damit ging er.

Thereſe blieb noch eine Weile ſitzen, die Arme über der flachen Bruſt verſchränkt. Als ſie aufgeſtanden war und die Tür zu dem hofwärts gelegenen Zimmer geöffnet hatte, ſtockte ſie auf der Schwelle, denn ſie erblickte Philippine, die am Fenſter ſaß und mit einer Miene von verdachterweckender Harmloſigkeit einen zerriſſenen Strumpf ſtopfte.

„Was iſt mit dir?" fragte Thereſe betroffen, „warum biſt du nicht in die Schule gegangen?"

„Hab nicht können, hab Kopfweh," antwortete das Mädchen und zog an der Nadel, daß der Wollfaden riß. Struppig über die Stirn hängende Haare verdeckten das herabgebeugte Geſicht.

Thereſe ſchwieg. Finſter ruhte ihr Auge auf den geſchäftigen Fingern Philippines. Es war zu vermuten, daß das Mädchen alles gehört hatte, was Jaſon Philipp mit ſeiner lauten Stimme geſprochen; ſie mußte nicht einmal an der Tür gehorcht haben. Am liebſten hätte ſie das hinterhältige Geſchöpf gezüchtigt, aber ſie beherrſchte ſich und ging ſtill hinaus.

Philippine sandte ihr einen stechenden Blick nach, unterbrach jedoch ihre Arbeit nicht und begann leise und wie herausfordernd vor sich hin zu trällern.

7

Daniels Geldvorrat ging zu Ende. Die neuen Quellen, auf die er gehofft, waren nicht zu entdecken. Er verschloß sich trotzig der Sorge, und wenn Furcht sich melden wollte, fand er bei den Brüdern Vergessen.

Der Bildhauer Schwalbe hatte die Bekanntschaft der Zingarella gemacht, die in den Reichshallen schlüpfrige Couplets sang. Er lud die Brüderschaft ein, ihn zu begleiten.

Die Reichshallen waren ein Rauchtheater niedrigster Sorte. Als sie hinkamen, war die Vorstellung schon zu Ende. An vielen Tischen saßen noch Leute. Der von abgestandenem Bierdunst erfüllte Raum glich einem düstern Schacht.

Mit einer Gleichgültigkeit, als ob Menschen in ihren Augen um nichts besser als Stühle seien, nahm die Zingarella zwischen dem Bildhauer und dem Schriftsteller Platz. Sie lachte, und es war kein Lachen; sie redete, und die Worte waren leer; sie streckte die Hand aus, und die Gebärde war tot. Sie schaute keinen an, ihr Blick streifte nur. Sie hatte eine Art, mit dem Armband zu rascheln, die Mitleid erweckte, und eine andere, nach platten Roheiten, die sie geäußert, den Kopf wegzuwenden, die den Rohesten stutzig machte. Ihr Gesicht war von der Schminke verdorben, aber unter der Haut schimmerte etwas wie Wasser unter dünnem Eise.

Den verwüsteten Mund hielt gewesene Anmut noch in wehem Bogen.

Bisweilen war ihr ruheloses Auge böse spähend auf Daniel gerichtet, der einsam an der unteren Schmalseite des Tisches saß. Um das Grauenvolle seiner hochmütigen Fremdheit nicht spüren zu müssen, hätte sie viel darum gegeben, wenn ihn einer vor ihre

Füße geworfen hätte. Sie sah, daß er kein Weib kannte. Dieses quälte sie so, daß sie mit den Zähnen knirschte.

Daniel fühlte den Haß der Zingarella nicht. Während er beklommen in ihr Gesicht starrte, welches vom Laster und vom Schicksal gezeichnet war, baute er innerlich ein Gebilde von unnennbarer Keuschheit, Gespielin eines Gottes. Der Vorhang mit der gemalten Harlekinsfratze, der Akrobat und der Hundedresseur am Nebentisch, die über Gagen stritten, vier halbwüchsige Kartenspieler hinter ihm, ein dickes Weib, das auf einer Bank lag und mit einem roten Taschentuch über den Augen schlummerte, der Schriftsteller, der über andere Schriftsteller schimpfte, der Erfinder, der vom Perpetuum mobile erzählte, das alles war plötzlich versunken wie in die Tiefe des Meeres. Er stand auf und ging fort.

Aber als er die schneebedeckte Straße vor sich sah und nicht wußte, ob er sich nach Hause wenden sollte, trat die Zingarella an seine Seite. „Rasch," flüsterte sie, „eh sie merken, daß wir beisammen sind." Und so gingen sie wie zwei Flüchtlinge, die nichts voneinander wissen, als daß sie beide arm und elend sind, durch das nächtliche Schneegestöber.

„Wie heißen Sie?" fragte Daniel.

„Anna Siebert heiß ich."

Vom Turm der Lorenzerkirche schlug es drei Uhr. Der Sebalderturm bestätigte es mit tieferem Schlag.

Sie kamen an ein altes Haus und gelangten über einen modrig riechenden, finstern Gang in einen kellerartigen Raum. Anna Siebert zündete eine Ampel an, die rote Scheiben hatte. An einigen Nägeln hingen bunte Gewänder der Soubrette, auf der Tischdecke lag eine graue Katze und spann. Das Mädchen nahm sie auf den Arm und liebkoste sie. Die Katze hieß Zephir. Sie begleitete Anna Siebert überallhin.

Daniel warf sich auf einen Sessel und blickte in die Ampel. Die Katze Zephir streichelnd, stand die Zingarella vor dem Spiegel an

der Wand, und ohne sich selbst zu gewahren, nur ins Öde des Spiegels schauend, erzählte sie, der Direktor habe ihr heute gekündigt, weil das Publikum mit ihren Leistungen unzufrieden sei.

„Nennt man das Publikum," fragte Daniel, der seine Augen nicht von der Ampel wandte, so wie sie die ihren nicht von der Öde des Spiegels, „diese Familienväter, die Seitensprünge machen, die Ladenschwengel, deren Blicke euch die Kleider vom Leib reißen, diesen Menschenunflat, vor dem Gott sein Angesicht verhüllt, nennt man das so?"

„Der Direktor kommt in meine Garderobe," fuhr Anna Siebert tonlos fort, „wirft mir den Kontrakt hin und schreit, ich hätte ihn beschwindelt. Wie soll ich ihn denn beschwindelt haben? Ich bin ja keine erste Kraft mehr, der Agent hats ihm ja gesagt. Für zwanzig Mark wöchentlich kann man nicht wie die Patti singen. In Elberfeld hab ich fünfundzwanzig gehabt, vor einem Jahr, in Zürich, noch sechzig. Jetzt behauptet er, er braucht mir gar nichts zu zahlen. Wovon soll ich aber leben? Man muß doch leben. Was, Zephir?" flüsterte sie der Katze schmeichelnd zu und drückte die Wange auf das Fell, „man muß doch leben."

Sie ließ die Arme fallen, das Tier sprang auf die Erde und buckelte. Das Mädchen trat zu Daniel, sank auf die Knie und legte die Stirn auf seinen Schenkel. „Ich bin am Ende," murmelte sie kaum hörbar, „am Ende von allem."

Der Schnee prasselte an die Fensterscheiben. Mit einem Ausdruck, als ob seine Gedanken einander mordeten, blickte Daniel in die Ecke, aus welcher die Katze Zephir mit gelbglühenden Augen herüberblinzelte. In seinem Gesicht bebten die Muskeln, wie Fische beben, wenn man sie von der Angel reißt.

Und als er so kauerte, die Arme an den Leib gepreßt, die Schultern geduckt, kam es wieder empor aus der Tiefe des Meeres: Zuerst ein hinstürmendes Arpeggio in As-Dur, und darüber, Ruhe gebietend, ein majestätisches Thema in Sechzehntel-Dreiklängen. Mit einem

Septakkord in Forte ſtürzten ſie zuſammen. Ein Ringen, ein Scheiden, ein Weiterwandern, und aus dem gedämpften Pianiſſimo ſchwebte die ſanfte Stimme in Es-Moll auf. O Stimme! O Menſchheit! Die Achtel, in ihrer unerbittlichen Wucht, ſchritten tiefer, wühlender in den Baß, hoheitsvoller trug es die gelöſte Stimme in den Es-Durakkord, und nun wurde alles wahr! Was Schatten und Traum und Sehnen und Wollen geweſen, wurde wahr. Er ſelbſt wurde wahr.

Auf dem Heimweg deckte er die Hand über das Geſicht, denn die Fenſter der Häuſer blickten ihn an wie die leeren Augen einer Diene.

8

Die Zingarella wußte nicht, warum der fremde Menſch fortgegangen war. Es war ihr gleichgültig. In ihr war jeder Schlag des Herzens ohne Kraft. Das einzige Geſchöpf, durch welches ſie ſich an die Welt gebunden fand, war die Katze Zephir.

Eine Nacht und noch eine Nacht; ein Tag und noch ein Tag. Sprechen, wenn die Menſchen ſich die Mühe gaben, zu fragen, lachen, wenn ſie die unbegreifliche Luſt hatten, Gelächter zu hören; dies Kleid über den frierenden Körper ziehen und dann jenes; die Stunde abwarten, in der ſie etwas Beſtimmtes tun ſollte; im Bett liegen und ſich vor der Finſternis fürchten; des Unrechts gedenken, der Schande und der Not; es war zuviel.

Es kam ein Mann, und beim Morgengrauen ging er wieder fort, miſchte ſich unter die übrigen, und wenn ſie erwachte, wußte ſie nicht mehr, wie er ausgeſehen hatte. Die Wirtin brachte Suppe und Fleiſch, ſpäter klopfte jemand an die Tür, aber ſie riegelte nicht auf. Sie war nicht neugierig, zu ſehen, wer es war; vielleicht der von der geſtrigen Nacht, vielleicht ein anderer.

Sie hatte keine Neugier und keine Hoffnung mehr. Ihre Seele war zergangen wie ein Stück Salz im Waſſer. Als ſie am dritten

Tage nach Hauſe kam, fand ſie die Katze Zephir tot neben dem Kohleneimer. Sie kniete nieder, betaſtete das kalte Fell, zog die Stirne kraus, raſchelte mit dem Armband und ging wieder fort.

Es war gegen Abend und die Luft voll Nebel. Sie ging durch beleuchtete Straßen und nachher durch unbeleuchtete. Sie ging durch Alleen kahler Bäume und über ſtille Plätze. Der Schnee dämpfte ihren Schritt, und wenn er aufſtäubte, blieb ſie ſtehen, um Atem zu ſchöpfen.

Da gelangte ſie zum Fluß an einer Stelle, wo das Ufer flach war. Ohne zu denken, ohne zu zaudern, als ob ſie blind wäre, als ob ſie eine Brücke ſähe, wo keine war, ging ſie ins Waſſer.

Sie ſpürte, wie das Waſſer in ihre Schuhe eindrang, wie es die Beine näßte, wie die Kleider ſich weich und eiskalt an den Leib preßten, ſie ging weiter. Die Bruſt tauchte ein, der Hals tauchte ein, ſie ließ ſich ſinken, ſie glitt hin, ſeufzte ſchwer, lächelte, und lächelnd verlor ſie das Bewußtſein.

Die Leiche wurde am anderen Tag ans Land geſpült, etwas außerhalb der Stadt, und man brachte ſie ins Schauhaus auf dem Rochuskirchhof.

9

Der Bildhauer Schwalbe ging in einem Totenzug. Sein Bruderskind war geſtorben, und es wurde auf jenem Kirchhof begraben.

Als er mit den andern am Schauhaus vorüberging, gewahrte er durchs Fenſter eine Mädchenleiche. Nachdem das Kind zur Erde beſtattet war, trat er dort ein. Es ſtanden ein paar Leute an der Leiche, und einer ſagte: „Es iſt eine Sängerin von den Reichshallen.“

Dem Bildhauer fiel der reine und ſchöne Ausdruck im Geſicht der Ertrunkenen auf. Er blieb lange Zeit ergriffen bei der Toten, dann ging er zum Verwalter und bat um die Erlaubnis, eine Gipsmaske abnehmen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt, und ein paar Stunden ſpäter kam er mit dem Handwerkszeug.

Als er aber die Maske abgenommen hatte, da hielt er etwas Wunderbares in der Hand. Es waren die Züge eines sechzehnjährigen Mädchens, ein Antlitz voll Süßigkeit und bittersüßer Schwermut, und das Bezauberndste darin war das selige Engelslächeln um den weben Mundbogen. Es glich dem Werk eines großen Künstlers, und den Bildhauer erfüllte plötzlich die Sehnsucht nach seiner verlorenen Kunst.

Trotzdem zwang ihn eine Woche später die Not, die Maske an den Gießer in der Pfannenschmiedsgasse zu verkaufen, bei dem er arbeitete, und der hing sie an den Türpfosten seines Ladens

10

Im Dezember hatte Daniel kein Geld mehr, und er mußte die Partitur der Bachschen H-Moll-Messe verkaufen, die einzige Kostbarkeit, die er besaß. Der Kantor Spindler hatte sie ihm beim Abschied geschenkt, und jetzt mußte er sie zum Antiquar tragen und für ein Bettelgeld dahingeben.

Wenn er nicht den ganzen Tag im Bett liegen wollte, mußte er, um sich warm zu halten, durch die Straßen laufen. In eine Wirtschaft zu gehen, verwehrte ihm seine Armut, und deshalb kam er auch nicht mehr mit den Brüdern vom Jammertal zusammen. Deshalb und auch, weil ihm vor den Leuten ekelte.

Eines Abends stand er vor der Egydienkirche und lauschte der Orgel, die drinnen gespielt wurde. Der eisige Wind blies in seine Rockärmel. Als das Orgelspiel aufhörte, ging er über den Platz und lehnte sich an die Mauer eines Hauses. Er fühlte sich sehr einsam.

Da kamen zwei Männer daher, die in das Haus gehen wollten, an dessen Tor er frierend stand. Der eine der beiden war Benjamin Dorn, der andere war der Inspektor Jordan. Benjamin Dorn redete ihn an, der Inspektor stand schweigend daneben, während Daniel unfreundliche Antworten gab, und er schien den Zustand des jungen Menschen lebhaft zu erfassen. Er lud Daniel ein, mit

hinaufzukommen, und Daniel folgte, bis ins Mark durchkältet und an nichts weiter denkend als an einen warmen Ofen.

So kam er in die Familie des Inſpektors. Inſpektor Jordan hatte drei Kinder, die neunzehnjährige Gertrud, die ſiebzehnjährige Lenore und den fünfzehnjährigen Benno, der noch das Gymnaſium beſuchte. Seine Frau war tot.

Von Gertrud hieß es, daß ſie eine Frömmlerin ſei. Sie ging täglich in die Kirche und hatte eine heimliche Neigung für die katholiſche Religion, worüber der Inſpektor, als überzeugter Proteſtant, ſehr betrübt war. Tagsüber verſorgte ſie den Haushalt, und wenn ſie damit fertig war, ſaß ſie an ihrem Stickrahmen und ſtickte Dornenkronen, von Schwertern durchſtochene Herzen und ſchmächtige Engel für eine überſeeiſche Miſſion. Schweigend und mit immer geſenkten Augen ſaß ſie und ſtickte.

Als Daniel ſie zuerſt ſah, trug ſie ein laubgrünes Kleid, das über den Hüften mit einem geſchuppten Gürtel befeſtigt war, und ihre braunen, ſtark gewellten Haare lagen offen auf den Schultern. So ſah er ſie dann ſtets, wenn er ihrer gedachte, auch nach vielen Jahren ſo, im laubgrünen Kleid, mit niedergeſenkten Blicken, am Stickrahmen arbeitend und ſeiner Gegenwart feindſelig nicht achtend. Sie war wie etwas Finſteres im hellen Raum.

Anders Lenore. Sie war wie eine Lampe, die durch finſtere Räume getragen wird.

Seit dem Sommer war ſie in der Generalagentur der Prudentia angeſtellt, denn ſie wollte ſich ihr Leben verdienen. Ihren Worten nach zu ſchließen bereitete ihr die Arbeit dort Spaß. Ihren Worten nach zu ſchließen beluſtigte es ſie, Prämienquittungen zu ſchreiben, Briefmarken aufzukleben, Briefe zu kopieren und viele Leute kommen und gehen zu ſehen. Der fette Generalagent Diruf und der magere Bureauchef Zittel gaben ihr Stoff zur Verwunderung, und wenn trübe Laune heranſchleichen wollte, drehte man ſich auf der Schraube des Seſſels im Karuſſell, und alles war wieder gut.

Sie ſchien ein Kind zu ſein und war doch ganz Jungfrau. Auf dem blonden Kopf trug ſie das runde Pelzkäppchen in vergnügter Schiefheit, und wenn ſie ins Zimmer trat, war irgend etwas in der Atmoſphäre verändert, ſo daß ſie friſcher und angenehmer zu atmen war. Die Leute mißbilligten es, daß ihre Augen ſo ſtrahlend blau waren und daß die erſtaunlich geordnete Reihe weißer Zähne beſtändig hinter den pfirſichhaft weichen Lippen blitzten. Sie ſei ein leichtes Blut, ſagten die Leute; ſie ſei ein Schmetterling, ſagten ſie, und Benjamin Dorn nannte ſie eine vom Teufel der Sinnlichkeit beſeſſene Kreatur, die an Putz und irdiſchem Tand ihr Genügen finde. Es herrſchte zwiſchen ihr und dem jungen Freiherrn von Auffenberg ſeit kurzem eine Beziehung vertrauter Art; niemand wußte Genaues darüber; aber als der Schnüffler Benjamin Dorn, der zwei Menſchen verſchiedenen Geſchlechts nicht beiſammen ſehen konnte, ohne ſich mitſchuldig zu fühlen an der großen Erbſünde, ſie eines Tages in Geſellſchaft des Freiherrn erblickte, war ſie in ſeinen Augen eine Verlorene.

Es war mit Lenore ſo beſtellt: das Leben kam ihr niemals ganz nah. Andern kommt es dicht an den Leib, andere würgt es und ſchleift es hin, ihr blieb es fern, denn ſie ſtand in der Mitte einer gläſernen Kugel. Wenn ſie Kummer hatte, wenn ſchmerzlich unentſchiedenes Gefühl an ihr nagte, wenn die Gemeinheit einer niedern und verſtörten Welt zu ihr heraufklangte, da wurde die gläſerne Kugel nur noch weiträumiger, und die Dinge, die an ihrer Peripherie ſchwirrten, noch ungreifbarer.

Man kann immer lächeln, wenn man in einer gläſernen Kugel ſteht. Auch die böſen Träume bleiben draußen, ſogar die Sehnſucht iſt nur wie roſiger Hauch, der das Kriſtall des Gehäuſes von außen umdunkelt.

Die Leute hatten eigentlich recht, wenn ſie ſagten: der Inſpektor Jordan erzieht ſeine Töchter wie Prinzeſſinnen. Beide waren der Gewöhnlichkeit des Lebens entrückt, die eine ins Finſtere, die andere ins Helle.

Und Daniel ſah beide; ſie waren ihm fremd wie er ihnen. Er ſah auch den Bruder, einen flinken, glatten, hochaufgeſchoſſenen Jüngling. Er ſah das alte Haus mit ſeinen morſchen Stiegen und die Stuben mit ihren wuchtigen Bürgermöbeln, und den Wechſel von Ruhe und Unruhe darin, das kleine, ungewiſſe, hinaus- und zurückfließende Leben, und wenn er kam, unterhielt er ſich nur mit dem Inſpektor, da er die Stunde wußte, in der dieſer zu Hauſe war. Sie ſprachen unverbindlich und allgemein; Daniel war verſchloſſen und der Inſpektor voll Takt. Und Gertrud ſaß am Tiſch und ſtickte.

Er kam und wärmte ſich am Ofen. Bot man ihm ein Butterbrot an oder eine Schale Kaffee, ſo ſchlug er es aus. Drängte man ihn, es doch zu nehmen, ſo ſchüttelte er den Kopf und machte ein Geſicht wie ein böſer Affe. Daran war ſein Bauerntrotz ſchuld, die ungroßmütige Angſt, irgend jemand etwas verdanken zu müſſen, und als die Not überwältigend wurde, kam er plötzlich überhaupt nicht mehr.

II

Die Not wuchs empor wie ein purpurner Schein. Es war für ihn etwas Lächerliches in der Tatſache: man ſchrieb das Jahr 1882, und er hatte nichts zu eſſen; er war dreiundzwanzig Jahre alt und hatte nichts zu eſſen.

Frau Hadebuſch zeterte megärenhaft auf den Stiegen. Die Miete war überfällig, und es fanden unheimliche Beratungen in der Wohnſtube ſtatt, an denen ein Invalide vom Weſpenneſt und ein Seifenſieder aus der Kamerariusſtraße teilnahmen.

In ſeiner Verzweiflung dachte er an den Militärdienſt. Er ging in die Kaſerne, um ſich zu ſtellen, wurde unterſucht und wegen Schmalbrüſtigkeit abgewieſen.

Zuerſt war der purpurne Schein. Noch als er auf dem Henkerſteg ſtand und ins Waſſer ſchaute, wo kleine Eisſchollen trieben. Aber als er den bedrängten Blick erhob, ſah er ein rieſenhaftes

Antlitz. Der ganze Himmel, der ſich über ihm wölbte, war ein Antlitz, furchtbar entſtellt durch Rache und Hohn. Man konnte nicht entfliehen; im Innern der Bruſt wurde es dunkel, Bilder und Töne zerfloſſen in einer ſchauerlichen Weiſe, als ob ein naſſer Lappen darüber gewiſcht würde.

Im Weitergehen ſchien es ihm, wie wenn ſich die Gräßlichkeit des Geſichtes verringere, es wurde kleiner und milder; es war nur noch ſo groß wie die Faſſade einer Kirche, und nur noch in der Stirn verkündete ſich Zorn. Da ging eine Frau vorüber, die Äpfel in ihrer Schürze trug; beim Geruch der Früchte zitterte er, aber er langte nicht hin, ihr einen Apfel zu nehmen, einen einzigen bloß, er hatte ſich noch in der Gewalt, und da war das Antlitz nur noch ſo groß wie ein Baumwipfel und hatte Züge des Erbarmens.

Die Sonne ſtand am Himmel, der Schnee taute, in der Luft zwitſcherten Sperlinge. Durch die Pfannenſchmiedsgaſſe wankend, blieb er plötzlich wie angewurzelt ſtehen. Da war das Geſicht; körperhaft erblickte er es am Türpfoſten eines Ladens. Daß es die Maske der Zingarella war, vermochte er nicht zu erkennen, es war ja ein verwandeltes Geſicht, und wie hätte er jetzt eine Wirklichkeit faſſen ſollen? Er ſchaute von innen nach innen, das Ding außer ihm war Viſion, es verband das Firmament mit der unteren Erde, es war eine Verheißung. Er hätte ſich auf das Pflaſter hinwerfen und ſchluchzen mögen, denn ihm war, als ſei er gerettet.

Der unvergleichlich hingegebene holde Schmerz im Ausdruck der Maske, die Seligkeit unter den langbewimperten Lidern, das halb erloſchene Lächeln um den wehen Mundbogen, und etwas Geiſterhaftes noch, ein Daſein fern von Tod und Leben, all dies ſteigerte ſein Gefühl zu abergläubiſcher Andacht, die ganze Zukunft ſchien ihm vom Beſitz der Maske abzuhängen, und ohne zu überlegen ſtürzte er in den Laden.

Drinnen ſtand ein junger Mann, den der Gießer ſehr reſpektvoll als Doktor Benda anredete, und der etwa dreißig Jahre alt ſein

mochte. Der Gießer zeigte ihm die gelungenen Abgüsse einiger Figuren vom Tugendbrunnen, und es dauerte ziemlich lange, bis er sich nach Daniel umdrehte und nach seinem Begehren fragte. Mit rauher Stimme und einer trunkenen Geste bedeutete ihm Daniel, daß er die Maske haben wolle. Der Gießer nahm die Maske vom Pfosten draußen, legte sie auf den Ladentisch und nannte den Preis. Er musterte den abgerissenen Anzug des Kauflustigen, dachte, daß ihm die geforderte Summe von zehn Mark zu hoch dünken mochte, und wandte sich, um ihm Zeit zur Überlegung zu geben, wieder an jenen jungen Mann.

Sie hatten eine Weile miteinander gesprochen, da schaute sich der Gießer um und sah, daß Daniel noch immer am Ladentisch stand. Mit halbgeschlossenen Augen und verzogener Stirne stand er dort und hatte die linke Hand mit ihrer ganzen Fläche auf das Gesicht der Maske gelegt. Der Gießer tauschte einen verwunderten Blick mit Doktor Benda, und der begriff in einer Regung ahnungsvoller Teilnahme die Situation des ihm fremden Menschen, seine Armut, seine Verlassenheit; sogar die Glut des Wunsches in ihm. Das Gefühl gewohnter Zurückhaltung sichtlich bekämpfend, trat er auf Daniel zu und sagte ohne eine Spur von Gönnerhaftigkeit, ernst, ruhig und schonend: „Wenn Sie mir erlauben wollen, das Geld für die Maske auszulegen, bereiten Sie mir eine Freude."

Daniel knirschte ein wenig mit den Zähnen, und sein Blick funkelte grünlich auf. Aber das geistig erfahrene Gesicht des andern hatte einen Glanz von Menschlichkeit, der ihn weich stimmte und unterwarf. Er ließ es schweigend geschehen, daß Doktor Benda das Geld für die Maske auf den Tisch legte.

Als sie den Laden des Gießers verlassen hatten, Daniel hielt die eingepackte Maske krampfhaft unterm Arm, fiel Benda die körperliche Zerrüttung seines Begleiters auf, und es bedurfte nicht vieler Fragen für ihn, um die Ursache zu erkennen. Er tat, als hätte er noch nicht zu Mittag gegessen, lud Daniel ein, ihm Gesellschaft

zu leisten und ging mit ihm in die nahegelegene Wirtschaft zur blauen Traube.

Wie mit einem Zauberschlüssel fühlte Daniel sein Inneres aufgeschlossen, endlich ein hörendes Ohr, endlich ein sehendes Auge, ihm war, als steige er aus Bergwerksschächten herauf, und als sie sich trennten, besaß er einen Freund.

Der Nero unserer Zeit

I

Der Anblick der Verkommenheit, den die lärmenden, schwärmenden Sumpfbrüder vom Jammertal boten, erhöhte das Lebensgefühl des Herrn Carovius. Er hatte eine liebenswürdige Neigung für den Verkehr mit Menschen, die am Abgrund des Daseins wandeln. Er trank dann immer viel Likör; am besten mundete ihm die Sorte, die man Knickebein hieß. Nach dem Genuß des Likörs wurde er aufgeräumt und wagte kühne Äußerungen, nicht nur auf erotischem Gebiet, sondern auch gegen die Polizei und gegen die göttliche Vorsehung.

Trippelte er aber in später Nacht heimwärts, so war in seinem Gesicht ein feiges, kleines Schmunzeln, das Anzeichen seiner inneren Rückkehr zur Tugendhaftigkeit. Denn er betrog seinen Tag mit seiner Nacht.

Er lebte von einer ansehnlichen Rente, und das Haus auf der Füll, in dem er wohnte, war sein Eigentum. Es wurde den Fremden als sehenswert genannt und war eines der ältesten und düstersten Gebäude der Stadt. Insonderheit war der zierliche Erker berühmt, und über dem schöngebogenen Tor prangte ein patrizisches Wappen in Stein gebildet, zwei gekreuzte Speere mit einem Helm. Im engen Hof befand sich ein Ziehbrunnen mit bemooster Umfassung, und die Stockwerke hatten Holzgalerien mit kunst-

vollen Schnitzereien. Die Treppe war breit, mit flachen Stufen und viermal geteilt; in ihrer Bewegung drückte sich das behagliche Verweilen vergangener Jahrhunderte aus.

In manchen Nächten erkannte Herr Carovius von fern die gewaltige Figur seines Schwagers, des Musikprofessors Döderlein; diesem wünschte er nicht zu begegnen, und er wartete an der Straßenecke, bis der Lampenschein aus Döderleins Fenster herableuchtete. In andern Nächten stieß er mit dem Bewohner des zweiten Stockwerks, dem Doktor Friedrich Benda, zusammen. Da gab es ein eifriges Hutabziehen und Bekomplimentieren, jeder wollte auf den Vortritt verzichten, und die Artigkeit des jungen Mannes nötigte Herrn Carovius zu noch größerer Artigkeit, bis er vor lauter Artigkeit plump und verlegen wurde und die Rede verlor.

Kam er aber allein und hatte mit dem riesigen Schlüssel, den er in der Manteltasche trug, das Tor aufgesperrt, so zündete er ein Wachskerzchen an, hielt das Licht über seinen Kopf und spähte vorsichtig in die Winkel des weiten Flurs, ehe er seine erdgeschössige Wohnung betrat.

2

Im Wirtshaus zum Krokodil hatte Herr Carovius seinen Stammtisch. An diesem fanden sich zu Mittag regelmäßig ein: der Fiskalrat Korn, der Magistratsadjunkt Hesselberger, der Postassistent Kitzler, der Apotheker Pflaum, der Uhrmacher Gründlich und der Zuckerbäcker Degen. Als Ehrengast erschien von Zeit zu Zeit der Assessor Kleinlein.

Es wurde über die Nachbarn, die Bekannten, die Freunde und die Berufsgenossen geklatscht. Der Klatsch durchlief die ganze Stufenleiter von der harmlosen Anekdote bis zur giftigen Verleumdung. Kein Verhältnis war vor übler Nachrede sicher, kein Ruf vor der Besudelung, an jedem Charakter war etwas auszusetzen, jedes Haus hatte seine vor der Welt verschlossene Kammer.

War das Mahl zu Ende, so entfernten sich die Herren, mit Ausnahme des Herrn Carovius, denn für ihn kam jetzt die wichtige Stunde der Zeitungslektüre, nach dem privaten Ohrenschmaus das Studium der Sünden, der Lächerlichkeiten und der Tragödien, die das Leben der Menschheit ausmachen.

Täglich las er drei Zeitungen, ein heimisches Blatt, ein Berliner und ein Hamburger Blatt. Täglich dieselben drei, und zwar von Anfang bis zu Ende, die politischen Nachrichten, das Feuilleton und sämtliche Inserate. Dadurch wurde er vertraut mit den Fortschritten der Kultur, den Veränderungen im Staatsleben und mit der Existenz der Aristokratie, der Bourgeoisie und des Proletariats.

Es entging ihm nichts; weder die Mordtat in einem pommerschen Dorf, noch das auf dem Boulevard des Italiens verlorene Perlenhalsband; weder der Untergang eines Dampfers in der Südsee, noch die vornehme Trauung in Westminster; weder die Glosse über neue Kleidermoden, noch die Niedermetzelung der von den Türken geknechteten Armenier; weder der Tod eines großen Herrn, noch die Notiz über einen aufgegriffenen Landstreicher.

Doch ist anzumerken, daß seine eigentliche Teilnahme nur den unglücklichen Ereignissen galt. Denn er betrachtete die Welt bloß im Hinblick auf die Kriege, die Erdbeben, die Hagelschläge, die Orkane, die Überschwemmungen, die öffentlichen und häuslichen Unannehmlichkeiten der Menschen. Freudige Vorfälle, wie Geburten, Ordensauszeichnungen, heldenhafte Handlungen, die Kunde von einem Haupttreffer, einem erfolgreichen Werk, einer gelungenen Spekulation gingen ohne Eindruck an ihm vorüber, wenn sie ihn nicht gar verdrossen, hingegen haftete sein Geist mit Vergnügen an allem Üblen, Jämmerlichen, Traurigen und Beklagenswerten, das auf dem Erdball oder im Sternenraum passiert und zu seiner Kenntnis gelangt war.

Sein Kopf war ein Magazin wüster und schrecklicher Begebenheiten; von Krankheitsgeschichten, Entführungen, Diebstählen,

Raubanfällen, Einbrüchen, Attentaten, Elementarkatastrophen, Seuchen, Lustmorden, Selbstmorden, Duellen, Bankrotten und Familienzwistigkeiten.

Hatte er seine Erfahrung um einige besonders kuriose und unerhörte Geschehnisse vermehrt, so zog er sein Taschenbuch, merkte das Datum an und schrieb: in Amberg hat ein Priester während der Predigt den Blutsturz bekommen; oder: in Kotschinchina hat ein Tiger vierzehn Kinder gefressen, ist in den Bungalow eines Ansiedlers gedrungen und hat der an der Seite des Gatten schlafenden Frau den Kopf abgebissen; oder: in Kopenhagen hat eine ehemalige Schauspielerin, eine neunzigjährige Greisin, mitten auf dem Marktplatz den Monolog der Lady Macbeth rezitiert, indem sie auf einen Gemüsekorb stieg; dies erregte solches Aufsehen, daß in dem Gedränge des Volks mehrere Personen zerquetscht wurden.

Dann ging er in froher Laune nach Hause und gab auf der Straße den Türstehern und Fensterguckern ihren Gruß leutselig zurück.

Bei jeder Feuersbrunst, die in der Stadt ausbrach, war er zugegen, und seine in die Flammen gerichteten Augen hatten etwas Ergriffenes und Trunkenes. Er summte leise vor sich hin, schaute verstohlen in die besorgten Gesichter der Leute, machte sich bei den geretteten Habseligkeiten zu schaffen und drängte dem Löschmeister seine Ratschläge auf.

War irgendein Mann von Bedeutung gestorben, so versäumte er nie, sich dem Leichenbegängnis anzuschließen. Er folgte dem Sarg bis ans Grab und verharrte bei der Rede des Pfarrers mit gesenktem Haupt. Aber um seinen Mund zuckte es sonderbar, als fühlte er sich verstanden und geschmeichelt.

Und in der Tat, es schmeichelte ihm. Der Tod der andern, die Niederlagen der andern, die Not der andern, die begangenen Verrätereien, die Übergriffe der Großen, die Bedrückung der Geringen, die Vergewaltigung des Rechts und die Leiden, die täglich Tausende ertragen mußten, alles dies schmeichelte ihm, beschäftigte ihn und wiegte ihn in eine süße Empfindung von Sicherheit.

Aber dann saß er zu Hause an seinem Klavier und spielte mit schwärmerischem Augenaufschlag ein Adagio von Beethoven oder ein Impromptu von Schubert. Wenn in einem Bachschen Oratorium die Chöre erschallten, wurde er vor Entzücken bleich, und er konnte Tränen vergießen beim Anhören eines kunstvoll gesungenen Liedes.

Er liebte die Musik bis zur Abgötterei.

Er war ein Kleinbürger mit entfesselten Instinkten. Er war ein Aufrührer von konservativer Haltung. Er war ein Nero ohne Diener, ohne Macht und ohne Land. Er war ein Musiker aus Verzweiflung und aus Eitelkeit. Er war ein Nero unserer Zeit.

Der Nero unserer Zeit, in drei Stuben hausend; einsamer Hagestolz und Bücherleser; mit dem Krämer Meinungen über das Wetter tauschend; mit dem Nachtwächter über magistratische Verordnungen räsonierend; Wüterich in jeder Faser, heimlicher Henker; dem Schicksal die unwahrscheinlichsten Verknüpfungen, die zerstörendsten Gewaltakte ablauernd; beständig auf dem Pirschgang nach Unheil, Zank und Schändlichkeit; frohlockend über alles Mißlingen und alle Bedrängnis nah und fern; auf den innig ausgedachten Trümmern jedes Zusammenbruchs, der sich ereignete, befriedigt verweilend und neben solcher stillen Grausamkeit und Blutgier von einer quälenden Leidenschaft für die Musik erfüllt, dieses war Herr Carovius, so war sein Leben.

3

Neun Jahre lang hatte ihm seine Schwester Margaret die Wirtschaft geführt, von ihrem fünfzehnten bis zu ihrem vierundzwanzigsten Jahr. Sie hatte sein Frühstück bereitet, sein Bett gemacht, seine Wäsche geflickt, seine Kleider gebürstet, und er hatte nicht viel mehr von ihr gewußt, als daß sie gelbe Haare, eine Haut voll Sommersprossen und eine furchtsame Kinderstimme besaß. Sein Erstaunen war grenzenlos, als eines Tages Andreas Döderlein,

der den Sommer zuvor ins Haus gezogen war, um ihre Hand anhielt, denn sie war für ihn immer vierzehn Jahre alt geblieben.

Er stellte Magaret zur Rede. Mit einem Mut, den aufzubringen sie lang gerungen hatte, erklärte sie, den Mann heiraten zu wollen. „Du bist eine schamlose Dirne," sagte Herr Carovius, getraute sich aber nicht, Andreas Döderlein zurückzuweisen, und die Hochzeit fand statt.

Eines Abends saß er bei dem jungen Paar. Andreas Döderlein war in guter Laune, ging zum Klavier und schlug das Motiv des Hirten aus Wagners „Tristan und Isolde" an.

Da fuhr Herr Carovius empor wie gestochen und rief aus: „Laß doch den faulen Zauber, ich glaub ihn dir ja doch nicht."

„Wie meinst du das, Schwager?" fragte Andreas Döderlein mit schmerzlich geneigtem Kopf.

„Willst du mich vielleicht über diesen Brunnenvergifter belehren?" rief Herr Carovius aus, und sein Gesicht zeigte eine Bosheit wie das eines Buckligen, wenn man auf seinen Buckel deutet; „weiß der Herr Professor vielleicht genauer als ich, wer er ist, dieser Richard Wagner, dieser Komödiant, dieser Jud, der sich als germanischer Messias kostümiert, dieser Kakophoniker, dieser Verballhornist, dieser Höfling, dieser Pulcinell, der sich lustig macht über das ganze genasführte deutsche Reich und Europa? Ja, ja, belehre mich nur, da bin ich, da sitz ich, nur Mut, nur Mut!" Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und lachte in asthmatisch keuchenden Stößen, wobei er die Hände auf dem Bauch ruhen ließ.

Andreas Döderlein erhob sich zu seiner Größe, wippte auf den Fußspitzen und blickte auf Carovius herunter wie auf einen Floh, den man zwischen zwei Fingernägeln zerquetschen kann. „Ei, ei," sagte er, „wie interessant! So wahr ich lebe, du bist eine interessante Erscheinung, Schwager Carovius. Aber wenn man mir alles Gold der Welt böte, ich möchte nicht so ... interessant sein. Ich nicht. Und du, Margaret, möchtest du so interessant sein?"

Es war etwas Zermalmendes in dieser Überlegenheit, und das Gelächter des Herrn Carovius verlor sich in ein gurgelndes Gekicher. Er riß die Augen hinter den Zwickergläsern auf und ähnelte einem jener fratzenhaften Wasserspeier, die man an alten Brunnen sieht. Margaret aber, die Scheue, die nie sprach, ohne sich kleiner zu machen und die Hände zu verbergen, sah hilflos vom Bruder zum Gatten und schlug die Blicke nieder vor beiden.

War es Haß, was Herr Carovius gegen Andreas Döderlein empfand? Es war mehr als Haß. Es war eine vipernhafte Erbitterung, mit der er an ihn dachte, an seinen Namen, an sein Weib, an sein Kind, an den dicken Trauring an seinem Finger und an die Gallertmasse seines dicken Halses. Seit jenem Abend besuchte er die Schwester nicht mehr, und wenn Margaret sich ein Herz faßte und zu ihm kam, behandelte er sie mit verbissener Geringschätzung. Da ließ sie ihn und ging an seiner Tür vorüber.

Als das Kind geboren wurde und die Magd ihm die Nachricht brachte, schielte er in die Ecke und kicherte. „Ich laß gratulieren," sagte er, „es ist gut, daß sich die Döderleins fortpflanzen, da stirbt das Pläsier in der Welt nicht aus."

Mit den Jahren kam es, daß die kleine Dorothea sich manchmal auf der Stiege herumtrieb oder am Ziehbrunnen im Hofe saß. Da schaffte Herr Carovius einen bösen Hund an, der den Namen Cäsar erhielt. Cäsar lag an der Kette, aber sein Geknurr und seine tückischen Augen flößten dem Kinde Furcht ein, und es mied die häuslichen Spielplätze.

An einem Geburtstag des Herrn Carovius erschien, nach Jahren wieder, Margaret mit ihrem vierjährigen Töchterlein, und Dorothea sagte ein Gedicht auf, das sie zu diesem Zweck hatte lernen müssen. Carovius schüttelte sich vor Lachen, als er das puppenhaft herausstaffierte und geziert redende Mädchen sah. „Meiner Treu," rief er, „ich hätte nie geglaubt, daß so eine kleine Kröte schon so wacker quaken kann."

Obwohl er von Frauen so wenig wußte, daß es schauerlich gewesen wäre, den Umfang dieses Nichtwissens auszumessen, spürte er doch, während Margarets Antlitz strahlte, eine Lebensenttäuschung in ihr, die sich betäuben wollte und die ihn entzückte.

Um jene Zeit starb der Oberoffizial Becker, der seit achtundzwanzig Jahren den zweiten Stock bewohnt hatte, und als neue Mietspartei zog Doktor Benda mit seiner Mutter ins Haus.

Carovius erzählte das Ereignis am Stammtisch, und man konnte ihm dort verschiedenes über die Herkunft und das Leben Bendas berichten. Es wurde gesagt, daß die Familie früher reich gewesen, dieses Reichtums im Jahr des großen Krachs verlustig gegangen und nun auf eine mäßige Wohlhabenheit beschränkt war. Bendas Vater habe sich damals erschossen, wurde gesagt, und seine Mutter habe ihn nach den Hochschulen begleitet, an denen er studiert. Der Fiskalrat Korn wollte gehört haben, daß er trotz seiner Jugend schon bedeutende wissenschaftliche Arbeiten auf biologischem Gebiet geliefert, daß ihn dies aber nicht ans Ziel geführt habe.

An welches Ziel? wurde gefragt. Nun, er habe nach der Professur gestrebt, und dem sei man entgegengetreten. Warum denn entgegengetreten? Nun, man werde doch nicht ohne weiteres einem Juden das Lehramt an einer Universität übertragen, das verstehe sich doch von selbst. Das verstehe sich allerdings von selbst, meinte Herr Carovius, obschon dieser Benda durchaus nicht wie ein Jude aussehe, eher wie ein Holländer, ein ziemlich fetter Holländer. Er sei zwar nicht ganz blond, aber auch nicht ganz schwarz, und seine Nase sei so gerade wie ein Lineal.

Eben, das sei ja der neue jüdische Kniff, antwortete der Assessor und tat einen gewaltigen Schluck aus seinem Maßkrug; in alten Zeiten hätten sie den gelben Fleck getragen, hätten Geiernasen gehabt

und Haare wie die Buſchmänner; heute ſei kein Chriſtenmenſch mehr ſicher, daß er nicht dem einen oder dem andern gelegentlich mal aufſitze. Dem wurde zugeſtimmt.

Herr Carovius legte ſich auf die Lauer. Er ſpähte in den Geſichtern der neuen Mieter und forſchte nach ihrem Umgang. Er wußte, wann ſie abends das Licht auslöſchten und am Morgen die Fenſter öffneten. Er wußte, wieviel Teppiche ſie beſaßen, wieviel Fleiſch ſie verzehrten, wieviel Kohle ſie verbrauchten, wieviel Briefe ſie bekamen, welche Spaziergänge ſie bevorzugten, welche Perſonen ſie grüßten und von welchen ſie gegrüßt wurden. Zum Überfluß verſchaffte er ſich alle Schriften, die von Friedrich Benda im Buchhandel erſchienen waren und las im Schweiße ſeines Angeſichts die ſchwierigen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen. Er ärgerte ſich, daß ihm das Urteil darüber fehlte, und hätte jeden umarmt, der ihm geſagt hätte, es ſeien nichtswürdige Machwerke.

Als er einmal im Frühjahr um die Dämmerſtunde in den Hof ging, um dem Hunde Cäſar Futter zu reichen, gewahrte er, emporblickend, ſeine Schweſter Margaret oben auf der Galerie. Sie ſah ihn nicht, ſie blickte ebenfalls empor, denn auf der Galerie im zweiten Stock, ſchräg ihr gegenüber, ſtand Friedrich Benda und erwiderte ſtumm ein ſtummes Zeichen, das ſie ihm gemacht. Dann ſchauten ſie einander bloß an, bis Margaret endlich ihren Bruder bemerkte und lautlos hinter der grünverhangenen Glastür verſchwand.

Oho, dachte Herr Carovius, da geht etwas vor. Eine wohltätige Aufregung durchrieſelte ſeine Adern.

Von nun an mied er den Hof. Aber er ſaß ſtundenlang jeden Tag in einer Kammer, von wo er durch einen Spalt zwiſchen den Gardinen die Fenſter und Galerien genau beobachten konnte. Er entdeckte, daß vom erſten in den zweiten Stock durch die veränderten Stellungen eines Blumentopfes auf dem Geländer beſtimmte Signale gegeben und daß die Signale erwidert wurden, indem oben ein gelbes Tuch bald an einem Längs-, bald an einem Querbalken flatterte.

Bisweilen trat Margaret scheu hervor und sandte einen Blick in die Höhe, bisweilen kam Benda, blieb an der Brüstung stehen und verlor sich in anscheinend trübe Gedanken. Beide zusammen ertappte Herr Carovius nur noch ein einziges Mal; er riß den Fensterflügel auf und steckte das Ohr in die Öffnung, aber da wurde in einem Nachbarhof eine Kiste zugehämmert, und infolge des Lärms konnte er nicht verstehen, was sie sagten.

Seit jenem Tag hatten sie einander keine Signale mehr gegeben und sich auf den Galerien nicht mehr gezeigt.

Herr Carovius rieb sich die Hände bei dem Gedanken, daß der majestätische Andreas Döderlein am Ende gar Hörner aufgesetzt bekäme; aber seine Freude verringerte sich durch die Vorstellung, daß zwei andere Personen aus diesem Unternehmen einen Gewinn zogen. Dies durfte nicht sein, dem mußte gesteuert werden.

So stand er manchmal am Abend in dem schmalen Flur vor seinen Stuben, der Schlafrock hing ihm faltenreich um den dürren Leib, und die brennende Kerze tragend, lauschte er in die Stille des Hauses.

Auch kam es vor, daß er spät in der Nacht mit einer Blendlaterne Schritt um Schritt die Treppen hinaufging und lauschte, gierig lauschte. Es war etwas in der Luft, das ihm Kunde zutrug von geheimen und schändlichen Beziehungen.

Trug es ihm auch Kunde zu von der Verdunkelung in Margarets Geist und Gemüt? Von ihrer Gewissensangst und dem wachsenden Wahn ihres geschreckten und für immer gebrochenen Herzens?

Später erfuhr er von Ausbrüchen törichter Angst um das Leben des Kindes; daß sie das Kind nicht mehr von ihrer Seite lassen wollte; daß ihr die natürliche Körperwärme als eine fieberhafte Verfassung erschienen war und daß sie jeden Morgen an Dorotheas Bett gejammert, das Mädchen auf den Arm gehoben, den Puls befühlt, den Körper in Decken gehüllt hatte und Nacht für Nacht wachend und betend neben der ruhig Schlummernden gesessen war. So erzählte später die Magd.

Eines Tages kam Herr Carovius nach Hause und sah einen Krankenwagen und gaffende Menschen vor dem Tor. Da ging er die Stiege hinauf und hörte ein dumpfes Wimmern. Margaret wurde von zwei Männern aus der Wohnung geschleppt und Andreas Döderlein schritt mit anklagendem Gesicht hinterher. Die Zimmertür war offen, drinnen lagen Scherben von Gläsern und Geschirr, und mitten in den Scherben saß Dorothea, die Lippen zum Weinen verzogen, die Stirn mit einem Tuch umbunden. Die Magd stand händeringend auf der Schwelle, und auf einer Treppenstufe zum zweiten Stock stand bleich und verstört Friedrich Benda.

Margaret wehrte sich nur noch schwach; ihre Augen flohen zurück und suchten das Kind. Herr Carovius vergrub die Hände in den Taschen seines Mantels und folgte der traurigen Karawane bis auf die Straße. Das arme Weib wurde in die Irrenanstalt nach Erlangen gebracht.

Herr Carovius sagte sich, daß hier Schuldige sein mußten, und schwor, daß er die Schuldigen zur Rechenschaft ziehen wolle. Nicht aus Schmerz, nicht aus Bruderliebe, sondern aus Haß gegen eine bewegte Welt, in deren Mitte er zur Unbeweglichkeit verdammt war.

5

Von Döderleins Magd war wenig zu erfahren und die Bemühung, aus der kleinen Dorothea etwas herauszuholen, war ebenfalls fruchtlos. Dorothea war immer mit sich selbst beschäftigt, mit ihrem Putz, mit ihren Spielen, mit ihren kleinen Erlebnissen, und sie hörte kaum zu, wenn er sie auf der Stiege anhielt und seine schlau ersonnenen Fragen stellte.

Eines Tages fuhr er nach Erlangen, um seine Schwester in der Irrenanstalt zu besuchen. Möglicherweise, dachte er, gibt sie mir irgendeinen Aufschluß über das Geheimnis.

Margaret saß in einem Winkel der Kammer und strählte unaufhörlich ihr langes, gelbes Haar. Ihr Auge war zu Boden gerichtet,

und keine Liſt des Bruders war imſtande, ihr nur ein einziges Wort zu entlocken.

Der Arzt ſagte: „Sie iſt eine ſanfte Kranke, aber verſchloſſen und leidenſchaftlich. Sie muß viele Jahre lang unter großem ſeeliſchen Druck gelebt haben.“

Als Herr Carovius im Sonnenſchein zum Bahnhof wanderte, wurde er zu ſeinem Unbehagen gewahr, daß das Bild der ſchwermütigen Frau von ſeinem inneren Auge nicht mehr weichen wollte. Er trank in einer Schenke einen ſtarken Bauernſchnaps. Während der Rückfahrt ſaß ihm gegenüber ein Mütterchen, das ihn verſtändig betrachtete. Beunruhigt vom Menſchenblick, ſetzte er ſich auf einen andern Platz.

Ich habe Zeit, ſagte er ſich, als er die Schwierigkeiten erkannt hatte, auf die er bei ſeinen Nachforſchungen ſtieß. Es blieb ihm noch übrig, den Doktor Benda irgendwie zu faſſen und auszuhorchen. Er war einmal Zeuge, wie Friedrich Benda der kleinen Dorothea auf der Stiege begegnete, und die ſonderbare Ängſtlichkeit, mit der er dem Kinde auswich, gab ihm zu denken.

Es ſollten Gasröhren gelegt werden, und ſo hatte Carovius als Hausherr einen Anlaß, zu Friedrich Benda zu gehen. Es war die Zeit, wo Benda den letzten Verſuch machen wollte, ſeine Rechte, die Rechte des Menſchen und des Gelehrten, gegen eine Verſchwörung unangreifbarer Feinde durchzuſetzen.

Er war allein zu Hauſe und führte Herrn Carovius durch den Flurgang in ſein Studierzimmer. Die Wände des Ganges waren, wie die des Zimmers, bis oben hinauf von Büchern verdeckt. Benda ſagte, er ſei im Begriff abzureiſen, und die peinliche Artigkeit, mit der er einen Stuhl von Büchern frei machte, der geſpannte Blick dann, mit dem er Herrn Carovius anſah, raubten dieſem den Mut zu allem Scheingerede, und er ſprach von den Gasröhren. Mit zwei Worten hatte Benda die Angelegenheit erledigt und erhob ſich.

Herr Carovius ſtand ebenfalls auf, nahm aber den Zwicker von der Naſe und putzte mit ſeinem blitzblauen Taſchentuch die Gläſer.

„Wohin geht die Reise, wenn man fragen darf?" erkundigte er sich teilnehmend.

Benda erlaubte sich nie, wegen einer bloßen Antipathie einen Menschen nachlässig zu behandeln, und erwiderte höflich, er gehe nach Kiel, um sich an der Universität zu habilitieren.

„Bravo," rief Herr Carovius, auf einmal in den Ton plumper Vertraulichkeit fallend, „man muß den Kerlen nur zeigen, daß man keine Bange hat. Bravo."

„Ich verstehe Sie nicht ganz," sagte Benda verwundert, und seine wachsende Abneigung war bloß an dem sich ängstlich zurückziehenden Auge erkennbar.

Herr Carovius warf einen Seitenblick voll Falschheit auf den jungen Mann. „Sie müssen mich nicht für einen ungebildeten Schlüffel halten, mein werter Herr Doktor," antwortete er, „anch' io sono pittore. Ich habe unter anderm Ihre Schrift über die morphogene Leistung der ersten Furchungszellen gelesen. Donnerwetter! Alle Achtung! Noch keine selbständige Arbeit natürlich, gehört ja auch zu Ihren frühesten, wenn ich nicht irre, und schließt sich im Ideengang an die entwicklungsmechanischen Theorien des vielverlästerten Wilhelm Roux an, aber Sie gehen immerhin Ihren eigenen Weg. Jawohl, und Sie stecken einem ein mächtiges Licht auf über die Geheimnisse unseres Herrgotts. Da wird immer von der Freiheit der Wissenschaft gefaselt. Schöne Freiheit; na, ich danke. Ein dünkelhaftes Gelichter ists, weiter nichts, eine brotneidische Sippe. Nur mutig in den Kampf, Verehrtester, frisch drauf los!"

Es überraschte Benda, aus dem Mund des Herrn Carovius ein Werk genannt zu hören, das sonst nur Fachgenossen kannten, aber dies steigerte sein Mißtrauen, statt es zu verringern. Er wußte zu vieles von dem Mann, um ohne Bitterkeit vor ihm stehen zu können. Es genügte, sich an den schlichten Bericht jener Frau zu erinnern, deren Jugend er zu einer Einöde und zu einem Kerker ge-

macht hatte, um es qualvoll zu empfinden, daß er in demſelben Raum mit ihm atmen mußte.

Doch war ſeiner äußeren Haltung nichts anzumerken. Er antwortete ernſt: „Es iſt nicht einfach, mit den Menſchen zu leben. Jeder hat ſeinen Platz und will ihn behaupten. Ich danke Ihnen für Ihren Beſuch und Ihre freundlichen Worte, aber meine Zeit iſt beſchränkt, ich habe noch zu tun —"

„Gewiß, gewiß," beeilte ſich Herr Carovius einzufallen, und ſein Geſicht zeigte ein hämiſches Grinſen, „brauchen mich nicht fortzuſchicken, ich gehe ſchon. Soll um fünf Uhr auf dem Amtsgericht ſein. Soll ein Dokument unterſchreiben, den Aufenthalt meiner Schweſter im Irrenhaus betreffend. Vermögensverwaltung oder ſo; weiß der Teufel. Was haben Sie denn zu dem Unglück geſagt? Sie haben ſie doch näher gekannt. Na, na, Doktor, keine Ausflüchte! Sitzt in der Zelle und kämmt ſich das Haar. Haben Sie eine Vermutung, wer ſie ſo weit gebracht hat? Schließlich von einer ſimplen Liebelei wird man nicht verrückt. Und der Muſikſchwindler da unten will auch nicht mit der Farbe heraus. Ach ja, man hat ſeine Not!"

Um ſeine unverſchämten Deutlichkeiten abzuſchwächen, da er bedauerte und es als ſchädlich erkannte, ſeine Trümpfe zu früh ausgeſpielt zu haben, lächelte er ſkurril, duckte feig den Kopf und heftete die Augen voll banaler Neugier auf Benda.

Aber Bendas Blick war geſenkt. Bendas Blick wurde von den Schnallenſchuhen des Herrn Carovius angezogen. Ein eigentümliches Grauen war es, mit dem Benda die melonengelben Streifen der Strümpfe unter den zu hoch gezogenen Hoſen gewahrte, mit dem er zuſah, wie die Schuhe in Bewegung gerieten, wie einer nach dem andern ſich vom Fußboden entfernte und mit dem Abſatz voran in häßlicher Weiſe, mit einem häßlichen Geräuſch niederſtapfte.

Bendas Abwesenheit dauerte kaum ein Jahr. Seine Mutter hatte ihn diesmal nicht begleitet. Sie kränkelte ein wenig und die Sehkraft ihrer Augen war gefährdet.

Nach seiner Rückkehr versank er in ein wochenlanges, trübes Schweigen, und ohne daß zwischen ihm und der Mutter ein Wort über die erlittene Enttäuschung gewechselt wurde, wußte sie alles, was er erlebt hatte, und schonte ihn, indem sie gleichfalls schwieg.

Es bedrückten ihn die Erinnerungen, die das Haus in ihm erweckte. Vergessene Bilder wurden lebendig, die Gestalt einer Hingemordeten huschte abends über die Galerien, ihr Schatten schwebte ins Zimmer und schmiegte sich an ihn, während er an seinem Schreibtisch saß.

Vieles verband ihn noch mit ihr, deren Geist die Erde verlassen hatte, wenn auch ihr Körper noch auf der Erde weilte.

Er vermochte ihren sanften Blick nicht zu vergessen und die Schüchternheit ihrer Hände nicht. Er kannte ihr Schicksal, er kannte ihre Seele; auch darüber war er zum Schweigen verurteilt. Schaudernd zurückzuweichen vor der Berührung der Welt, bis in die tiefste Einsamkeit, das war ihr Los gewesen, und es war auch seines. Stets sah er sie vor sich, wie der Bruder sie geschildert, in der Zelle sitzend und ihr gelbes Haar kämmend.

Er machte niemand verantwortlich, er grollte niemand, er beklagte es nur, daß die Menschen so waren, wie sie waren.

Ein ehemaliger Studienkollege besuchte ihn und munterte ihn auf, an einer großen wissenschaftlichen Arbeit teilzunehmen. Er verweigerte sich. Als er wieder allein war, vergegenwärtigte er sich noch einmal das ganze Gespräch. Trotz des freundlichen Drängens hatte er in dem Wesen des Mannes jene rätselhafte, unterirdische Feindseligkeit verspürt, der er immer begegnete, wenn er mit Personen des andern Glaubens und der andern Rasse nicht nur in ge-

ſchäftlicher und äußerlicher, ſondern auch in einfach menſchlicher Art zu verkehren hatte. Das Geringſte, was er zu fürchten hatte, war eine vorurteilsvolle Fremdheit, als ob der Betreffende ihm zuriefe: ich hüben, du drüben, auf die Brücke geh nicht.

Es war ihm dies nur allzu wohlbekannt. Aber dagegen zu kämpfen verwehrte ihm ſein Stolz. Das natürliche Recht des Lebens, die allen zugeſtandene Freiheit des Mit-daſein-Dürfens, die Teilnahme am notwendigen und förderlichen Wetteifer der Kräfte erſt erobern, vielleicht gar erbetteln, durch Argumente verteidigen, durch Politik erliſten zu ſollen, das ging wider die Vernunft und die Billigkeit, darauf verzichtete er.

Er verzichtete darauf, an einem Tor zu rütteln, das er zuletzt ſelbſt zugeſperrt und verbarrikadiert hatte.

Jedoch er litt darunter bis zu einem kaum mehr erträglichen Grad. Es war das Unſinnige und Verlogene dieſer Dinge, worunter er litt. Handelten ſie ſo, weil ſie ſo ſtark im Glauben waren? Nein. Glaubte er an jene Unterſchiede der Raſſe, welche ſie glauben machten? Nein. Er fühlte ſich heimatlich auf dem Boden, der ihn nährte, verpflichtet der Not und dem Glück des Volkes, Herz an Herz geſchloſſen an ihre Beſten und geiſtig geformt durch ihre Sprache, ihre Ideen und ihre Ideale.

Alles andere war Lüge. Sie wußten, daß es Lüge war, aber ſie ſchmiedeten aus ſeinem eigenen Stolz eine Waffe gegen ihn. Es war Plan und böſer Wille, ſeine durch Leiſtung und Enthuſiasmus bewieſene Zugehörigkeit zu leugnen und zu überſehen.

Bündniſſe zu knüpfen, Gleichgeſinnte zu ſuchen und in Verbrüderungen zu wirken verſchmähte er. Er wollte nicht in unfruchtbare und phraſenhafte Gemeinſchaftsbeſtrebungen geriſſen werden, und trotzig und einſam erklärte er ſeinen Fall vor ſich ſelbſt für einen einzelnen. Da es ſeinen ſchmerzlichen Zuſtand nicht linderte, ſondern verſchärfte, wenn er andere, ähnliche Schickſale mit ſeinem verglich, unterließ er die Vergleiche wie auch alle Erwägungen, die

dem Verhalten der ihm gegenüberſtehenden Welt wenigſtens einen Anſchein von Gerechtigkeit geben konnten.

Dafür wuchs eine Sehnſucht in ſeiner Bruſt, die von Tag zu Tag feſtere Geſtalt annahm und allmählich zu einem beſtimmten und unwiderruflichen Entſchluß wurde.

Um dieſe Zeit machte er die Bekanntſchaft Daniels, und durch ihn wurde er wieder zu den Menſchen geführt. Vom erſten Augenblick an ſpürte er das Ungemeine in ihm, ja etwas völlig Neues, das er bis dahin noch nicht erfahren hatte. Schon ſeine äußere Bedrängnis forderte zur Tätigkeit auf und ſeine innere Bewegtheit ließ den Mitfühlenden niemals ruhen.

Ihm zu helfen war nicht leicht; er ſtieß jede Gabe zurück, der er keine Leiſtung entgegenzuſetzen hatte. Man mußte ihn erſt von der Pflicht und Schuldigkeit überzeugen, die dem Freund am Geſchick des Freundes erwächſt, und man mußte ihm erlauben, theoretiſch undankbar zu ſein.

Es gelang den Anſtrengungen Bendas und ſeiner Mutter, ihm bei einigen Bürgerfamilien Unterrichtsſtunden zu verſchaffen. Er mußte kleine Knaben und Mädchen das Klavierſpiel lehren, und war der Lohn auch nicht groß, ſo wurde die ſchlimmſte Not doch beſeitigt.

Nach der Arbeit des Tages ſchloſſen die Abende und Nächte ſie in langem Beiſammenſein immer feſter aneinander.

7

Eines Abends trat Daniel ins Haus und begegnete Herrn Carovius, war aber ſo in Gedanken verſunken, daß er ihn nicht ſah und nicht grüßte. Herr Carovius ſchaute ihm zornig nach und kehrte bis an die Stiege zurück, um ſich zu vergewiſſern, zu wem der junge Menſch ging. Als er ihn im zweiten Stock läuten hörte, bekam ſein Geſicht einen unruhigen Ausdruck und er rieb ſich mit der linken Hand das Kinn.

„An mir vorüber zu gehen wie an einem Klotz," murmelte er gehässig; „warte nur, das sollst du mir entgelten, Bursche."

Statt das Haus zu verlassen, wie er gewollt, begab er sich wieder in seine Wohnung, zündete eine Kerze an, trippelte hastig durch drei Zimmer, in denen alte Schränke und Truhen mit vielen Büchern und Notenheften standen, auch ein Klavier, und sperrte mit einem Schlüssel, den er in der Tasche trug, einen vierten Raum auf, der geschlossene Fensterläden und eine seltsame Einrichtung hatte.

Er trat an einen Tisch, der fast die ganze Länge des Raumes einnahm, griff nach einem weißen Zettelchen, setzte sich und schrieb darauf mit roter Tinte: „Daniel Nothafft, Musiker, zwei Monate Zuchthaus."

Dann bestrich er den Zettel mit Klebegummi, drückte ihn auf eine hölzerne Schachtel, die einem Miniatur-Schilderhäuschen ähnlich sah und nagelte mit kleinen Nägeln einen bereitliegenden Deckel an die Schachtel.

Auf dem langen Tisch standen mindestens fünf Dutzend solcher Schachteln; die meisten hatten einen Namenszettel und waren mit kleinen Nägeln zugenagelt.

Das stets versperrte Zimmer nannte Herr Carovius sein Gerichtszimmer; was er darin trieb, nannte er die Regulierung seines Verhältnisses zur Menschheit, und die Sammlung kleiner Holzzellen nannte er sein Zuchthaus. Jeder Mensch, der ihn beleidigt, gekränkt, gedemütigt oder übervorteilt hatte, bekam ein solches Verließ, in welchem er im Bilde so lange schmachten mußte, bis die Zeit, dem Urteil gemäß, verstrichen war.

Damit nicht genug. Auf dem mittleren Teil des Tisches befanden sich lauter winzige Sandhügelchen, etwa dreißig an Zahl, deren jedes ein winziges Holzkreuz mit einem winzigen Namenszettel trug. Das war der Kirchhof des Herrn Carovius, und die im Bilde hier Begrabenen waren, obgleich sie ganz gesund und munter auf der Erde wanderten, gestorbene Leute für ihn. Es waren Leute, deren

irdiſche Laufbahn für ihn erledigt war und unter deren Sündenkonto er einen Strich gemacht hatte. Leute wie Richard Wagner und ſeine Helfershelfer; ſodann ein Papierhändler, dem er vor vielen Jahren Geld geliehen hatte und der durchgebrannt war, ferner einige Verfaſſer von ſchlechten Büchern, die viel geleſen wurden, oder von Büchern, die er verabſcheute, ohne ſie ſelbſt geleſen zu haben, wie die des Herrn Zola in Paris.

Aber noch eine dritte Abteilung hatte der Tiſch, und das war die ſogenannte Akademie. Die Akademie war ein durch ein Drahtgitter umzäuntes Gebiet, innerhalb deſſen etwa zwölf bis fünfzehn regelmäßige Felder mit ſchöner grüner Farbe angeſtrichen waren. In der Mitte jedes Feldes erhob ſich ein zwei Zoll hohes Holzſtäbchen und in der Mitte jedes Stäbchens wieder war eine Namenstafel gefeſtigt. An der Spitze einiger von dieſen Stäbchen hingen kleine, aus Stoff geſchnittene grüne Fähnchen.

Herr Carovius beſaß nämlich eine Schwäche für den Umgang mit ariſtokratiſchen Perſonen. Er bewunderte insgeheim die Manieren dieſer Leute, ihre Art von Gleichgültigkeit und Selbſtbewußtſein, ihre unumſtößlichen Traditionen, ihre geräuſchloſe und harmoniſche Lebensführung. Auf den Stäbchen der Akademie nun waren die Namen der vornehmſten und ausgezeichnetſten Familien der Stadt angebracht, wie die der Tucher, der Haller, der Humbſer, der Kramer-Klett, der Auffenberg. Wenn es Herrn Carovius gelungen war, mit einem Mitglied einer dieſer Familien bekannt zu werden, ſo hißte er auf der Spitze des betreffenden Stäbchens die grüne Fahne.

Ungeachtet allen Strebens hatte er im Lauf der Zeiten nur drei Fahnen aufpflanzen können, aber die hierdurch verkündeten Beziehungen waren recht flüchtig und zufällig und ohne erſprießliche Folgen. Ein von dem und jenem bemerkter Gruß auf der Straße oder im Konzert war alles, was erreicht werden konnte, und die Akademie zeigte im Gegenſatz zum Zuchthaus und zum Kirchhof eine klägliche Verödung. Bis eines Tages das Auffenbergſche

Fähnlein an die Spitze seines Mastes stieg; da schien es Herrn Carovius, als ob der Akademie eine große Zukunft sicher sei.

8

Der Maler Krapotkin hatte einmal den Auftrag bekommen, ein Holbeinsches Bild für den Freiherrn Siegmund von Auffenberg zu kopieren. Er machte das Bild nicht fertig, seine Fähigkeiten waren zu gering, aber er hatte damals den jungen Baron Eberhard kennen gelernt und führte ihn dann, Jahre später, nach einer gelegentlichen Begegnung, zu den Sumpfbrüdern ins Paradieschen.

Nicht lange sah man Eberhard dort; so plötzlich, wie er aufgetaucht war, verschwand er wieder. Aber die kurze Zeit genügte Herrn Carovius, in vertraute Beziehungen zu ihm zu treten.

Als er zum erstenmal mit ihm an einem Tisch saß, war er den ganzen Abend hindurch erregt und von einer milden geistigen Glut überstrahlt. Seine Stimme klang süß und seine Behauptungen waren von angenehmer Mäßigung.

Er lenkte das Gespräch auf die Vorzüge der Geburt und rühmte die Distinktion der erb-eingesessenen Geschlechter als ein volkserziehendes Element. Die Sumpfbrüder höhnten, Herr Carovius schlug sie mit einem vernichtenden Witz.

Eberhard von Auffenberg verschanzte sich bei dem Lobgesang hinter einem griesgrämigen Schweigen. Trotzdem Herr Carovius auch fernerhin jeden Anlaß benutzte, um dem jungen Edelmann in pfiffig-feiner Weise zu schmeicheln, kam er zu keinem Ziel. Höchstens, daß Eberhard sein Drosselbartkinn in die Luft steckte und eine sarkastische Bemerkung fallen ließ. Alles Scharwenzeln war umsonst.

Eines Nachts jedoch fügte es sich, daß die beiden den Nachhausewegs gemeinschaftlich antraten, das heißt Herr Carovius ging dem Freiherrn nicht von der Seite. Der bisherigen Taktik überdrüssig, wollte er sein Glück einmal auf eine andere Art versuchen. Er

ſpottete über den Hochmut einer gewiſſen Kaſte, die einen Mann ſeinesgleichen geringer einzuſchätzen wage als irgendeinen Stiefel, deſſen Taſchentuch eine geſtickte Krone aufweiſe.

„Was ſind Sie, was für einen Beruf haben Sie?“ fragte Eberhard von Auffenberg.

„Ich tue nichts,“ antwortete Herr Carovius.

„Gar nichts? Das iſt immerhin ſympathiſch.“

„Ich treibe ein bißchen Muſik,“ ſetzte Herr Carovius hinzu, entzückt von der Wißbegier des Freiherrn.

„Na, ſehen Sie, das iſt doch etwas,“ ſagte dieſer; „ich meinerſeits bin unmuſikaliſch wie ein Schießgewehr. Aber, wenn Sie ſonſt nichts treiben als Muſik, und, wie es ſcheint, zu Ihrem Vergnügen, müſſen Sie doch eine Menge Moos haben.“

Herr Carovius wand ſich. Die Angſt, die er davor hatte, für einen reichen Mann gehalten zu werden, kämpfte mit dem eitlen Beſtreben, vor dem jungen Freiherrn etwas zu ſein und zu gelten. „Es geht an,“ bemerkte er kichernd, „es geht an.“

„Schön; wenn Sie mir zehntauſend Mark verſchaffen können, will ich Ihnen mit Vergnügen die Krone auf meinem Taſchentuch verehren,“ ſagte Eberhard von Auffenberg.

Herr Carovius blieb ſtehen und riß Mund und Augen auf. „Sie belieben zu ſcherzen, Herr Baron,“ ſtammelte er. Und als Eberhard den Kopf ſchüttelte, fuhr er fort, und das Erſtaunen trieb ſeine Stimme in die höchſten Lagen: „Aber Geehrteſter! Ihr Herr Vater hat ausgewieſenermaßen ein Einkommen von einer halben Million! Ein Einkommen!“

„Von meinem Vater iſt hier nicht die Rede,“ antwortete Eberhard kalt und ſtieß das Droſſelbartkinn in die Luft. „Es gehört offenbar zu Ihren heraldiſchen Vorurteilen, daß Sie das Einkommen meines Vaters in meinen Beutel praktizieren wollen.“

Sie ſtanden unter einer Gaslaterne am Hallertor. Der Regen rieſelte vom Himmel und ſie hatten die Schirme aufgeſpannt. Die

Nacht war ſtill, es war auch ſchon ſpät; weit und breit war kein Menſch zu ſehen. Carovius ſchaute den gravitätiſch verdroſſenen jungen Mann an, der junge Mann ſchaute den verlegen grinſenden Carovius an und keiner wußte, wie er den andern nehmen ſollte.

„Sie wundern ſich," begann Eberhard wieder; „Sie wundern ſich mit Recht. Ich ſtecke als ein unzufriedener Gaſt in meiner Haut, deſſen kann ich Sie verſichern. Ich bin ſo mißgeboren wie nur irgendein Geſchöpf, das zu viel Überflüſſiges und zu wenig Notwendiges mitbekommen hat. Es ſind da Geheimniſſe; außen ſind Geheimniſſe an mir. Innen iſt nichts; innen iſt abgeſtandene, tote Luft."

Er ſtierte zu Boden und es war, wie wenn er mit ſich ſelbſt ſpräche, wie wenn er vergeſſen hätte, daß ihm jemand zuhörte, als er fortfuhr: „Haben Sie ſchon in alten Kirchen alte Ritter, in Stein gemeißelte alte Ritter geſehen? So bin ich. Mir iſt, als ob ich der Vater meines Vaters wäre, und als ob er mich lebendig hätte begraben laſſen und ein böſer Geiſt hätte mich verſteinert und meine Hände lägen auf der Bruſt gekreuzt und könnten ſich nicht rühren. Ich bin aufgewachſen mit einer Schweſter und ich ſehe ſie, als wärs geſtern geweſen," hier nahm ſein Geſicht einen Ausdruck phantaſtiſcher Greiſenhaftigkeit an, „zierlich und unſchuldig und ſtolz durch einen Saal gehen, mit Roſen in der Hand. Sie iſt an einen Rittmeiſter verheiratet, einen Kerl, der ſeine Soldaten wie Negerſklaven behandelt und den Gruß eines Bürgers nur erwidert, wenn er beſoffen iſt. Sie mußte ihn heiraten. Ich konnte es nicht hindern. Jemand hat ſie gezwungen. Und wenn ſie jetzt Roſen trägt, iſt es, wie wenn ein Leichnam Lieder ſingt."

Herrn Carovius war es nicht geheuer zumut. Solche Worte war er nicht gewohnt zu hören. Dort, wo er zu Hauſe war, nannte man die Dinge deutlicher beim Namen. Er ſpitzte die Ohren und machte ein unbehagliches Geſicht. Es iſt ſeine Erziehung, die ihn ſo ſprechen

heißt, dachte er, die Gemälde, die er beſtändig vor ſich ſieht, die goldlehnigen Stühle, auf denen er ſitzt.

Ich werde auch auf ſolchen Stühlen ſitzen, frohlockte es in ihm, werde auch die Gemälde ſehen. Und er ſah ſich zwiſchen Baron und Baronin durch ein Spalier von betreßten Dienern unter die neidiſche Menge vor dem Portal ſchreiten. Der junge Freiherr aber ging als heimgekehrter verlorener Sohn reumütig hinterdrein.

Man müſſe eine Sicherheit haben, ſagte Carovius; ob der Herr Baron majorenn ſei. Er habe vor kurzem das einundzwanzigſte Jahr vollendet, antwortete Eberhard; er habe jedoch Gründe, die ihn beſtimmten, ohne die Unterſtützung ſeiner Familie zu leben und auf alle Vermögensrechte bis auf einen gewiſſen Zeitpunkt zu verzichten. Hauptſächlich ſei ihm daran gelegen, dem Verkehr mit berufsmäßigen Geldverleihern auszuweichen.

Ein ſehr ernſter Fall, äußerte ſich Herr Carovius; er verſtehe; o, er verſtehe ſehr gut; auch ſei er zu allem bereit, doch müſſe ihm klarer Wein eingeſchenkt werden. Er ſagte dies in einem Ton, als hielte er ein Glas Johannisberger in den Regen hinaus und ſchnüffelte mit ſeinen Nüſtern.

„Ich bin verſchwiegen," ſagte er; „ich bin äußerſt verſchwiegen." Er ſah den Freiherrn zärtlich an.

Der junge Freiherr nickte.

„Wer einen Purpur trägt, wird überall erkannt," fuhr Herr Carovius ſententiös fort, „und wirft man den Purpur ab, ſo braucht man verſchwiegene Freunde. Ich bin verſchwiegen."

Der Freiherr nickte abermals. „Wenn Sie erlauben, werde ich Sie an einem der nächſten Tage aufſuchen," beendete er das Geſpräch.

Er entfernte ſich mit ſteifen, mißvergnügten Schritten gegen die Allee, während Herr Carovius, eine Arie aus dem Barbier von Sevilla ſummend, die ſich verengende Gaſſe hinuntertrippelte.

Herr Carovius wartete Tag um Tag vergebens.

Als die Woche um war, argwöhnte er, er ſei zum beſten gehalten, und es ergriff ihn eine tückiſche Wut, die ſich Luft verſchaffen mußte. Eines Morgens verließ er ſeine Wohnung, da ſtanden im Hausflur zwei mit Milch gefüllte Kannen, eine für den erſten Stock und eine für den zweiten Stock. Das Milchmädchen hatte ſie einſtweilen hier niedergeſtellt und war ins Nachbarhaus gegangen. Herr Carovius holte eine Eſſigflaſche aus der Rumpelkammer, die ihm zugleich als Küche diente, ſpähte vorſichtig umher und ſchüttete den Inhalt der Flaſche, gleichmäßig verteilt, in die beiden Milchgefäße.

Zwei Tage vergingen, da beſchloß er, dem Hunde Cäſar nichts mehr zu freſſen zu geben, damit er alle in der Nachbarſchaft wohnenden Leute durch ſein Geheul erſchrecken ſollte. So kam es auch, der Hund heulte die Nächte hindurch zum Steinerweichen und die Leute konnten nicht ſchlafen. Andreas Döderlein ſchickte auf die Polizei, aber es wurde geſagt, man könne dem nicht abhelfen.

Herr Carovius lag in ſeinem Bett und freute ſich, daß die Menſchen nicht ſchlafen konnten. Er verliebte ſich in die Vorſtellung, daß man vielleicht vermittelſt einer ingeniöſen Erfindung einer ganzen Stadt, einer ganzen Nation den Schlaf zu rauben vermöchte und daß man dann bei Tag unter ihnen herumging als der Austeiler und Entzieher alles auf der Welt vorhandenen Schlafs und ſie hinſiechen laſſen konnte, wenn man Luſt hatte, hinſiechen, verfallen und verdorren.

Wie nun der Hund Cäſar genügend wild geworden ſchien, da machte ſich Herr Carovius daran, ihn von der Kette zu löſen. Es war gegen Abend, er näherte ſich dem Tier von hinten, öffnete das Kettenſchloß und der Hund rannte wie toll durch den Hof, durch das Haus und auf die Straße.

Nun geſchah es, daß gerade in dieſem Augenblick der junge Freiherr von Auffenberg ins Haus treten wollte, um Herrn Carovius den verſprochenen Beſuch abzuſtatten. Er prallte vor der Beſtie zurück, das Tier ſprang ihm aber doch gegen den Leib und der lange Menſch ſtürzte auf das Pflaſter. Cäſar ſetzte über ihn hinweg, raſte in die offenſtehende Tür eines nahegelegenen Metzgerladens und riß in ſeinem Heißhunger ein mächtiges Stück Fleiſch vom Hackpflock.

Herr Carovius, um zu ſehen, was der Hund für Schaden anrichten würde, eilte mit einer Miene heuchleriſchen Entſetzens, als ob ihm die Dogge entkommen wäre, ans Tor, und da ſah er nun, wie der Baron ſich mühſam von der Erde erhob und auf ihn zuhinkte.

Jetzt war ſein Entſetzen unverſtellt. Mit dem Eifer eines Lakaien bückte er ſich nach dem Hut des Freiherrn, rieb den Schmutz ab, ſtammelte Entſchuldigungen, ſtarrte klagend gen Himmel, bürſtete mit der Hand an Eberhards Hoſenbein herum, derweil kam der Hund zurück, den Klumpen Fleiſch im Maul, und der Metzger kam vor den Laden und drohte mit der Fauſt und der Metzgerlehrling ſteckte zwei Finger in die Zähne und tat einen gellenden Pfiff, und die Polizei erſchien und Herr Carovius mußte das Fleiſch bezahlen.

Sodann geleitete er den Freiherrn mit ſanften Erkundigungen nach deſſen Befinden in ſeine Wohnſtube, und da Baron Eberhard etwas betäubt war von dem Fall, begehrte er, ſich einige Minuten auf das Kanapee legen zu dürfen, ein Verlangen, das Herr Carovius mit einem großen Aufwand an liebevollen Seufzern und bedauernden Ausrufen billigte.

Während nun der Freiherr auf dem Kanapee lag, um ſeine Lebensgeiſter wieder zu ſammeln, ſetzte ſich Herr Carovius ans Klavier und ſpielte mit innigem Augenaufſchlag und bedeutender Fingerfertigkeit das Rondo aus der As-Dur-Sonate von Weber.

Darnach erſt begannen die Verhandlungen.

Inſpektor Jordan und ſeine Kinder

1

Benno Jordan hatte in der Prima des Gymnaſiums ſchlimme Streiche gemacht, auch hatte er erklärt, die Tyrannei der Schule nicht länger ertragen zu wollen und zum Studieren keine Luſt zu haben. Er war ein eigenwilliger Charakter, mit einem ſtarken Hang zur Geſelligkeit. Er gab viel auf ſeine Kleider und war eitel auf ſein hübſches Geſicht.

Nach zahlreichen Unterredungen mit dem Siebzehnjährigen entſchloß ſich der Inſpektor, ihn beim inneren Dienſt der Prudentia unterzubringen. Er ſprach mit dem Generalagenten darüber, und Alfons Diruf willigte ein. Benno trat ſeinen Poſten mit einem Monatsgehalt von fünfzig Mark an.

Wenn der Inſpektor abends nach Hauſe kam, mußte er von Lenore hören, Benno habe ſich mit ſeinen Freunden verabredet, und ſie ſäßen im Alfasgarten; oder in der Wolfsſchlucht; oder im Café Merkur, wo an dieſem Tag das Orcheſtrion ſpielte, eine damals neue Erfindung.

„Was doch jetzt für ein Geſchlecht heranwächſt," ſagte der Inſpektor dann bekümmert; „die ganze Abſicht geht aufs Genießen. Du lieber Gott, genießen! Mein Lebelang habe ich nicht genoſſen."

In Sorge über Bennos Führung ging er zum Bureauchef Zittel. Das wachsbleiche Männchen äußerte ſich ſehr anerkennend über den Neuling. Zufrieden drückte der Inſpektor dem Oberhaupt der Schreiber die Hand. Aber bald erwachte wieder die Unruhe in ihm, denn trotz der liebenswürdigen Außenſeite ſpürte er in ſeinem Sohn das morſche Fundament.

2

Alfons Diruf war fett und finſter. Er trug Anzüge nach Pariſer Schnitt, und am Goldfinger ſeiner linken Hand befand ſich ein feuerſtrahlender Solitär.

Seit die Gesellschaft Prudentia die sogenannte Arbeiter-Assekuranz eingeführt hatte, standen fünfundzwanzigtausend Schreiber mehr als früher in ihrem Sold, und Diruf befehligte für seinen Teil sieben Dutzend. Diese sieben Dutzend saßen bleich und schweigsam in drei Sälen eines Hauses in der Fürther Straße, indes er selbst in seinem Privatkabinett weilte, das dem Boudoir einer Modedame glich, blaue Damastvorhänge, eine badende Nymphe von Thumann hatte und nach Moschus roch.

Drei- bis viermal im Verlauf eines Tages verließ er das schöne Retiro und wandelte mit der Miene tiefen Ekels durch die Säle. Da duckten sich alle Köpfe, alle Hände huschten flinker über das Papier, alle Füße hörten auf, zu scharren, und jedes Flüstern erstarb.

Es hatte den Anschein, als verachte er sein Amt, aber in Wahrheit liebte er es. Er liebte die Schreiber um ihres sklavischen Gehorsams und ihrer verhungerten Gesichter willen. Er liebte sie dafür, daß sie jeden Morgen pünktlich kamen, jeden Abend müde gingen und Tag um Tag, Jahr um Jahr dasaßen und schrieben, schrieben, schrieben.

Er liebte die Inspektoren dafür, daß sie Tag um Tag und Jahr um Jahr sich einem elenden Lohn zuliebe plagten. Er liebte die Hunderte von Agenten und Unteragenten, die es der Gesellschaft möglich machten, täglich Hunderte von Policen auszustellen. Er liebte ihre schmutzigen Kleider und Stiefel, ihre provisionslüsternen Blicke, ihre doppelzüngigen Reden und ihre traurigen Physiognomien.

Das Lockmittel der Arbeiter-Assekuranz waren kleine Versicherungssummen und kleine Prämien. Dadurch sollte der kleine Mann zur Sparsamkeit erzogen werden; die Regel aber war, daß der kleine Mann zu spät, wenn er sich durch Vertrag gebunden hatte, erfahren mußte, daß der Agent mehr versprochen hatte, als die Gesellschaft halten konnte. Er verlor den Glauben, der karge Wochen-

lohn ließ ihm nicht immer ſo viel übrig, daß er die Prämie regelmäßig zu zahlen vermochte, mit jeder Woche wurde es ſchwerer, das Verſäumnis nachzuholen, und endlich hatte die Police keine Wirkungskraft mehr. Alles Geld, das er gezahlt hatte, war verfallen.

So gelangte die Geſellſchaft in den Beſitz von Millionen. Es waren die Pfennige der Ärmſten, aus denen ſich dieſe Millionen anſammelten; die Pfennige der Ärmſten, die die Dividenden in die Höhe trieben, das Heer der Schreiber beſtändig vergrößerten und die Beutel der Agenten füllten.

Die Agenten wurden unter dem Abſchaum der bürgerlichen Welt geworben. Da waren Bankrotteure und verbummelte Studenten, Spieler und Trinker, Invaliden und Armenhäusler, vom Unglück Verfolgte und vom Verbrechen Gezeichnete. Keiner war zu gering, keiner zu ſchlecht.

Weil jedoch Alfons Diruf ſah, daß es dem Ruf der Geſellſchaft förderlich war, wenn er einige angeſehene Bürger neben den Auswürflingen hatte, ſo ging er hin und warb in eigener Perſon Werber. Er kam auch zu Jaſon Philipp Schimmelweis.

„Es iſt eine Goldgrube," ſagte er; „Sie arbeiten für einen idealen Zweck und haben einen ſehr realen Nutzen. Ideale, die einem nichts eintragen, ſind ohnehin blödſinnig." Und er blies den Rauch ſeiner Havannazigarre durch die Nüſtern.

Jaſon Philipp begriff. Es war unnötig, dem Volksmann und dem Politiker in ihm noch beſonders zu ſchmeicheln. Er lief ſich für die Arbeiter-Aſſekuranz die Beine müd, und Alfons Diruf liebte nun auch den ſozialiſtiſchen Buchhändler in ſeiner Art.

Da ſah aber Inſpektor Jordan, daß die zahlloſen Proviſionstiger ihm ſein Arbeitsfeld verwüſteten und ſeine Kunden im wohlhabenden Bürgertum mißtrauiſch machten. Er erlahmte, und das Direktorium ſandte wegen ſeiner abnehmenden Leiſtungsfähigkeit an Alfons Diruf tadelnde Memoranden.

3

Daniel war seiner Mansarde und der Bürstenmacherin Hadebusch überdrüssig geworden und kündigte das Logis. Frau Hadebusch, in einer Duftwolke von gesottenem Kraut stehend, zeterte über die Undankbarkeit der Welt. Ihr Geschrei lockte Herrn Francke und den Methodisten aus ihren warmen Löchern, auch der Bürstenmacher und der idiotische Sohn traten auf den spärlich beleuchteten Vorplatz, und Daniel stand wie ein armer Sünder vor den fünf Hogarthschen Gestalten.

Er suchte in der Marienvorstadt, aber da war alles zu teuer, dann vorm Neuen Tor, da fand er nichts, dann in Sankt Johannis, da gefiel es ihm am besten. Am späten Nachmittag kam er an ein Haus in der Langen Zeile, und am Gartentor hing ein Vermietungszettel.

Er läutete an einem schmiedeeisernen Glockenzug, und ein hübsches Dienstmädchen führte ihn in ein Zimmer. Durch das Fenster konnte er in einen Garten mit alten Bäumen blicken. Ein ältliches Fräulein kam und lächelte über sein Wohlgefallen an dem Zimmer.

„Ich muß erst mit meiner Schwester sprechen," flüsterte sie auf seine Frage nach dem Preis.

Sie rief in den Flur, da kam die Schwester, ein ebenso ältliches und ebenso freundliches Fräulein. Sie hielten flüsternd Rat und erklärten dann, sie müßten Albertine fragen. Albertine war die dritte Schwester, und die erste trippelte zur Türe und rief mit gespitzten Lippen den Namen so geziert in den langen Flur wie den der zweiten, die Jasmine hieß.

Albertine war die jüngste von den Dreien, etwa vierzig Jahre alt. Doch sie hatte vergessen, und auch Jasmine und Salome hatten es vergessen, zwanzig vom Kalender zu streichen; sie zeigten sich alle drei noch in der ersten jugendlichen Anmut.

Errötend betrachtete Albertine den jungen Mann, und ihre Schamhaftigkeit bewirkte, daß die zwei Schwestern gleichfalls erröteten. Sie sagte zu Daniel, sie seien die Schwestern Rüdiger. Darauf schwieg sie und schaute zu Boden, als ob sie damit ihr ganzes Schicksal verraten hatte. Dann sagte sie, sie hätten sich entschlossen, das Zimmer einem vertrauenswürdigen Herrn zu überlassen, weil kürzlich in der Nachbarschaft verschiedentliche Diebstähle vorgekommen seien und sie außer dem Gärtnerburschen noch die schützende Gegenwart eines Mannes wünschten. Sie hatten schon einige Leute abgewiesen, deren Gesicht und Benehmen ihnen mißfielen, denn ohne sich vorher zu verständigen, waren sie stets und über alles der gleichen Meinung.

Nun fragte Fräulein Salome, welchen Beruf der junge Herr ausübe. Daniel erwiderte, er sei Musiker. Ein Ach der Überraschung tönte ihm aus den drei Kehlen entgegen. Ob er ein Sänger sei oder ein Geiger? fragte Fräulein Jasmine. Keines von beiden, er sei Komponist, oder wolle es wenigstens werden.

Da vergeistigten sich die Blicke der drei Damen, und sie sahen einander so ähnlich wie Drillinge. Ein schaffender Künstler also? Ja, wenn sie es so ausdrücken wollten, ein schaffender Künstler, versetzte Daniel trocken.

Sie trippelten in die Ecke wie die Spatzen und hielten nun Rat zu dreien. Fräulein Salome, zur Sprecherin erkoren, wollte wissen, ob ein monatlicher Zins von zwölf Mark eine zu hohe Forderung sei. Nein, die Forderung sei nicht zu hoch, antwortete Daniel, ohne sich zu besinnen, und drückte den drei Schwestern die Hände. Fräulein Jasmine fügte hinzu, daß es dem Herrn freistehe, sich des Klaviers zu bedienen, welches im Erdgeschoß untergebracht sei und nur gestimmt werden müsse. Daniel drückte ihr noch einmal und mit besonderer Wärme die Hand. Aus Freude war er täppisch zutraulich geworden.

Ehe er das Haus verließ, stellte er sich im Garten unter einen Baum. Endlich wieder ein Baum für mich, dachte er. In der Krone

ſang eine frühe Amſel. Das Dienſtmädchen Meta ſchaute vom Tor aus, wo ſie wartete, erſtaunt herüber.

Fräulein Albertine ſagte zu ihren Schweſtern: „Er ſieht intereſſant aus, aber er hat ſchlechte Manieren.“

„Seine Kleider ſind ſchmutzig, man muß ſie reinigen,“ ſagte Fräulein Salome.

„Künſtler legen kein Gewicht auf Äußerlichkeiten,“ erklärte Fräulein Jasmine ſinnend.

„Ein großer Irrtum,“ widerſprach Fräulein Salome gedankenvoll. „Er war ſtets wie aus dem Ei geſchält. Erinnert ihr euch?“

Die beiden andern nickten. Hierauf wandelten ſie Arm in Arm über die Gartenwege.

4

Daniel ſtand auf dem Obſtmarkt vor dem Gänſemännchen-Brunnen und verzehrte ein paar Äpfel.

Die Sonne ſchien, und er bemerkte, daß der Schatten der Brunnenfigur langſam unter ihm wegrückte, gegen die Kirche hin. Es machte ihn traurig, zu ſehen, daß die Zeit verging und wie ſie verging. Als er ſich aber umdrehte und das bronzene Männchen ſo gleichmütig und zuverſichtlich mit ſeinen zwei Gänſen unter den Armen ſtehen ſah, mußte er lachen.

Was ihn lachen machte, war einesteils die Ruhe des Männchens, dies Abwarten und beſtändige Da-Sein, anderenteils der Gedanke, daß einer ſo zufrieden ausſehen konnte wegen zweier Gänſe.

5

Von einer Unterrichtsſtunde nach Hauſe gehend, begegnete er eines Nachmittags Lenore Jordan. Er erzählte ihr von ſeiner neuen Wohnung und von den drei ſonderbaren Weſen in dem Haus in der Langen Zeile.

Lenore hatte von ihnen gehört. Sie ſagte, es ſeien die Töchter des Geometers Rüdiger, der vor Jahr und Tag die Stadt verlaſſen habe, weil er einen Streit mit den Bürgern oder nur mit einer Gilde gehabt. Das Bild eines Malers ſei der Anlaß geweſen, mehr wiſſe ſie nicht, nur daß der Geometer dann bei einem Bergſturz in der Schweiz ums Leben gekommen ſei. Die Schweſtern aber ſeien Spottfiguren in der Stadt und zeigten ſich außerhalb des Hauſes faſt nur, wenn ſie an beſtimmten Tagen auf den nahgelegenen Johanniskirchhof gingen, um das Grab jenes Malers zu ſchmücken.

Daniel hörte kaum zu. Sie ſtanden bei der Sebalderkirche, und die Glocken fingen an zu läuten. „Prachtvoll," murmelte er, „aufſteigender Dreiklang in A."

Lenore erkundigte ſich, wie es Daniel gehe und blickte in ſein eingefallenes Geſicht mit Bedauern. Ihr ſtarker, blauer Blick war ihm unbehaglich, und er wunderte ſich, daß ſie die Lider ſo ſelten ſenkte. Er ſagte, es gehe ihm gut, und ſie lächelte.

„Schauderhaft, daß man ſo ein Untier im Leibe hat, das immer gefüttert werden will," ſagte er. „Sonſt könnte man ja durch alle Himmel ſtürmen und den Engeln ihre Geſänge ablauſchen. Es ſoll nicht ſein. Erſt müſſen ſich die Flügel wund flattern, bis die Kette reißt, am Ende haben ſie dann die Ätherkraft nicht mehr.

Er zog ſein Geſicht zuſammen, daß es den böſen Affenausdruck bekam. „Aber ich wills auskoſten," ſchloß er. „Will ſehen, ob mich der Herrgott als Niete oder als Treffer aus dem Kaſten ſeiner Loſe zieht." Er konnte ſehr beredt ſein, wenn er von ſich ſelber ſprach.

Lenore lächelte. Man mußte ein wenig Ordnung in ſein Leben bringen, das war alles, was ihr nötig ſchien. Sie nahm ſich vor, nachzuſehen, wie er ſich in ſeinem Zimmer eingerichtet hatte.

In der Tetzelſtraße trafen ſie den Inſpektor. Als Jordan an der Seite der geliebten Tochter ging, wollte es ihm ſcheinen, als ſeien die grauen Mauern und verwitterten Steine der Häuſer nicht mehr ſo erdenhaft und zeitenſchwer. Lenore blickte aber wunderlich

verſunken in den Weſten, wo purpurrot die Sonne unterging. In manchen Stunden regte ſichs in ihr wie Heimweh nach einem ſchöneren Land.

Sie dachte an Italien, und ihr Geiſt träumte die Bilder ſonniger Meeresbuchten, blühender Haine und weißer Statuen.

Daniel ging indeſſen gegen die Füll. Arbeiter kamen von der Vorſtadt her, und in ihren müden Geſichtern wollte er ſeine Welt erkennen. Ach, ſeufzte es in ihm, ich möchte näher zu den Sternen, möchte verläßlichere Herzen kennen als auch meines iſt.

Da leuchtete von Bendas Wohnung herab Bendas Fenſter im Lampenlicht, und er ſchämte ſich.

6

Als Lenore das erſtemal Daniel beſuchte, war es ſchon Abend. Sie hörte das Klavier und das durchdringende Krähen von Daniels Stimme von weitem. In der Tiefe des Flurs ſah ſie drei weiße Geſtalten, eng aneinandergeſchmiegt wie Hühner auf einer Stange.

Es waren die Schweſtern Rüdiger, die dem Schaffen des Künſtlers lauſchen wollten. Sie verſtanden es ſo im niedern und im hohen Sinn, daß ſie dem Schaffen lauſchten. Als Lenore über dem Stiegenrand ſichtbar wurde, erſchraken ſie und raſchelten davon.

Die drei ältlichen Herzen mochten ſtürmiſch klopfen. An dieſem Abend hatten ſie keine Luſt mehr, Jasmine zuzuhören, an der die Reihe war, Rückerts Makamen vorzuleſen.

„Es ſchickt ſich nicht," ſagten ſie immer wieder. Eine ſagte es der andern, wenn ſie an Lenores Kommen zu Daniel dachten: „Es ſchickt ſich nicht." Auch das Dienſtmädchen Meta war dieſer Anſicht.

Während Daniel weiterſpielte und ihr bloß zunickte, fiel Lenores Blick ſogleich auf die Maske der Zingarella. Sie trat hin und nahm die Maske vom Nagel an der Wand. Sie verſenkte ſich ſchweigend in den Anblick des Gebildes. Ihr Innerſtes wurde berührt.

Daniel hatte ſich indes vom Klavier erhoben, und ein lauter Zuruf von ihm ließ ſie zuſammenfahren. „In des Teufels Namen, was treiben Sie?“ fuhr er ſie ärgerlich an. Er nahm die Maske, die ſie ſo leicht und bebend hielt, aus ihren Händen und hing ſie mit zärtlicher Sorgfalt wieder an den Nagel.

Gleich ſchoſſen dem empfindlichen Kind die Tränen in die Augen, und ſie kehrte ſich ab, um ihr Geſicht zu verbergen. Daniel blieb mürriſch, hätte aber doch ſeine Grobheit gern wieder gutgemacht. Er brachte ein halbzerfetztes Buch herbei, das er wie ein Heiligtum behandelte, und erbot ſich, es ihr zu leihen. Es war eine Überſetzung des ſchönen alten Romans Manon Lescaut.

Lenore ſtellte ſich aber nun häufig nach Bureauſchluß ein, blieb nicht lange, damit man zu Hauſe nicht unruhig würde, aber in der kurzen Zeit hatte ſie doch immer etwas zu richten und zu ordnen, die Papiere auf dem Tiſch, die Noten im Ständer.

Sie lernte auch Benda kennen, und dieſer gewann ſie lieb. In ihrer Gegenwart wurde ihm wohl, und er begriff nicht, daß Daniel nicht ebenſo empfand. Er ſchien gar keine Augen für Lenore zu haben. Glich er doch einem Menſchen, der einen mit Eiern gefüllten Korb trägt und nur darauf achtet, daß ihm kein Ei herausfällt und zerbricht.

An manchen Abenden begleiteten die Freunde das Mädchen nach Hauſe. Daniel ſprach immer von ſich, und Benda hörte lächelnd zu, oder Benda ſprach von Daniel, und Daniel hörte ernſthaft zu.

Die Leute ſagten von Lenore: jetzt zieht ſie ſchon mit dreien herum, erſt wars der Freiherr allein. Da wird man noch was erleben.

Hin und wieder fiel ein Fetzen des lumpigen Geredes auf Lenores Weg, aber ſie ging arglos vorüber. Aus der gläſernen Kugel blickte ſie kühl und heiter in die Welt, und ſie wußte die Blicke der Verleumder nicht zu deuten.

Benda hätte Daniels Geſicht in der Finſternis zeichnen können: die runde Stirn, die ſpitzige, kleine, ſtörriſche Naſe, den hart verkniffenen Mund, das eckige Muſikantenkinn und die tiefen Gruben in den Wangen.

Er wußte nichts vom Muſiker. Wie alle Gelehrten hatte er ſtets ein Mißtrauen gegen die übermächtigen Einflüſſe der Kunſt gehegt. Mit Ehrfurcht ſtand er vor den großen Werken, die im Gefühl der Generationen unantaſtbar und exemplariſch geworden ſind, aber für die Schöpfungen der Mitlebenden fehlte ihm die Übung des Ohrs.

Daß es ſchwer war, zu verſtehen und zu würdigen, war ihm bekannt; daß es bitter war, nicht verſtanden und nicht gewürdigt zu werden, hatte er erfahren; daß alle Diſziplinen menſchlicher Geiſtesarbeit ihre beſondere opfervolle Hingabe fordern, bedurfte keines Beweiſes für ihn.

Der Muſiker war ihm neu. Wie ſah er ihn? Als einen blinden Menſchen, der innerlich verbrannte. Als einen berauſchten Menſchen, der auf alle andern Menſchen den Eindruck abſtoßender Nüchternheit machte. Als einen Beſeſſenen von einer höchſt ſchauerlichen Einſamkeit, deren er ſich nicht recht bewußt war. Als einen ungeſchlachten Bauern mit den Nerven eines Entarteten.

Der Mann der Wiſſenſchaft wollte im Muſiker das Geſetz finden; eine Aufgabe, um daran zu verzweifeln. Und der Freund überſchaute das Leben des Freundes; ließ im Geiſt die Geſtalten vieler Jünglinge vorüberziehen, die er kennengelernt hatte. Spähte nach Merkmalen der Gemeinſamkeit; ſuchte ein Geſetz, auch hier.

In einer Dämmerſtunde las er in den Schriften des Philoſophen Mainländer. Er legte das Buch beiſeite und ſagte zu ſich ſelbſt: die jungen Leute meiner Zeit zerfleiſchen ſich, verwüſten ſich. Welch eine grauenvolle Zeit! Regel und Maß ſind verloren

gegangen; jedes Vorbild wird Zerrbild; der Menſch iſt völlig auf ſich zurückgewieſen; die Flamme iſt ohne Gefäß und droht die Hand zu verkohlen, die ſie bändigen ſoll.

Da fand er in Daniel den Schickſalsbruder. Da wurde ihm die Muſik Bruderqual. Als er den Freund zerfleiſcht, verwüſtet ſah, zuckte ihm aus dem Auge der Gorgo ſelbſt die tiefſte Erkenntnis entgegen. Sein eigenes Herz offenbarte er nicht.

In einer Nacht, als unendliche Geſpräche ſie ins Schweigen geführt hatten wie Schiffe, die vorm Wind in einen Hafen treiben, ſagte Benda, an einen zornig-gepeinigten Ausruf Daniels anknüpfend, der am anderen Ufer dieſes Schweigens erſchallt war: „Man muß uneitel ſein. Man darf ſich niemals aus ſeiner inneren Aufgabe ein Vorrecht erhandeln. Man darf niemals vor dem eigenen Bild ſtehen bleiben. Es ſcheint mir, daß ein Künſtler von erhabener Beſcheidenheit ſein muß. Ohne dieſe Beſcheidenheit, ſcheint mir, iſt er nichts als ein mehr oder weniger wunderbares Luder."

Daniel blickte raſch empor. Unter dem buſchigen Schnurrbart Bendas waren die großen Zähne ſichtbar. Er zog immer die Lippen auseinander, während er das eindringlichſte Wort ſuchte.

Benda fuhr fort: „Schändlich iſt zumeiſt alles, was ihr Talent nennt. Talent iſt ein Fledermiſch. Was von den Fingern ausgeht, iſt vom Übel. Wer ein Ziel hat und dafür leiden kann, den brauchen wir. Und ſonſt, wie ſchön iſt es doch! Droben iſt der Himmel, unten iſt die Erde, in der Mitte ſteht der unſterbliche Menſch."

Daniel ſtand auf und reichte Benda die Hand. Es gab nichts Bezwingenderes als Bendas Händedruck. Seine Hand wurde zum Schraubſtock, in dem er die fremde Hand ſchüttelte, bis ſie kraftlos wurde. Dabei ſtrahlten ſeine grauen Augen ein freudiges Wohlwollen aus.

Und ſie tauſchten das brüderliche Du.

Lenore brachte das Buch von Manon Lescaut zurück. Als Daniel fragte, wie es ihr gefallen habe, schwieg sie. Da er das Buch gern hatte, fing er an zu schelten.

Sie sagte: „Ich kann keine Bücher lesen, in denen so viel von Liebe die Rede ist."

Er blickte vor sich nieder, um ihre Stimme verklingen zu lassen. Es war ein Geigenton in ihrer Stimme, dessen Zauber er sich nicht entziehen konnte. Als ihm zum Bewußtsein gekommen, was sie gesagt, lachte er kurz und meinte, das sei Ziererei. Sie schüttelte den Kopf. Da hänselte er sie wegen des Verkehrs mit dem jungen Auffenberg und fragte, ob ihr die Liebessachen auch in der Wirklichkeit so zuwider seien.

Die Flammenbläue in ihren Augen zwang seinen Blick zur Erde. Die Erfahrung war ihm nicht angenehm, daß ihr Blick stärker war als der seine. Sie ging fort und ließ sich ein paar Tage nicht sehen.

Als sie wieder kam, war er einfältig genug, seinen Spott zu erneuern. Da setzte sie sich in die Sofaecke und blickte ihm forschend ins Gesicht. „Wollen wir Freunde bleiben, Daniel?" fragte sie.

Er sah sie verwundert von der Seite an; nicht etwa, weil er ihre Lieblichkeit und kraftvolle Anmut bemerkt hätte, sondern weil der Geigenton in ihrer Kehle noch tiefer und reiner klang. Aber ohne Lippenverziehen und ohne daß man die Hände in die Hosentasche steckte, war die Frage nicht zu bejahen.

Sie sagte, sie wolle sich nicht so wichtig vor ihm machen, daß sie verlange, anders als andere Mädchen von ihm betrachtet zu werden. Aber in einem Punkt wolle sie ihn bitten, ihr ein Vorrecht einzuräumen, eben um der Freundschaft willen. Er möge nicht über Liebe mit ihr sprechen, im Scherz nicht und im Ernst nicht. Es sei dieses Wort seit langen, langen Tagen für sie gleich einem Gespenst. Warum es so sei, das könne sie ihm nicht sagen, jetzt nicht, vielleicht

ſpäter einmal, viel ſpäter, wenn ſie beide alt geworden. Suche ſie ſich zu erinnern, ſuche ſie das Halbvergeſſene feſtzuhalten, ſo werde alles matt und kalt in ihr, obwohl der andere vielleicht, der es zu wiſſen bekäme, es nicht begreifen würde. Aber es läge ihr im Blut ſo, und man möge ſie ſchonen.

Ihr Geſicht drückte tiefen Ernſt aus und glich einem alten Bild. Und in ihren Worten lag etwas von einem Traum.

„Wenn es ſonſt nichts iſt, das kann ich Ihnen ruhig verſprechen, Lenore," ſagte Daniel, und gerade in der Gutmütigkeit, die er jetzt zeigte, war etwas Fühlloſes, als ſei das Geheimnis, auf das ſie bewegt hingedeutet, weit weg von ſeiner egoiſtiſch beſchloſſenen Welt. Draußen im Garten plätſcherte die kleine Fontäne, und er horchte nach dem dominierenden Ton in dem Geplätſcher.

Lenore wandte ſich ihm nun mit ganz neuer Offenheit zu. Alles war jetzt ein wenig näher bei ihm, ihr Blick, ihre Hand und ihre Worte.

9

Daniel hatte eine Arbeit vollendet, ein Orcheſterwerk, Vineta betitelt, und er wünſchte, daß Benda die Kompoſition kennenlerne. Eines Abends um ſechs Uhr kam Benda zu Daniel. Alles war vorbereitet, Daniel ſetzte ſich ans Klavier. Sein Geſicht war blaß, ſeine glatte Oberlippe zuckte.

„Denk dir das Meer, denk einen Sturm, denk ein Boot mit Menſchen, denk ein wunderbares Nordlicht am Himmel und eine verſunkene Stadt, die emporſteigt, und das Meer wird ruhig, und im Licht iſt eine Erſcheinung, denk dir ſo etwas oder vielleicht was anderes, es iſt ja doch falſch. Es iſt Unzucht, ſich was zu denken. Cis-Moll."

Er wollte beginnen, als es an der Tür klopfte und Lenore eintrat. Sie huſchte ſtill in ihre Sofaecke.

Das Stück fing mit einem rhythmiſch ruhigen und klagenden Satz an, der ſich plötzlich in ein tobendes Preſto verwandelte, und

die kaum zur Sammlung gediehene melodiſche Figur wurde zerfetzt wie eine Blumengirlande in einem Waſſerſturz. Dann floſſen die nach allen Richtungen des Erdkreiſes auseinandergeſtobenen Elemente zögernd und reuevoll wieder in eine Kette, es ſchien, als habe ſie der tolle Wirbel reicher, reiner und beſeelter entlaſſen, und bei langſam abſchwellendem, bis zu choralartig feierlicher Dehnung gemäßigtem Tempo verſchmolzen ſie wieder in das lieblich ernſte Hauptthema, das dann mit einem arpeggierten Akkord in die Unendlichkeit hinüberſtrömte.

Wo das Inſtrument verſagte, half er mit ſeiner Krähſtimme nach, und es war die unheimliche Energie des Ausdrucks, durch die er ſie verhinderte, komiſch zu wirken.

Bendas Augen waren in der Anſtrengung des Zuhörens blicklos geworden. Er hätte nicht zu ſagen vermocht, ob das Werk des Freundes ein gelungenes Werk ſei. Was ihn überzeugte, war der Menſch, der vom Menſchen ausſtrahlende Magnetismus. Das Werk konnte er weder durchdringen, noch werten, es ergriff ihn aber in der Verbundenheit mit dem Phänomen des Menſchen.

Daniel ſtand auf, taumelte gegen das Sofa, grub den Kopf in die Hände und ächzte: „Spürt ihrs denn? Spürt ihrs denn wirklich?“ Er erhob ſich wieder, ſtürzte mit zwei Schritten ans Klavier, packte die Notenblätter und warf ſie auf den Boden. „Es iſt ja nichts,“ knirſchte er, „eine elende Stümperei iſts.“

Damit warf er ſich abermals hin. Lenore, in der andern Ecke des Sofas regungslos ſitzend, ſchaute ihn mit den tiefſtaunenden Augen eines Kindes an.

Benda hatte ſich ans Fenſter geſtellt und ſah in die blühenden Bäume und in den grauen Wolkenhimmel. Dann wandte er ſich um. „Daß endlich etwas für dich und deine Sache geſchehen muß, iſt klar,“ ſagte er.

Lenore bewegte die Arme gegen Benda, als wollte ſie ihm danken, und ihre Lippen öffneten ſich halb. Als ſie aber Daniel betrachtete,

wagte sie es nicht, und auf einmal rief sie aus: „Mein Gott, da sind zwei Knöpfe an seiner Jacke, die hängen nur noch an einem Faden.“ Und sie rannte aus dem Zimmer. Nach kurzer Weile kam sie mit Nadel und Zwirn zurück, die sie sich von Meta hatte geben lassen, setzte sich dicht an Daniels Seite und nähte die Knöpfe fest.

Benda mußte lächeln. Aber es lag in dem, was sie tat, eine wunderbare Beruhigung, als verhelfe sie dem Leben gegenüber allem Geisterspiel zu seinem Recht.

10

Aus früheren Zeiten kannte Benda den Theateragenten und Impresario Dörmaul. Zu Dörmaul ging er und brachte ihm Daniels Arbeit, denn der vielseitige und in viele Projekte verstrickte Emporkömmling verlegte auch musikalische Werke.

Es dauerte einige Wochen, bis ihn der Impresario wieder vor sich beschied. „Unverständliches Zeug, Originalitätshascherei,“ lautete Dörmauls Urteil, „damit lockt man keinen Hund vom Ofen.“

Ein junger Mensch mit feuerroten Haaren folgte Benda aus dem Zimmer und redete ihn an. Er heiße Wurzelmann und sei selbst Musiker; er habe das Wiener Konservatorium besucht und sei von seinem dortigen Lehrer an Alexander Dörmaul empfohlen worden. Dieser gehe nämlich damit um, eine Wanderoper zu gründen, nämlich eine Truppe in Sold zu nehmen, die mit einem festen Repertoire von Spielopern durch die kleinen Städte der Provinz ziehen solle, und er werde erster Kapellmeister sein.

Er sprach im häßlichen Idiom der Juden des Ostens. Benda war in artiger Weise kalt.

Die Hauptsache kam zuletzt. „Vineta“ hatte Wurzelmanns Begeisterung erweckt. Er hatte die Partitur heimlich gelesen. „Ein großes Talent, Herr Doktor, wie man es seit langem nicht erlebt hat,“ sagte er.

„Was soll ich da von Herrn Dörmauls Urteil halten?“ fragte Benda, weil er dem Anwesenden noch nicht recht traute und den Abwesenden gegen ihn in Schutz nehmen wollte.

„Kennen Sie Dörmaul nicht? Ich dachte, Sie kennen ihn. Wo er keine Autorität fürchtet, wird er kühn. Legen Sie ihm die neunte Symphonie ohne Titelblatt vor, und er erklärt sie Ihnen für Schund. Jede Wette.“

„Ach? ist das wirklich so?“ fragte Benda bekümmert.

„Geben Sie mir die Partitur, und ich verspreche Ihnen, daß ich die Leute dafür auf die Beine bringen will. Für so was muß man die Fanfare blasen.“

Benda besann sich eine Weile. Er hatte keine Neigung fürs Fanfarenblasen, und er glaubte auch nicht an die Treue derer, die das Blasen besorgten. Doch willigte er ein, da er sich nicht das Recht anmaßte, Daniel um eine Hoffnung zu verkürzen.

Es erwies sich, daß Wurzelmann nicht geflunkert hatte. Vierzehn Tage später erhielt Daniel die Nachricht, der Orchesterverein habe sich entschlossen, seine Komposition im Februar zur Aufführung zu bringen. Um der Zuhörerschaft ein reicheres Bild seines Schaffens zu geben, forderte man noch eine zweite Arbeit von ihm. Daran war kein Mangel. Vieles harrte der Vollendung.

Wurzelmann rühmte sich, den hochmögenden Herren die Türen eingerannt zu haben. Er hatte sich Gutachten der Musikprofessoren Wackerbarth und Herold verschafft, und das diplomatische Meisterstück hatte darin bestanden, daß er Andreas Döderlein als Dirigenten gewonnen hatte.

Er war unerschöpflich in Ratschlägen und voll von Plänen. Er sprach davon, daß bei der Wanderoper ein zweiter Kapellmeister notwendig sein werde, da er selbst mehr als stellvertretender Direktor zu amtieren habe. „Lassen Sie mich nur machen, lieber Nothafft,“ sagte er, „Alexander Dörmaul muß tanzen, wie ich pfeife, und mein Pfiff lautet: Nothafft wird Kapellmeister oder keiner.“

Hatte er demütig begonnen, so endete er mit Vertraulichkeiten. Daniel haßte rothaarige Leute, besonders wenn sie entzündete Augen hatten und beim Sprechen speichelten.

„Er ist ein unappetitlicher Bursche, dein Wurzelmann," sagte er zu Benda, „und daß ich ihm Dank schulde, ist hart. Er denkt, es schmeichelt mir, wenn er verächtlich von sich selber redet. Fußtritte verdient er."

Benda schwieg. Von Wurzelmanns aufopfernden Bemühungen gerührt, hatte er ihn servule, das Knechtlein, genannt. Es war schön, daß einer da war, der die Blöcke aus dem Wege räumte, damit der Fuß des aus dem Dunkel Getretenen Platz zum Schreiten habe. Aber das Knechtlein war erfüllt von der Bewunderung des in Armut und Bedrückung geborenen Juden für den Genius der andern Rasse.

Benda wußte es. Ihm ekelte davor, weil es eine Tatsache war, die andern, nicht weniger lügnerischen Schwärmern als Stammeseigentümlichkeit galt.

II

Da nun der Sommer gekommen war, die heißen Augusttage, wanderten die beiden Freunde häufig vor die Stadt hinaus und in die Wälder gegen Feucht oder Fischbach, oder zum hohen Bühl.

An einem solchen Ausflug nahm auch Lenore teil. Es war fein, sie anzusehen, wenn sie den Duft der Blumen und der Nadelbäume, die Formen der Wolken und den Wechsel der Landschaft genoß. Da glich sie einem selig hingleitenden Vogel, der sich in den oberen Regionen vom Schmutz der unteren rein badet.

Mit verständiger Aufmerksamkeit lauschte sie den Gesprächen der Freunde. Ein leuchtender Blick, ein Hochründen der Brauen zeigte, daß sie Partei ergriff und Wort und Gegenwort sich in ihrem Sinn zurechtlegte. Wurde sie veranlaßt, eine Meinung zu äußern, so traf sie damit gewöhnlich den Nagel auf den Kopf.

Auf dem Heimweg brach die Nacht herein, der Himmel war ganz klar geworden, und die Sterne strahlten in großer Pracht. Es

fielen Sternschnuppen, und Lenore meinte, so viel Wünsche habe sie gar nicht, wie sie jetzt äußern könne. Der gelehrte Benda erwiderte lächelnd, in diesen Augustnächten seien die Asteroidenschwärme unterwegs, da scheine oft das ganze Firmament in lebendiger Bewegung, und man könne leicht vom Wünschen müde werden.

Lenore begehrte zu wissen, was Asteroiden seien, und er erklärte es ihr nach bestem Vermögen. Dann sprach er von den Sternbildern und von der Milchstraße und sagte ihr, daß diese aus Millionen einzelner Sterne bestehe. Er sprach auch von der Größe der Sterne, und da er sie bisweilen Sonnen oder Welten nannte, wurde sie stutzig und fragte, ob denn auch Erden darunter seien. Wie, Erden? Wie sie dies verstehe? Nun, solche Erden wie die, auf der sie selbst jetzt wandelte und lebte. Ohne Zweifel, wurde geantwortet. Und ob auf diesen Erden auch Bäume seien, Tiere seien? Dies sei wohl anzunehmen, auf vielen wenigstens. Und ob auch Menschen? Wahrscheinlich, lautete die Auskunft, weshalb sollte denn der unbedeutende Ball, der sie trage, einen Vorteil haben? Wenn nicht Menschen im irdischen Verstand, so doch Wesen mit Vernunft und Gefühl.

„Es können also solche Geschöpfe wie Sie und Daniel und ich da oben existieren?"

„Gewiß."

„Und auf all den Sternen gibt es vielleicht zahllose Völker und Menschheiten, von denen wir nichts wissen, nichts ahnen?"

„Gewiß."

Da setzte sich Lenore auf einen Meilenstein am Weg, schaute mit zuckenden Lippen vor sich hin und brach plötzlich in Tränen aus. Benda nahm ihre Hand und streichelte sie beruhigend.

„Sie tun mir alle so leid," schluchzte Lenore, blickte hinauf und lächelte nun unter Tränen. Benda hätte am liebsten Daniels Arm gepackt und ihm zugerufen: nun schau sie dir doch mal an! Daniel schaute sie wohl an, aber er sah sie nicht.

An einem Abend im Oktober trat der Inspektor Jordan aus einem Haus in der Breitegasse, knöpfte frierend seinen Mantel zu und ging mit hastigen Schritten durch ein Verbindungsgäßchen, das so eng war, als seien die Häuser mit einem großen Messer durchschnitten worden, gegen die Karolinenstraße. Es war spät, und er hatte Hunger. Da ihm einfiel, daß Gertrud vielleicht nichts Warmes mehr für ihn zu essen hatte, ging er in eine Wirtschaft.

Zwei Stunden hatte er damit zugebracht, einen reichen Hopfenhändler zum Abschluß einer Versicherung zu bewegen. Der Mann hatte sich immer wieder die Vorteile erklären lassen, hatte immer wieder die Tabellen studiert und sich nicht entschließen können. Dann war ihm sein Abendessen aufgetragen worden. Da saß er, zufrieden schmatzend, und von der Serviette, die er um den dicken Nacken gebunden hatte, starrten zwei Zipfel rechts und links empor wie zwei lange, weiße Ohren. Es hatte den Inspektor in seinem sozialen Bewußtsein gekränkt, daß der Mann sich sogar die höfliche Phrase einer Einladung hatte ersparen zu können geglaubt.

In der kleinen Bierkneipe, in die der Inspektor trat, saßen einige Leute an einem Tisch, darunter der Friseur Bonengel, von dem Jordan erkannt und gegrüßt wurde. Er nahm im Hintergrund des Raumes Platz und bestellte bei der häßlichen und schmutzigen Kellnerin ein paar Würste mit Kraut.

Der Friseur erzählte unflätige Anekdoten; als die Kellnerin das Essen brachte, kicherte sie und sagte: „Das ist einer, der Bonengel, das ist einer."

Der Inspektor begann hastig zu essen, aber unversehens verging ihm die Lust. Er schob den Teller beiseite, stützte den Kopf in die Hand und schaute still in die Rauchschwaden, die in der dicken Luft unbeweglich standen.

Ihm war, als könne er das Tagewerk nicht mehr vollbringen, das er morgen und übermorgen und an all den weiterhin kommenden Tagen leisten sollte. Von einem Ende der Stadt bis zum andern rennen; immer dieselben hundertmal durchmessenen Straßen auf und ab; Stiegen hinauf und Stiegen hinunter! Immer wieder dieselben Fragen beantworten, dieselben Behauptungen aufstellen, dieselben Einwände widerlegen, täglich und immer wieder dieselbe Sache mit denselben Worten anpreisen, dasselbe Interesse heucheln, dasselbe Mißtrauen mit denselben Gründen bekämpfen, den Leuten immer wieder zur Last fallen und ihren häuslichen Frieden stören, und immer wieder zu neuer Anstrengung gepeitscht werden, immer wieder die Strafpredigten dieses nicht zu sättigenden, nicht zu rührenden Aktien-Ungeheuers und seines Statthalters Diruf anhören zu müssen, wahrlich, es war nicht mehr zu ertragen, es ging wider die Würde eines Mannes von seinen Jahren.

Er schämte sich vor sich selbst. Er war furchtbar müde.

Er gedachte seines vergangenen Lebens. Wie er sich aus der Armut seiner Jugend emporgearbeitet hatte, und es ihm gelungen war, ein geachteter Kaufmann zu werden. Das war in Ulm gewesen, und da hatte er die blonde Agnes geheiratet, die Lokomotivführerstochter.

Aber weshalb war er nicht zu Wohlstand gekommen? Viele, die ihm nachstanden an Klugheit, an Fleiß und an Manierlichkeit, waren vermögliche Leute geworden, nur er nicht. Dreimal hatte der Bankrott gedroht, dreimal hatten ihn Freunde gerettet. Dann hatte sich ihm ein Gesellschafter angetragen, war mit einigem Kapital in die Firma eingetreten, und das Geschäft war wieder flott gegangen.

Doch zeigte es sich, daß dieser Mensch keine Treue und kein Gewissen hatte. „Jordan ist mein Hemmschuh," sagte er zu den Kunden, „Jordan versteht nichts, Jordan kann nicht rechnen." Und der Gesellschafter ruhte nicht eher, als bis Jordan mit einer Abfindungssumme die Firma verlassen hatte.

Dann hatte er ſich da verſucht und dort verſucht, acht oder neun Jahre lang. „Sorg dich nicht, Jordan," hatte Agnes geſagt, „es wird ſchon werden." Aber es wurde nicht. Was er auch anpacken mochte, es war am falſchen Ende angepackt, zur unrechten Stunde, mit unrechten Leuten.

Es konnte nicht werden. Nicht nur, weil ſeine Hand zu ſchwer war, und vielleicht auch ſein Sinn zu redlich, ſondern weil er ſich von einer Schimäre hatte narren laſſen.

Von frühen Jahren an hatte er einen Traum gehegt, und alle ſeine Unternehmungen hatten darauf hingezielt, den Traum wirklich zu machen. Es war unmöglich geweſen; er hatte nie ſo viel Geld erübrigen können. Und wenn er den Lieblingswunſch mit Agnes beſprochen hatte, wenn er geſchwärmt hatte von der Zeit, wo er ſeinem eigentlichen Beruf würde leben können, hatte ſie ihn ermutigt und mit ihm die Wege beraten. Aber es ſchien ihm jetzt, als hätte ſie immer gewußt, daß er bloß träumte und hätte großmütig darauf verzichtet, ihn aus dem Traum zu wecken.

Von frühen Jahren an war ſein Gedanke geweſen, eine Puppenfabrik zu bauen. Weshalb nun gerade eine Puppenfabrik? Hielt er es für beſonders erſprießlich, Puppen zu machen? Glaubte er damit beſondere Ehren, beſonderen Reichtum zu gewinnen? Keineswegs. Er hätte nicht zu ſagen vermocht, warum er gerade dieſes erſtrebte.

Es hatte ihn ſtets bedünken wollen, als ob die Welt der Puppen eine für ſich beſtehende Welt ſei. Es hatte etwas Zauberiſches für ihn gehabt, wenn er ſich ausmalen konnte, welche Geſichter, welche Kleider, welche Haare er für die verſchieden geſtalteten, großen und kleinen Puppen erfinden würde. Puppen von mannigfachem Reiz bevölkerten ſeine Phantaſie; Fürſtinnen und Prieſterinnen, Fiſcherinnen und Meerjungfrauen; Schäfer und Schäferinnen; Kaſperle und luſtige Teufel; ſolche mit Köpfen aus Porzellan und andere mit Köpfen aus Wachs, bei denen die Farbe des Lebens bis zur Vollendung nachgeahmt werden konnte, und die echte Menſchenhaare

hatten; ſolche, die die Trachten fremder Völkerſchaften trugen, und andere, die wie Märchenfiguren gekleidet waren, Feen und Gnomen, ein Aladdin, ein Harun al Raſchid, ein morgenländiſcher Derwiſch.

Als er zum letztenmal ſeinen Wohnort gewechſelt hatte, war ſeine Wahl auf Nürnberg gefallen, weil es ihn dorthin zog, wo die Puppeninduſtrie in ihrer Blüte ſtand.

Dann war Agnes geſtorben, die drei Kinder waren ihm geblieben, und für die mußte er arbeiten. Für ſich ſelbſt durfte er jetzt kein Glück und Gelingen mehr hoffen, und da war die Puppenfabrik ganz und gar Schimäre geworden. Nur noch ein Ziel hatte er, nämlich für jede ſeiner Töchter zehntauſend Mark zurückzulegen, damit ſie gegen die ärgſte Not geſichert ſeien, wenn er einmal nicht mehr war. Der Junge, der konnte ſich ſelber helfen.

Aber bis zum heutigen Tag hatte er kaum die Hälfte dieſer Summe auf die Bank geben können. Und wenn er nun um ſeine Stelle kam, wenn die Gebrechlichkeit des Alters ihn hinderte, das Brot zu verdienen, wenn er ſchließlich gezwungen wurde, die Erſparniſſe anzugreifen, die er in ſo vielen Jahren und unter ſo vielen Entbehrungen geſammelt hatte, wie ſollte er dann den Mädchen gegenübertreten, was für ein Lebensabend ſtand ihm dann bevor?

„Der Schlack hatte ſich aber im Keller verkrochen, und als ihm die Frau ſeine Hoſen bringen wollte, waren ſie ins Mehlfaß gefallen," erzählte der Friſeur Bonengel.

Die Zuhörer meckerten, die Kellnerin kreiſchte.

Auf dem Nachhauſeweg hörte der Inſpektor durch das Pfeifen des Windes hindurch noch immer die dem Klappern einer Schere ähnliche Stimme des Friſeurs.

Es war ihm jedesmal unbehaglich, bei Nacht die Treppe des ſchmalen, alten Hauſes hinaufzuſteigen. Das Holz krachte, als ob es brechen wollte, auch ſchien es ihm bisweilen, als kämen ihm blinde Menſchen entgegen. Im erſten Stock wohnte nämlich ein Augenarzt, und er hatte oft Blinde geſehen.

Auf dem Tisch seines Zimmers lag ein Brief. Der Umschlag trug den Vordruck: Generalagentur der Prudentia. Er ging eine Weile auf und ab, ehe er die Hülle zerriß. Es war die Kündigung seines Postens.

13

Um jene Zeit wuchs Friedrich Bendas Verstimmung. Er sah, daß er als Privatmann sich der Hilfsmittel begeben mußte, deren er für seinen Forscherberuf bedurfte, und es schien ihm, als sei er verurteilt, seine Fähigkeiten in ewiger Dunkelheit zu begraben.

Er brach die meisten seiner bisherigen Beziehungen ab, auch die brieflichen. Wenn ihn Bekannte grüßten, blickte er zur Seite. Sein Ehrgefühl war aufs tiefste verwundet, er war auf dem Weg, auf dem man die Selbstachtung verliert.

Daniel war der einzige Mensch, der davon nichts bemerkte. Vielleicht hatte er sich in den Gedanken eingelebt, Bendas Existenz sei eine freundlich geregelte, und es genügte ihm der Anblick, den die bürgerliche Wohlhabenheit des Hausstandes bot, um ihn an ein sorgenloses Dasein des Freundes glauben zu lassen; jedenfalls fragte er nie, und es fiel ihm nicht auf, wenn der Gefährte so vieler Stunden mit umdüstertem Antlitz vor ihm saß.

Benda lächelte über diese Unschuld, denn für etwas Schlimmeres nahm er es nicht. Weit entfernt, bitter darüber zu denken, faßte er den Vorsatz, den so tief in sich selbst webenden Menschen mit seinen Angelegenheiten gänzlich zu verschonen. Er konnte aber nicht hindern, daß sein Schmerz, wie auch das Verlangen, seine unwürdige Lage zu beenden, die Schranken der Zurückhaltung bisweilen durchbrachen.

An einem trüben Tag, spätnachmittags, holte Benda den Freund ab, der eben von einer Unterrichtsstunde nach Hause gekommen war. Sie beschlossen, ein wenig spazieren zu gehen und dann bei Benda zu Abend zu essen.

Im Flur begegneten ihnen die Schwestern Rüdiger, die von ihrer täglichen Wanderung durch den Garten zurückkehrten. Benda grüßte mit seiner altertümlichen Artigkeit, Daniel berührte mürrisch kaum den Hutrand. Die Schwestern stellten sich in einer Reihe auf wie beim Kotillon und dankten holdselig. Fräulein Jasmine ließ eine verspätete Rose aus der Hand fallen, und als Benda die Rose aufhob, preßte das Fräulein die Hand gegen den kaum der Rede werten Busen und dankte abermals holdselig.

Als sie auf der Straße waren, sagte Benda in mitleidigem Ton: „Drei zarte Wesen; hausen in ihrer Einsamkeit als rechte Vestalinnen und hüten ein heiliges Feuer."

Daniel lachte. „Ein heiliges Feuer gar? Meinst du die Geschichte mit dem Maler?"

„Ja, die mein ich, und es war kein gewöhnlicher Maler, mußt du wissen. Erst kürzlich hab ich mir die ganze Sache erzählen lassen. Anselm Feuerbach hieß der Maler."

Daniel wußte nichts von Anselm Feuerbach, empfand aber das Inhaltsvolle eines Namens, der kraft einer geheimnisvollen Magie wie eine schöne Glocke an sein Ohr schlug. „Was war es denn mit ihm?" fragte er.

Die Geschichte lautete wie folgt: Als Anselm Feuerbach vier Jahre vor seinem Tod, vor sechs Jahren also, zum letztenmal nach Nürnberg kam, um seine Mutter zu besuchen, da kränkelte er schon an Körper und Gemüt und war der Menschen satt, war von ewiger Plage und Mißkennung verstört. Aber einige Bürger erinnerten sich seines Ruhms, der in der deutschen Luft dunkel und heimatlos schwebte, und die Handelskammer bestellte bei ihm ein Bild für ihren Sitzungssaal im neuen Justizpalast. Er malte das Bild, den Kaiser Ludwig, wie er den Nürnbergern das Privilegium für freies Gewerbe erteilt. Als nun das Bild fertig war, zeigten sich die Herren sehr unzufrieden, denn sie hatten etwas ganz anderes erwartet, irgendeine öde Krelingsche Schilderei, und nicht so

ein vornehmes und reines Werk. Zudem war der Raum knapp, eine Handbreit Leinwand mußte in die Mauer gelassen werden, und das Licht war ganz elend. Da machte die Kammer Schwierigkeiten mit der Bezahlung, in dem häßlichen Streit ergriff der Geometer Rüdiger, der längst schon ein leidenschaftlicher Anhänger Feuerbachs war, die Partei des Malers, und es kam so weit, daß er die Stadt mit dem Schwur verließ, nie mehr zurückzukehren. Seine Töchter aber hatten alle drei den Meister Anselm seit ihrer frühesten Jugend geliebt, wo er als Gast im Hause des Vaters geweilt hatte.

„Freilich, wenn irgendein Mann liebenswert gewesen ist, so war er es," endete Benda die Geschichte. „Willst du ihn sehen? So komm."

Sie befanden sich in der Nähe des Johanniskirchhofs. Das Tor war noch offen, und Daniel folgte dem voranschreitenden Benda. Der wanderte eine Weile auf den schmalen Gräberpfaden, deutete stumm auf einen flachen Stein, auf welchem der Name Albrecht Dürers zu lesen war, und dann standen sie an Feuerbachs Grab. Eine schon geschwärzte Bronzeplatte zeigte den Kopf des Malers im Profil. Ein Lorbeerkranz lag darunter, dessen halb verwelkte Blätter im sachten Wind bebten.

„Was für ein Leben hat der Mann geführt!" sagte Benda leise; „und was für einen Tod ist er gestorben! Den Tod eines hinausgejagten Hundes."

Als sie gegen die Stadt gingen, dämmerte es. Daniel hatte den Hut vom Kopf genommen und schritt mit fernhin gerichtetem Blick an Bendas Seite. Dieser aber war aufgewühlt wie selten.

„Ein deutsches Leben, ein deutscher Tod," stieß er hervor. „Er streckt die Hand aus, um zu geben, und es wird ihm hineingespuckt. Er gibt und gibt und gibt, und sie nehmen, nehmen, nehmen, ohne Dank, ja, mit Hohn. Sie achten nur die Vetternschaft, sie verkuppeln das Mikroskop mit dem Katechismus und die Philosophie mit der Polizei. Ohne jeden Anstand, ohne humane Übereinkunft; sie beschließen es, sie tun es. Es ist für mich kein Platz in Deutschland mehr. Ich gehe."

„Du gehst? Wohin gehst du?“ fragte Daniel treuherzig erstaunt. Benda biß sich auf die Lippen und schwieg.

Sie waren zur Füll gekommen. Als sie in Bendas Arbeitszimmer traten, brachte dieser einen mächtigen Atlas herbei, schlug die Karte von Afrika auf und deutete in die Mitte des Erdteils.

„Siehst du die großen weißen Flecken hier? Da ist weder Fluß noch Berg eingezeichnet. Es sind Gebiete, die noch keines Europäers Fuß betreten hat. Dorthin geh ich.“ Er lächelte sanft.

„Wirklich? wann denn?“ fragte Daniel, voll Unbehagen darüber, daß er den Freund verlieren sollte.

„Es ist noch unbestimmt, aber es wird sein. Dort habe ich zu tun. Ich brauche Luft, Erde, Himmel, das freie Tier und die freie Pflanze.“

Auf der Schwelle des Zimmers erschien Bendas Mutter, eine ziemlich große, gebrechlich gehende Frau mit scharfen Zügen und tiefliegenden Augen.

Sie schaute ihren Sohn an, sodann Daniel, zuletzt fielen ihre Blicke auf den Atlas und blieben darauf ruhen mit einem Ausdruck des Grauens und der Angst.

Daniel wußte nichts mehr zu sagen, und Benda, immer still in sich hineinlächelnd, fing von andern Dingen zu sprechen an.

14

Beim Tode ihrer Mutter war Gertrud Jordan neun Jahre alt gewesen. In der Nacht war sie in das Sterbezimmer geschlichen und hatte drei Stunden am Lager der Toten zugebracht. Vielleicht war es seit jener Nacht, daß sie sich der Welt und den Menschen verschlossen hatte. Als sie von dannen ging, hob die Uhr zum Schlag aus, und in der Ferne krähte ein Hahn.

Warum tickst du, Uhr? fragte sie laut, warum krähst du, Hahn? Und wieder: wer läßt dich ticken, Uhr, wer läßt dich krähen, Hahn?

Sie wuchs auf, und niemand wußte eigentlich etwas von ihr. Selbst ihr Vater konnte ihr nicht nahe kommen und wußte nicht, wie sie in ihrem Innern beschaffen war. Sie verkehrte nicht mit Altersgenossinnen. Ihr dunkler Blick erglühte zornig, wenn sie das sinnlich-sinnlose Gelächter der Mädchen vernahm.

Bei der ersten Kommunion stürzte sie zusammen und wurde ohnmächtig weggetragen. Jordan brachte sie nach Pommersfelden zu seiner Schwester, der Bezirksarztenswitwe Kupferschmied. Nach einer Woche kehrte sie allein zurück und in zerrütteter Gemütsverfassung. Sie hatte zugesehen, wie ein Kalb geschlachtet worden war. Dieser Anblick hatte sie beinahe wahnsinnig gemacht.

Von ihrem fünfzehnten Jahr an hatte sie es durchgesetzt, daß sie eine eigene Kammer zum Schlafen erhielt. Als sie sechzehn alt war, begehrte sie, daß die Magd entlassen werde, und nun kochte sie selbst und führte die Wirtschaft. War sie mit den häuslichen Arbeiten fertig, so setzte sie sich an ihren Stickrahmen.

Benjamin Dorn war durch ihren Vater ins Haus gekommen. Daß Lenore sich über ihn lustig machte, nahm sie für ihn ein. Er erschien ihr nicht als Mann, er erinnerte sie an die schmächtigen Engel, die sie stickte. Er brachte ihr seine Traktate und Erbauungsschriften, aber sie verstand die Sprache nicht. Dann führte er sie zu den Zusammenkünften der Methodisten, aber die geräuschvolle Zerknirschung ängstigte sie, und nach wenigen Malen war sie nicht mehr zu bewegen, hinzugehen. Er empfahl ihr das Lesen der Bibel, aber sie vermochte auch in der Bibel nichts zu finden, was sie hätte beruhigen können. Ihr war es, als habe sie eine Wunde in ihrem Innern, die beständig blutete und sich niemals schloß. Als sie sich längst von Benjamin Dorn und seiner billigen Frömmigkeit abgewandt hatte, war dieser noch immer der Meinung, sie habe acht auf ihn und schaue zu ihm empor. Doch wußte sie es einzurichten, daß er nur selten mit ihr sprechen konnte.

Der Gottesdienſt in der proteſtantiſchen Kirche erſchien ihr wie eine Verſammlung von Händlern, die, anſtatt wie an Wochentagen untereinander, an Sonntagen mit dem Himmel ein Geſchäft abſchließen. Sie vermißte die Würde, bei den Predigten wurde ſie nicht warm, die Zeremonien ſtimmten ſie nicht andächtig.

Nirgends und von keinem Menſchen vernahm ſie ein nachhallendes, ein erleuchtendes Wort. Es war die Nüchternheit einer ganzen Zeit, die ſie bis in die Adern hinein ſpürte, die Verflachung einer ganzen Welt. Und wenn ſie ihr Herz wärmen wollte, wenn ſie ſich fürchtete vor der öden Luft und dem öden Tag, ging ſie heimlich in die Frauenkirche oder in die Sankt Joſephskirche, wo man den Raum Gottes feierlicher ſchmückte, wo viele Lichter angezündet waren, die Gebete geheimnisvoller klangen, der Prieſter ergriffener ſchien, der Andächtige ſchaudern konnte.

Und doch haßte ſie alles äußerlich Schöne, haßte ſogar die ſchöne Natur als ein den Menſchen zur Verlockung und zur Betörung Hingeſetztes. Liebte auch nichts an ihrer eigenen Perſon, weder ihr Geſicht, noch ihre Stimme; erſchreckend war ihr die eigene tiefe Stimme; weder ihre Haare, noch ihre Hände.

An einem Winterabend warf ſie einen goldenen Ring, der aus dem Nachlaß der Mutter ſtammte, und den ihr der Vater gegeben hatte, in den Brunnenſchacht. Dann beugte ſie ſich hinüber und ſah in die Finſternis hinab wie von einer Bürde befreit.

Oftmals wollte Lenore der Schweſter vertrauend nahen und fühlte ſich immer zurückgeſtoßen. Wenn auch Gertrud wenig mit Menſchen ſprach, ſo gelangte doch alles Gerede zu ihr, das über Lenore ging, und ſie ſchämte ſich für die Schweſter. Sie mochte Lenore nicht mehr anſchauen, ſie faßte einen Widerwillen gegen ſie und konnte ſich kaum entſchließen, ihr den Gruß zurückzugeben. Der Verirrten Vorhaltungen zu machen, dazu fehlte ihr das Wort, ſie war des Wortes nur in geringem Grade mächtig, ſie mußte alles in ſich hineinwürgen, Unrecht und Schmerz. So härmte ſie ſich um Lenores willen

und wurde zugleich immer erregter und wilder, als locke ſie etwas am Tun der Schweſter, und ſie konnte häufig keinen Schlaf finden.

Ihre Unruhe war ſo groß, daß ſie nicht lange mehr am Stickrahmen ſitzen blieb und überhaupt keine Arbeit mehr richtig zu Ende brachte. Es trieb ſie hinaus, und war ſie draußen, ſo trieb es ſie wieder heim. Das Herz klopfte ihr, wenn ſie allein im Zimmer war, und war der Vater oder der Bruder oder Lenore da, ſo hielt ſie deren Gegenwart nicht aus und flüchtete in ihre Kammer. Wenn es heiß war, ſchloß ſie die Fenſter, wenn es kalt war, lehnte ſie ſich hinaus. Wenn es ſtill war, wurde ihr bange, wenn es laut war, ſehnte ſie ſich nach Ruhe. Sie hatte kein Gebet, es war alles ſo dumpf in ihr, ſie ſpürte die Verkettungen der Stunde als etwas Grauſames, ſie wünſchte Jahre überſchlagen zu können, wie man viele Seiten eines quälenden Buches überſchlägt, und wußte ſie keinen Ausweg mehr, ſo eilte ſie in die Frauenkirche und warf ſich vor den Altar hin und blieb regungslos, das Geſicht verhüllt, bis die Seele wieder ſtiller war.

Es drängte ſie zu Lenore hin, ſie konnte ſich nicht dagegen wehren, nicht bloß, weil ſie wachſam ſein und Unheil verhüten wollte; es war etwas Schauriges, eine grauenvolle Neugier, und bisweilen folgte ſie der Schweſter heimlich und ſah einmal von ferne, daß ſie mit einem Manne ging, der auf ſie gewartet hatte. Da vermochte ſie ſich nicht mehr von der Stelle zu rühren, und Lenore gewahrte ſie.

Am andern Tag aber kam Lenore von ſelbſt zu ihr und ſprach mit anmutiger Offenheit über ihre Beziehung zu Eberhard von Auffenberg. Was ſie von ſeinem Schickſal wußte, darüber ſchwieg ſie; ſie deutete nur an, daß er ſehr unglücklich ſei. Sie erzählte, wie ſie ihn im vorigen Winter beim Eisfeſt auf dem Dutzendteich kennengelernt; wie er an ihr hänge, wie zart und rückſichtsvoll er ſich ſtets gegen ſie betragen habe, wie gern ſie ihm Freundſchaft erweiſe und wie ſehr er ihrer Freundſchaft bedürftig ſei.

Darauf ſchwieg Gertrud lange, endlich ſagte ſie mit jener tiefen Stimme, die klang, als ob ſie aus Fülle geborſten wäre:

„Entweder müßt ihr heiraten, oder ihr dürft euch nicht mehr ſehen. Was du tuſt, iſt ein Verbrechen.“

„Ein Verbrechen?“ erwiderte Lenore erſtaunt; „wieſo denn?“

„Frag nur dein Gewiſſen,“ war die mit geſenkten Augen gegebene Antwort.

„Mein Gewiſſen iſt aber ganz ruhig.“

„Dann haſt du eben keins,“ ſagte Gertrud hart. „Du lügſt und läßt dich belügen. Du biſt in der Schlechtigkeit drinnen, da iſt keine Rettung. Wie die unreinen Blicke von dem Mann und ſeine häßlichen Gedanken und die von den andern an dir ſind! Du biſt ja über und über befleckt. Du weißt es ja nicht, ich aber weiß es.“

Sie ſtand auf, wobei ſie den Stuhl geräuſchvoll mit den Kniekehlen zurückſtieß und ſchaute Lenore mit ihren unheimlichen, ſchwarzen Augen an. „Sprich mir nie wieder davon,“ flüſterte ſie mit zitternden Lippen, „nie wieder.“ Damit ging ſie hinaus.

Da empfand Lenore etwas wie Abſcheu vor der Schweſter. Von einer geheimnisvollen Ahnung bewegt, ſpürte ſie in Gertrud die ihr vom Schickſal beſtimmte Widerſacherin.

15

Als der Herbſt anfing, kalt zu werden, kam Daniel wieder häufig zu Jordans hinauf. Obwohl er nun zu Hauſe ſelbſt einen warmen Ofen hatte, erinnerte er ſich gern des gemütlichen Winkels vom vorigen Jahr. Er beſaß eine Anhänglichkeit für Dinge und Räume, die größer war als die für Menſchen.

Den Inſpektor traf er nur ſelten, der war jetzt immer unterwegs, da er ohne feſte Stellung für verſchiedene Geſellſchaften tätig war; Benno kam nach den Bureauſtunden bloß heim, um ſich in ſeinem Zimmer zu raſieren und für den Abend ſo elegant wie möglich zu machen. Mit Gertrud wollte er nicht allein ſein, deshalb ſtellte er ſich gewöhnlich erſt nach ſechs Uhr ein, wenn Lenore ſchon zu Hauſe

war. Da er wußte, daß Lenore ſeit einiger Zeit eifrig Franzöſiſch und Engliſch lernte und dieſe Abendſtunden ihr unentbehrlich waren, bat er ſie, ſich nicht ſtören zu laſſen. Er behauptete, er finde es am angenehmſten, ruhig ſitzen zu können und nicht ſprechen zu müſſen. Nach einer Stunde oder nach zweien ging er mit einem undeutlich gemurmelten Gruß wieder fort.

Bisweilen hatte er ein Buch mit und las. Erhob er den Blick, ſo ſah er die über das Schreibheft gebeugte Geſtalt Lenores, ihre vom Lampenlicht goldig durchleuchteten Haare, die über dem Scheitel und an den Schläfen noch in feinen Fäden blitzten, und den entſchloſſen verpreßten Mund mit den lieblich hinabgebogenen Ecken. Dann ſah er Gertrud, die jetzt die Haare nicht mehr loſe trug, ſondern in einem dichten Knoten über dem Nacken, auch kein grünes Kleid mehr, ſondern ein braunes, welches vorne eine Reihe großer, glänzend ſchwarzer Knöpfe hatte.

Manchmal flog ein Wort von Lenore zu ihm, und er erwiderte es; manchmal ſpann ſich das eine Wort zu einem Geplänkel aus. Lenore hänſelte, und er war grob; oder er ſpottete, und Lenore hielt eine kleine Strafpredigt. Da hatte Gertrud einen ratlos ſtaunenden Blick, und ſie kehrte das Geſicht gegen die Fenſterſcheibe. Mit Abſicht blieb ſie unbeſchäftigt, mit Abſicht verſchob ſie ihre häuslichen Obliegenheiten; der Gedanke, daß die beiden allein im Zimmer weilten, war ihr unerträglich.

Was Daniel tat und ſagte, ja ſogar, wie er ging und ſaß und ſtand, wie er die Hände in die Hoſentaſchen ſteckte und die Lippen fletſchte, alles das erregte Furcht und Scham in ihr. Sie fühlte ſich beleidigt durch jede ſeiner Gebärden. Seine Freimütigkeit erſchien ihr als freche Anmaßung, ſeine Launenhaftigkeit als böswillige Unvernunft, ſeine nachläſſigen Manieren und ſeine Schmähſucht wie der Hohn eines Teufels.

Da geſchah es, daß er einmal eine gallige Bemerkung über die Mucker fallen ließ, die den lieben Gott für einen Sittenwächter

und jeden angefressenen Pfarrherrn für einen Erzengel nehmen. Mit einem Ruck erhob sich Gertrud und starrte ihn an. Er hielt dem Blick stand und zuckte die Achseln. „Menschen ohne Glauben sind schlimmer als ansteckende Krankheiten," flüsterte sie.

Daniel lachte. Dann verfinsterte sich sein Gesicht, und er fragte, was sie denn Glauben nenne? Ob sie der Meinung sei, daß der Glaube im Lippendienst bestehe? Sie antwortete mit geducktem Kopf, sie könne über das, was ihr heilig sei, nicht mit jemand reden, der sich von aller Religion losgesagt habe. Da flammte Daniel auf und nannte ihre Reden lästerlich; ob sie sich wohl schon irgendwelche Mühe mit ihm gegeben habe, daß sie mit ihrem Urteil so rasch fertig geworden sei? Und ob sie denn so genau wisse, ob ihr sogenannter Glaube etwas Besseres sei als sein sogenannter Unglaube? Woher sie denn das Maß nehme und den Mut und die Sicherheit? Und ob sie sein Inneres kenne, und ob sie beim lieben Gott Audienz gehabt habe?

Er lachte wieder, pfiff dann und ging fort.

Gertrud blieb eine Weile stehen und schaute zu Boden. Lenore hatte das Kinn auf die Hand gestützt und sah sie mitleidig an. Plötzlich begann Gertrud am ganzen Leib zu zittern und streckte, ohne den Blick zu heben, ihren Arm gegen Lenore aus. Lenore erschrak, aber sie wußte nicht, was diese anschuldigende Bewegung zu bedeuten hatte.

Und das nächstemal, als Daniel auf seinem Ofenplatz saß, fing er, aus tiefem Schweigen heraus, auf einmal an, über Religion zu sprechen. In vorgesetztem Trotz; wie aus einem Hinterhalt, aus dem man Pfeile sendet; mit berechneter Bosheit und kalter Auflehnung; als ein Geschlagener und Gejagter, einer, der der himmlischen Regierung noch weniger vorgibt als der irdischen. So saß er da, eine leibhaftige Blasphemie, und hatte wieder sein Affengesicht.

Doch Lenore fühlte, daß er sich und seinen Gott verleugnete, und zwar mit viel Gewalt. Sie trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter; derweil schritt Gertrud mit leichenblasser Miene an ihr und

Daniel vorüber und zeigte ſich an dieſem Abend nicht mehr. An dieſem nicht und an den folgenden nicht. Sie mied jetzt ſeine Gegenwart.

In einer höchſt wunderlichen Sekunde, nicht länger hatte es gedauert, war Daniels Blick, indes ſich das Mädchen erhob, auf dem Umriß ihrer Beine heften geblieben. In dieſer Sekunde wurde ihm bewußt, daß ſie ein Weib war, und er ein Mann. In dieſer Sekunde nahm er das Äußere ihres Körpers wahr, aber ohne die verkleidende Hülle. Ja, er dachte ſie nackt; eine einzige Sekunde lang, aber er dachte ſie nackt; und alles, was ſie geſprochen hatte, wie auch alles, was ſie tat und ſagte, fiel als Kleiderhülle von ihr ab.

Da war es ihm, als könne er zum erſten Male ſehen, und als ſehe er den Körper der Welt.

Ihr Bild folgte ihm nach; er ſträubte ſich gegen die Beunruhigung. Es war ihm dergleichen noch nie paſſiert; er rief das Bild auf, um es mit kühlem Sinn zu zerſtören, es wich nicht, und als er Gertrud eines Tages beim ſchönen Brunnen begegnete, blieb er wie verſteinert ſtehen und vergaß zu grüßen.

16

Es war Mitte Dezember, ein klarer Froſttag. Lenore wäre nach Tiſch gerne aufs Eis gegangen. Sie war eine treffliche Schlittſchuhläuferin und in der ganzen Stadt dafür berühmt. Eine unbezähmbare Lebens- und Freiheitsluſt durchpulſte ihren Körper; es dünkte ſie jämmerlich, daß ſie ſich in der ſtickigen Ofenluft ſollte zu den Schreibern ſetzen und ſchreiben.

Indeſſen ging ſie hin und ſchrieb wie täglich bei den Schreibern, und die Augen des Herrn Zittel hinter den Brillengläſern erſchienen ihr wie zwei grüne Giftfläſchchen. Es gelang ihr die Arbeit nicht, träg ſchlich die Zeit hin, träger noch als Herr Diruf durch die Säle. Lenore hob den Kopf, ihr war, als ruhe ſein finſterer Blick auf ihr, und im Bewußtſein ihrer Pflichtverſäumnis errötete ſie.

Endlich ſchlug es ſechs, lärmend ſtanden die Schreiber auf, doch Lenore wartete wie immer, bis es leer war, denn ſie liebte es nicht, ſich unter ſie zu miſchen. Da humpelte Benjamin Dorn herein. „Fräulein Jordan ſoll zum Chef kommen," rief er und bog den langen Hals wie ein Schwan. Lenore wunderte ſich; es gab nichts, was zwiſchen ihr und Herrn Diruf zu beſprechen war. Vielleicht iſt es Bennos wegen, dachte ſie.

Alfons Diruf ſaß an ſeinem Schreibtiſch, als ſie eintrat. Er ſchrieb noch eine Zeile, dann richtete er den Blick ſtarr auf ſie. Es war etwas in dieſem Blick, was ihr das Blut aus den Wangen trieb. Unwillkürlich ſchaute ſie an ſich herab und ſpürte ihre Haut.

„Sie haben mich rufen laſſen," ſagte ſie.

„Ja, ich habe Sie rufen laſſen," ſagte Herr Diruf und machte einen müden Verſuch, zu lächeln.

Es entſtand wieder eine Pauſe. Beunruhigt blickte Lenore von einem Gegenſtand zum andern, bald auf die badende Nymphe an der Wand, bald auf die Vorhänge aus Damaſt, bald auf den chineſiſchen Lampenſchirm.

„Nun, Schätzchen," ſagte Herr Diruf, und aus dem Lächeln wurde eine Art von Krampf; „wir ſind nicht übel; beim Bart des Propheten; wir haben alles an der rechten Stelle. He?"

Lenore warf den Kopf auf. Sie glaubte nicht gut gehört zu haben. „Sie haben mich rufen laſſen," wiederholte ſie mit lauter Stimme.

Diruf legte die flache Hand auf den Bord des Schreibtiſches. Der Solitär ſchleuderte Funken. „Ich kann euch alle zertrümmern," ſagte er und ſchob die Hand ein wenig nach vorwärts, gegen Lenore hin. „Das Bürſchchen da draußen, Ihr Bruder, iſt ein heimlicher Filou. Ich kann ihn über ſich ſelber purzeln laſſen, wenn ich will." Er ſchob die fette Hand abermals ein Stück vorwärts, als wäre ſie eine gefährliche Maſchine und der Solitär eine zur Warnung daran befeſtigte Laterne. „Ich kann euch alle tanzen laſſen, ſobald es mir beliebt. He, Schätzchen? Capito? Comprenez-vous?"

Mit einem namenloſen Erſtaunen blickte Lenore in Alfons Diruſs Pflaumenaugen.

Da erhob ſich Diruf, trat an ihre Seite und legte den Arm um ihre Schultern. „Iſt jener ein genäſchiger Kater, den man vom Weg locken kann, ſo ſei du eine ſchnurrende Miezekatz," ſagte er mit einer gräßlichen Zärtlichkeit in der Stimme und hielt zugleich Lenore ſo feſt, daß ſie ſich minutenlang nicht rühren konnte. „Ruhig, Schätzchen! Ruhig, mein kleiner Buſen! Ruhig, du Satan!"

Aber da rieſelte ihr der heiße und kalte Schauder bis ins Mark; die Berührung wirkte auf ſie wie etwas Ungeheures, in ſchwerſten Träumen nie ſo ſchrecklich Geahntes; ein Ruck, als gelte es alles, Leib und Leben, und ſie war frei. Mit einem Geſicht, das weiß flammte, ſtand ſie da und lächelte dennoch; ein ſeltſames Lächeln war es, ganz außerhalb der Grenzen deſſen, was ſonſt ſo genannt wird, und Alfons Diruf war plötzlich nicht mehr fett und finſter, ſondern er war wie ausgeblaſen, zunichte geworden und ſtierte dumm vor ſich hin, als er ſich allein fand.

Lenore eilte durch die Gaſſen, und auf einmal fand ſie, daß ſie in der Langen Zeile ging. Dorthin hatte ſie aber nicht gehen wollen, und ſie kehrte wieder um. Da gewahrte Benda, der eben zu Daniel wollte, die haſtig Schreitende, erkannte ſie im Schein einer Gaslampe, blieb ſtehen, als ſie an ihm vorüberging und ſchaute ihr betroffen nach.

Zu Hauſe angelangt, ſank ſie in der Wohnſtube erſchöpft aufs Sofa. Um ſich vor der Erinnerung an die vergangene Stunde zu retten, flüchtete ſie in ihre Sehnſucht, die Sehnſucht nach dem ſüdlichen Land. Sie ſehnte ſich mit ſolchem Schmerz und ſolcher Luſt, daß ihr Antlitz wie im Fieber glänzte. Aber die gläſerne Kugel hatte einen Sprung bekommen.

Als es kurz vor acht Uhr läutete, ſagte ſie zu Gertrud: „Wenn es Daniel iſt, ſchick ihn fort, ich kann heut niemand ſehen."

„Biſt du krank?" fragte Gertrud eigentümlich ſtreng.

„Ich weiß es nicht, ich will niemand sehen," sagte Lenore und lächelte wieder wie im Zimmer Dirufs.

Es war wirklich Daniel. Benda hatte ihm gesagt, daß er Lenore gesehen habe, unten vor dem Haus, und als er erfuhr, daß sie nicht bei Daniel gewesen, nahm seine Besorgnis zu. „Da ist etwas nicht in Ordnung," meinte er, „du mußt zu ihr gehen." Und nachdem sie noch eine Weile geplaudert hatten, begleitete er Daniel bis zum Egydienplatz, um sicher zu sein, daß er sich nach Lenore erkundigen würde.

Gertrud öffnete die Gittertür. „Lenore will nicht, daß Sie hineinkommen," sagte sie mit einem Schimmer von Freude in den Augen.

„Warum nicht? Was ist geschehen?"

„Sie will es nicht," sagte die Einsilbige und blickte in das Licht des Flurlämpchens.

„Ist sie krank?"

„Nein!"

„Dann soll sie mir selber sagen, daß sies nicht will."

„Gehn Sie!" befahl Gertrud und warf den Kopf zurück.

Ihr düsteres Auge verfing sich in seinem Blick, und sie standen einander gegenüber wie zwei Wettläufer, die von verschiedenen Seiten an dasselbe Ziel kommen. Dann drehte sich Daniel schweigend um und ging die Stiege hinunter. Gertrud blieb noch eine Weile stehen, und ihr Kopf sank immer tiefer auf die Brust. Plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht, und durch ihren Körper lief ein Erbeben.

17

Bevor Lenore schlafen ging, schrieb sie einen Brief an den Bureauchef Zittel, worin sie ihren sofortigen Austritt aus dem Dienst der Prudentia anmeldete.

Im Bette liegend, konnte sie keinen Schlummer finden. Sie sah sich auf dem Eis, wie sie kühne und neuartige Figuren lief; Zu-

ſchauer ſtanden bewundernd im weiten Bogen. Sie ſah das Meer mit Fiſcherbooten und farbigen Segeln und ſah Gärten voller Roſen.

Der Vater und Benno waren längſt zu Hauſe. Von der Kirche drüben ſchlug es zwölf, dann eins, dann zwei.

Da hörte ſie Schritte in der Wohnung, eine Tür wurde auf- und zugemacht, dann war es wieder ſtill, dann erſchallten wieder die Schritte. Sie verließ das Bett, ging zur Tür und lauſchte. Von nebenan, aus der Wohnſtube, drang ein tiefer Seufzer an ihr Ohr. Leiſe öffnete ſie die Tür und ſchaute durch den Spalt hinein.

Am offenen Fenſter ſtand Gertrud; ſie war im Hemd und bloßfüßig. Über dem Platz draußen ſchien der Mond, und der Schnee glitzerte kalt auf den Dächern. Die geiſterhafte Beleuchtung machte auch das Geſicht des Mädchens geiſterhaft, und das loſe hängende Haar ſah ſchwarz wie Ebenholz aus.

Lenore lief ins Zimmer und ſchloß das Fenſter. „Was tuſt du, Gertrud!“ rief ſie erſchrocken, „willſt du dir den Tod holen?“

Gertruds ſchlanker Körper zitterte vor Froſt. Ihre Zehen waren krampfhaft eingebogen. „Ja,“ antwortete ſie dumpf, „das möcht ich.“

„Das möchteſt du?“ verſetzte Lenore, ebenfalls vor Kälte ſchlotternd, „und der Vater? Denkſt du an ihn nicht? Soll er ſich noch mehr abhärmen? Was fehlt dir, du Verrückte?“

„Ich bin eine Sünderin, Lenore,“ ſchrie Gertrud, ſtürzte auf die Knie und umklammerte Lenores Hüften. „Ich bin eine Sünderin.“

„So? was für eine Sünde haſt du denn begangen?“ fragte Lenore und beugte ſich ängſtlich nieder.

„Warum bin ich in dem Haus da!“ ſtöhnte Gertrud und wies um ſich, „in dem Gefängnis da!“ und ſie faßte ſich an ihre Bruſt. „Es iſt etwas Böſes über mich gekommen, böſe, ſündige Gedanken. Schau mich nicht an, Lenore, ſchau mich nicht an!“

Ihre Stimme war zu einem Kreiſchen geworden, entſetzt wich Lenore zurück, und Gertrud fiel mit der Stirn gegen den Boden. Die Haare bedeckten den gekrümmten, zuckenden Rücken.

Da öffnete sich die Tür, die zum Schlafzimmer des Inspektors führte, und er selbst kam mit einer brennenden Kerze herein. In Ermangelung eines Schlafrocks hatte er einen karierten Schal um die Schultern geworfen, dessen Fransen um die Knie baumelten, und auf seinem Kopf saß eine weiße Zipfelmütze.

Verstört musterte er die beiden Mädchen und wollte fragen, brachte aber kein Wort über die Lippen. Er hatte in bedrängten Lagen eine Art, düster zu schmunzeln, die in Lenore das innigste Mitleid erweckte. „Es ist nichts, Vater," stammelte sie mit einer schamhaften Gebärde, die ihn bat, sich zu entfernen, „Gertrud hat Magenschmerzen. Sie hat nur in der Hausapotheke nachsehen wollen, ob Tropfen da sind. Geh nur, Vater, ich bring sie schon wieder zu Bett."

„Da werd ich doch zum Doktor gehen, Kind, oder Benno wecken, daß er es tut," sagte Jordan.

„Nein, Vater, 's ist nicht nötig, geh nur, geh."

Er verstand die Ungeduld Lenores und zog sich gehorsam zurück. Die Kerzenflamme schirmte er mit der Hand, und sein riesiger Schatten schwankte wie ein Tier hinter ihm her.

„Steh auf, Gertrud," sagte Lenore, „steh auf und komm mit mir.

Gertrud ließ sich in ihre Kammer führen. Als sie schon eine Weile im Bette lag, pochte es an der Tür, und Jordans Stimme fragte, wie sie sich befinde. Lenore beruhigte ihn.

Bis der Mond hinter dem Kirchendach verschwunden war, blieb Lenore an Gertruds Bett sitzen und hielt deren große, stumme Hand in ihrer Hand. Sie hatte den Mantel umgetan, gleichwohl fror sie. Während Gertrud mit offenen, stummgewordenen Augen dalag, zeigte das bewegliche, jede Veränderung der Seele treu spiegelnde Antlitz Lenores eine unendliche Folge ernster Gedanken. Als es nun finster wurde, wandte Gertrud den Kopf gegen Lenore hin und sagte weich: „Leg dich zu mir, Lenore. Seh ich dich schlafen, dann kann ich vielleicht auch schlafen."

Lenore warf den Mantel ab und ſchlüpfte unter die Decke. Nach kurzer Zeit ſchlummerten ſie alle beide, dicht aneinandergeſchmiegt.

Stimmen von außen und Stimmen von innen

I

Daniel gewann Anhänger. Die vom Knechtlein eroberten Mäzene waren nicht Anhänger zu heißen; es waren Patrioten, die es erbaulich fanden, daß aus dem fränkiſchen Herzland ein erdgebürtiger Meiſter erſtehen ſollte. Sie intereſſierten ſich für die Perſon ihres Schützlings wenig.

Daniels Anhänger waren junge Leute.

Der Profeſſor Herold war ein wunderlicher Mann. Er genoß einen Ruf weit über die Grenzen der Provinz hinaus, aber eben ſeiner Wunderlichkeit wegen mochte er die Provinz nicht laſſen. Den muſikbefliſſenen Söhnen und Töchtern der anſäſſigen Bürger gab er ſeinen ganzen Sarkasmus zu koſten, und ſein Bemühen war darauf gerichtet, ihnen die Luſt an der Pfuſcherei zu verleiden. Es gelang in keinem Fall, das Klavierſpielen gehörte zur Bildung, und in den Kaufmannsfamilien war Bildung geſchätzt.

Es kam aber auch allerlei Volk von weither zu Profeſſor Herold, angelockt durch ſeinen Namen. Als er die Vineta-Partitur geleſen hatte, ſagte er zu zweien von dieſen: „Geht hin und bringt mir den Kerl, tot oder lebendig.“ Da brachten ſie ihn.

Die zwei kamen öfter zu Daniel, dann andere, Profeſſor Wackerbarths und Profeſſor Döderleins Schüler. Bisweilen hatte er in der Kneipe Zuſammenkünfte mit ihnen. Wir wollen ſie die Langmähnigen nennen, oder die Marmorbleichen; viele hatten Ähnlichkeit mit Schlangenbändigern. Sie waren faſt ausnahmslos ſehr dumm, hatten aber alle große Roſinen im Kopf.

Es waren auch junge Mädchen dabei; wir wollen sie die Schmachtäugigen nennen, oder die Traumverlorenen. Daniel war ihnen abgeneigt. Die Langmähnigen schätzte er ebenfalls wenig.

Von dieser Abneigung sprach er einmal zum Alten, wie Professor Herold kurzweg hieß. Er schnappte wie ein bissiger Hund, strich die weißen Borsten auf seinem ungeheuren Schädel zurück und sagte: „Da haben Sie aber eine Entdeckung gemacht, Sie Originalmännlein! Wissen Sie denn nicht, daß gerade die Musik das allernichtswürdigste Gesindel in ihren Zauberkreis zieht? Item, daß sie eine Ausrede ist für jede Versäumnis von Menschenpflichten? Item, daß der wollüstige Dunst, den sie über die Städte breitet, eine allgemeine Auszehrung der Herzen zur Folge hat? Item, daß von fünfhundert sogenannten Künstlern vierhundertneunundneunzig bloße Krüppelgarde unseres Herrgotts sind? Leitsatz: Wer zur Musik nicht das allerreinste Feuer bringt, Urtiefenfeuer, dessen Blut verwandelt sie in Leim, dessen Geist in einen Kehrichthaufen."

Damit schob er Daniel zur Tür hinaus, weil er an seinen Bilderchen malen wollte. Es hingen an den Wänden seiner Stube viele Bilderchen, die er in seinen Mußestunden verfertigte, schlechte kleine Bilderchen, auf die er stolz war. Sie stellten Szenen aus dem Landleben dar.

2

Der Impresario Dörmaul gab in der Neujahrsnacht ein Festessen im Schwänlein, zu welchem Daniel eingeladen war. Der Impresario Dörmaul zeigte sich Daniel gnädig gesinnt. Er sagte, er habe die Begabung des hoffnungsvollen jungen Mannes beim Anblick der ersten Note erkannt. Er versprach, die Komposition Vineta, sowie die andere, inzwischen beendete, die sich nürnbergische Serenade nannte, in seinen Verlag zu nehmen. Auch schien er gewillt, die Anstellung bei der Wanderoper ernstlich in Betracht zu ziehen.

Zu dem Feſtmahle kamen die Profeſſoren Herold und Wackerbarth, ferner Wurzelmann, einige von den Langmähnigen und einige von den Traumverlorenen. Andreas Döderlein hatte ſein Erſcheinen für eine ſpätere Stunde zugeſagt. Er trat fünf Minuten vor Mitternacht in die weit aufgeriſſene Türe, feierlich wie das neue Jahr in Perſon.

Er ging auf Daniel zu und bot ihm die Rechte.

„Siehe da, unſer Benjamin, unſer Johannes, um nicht zu ſagen unſer Daniel," redete er ihn an. „Gratulor, junger Stern! Was vermelden die Annalen von Andreas Döderleins Spürnaſe? Damals in Bayreuth, als man noch Wein auf Flaſchen zog, hat er nur hingerochen und wußte ſchon Beſcheid. Kann es geleugnet werden, Benjamin?"

Es wurde nicht geleugnet. Daniel ließ Gnade für Recht ergehen, und der mächtige Mann warf ſeinen Wetterkragen von den Schultern, als ſei es ein Hermelin, deſſen er ſich entledigte, bevor er ſich unter die gemeinen Sterblichen miſchte.

Profeſſor Wackerbarth hatte eine Frau, die ihn prügelte und ihm nichts zu eſſen gab. Er erachtete die Gelegenheit für günſtig, ſich einmal ſatt zu eſſen und luſtig zu ſein. Es war eine kümmerliche Luſtigkeit.

Einer von den Langmähnigen ſang das Champagnerlied, und Wurzelmann hielt eine witzige Rede. Döderlein gab zu verſtehen: man laſſe die Mäuſe tanzen, man laſſe die Flöhe hüpfen. Als eine von den Traumverlorenen den Davidsbündlermarſch ſpielte, der nach den Vorſchriften von Bayreuth nicht zur wahren Muſik gerechnet werden konnte, rief er: „Gebt mir Lethe, meine Söhne," womit er den Punſch meinte.

Auch Daniel trank Lethe. Er umarmte den alten Herold, drückte Andreas Döderleins Hand und verſuchte, mit Wurzelmann einen Walzer zu tanzen. Er war nicht betrunken, er war nur glücklich.

Dann wurde es ihm zu enge hier, er nahm Hut und Mantel und eilte ins Freie.

Die Luft war lau, es wehte Föhnwind. Himmel oben, Himmel unten, die Häuser ſtanden auf Wolken. Jeder Atemzug machte nach dem nächſten durſtig. Da, ein Erker, ſo ſchön, daß man hätte knien mögen; ein Brunnen, ſo fremd und lauſchig wie etwas Erdichtetes; die Brückenbögen und das matt ſpiegelnde Waſſer; zwei Türme ſpinnwebenzart.

Er jubelte ſtumm: Welt, biſt du es wirklich? meine Welt, und ich lebe? Meine Welt, mein Jahr, meine Zeit, und ich darin, ich ſelbſt!

3

Er ſtand auf dem Egydienplatz und ſchaute hinauf zu den Jordanſchen Fenſtern. Alle Fenſter waren ſchwarz.

Gern hätte er gerufen, aber der Name, der ſich auf ſeine Lippen drängte, flößte ihm Angſt ein. Die leidenſchaftliche Wallung wollte ſeine Bruſt ſprengen.

Er mußte noch etwas mit ſich anfangen, mußte reden, mußte fragen und eine Stimme hören. So eilte er zur Füll und rief unter Bendas Fenſtern Bendas Namen. Die Uhren ſchlugen drei.

Endlich wurde ein Vorhang aufgerollt, und Bendas dickliche Geſtalt zeigte ſich am offenen Fenſter. „Daniel, du? Was iſt geſchehen?“

„Nichts iſt geſchehen. Das Jahr will ich dir bringen.“

„Ob du mir damit was Gutes bringſt? Geh heim und leg dich aufs Ohr.“

„Willſt mich nicht hinauflaſſen, Friedrich? Reden wir noch ein wenig vom Glück!“

„Sei nicht übermütig. Wir könntens verreden.“

„Philiſter! Gib mir wenigſtens deinen Segen.“

„Den haſt du. Jetzt geh nur, Nachtgeiſt, und laß die Leute ſchlafen.“

Da öffnete ſich noch ein Fenſter, im Erdgeſchoß, und des Herrn Carovius wüſte Bettphyſiognomie ſtarrte am Haus empor, ſtarrte gegen den Ruheſtörer auf der Straße, und mit einem grimmig

feiernden Laut, rachsüchtig die Faust schwingend, schloß der entrüstete Mann das Fenster wieder.

Abermals trieb es Daniel zum Egydienplatz hin, abermals schaute er zu den Fenstern hinauf, fast flehend. Der innere Sturm wurde wilder. Lange Zeit noch rannte er durch die Gassen, und erst gegen fünf Uhr kam er heim.

Durch den dunklen Flur gehend, gewahrte er oben an der kleinen Treppe ein Licht. Meta trug es, die schon aufgestanden war, um zur Früharbeit zu gehen. Er zögerte, er sah sie an und mit drei Sätzen war er bei ihr droben.

„So spät?" flüsterte sie ahnungsvoll verlegen und nestelte mit der Linken an den Knöpfen ihres schlechtgeschlossenen Gewandes.

„Daß ich noch einen lebendigen Menschen fassen kann heute," stieß er hervor.

Sie wehrte sich, als er sie in ihre Kammer ziehen wollte, bog den Leib zurück und umpreßte sein Handgelenk. Das Licht trug sie noch immer.

„Wie mir zumut ist, Meta! Wüßtest dus! Ich brauch dich, halt mich fest mit deinen Armen."

Da sträubte sie sich nicht mehr. Vielleicht war auch sie nicht ohne Wunsch. Vielleicht war es eine Stunde, wo die Natur gebieterischer sprach als sonst. Vielleicht litt sie an der Einsamkeit unter den drei alten Jungfern. Es war noch finstere Nacht, und für sie sollte es schon Tag sein, der erste im Jahr, den sie festlich empfand. Sie gab nach.

Sie war unverdorben; sie wußte nicht, was sie auf sich nahm. Heimlich war ihr der Mensch nie gewesen, aber jetzt spürte sie das gleichgeartete Geschöpf, und sie gab nach.

So kehrte Daniel zur Erde zurück, nachdem er mit ungeheurer Begierde an die Pforten der Götter gepocht hatte. Die Götter lächelten tiefsinnig, denn sie hatten beschlossen, aus dieser Stunde ein besonderes Schicksal wachsen zu lassen.

In Gostenhof fand eine Versammlung der sozialdemokratischen Partei statt, in welcher zu der Kanzlerrede über das Unfallversicherungsgesetz Stellung genommen werden sollte.

Als erster Redner betrat der Abgeordnete Störbecker die Tribüne, aber er hatte eine zu leise Stimme und was er sagte, verhallte fast ungehört.

Ihm folgte Jason Philipp Schimmelweis. Er klagte die Regierung mit heftigen Worten an. Der Vertreter der Regierung ermahnte zur Mäßigung, und Jason Philipp kräftigte sich durch einen Schluck Bier. Sodann schleuderte er den ganzen Zorn seines volksfreundlichen Herzens gegen die verantwortliche Person des Trägers der Reichsgeschäfte. Er nannte Bismarcks Namen nicht, aber er sprach von einem Popanz. Er riß ihm die Glorie vom Haupt, schwor, ihn eines Tages als Verräter entlarven zu wollen, hieß seinen Ruhm eine Lügengeburt und seine Taten Schandmale des Jahrhunderts.

Der wilde Haß des rundlich kleinen Mannes entzündete die Gemüter, und ein Tumult von Beifall umbrauste Jason Philipp, als er mit scharlachrotem Gesicht auf seinen Platz zurückkehrte.

Aber die anwesenden Führer der Partei verhielten sich eigentümlich still. Es dauerte nicht lange, so kam der Abgeordnete Störbecker mit zwei Genossen und ersuchte Jason Philipp um eine Unterredung. Er folgte ihnen in ein Seitenzimmer. Von der Meinung gehoben, daß man ihm eine dankbare Anerkennung ausdrücken wollte, lächelte er eitel und liebkoste mit den Fingern seinen Bart.

„Was gibts, ihr Herren? Weshalb so bedenklich? Hab ich mich zu weit vorgewagt? Ich nehme alles auf mich, aber seien Sie ruhig, man hat jetzt Angst vor uns, die Luft riecht brenzlig, die Franzosen stänkern wieder."

Nein, Genosse Schimmelweis, du sollst dich rechtfertigen. Du bist ein Proteus, Genosse Schimmelweis; deine rechte Hand weiß

nicht, was deine linke tut; du treibst Schindluder mit uns; du pflügst im Gärtlein der Witwe; du predigst Wasser und säufst Wein; du hast dich mit den Aussaugern des Volks verschworen; du hast gemeinsame Sache mit den Leuten von der Prudentia gemacht und füllst bei dem großen Massenbetrug deinen Beutel; von früh bis abends bist du unterwegs und bereicherst dich mit den Pfennigen des Arbeiters. Praktiken, Jason Philipp Schimmelweis, Praktiken. Entsage dem Bündnis mit der Prudentia, oder wir stoßen dich aus unsrer Mitte.

Da erst zeigte sich Jason Philipp Schimmelweis im Glanz seiner Beredsamkeit. Seine Hand sei rein, die linke wie auch die rechte; wirke er für eine Sache, so sei es eine gute Sache; Drohungen könnten ihn nicht einschüchtern; Jason Philipp Schimmelweis sei nicht gesonnen, sich einer Diktatur zu beugen, welche die Maske der Freiheit und Gleichheit trage; wolle man den Skandal, so werde man ihn haben, man werde Jason Philipp Schimmelweis gerüstet treffen; Jason Philipp Schimmelweis finde überall in der Welt offene Türen.

Hiermit machte er kehrt und ließ die Genossen stehen. Auf dem Nachhauseweg zwang ihn die Erbitterung zu fortwährendem zornigen Gemurmel.

Wie ein Schiffer, der stürmisch gewordene Meere flieht, steuerte er sein Fahrzeug nach andern, gastlichen Gestaden, und drei Tage später ging er zum Freiherrn Siegmund von Auffenberg, um dem Führer der liberalen Partei in aller Form seine Dienste anzubieten.

5

Fünfunddreißig Minuten, nach der Uhr gezählt, mußte er im Vorzimmer warten. Er stellte bittere Betrachtungen an über die Verkümmerung des Gleichheitsgefühls bei den besitzenden Klassen. Ein richtiger Rebell, verleugnete er sich selbst dort nicht, wo er Verrat übte.

Als er endlich in das Arbeitszimmer des Barons geführt wurde, war er nicht geblendet von dem Luxus der Möbel, der Teppiche, der Ölgemälde; nicht untertanenhaft gedrückt von dem erlauchten Weſen des Freiherrn. Er ſetzte ſich ungezwungen, Bein neben Bein, auf einen Stuhl, nahm weder Notiz von einem franzöſiſch ſchwatzenden Papagei, noch von einem mit Leckerbiſſen beladenen Frühſtückstiſch, ſondern brachte ſein Anliegen mit geziemender Schlichtheit vor.

„Sehr ſchön," ſagte der Freiherr, „ſehr ſchön. Ich glaube, Sie brauchen die Schlachtfront gar nicht weſentlich zu verändern. Einer von den gewiſſenloſen Umſtürzlern waren Sie ja nie. Sie haben Familie, Sie haben ein Heim, Ihre Verhältniſſe ſind geregelt, und im Grunde Ihres Herzens lieben Sie die Ordnung. Ich habe Sie längſt erwartet. Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, Sie mußten zu uns kommen."

Jaſon Philipp errötete vor Vergnügen. In der Haltung eines Lohnkutſchers, der ein Trinkgeld einſteckt, antwortete er: „Sehr verbunden, Herr Baron."

„In einem Punkt ſind wir ja ſicherlich einig," fuhr Herr von Auffenberg fort, „und im wichtigſten, will mir ſcheinen —"

„Gewiß, gewiß," fiel ihm Jaſon Philipp in die Rede, „Sie ſpielen natürlich auf den Kampf gegen Bismarck an, Herr Baron. Ja, darin ſind wir, will ich hoffen, vollkommen einig. Da ſtell ich meinen Mann. Eid und Handſchlag! Dieſen Ritter von der Finſternis könnte ich kalten Blutes auf der Folter winſeln ſehen."

Herr von Auffenberg nahm die temperamentvolle Erklärung mit etwas dünnem Lächeln auf. „Nur nicht ſo gewalttätig, Verehrteſter," ſagte er. Er griff nach einem Riechfläſchchen und hielt es an die Naſe, wobei er die Augen ſchloß. Dann ging er mit den Händen auf dem Rücken ein paarmal durch das Zimmer.

Was er dann ſprach, war ihm geläufig wie das Abc, und während Jaſon Philipp begeiſtert auf ſeinen Mund ſtarrte, dachte der Baron an ganz andere Dinge, die mit ſeiner Rede ganz und gar keinen Zuſammenhang hatten.

„Derſelbe Mann, der das neue Reich mit Hilfe einer liberalen Geſetzgebung wohnlich machen wollte, der den alten Streit zwiſchen Kaiſer und Papſt rühmlich zu Ende zu führen verſprach, derſelbe Mann iſt jetzt am Werke, Stück für Stück der liberalen Traditionen zu zerſtören und den römiſchen Oberprieſter als Friedensbringer anzurufen. Was der Kanzler tun konnte, um dem deutſchen Freiſinn den Todesſtoß zu verſetzen, hat er getan. Die Reaktion hat nicht davor zurückgebebt, an Stelle des Kulturkampfes einen ſchändlichen Klaſſen- und Raſſenhaß wachzurufen und bis zu blutigen Ausſchreitungen großzuſäugen, um angeſichts ihrer Verbrechen die eigenen Kinder zu ächten und zu verſtoßen."

„Dépêche-toi, mon bon garçon," krächzte der Papagei.

„Ich bin glücklich darüber, den Mächten der Unordnung eine Beute entriſſen und dem Staat einen Bürger gewonnen zu haben, mein lieber Herr Schimmelweis. Doch iſt es ratſam, daß Sie ſich in der nächſten Zeit etwas im Hintergrund halten. Man wird Ihren Geſinnungswechſel zum Gegenſtand lärmender Angriffe machen und das könnte der Sache ſchaden."

Zu Hauſe erzählte Jaſon Philipp, wie er mit offenen Armen empfangen worden ſei, was der Baron geſagt, was er, Jaſon Philipp, geantwortet, wie ſie ſich in weittragende Erörterungen eingelaſſen und daß dieſe Zuſammenkunft ſpäter einmal zu den hiſtoriſch bedeutſamen gerechnet werden würde.

6

Was aber waren die eigentlichen Gedanken des alten Freiherrn, während er politiſche Reden hielt?

Immer die nämlichen. Der nämliche Ingrimm fraß unaufhörlich an ſeinem Herzen.

Unaufhörlich dachte er an ſeinen Sohn, an die Verachtung, die er von ihm erfahren hatte und die er noch täglich, ſtündlich dadurch erfuhr, daß ſich Eberhard ſeiner Macht entzog.

Er konnte es nicht verwinden, daß er ſo viele Millionen angeſammelt hatte und daß Eberhard aller menſchlichen Vorausſicht nach und den Geſetzen zufolge eines Tages einen Teil dieſer Millionen beſitzen werde. Er wußte von der Armut wenig; aber ſein haßerfüllter Geiſt träumte von nichts anderm als von der Genugtuung, den mißratenen Sproß ſeines Namens und Blutes der Armut preisgeben zu können. So wollte er ſich rächen, ſo wollte er ſtrafen.

Aber er fand keinen Weg hierzu; das Geſetz hinderte ihn daran.

Der Gedanke, daß ſein Reichtum täglich, ſtündlich ſich vermehrte, daß die Millionen immer neue Millionen zeugten, ohne daß er den Finger rührte, ohne daß er die Flut zu hemmen vermochte, und daß infolgedeſſen der Anteil des treuloſen, aufrühreriſchen und glühend gehaßten Sohnes täglich und ſtündlich größer wurde, dieſer Gedanke vergiftete ſeine Ruhe, lähmte ſeine Kraft, beraubte ihn aller Freuden und verdüſterte ſein Leben.

Ein neuer Midas, verwandelte er alles, was er anrührte, in Gold, und je mehr Gold entſtand, je düſterer wurde ſein Leben, je rachſüchtiger ſein Gemüt.

Die Töne eines Klaviers drangen zu ihm. Es war ſeine Frau, die ſpielte; ſie ſpielte Lieder ohne Worte von Mendelsſohn. Er ſchüttelte ſich wie vor Ekel. Von allem Widerwärtigen war ihm Muſik das Widerwärtigſte.

„Dépêche-toi, mon bon garçon," krächzte der Papagei.

7

Oft geſchah es, daß während Jaſon Philipps Abweſenheit ärmlich gekleidete Menſchen in den Laden kamen und von Thereſe das Geld zurückverlangten, das ſie für die Verſicherung gezahlt hatten.

Einige gebärdeten ſich erregt, als ſie von Thereſe abgewieſen wurden und ſie ihnen ſagte, es ſei ihres Mannes Angelegenheit, ſie befaſſe ſich mit ſeinen Agenturgeſchäften nicht. Ein Schloſſergeſelle

hatte den Kommis Zwanziger, der herbeigeeilt war, um die Prinzipalin zu beschützen, mit der Faust traktiert; ein Goldschläger aus Fürth hatte dermaßen gelärmt, daß die Polizei geholt werden mußte; eine Faßbinderswitwe, die unter großen Entbehrungen ein Jahr die Prämien gezahlt und die Weiterzahlung nur verabsäumt hatte, weil sie im Spital gelegen war, stürzte in epileptischen Krämpfen zu Boden.

Es kam soweit, daß Therese vor jedem unbekannten Gesicht erschrak. Sie atmete auf, wenn ein Tag vergangen war, ohne sonderliches Übel gebracht zu haben, doch zitterte sie dann schon vor dem nächsten.

Was sie mehr als alles beunruhigte, war das unerklärliche Verschwinden kleiner Geldbeträge, das sie seit einiger Zeit bemerkte. Einmal war ein Mann in den Laden gekommen und hatte seine Monatsrate für ein Lieferungswerk, einen Taler, auf den Zahltisch gelegt. Der Mann ging fort, sie schloß hinter ihm die Tür, weil sie einen Blick auf die Straße werfen wollte, wo eben ein starkes Schneegestöber herrschte. Als sie an das Pult zurückkehrte, war der Taler verschwunden. Sie fragte, wo der Taler sei; Jason Philipp, der dem Kommis Zwanziger Bücher auf die Leiter reichte, wurde so grob, als ob sie ihn bezichtigt hätte. Sie zählte in der Kasse nach, zählte und rechnete; umsonst; der Taler war verschwunden.

Sie hatte vergessen oder nicht beachtet, daß Philippine im Laden gewesen war, ihrem Vater das Vesperbrot gebracht hatte und in ihren Filzschuhen unhörbar wieder hinausgegangen war.

Ein andermal fehlten ihr Nickelmünzen aus ihrem Börschen. Ein drittes Mal forderte ein Spezereiwarenhändler eine Schuld von drei Mark, die sie längst bezahlt zu haben sicher war. Sie war sicher, daß sie das Geld Philippine gegeben hatte, damit sie es zahlen solle. Und sie rief Philippine herbei. Die aber leugnete mit solcher Stirn, daß Therese irre wurde und schweigend das Geld hergab.

Sie hatte die Magd beargwöhnt, sie hatte den Kommis beargwöhnt; sie hatte selbst Jason Philipp beargwöhnt, daß er auf

Schleichwegen ſich einiges Wirtshausgeld verſchaffen wollte, und ſie hatte Philippine beargwöhnt. Aber ſie fand keine Beweiſe, und ihr unabläſſiges Spähen und Forſchen fruchtete nicht. Dann hörten die Diebſtähle wieder auf.

Denn Philippine, welche die Diebin war, fürchtete ſich vor der Entdeckung und wählte einen gefahrloſeren Weg, ſich zu bereichern. Sie ſtahl Bücher und verkaufte ſie beim Trödler. Sie war ſchlau genug, nur ſolche Bücher zu beſeitigen, die ſchon lange Zeit in den Regalen gelegen waren, auch ging ſie nicht ſtets zu demſelben Trödler, ſondern immer zu einem andern.

Das Geld aber, das ſie heimlich und gierig wie eine Dohle zuſammentrug, verſteckte ſie auf dem Dachboden des Hauſes. In der Mauer neben dem Kamin war ein Ziegelſtein locker, den nahm ſie heraus, die Höhlung hatte ſie nach und nach vergrößert, und wenn ſie ihren Raub untergebracht hatte, ſtellte ſie ein Brettchen davor und ſchob den Stein wieder in das Loch.

War dann kein Laut zu hören, der ſie verſcheuchte, ſo überließ ſie ſich mit gefalteten Händen ihren Betrachtungen, und auf ihrem ſtumpfen Geſicht malte ſich ein böſer und fanatiſcher Traum.

8

Eines Abends im Februar ſaßen Thereſe und Philippine wäſcheflickend bei der Lampe, als Jaſon Philipp ins Zimmer trat und ſich mit verſchmitzter Miene die Hände rieb.

Da es Thereſe nicht der Mühe wert fand, ihn nach der Urſache ſeiner guten Laune zu fragen, lachte er plötzlich auf und ſagte: „Jetzt können wir einpacken, meine Liebe. Ich leſ es ſchon gedruckt: das große Licht oder die beſchämten Verwandten. Rührendes Tableau, dargeſtellt von Herrn Daniel Nothafft und der Familie Schimmelweis.“

„Ich verſteh dich nicht; du redeſt ſchon wieder wie ein Hanswurſt,“ antwortete Thereſe.

„In einem Konzert werden Sachen von Daniel gespielt," belehrte Philippine mit ihrer harten, alten Stimme die Mutter.

„Woher weißt denn du das?" fragte Therese mißtrauisch.

„Habs in der Zeitung gelesen."

„Im Saal der Harmoniegesellschaft soll das Wunder vor sich gehen," bestätigte Jason Philipp mit einer rätselhaften Schadenfreude. „Am Donnerstag ist öffentliche Probe und ich werde mirs nicht nehmen lassen, dabei zu sein. Der Musikalienhändler Zierfuß hat mir zwei Karten gegeben, und wenn du Lust hast, kannst du auch zusehen, wie man aus einem Tagedieb eine Lokalgröße macht."

„Ich?" erwiderte Therese verächtlich erstaunt, „keinen Schritt vors Haus. Was scheren mich eure Dummheiten."

„Aber die Herren werden sich schneiden, die Herren werden sich gewaltig schneiden," fuhr Jason Philipp drohend fort, „es gibt noch einen gesunden Menschenverstand in der Welt, es gibt noch Mittel gegen gemeingefährliche Schwindler."

Da erhob Philippine mit jähem Entschluß den Kopf. „Derf ich mit dir gehen, Vatter?" fragte sie, und ihre Ohren wurden glühend rot.

Es war mehr als eine Bitte. Jason Philipp stutzte über den verwilderten Blick des Mädchens. „Gut," sagte er und sah über Thereses stummen Widerstand hinweg, „aber versorg dich auch mit einem Pfeiflein, damit du ordentlich pfeifen kannst."

Er sank behaglich ächzend auf einen Stuhl und streckte die Beine aus. Philippine kniete nieder und zog ihm die Stiefel von den Füßen, worauf er in die bereitstehenden Pantoffeln schlüpfte, die in roter Stickerei einen Spruch trugen. Auf dem linken stand: dem Müden, auf dem rechten: zum Trost.

9

Lenore hatte ihrem Vater verschwiegen, aus welchem Grund sie ihre Stellung bei Alfons Diruf verlassen hatte. Der Inspektor erkundigte sich auch nicht weiter darnach, als er bemerkt hatte, daß

es Lenore unangenehm war, davon zu sprechen. Ihm ahnte nichts Gutes, und wenn er schwieg, geschah es auch aus Furcht vor seinem eigenen Zorn und Schmerz.

Indes hatte Lenore Beschäftigung gefunden. Eine Schulkameradin, die sie ehedem gut leiden gemocht, Martha Degen, die Tochter des Zuckerbäckers, hatte den Notar Rübsam geheiratet, einen alten Mann übrigens. Lenore kam einigemal ins Haus, da der Inspektor auch seit langen Jahren mit dem Notar befreundet war, und im Gespräch ergab es sich, daß der Notar eine Hilfskraft für Schreibarbeiten brauchte. Da in der Kanzlei des Notars kein Platz war, durfte sie die Schreibereien zu Hause besorgen.

Außerdem war sie durch Friedrich Benda an den Archivrat Bock empfohlen worden, welcher ein weitläufiges Werk über nürnbergische Geschichte abfaßte, und sie sollte nun die verhudelten Handschriften des Archivrats ins Reine bringen.

Ein mühevolles Ding, aber dabei erfuhr sie doch mancherlei, ihr durstiger Geist saugte Nahrung auch aus dürrem Boden.

Ihr Verlangen wurde wach, das Stückwissen zu ergänzen, sie bat Benda um dies und jenes Buch, und wenn sie den Tag über fleißig die Feder geführt hatte, las sie oftmals bis in die späte Nacht.

Es blieb aber nichts außen hängen an ihr, so daß sie es mühselig mitschleppen mußte. Es wurde ihr alles zum Wesen.

Lange hatte sich Daniel nicht sehen lassen. Er hatte bei den Proben zu tun, die von Wurzelmann geleitet wurden. Professor Döderlein sollte nur das eingeübte Orchester übernehmen. Außer Daniels Kompositionen stand die dritte Leonoren-Ouvertüre auf dem Programm, und Wurzelmann nannte dies einen guten Vorspann.

Häufig wurde Daniel auch vom Impresario Dörmaul gerufen; die Wanderoper sollte im März ihre Reisen antreten und es war vieles zu besprechen. Der Vertrag, den er dann unterschrieb, verpflichtete ihn für drei Jahre gegen ein Gehalt von sechshundert Mark für das Jahr.

Ein paar Tage vor der Generalprobe kam er zu Jordans und brachte drei Karten, eine für den Inſpektor und zwei für die Schweſtern. Die Generalprobe war wie ein Konzertabend für ſich, und es waren über hundert Perſonen dazu geladen worden.

Der Inſpektor war eben im Begriff auszugehen. „Das iſt aber fein," ſagte er, „das iſt rieſig fein, daß ich wieder mal Muſik hören kann. Da freu ich mich ja ganz außerordentlich drauf. Als junger Burſche, ja, da bin ich manchmal ins Konzert gegangen. Das iſt lang her und wenn mans denkt, ſpürt man erſt, wie alt man geworden iſt. Die Jahre hängen wie Mühlſteine an einem. Nun, ich dank Ihnen, Daniel, dank Ihnen wärmſtens."

Auch Lenores Freude war groß. Als ihr Vater fort war, bemerkte ſie, daß Daniels Augen Gertrud ſuchten, die bei ſeinem Kommen das Zimmer verlaſſen hatte. Sie öffnete die Tür und rief hinaus: „Gertrud, komm ſchnell! eine Überraſchung!"

Nach einer kleinen Weile kam Gertrud.

„Ein Billett für dich, für Daniels Konzert," ſagte Lenore ſtrahlend und hielt ihr die grüne Karte hin.

Gertrud ſchaute Lenore an und wollte auch Daniel anſchauen, aber ihr ſchwerer Blick, von unten emportauchend, ſtreifte ihn nur und kehrte wie gepeinigt wieder zurück. Dann ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte langſam: „Ein Konzertbillett? Für mich? Für mich, Lenore? Iſt das dein Ernſt?" Abermals ſchüttelte ſie den Kopf, erſtaunt und unwillig. Hierauf ging ſie zum Fenſter, lehnte den Arm ans Kreuz und preßte die Stirn dagegen.

Daniel verfolgte ſie mit Blicken voll glühendem Zorn. „Man kann Schafe zu einer Schlachtbank treiben," ſagte er, „man kann Räuber und Diebe in eine Fronfeſte ſperren, man kann Ausſätzige ins Lazarett transportieren, aber man kann einen fühlenden Menſchen nicht zum Anhören von Muſik zwingen."

Er ſchwieg und es blieb ſtill. Gequält durch die Empfindung, daß Daniels Blick an ihrem Rücken haftete, kehrte ſich Gertrud

um, ging zum Ofen, ſetzte ſich dort hin und legte die Wange an die Kacheln.

Mit zwei Schritten ſtand Daniel dicht vor ihr und ſtieß heraus: „Wenn ich es aber fordere, daß Sie gehen? Wenn zum Beiſpiel meine Ruhe davon abhängt, oder etwas, was vielleicht für die Welt wichtig iſt? Troſt, Befreiung, Beſſerung? Und wenn ich es deshalb fordere, was dann?“

Aus Gertruds Zügen war alle Farbe gewichen. Eine Sekunde lang weilte ihr Blick auf ſeinem Geſicht, hierauf wandte ſie den Kopf zur Seite, zog wie frierend die Schultern in die Höhe und ſtammelte: „Dann . . . dann gehe ich. Ja, dann gehe ich. Obwohl ichs bereuen werde . . . ſicher bereuen werde.“

Mit großen, immer größer werdenden Augen hatte Lenore alles dies vernommen. Als ſie Daniel anſchaute, lag eine gütige, ſchmelzende Feuchtigkeit in ihrem Blick und ſie lächelte.

Daniel war aber auf einmal verdrießlich geworden. Er murmelte einen Gruß und ging. Lenore trat ans Fenſter und ſah ihm nach, wie er über den Platz rannte, den Hut mit beiden Händen vor dem Sturmwind ſchützend.

„Komiſcher Kerl,“ ſagte ſie leiſe, „komiſcher Kerl.“

Dann erhob ſie das Auge zu den Wolken, deren eilige Flucht über das Kirchendach ihr gefiel.

10

Die dritte Fidelio-Ouvertüre ſollte erſt im eigentlichen Abendkonzert an der Spitze des Programms ſtehen. Sie bot nach Döderleins Meinung keine Schwierigkeiten; die Generalprobe war vornehmlich den Werken des Neulings gewidmet. Sein Taktſtock gab das Zeichen zum Beginn, und es wurde ruhig im Saal.

Mit einem Zuſammenſpiel der Bläſer ſetzte die nürnbergiſche Serenade ein. Es war ein kräftiges und burſchikoſes Thema, das dann die Geigen übernahmen, um es launiſch zu zerpflücken und allmählich

in das Bereich der Träumerei zu führen. Da wurde die Nacht lebendig, da surrte ein süßer Sommerwind, da tanzten Leuchtkäfer; gotische Dome erhoben sich in der schwülen Dunkelheit, und kleinbürgerliche Gestalten krochen in verwinkelten Gassen; ein Ruf großer Vergangenheit und Mahnung der Zukunft schallten in das Behagen an der Gegenwart, Heroisches mischte sich mit Scherzhaftem, Fantastisches mit Burleskem, die Romantik fand ihr Widerspiel, alles im Fluß echter Melodie, schlank im Bau, reizend in der Gliederung.

Die Fachmusiker waren sattsam verwundert, und ihre Verwunderung gewann in den damaligen Berichten einen starken Ausdruck. Freilich wurde das anerkennende Wort getrübt durch das häßliche Ende, das die Generalprobe nehmen sollte, aber ein Mann von innerer Unabhängigkeit, den beklagenswerte Schicksale aus einem bedeutenden Wirkungskreis in den beschränkten der Provinz geworfen hatten, schrieb wie folgt: „Dieser Künstler hätte wohl das Vermögen, ein Wahr- und Flammenzeichen in unserer Zeit zu werden. Ihn bildete die Natur, ihn erzog sein Stern. Verleihe ihm doch der Himmel die Kraft und die Geduld, die zur zweiten höheren Menschwerdung eines Künstlers unerläßlich sind! Ließe er ihn doch nicht zu frühe nach den reifenden Früchten langen und im Taumel der niedrigen Leidenschaften die Stimme seines Herzens überhören, damit der Flug, dem sich der Azur des Ruhmes aufgetan, nicht wieder sich herunter wende in die Nacht."

Derselbe Kenner erklärte die Komposition Vineta für minder erfindungsreich und ihre Instrumentation an einer anfängerhaften Magerkeit krankend. Trotzdem fand auch dieses Stück vielen Beifall. Der Impresario Dörmaul klatschte, daß ihm der Schweiß ausbrach. Wurzelmann war wie besessen. Der alte Herold lachte über das ganze Gesicht. Die Langmähnigen konnten sich zwar des Neides nicht entschlagen, kargten jedoch nicht mit ihrem Jubel.

Aber wie war es Herrn Carovius ums Herz! Der Speichel schmeckte ihm bitter, der Leib tat ihm weh, und als sich Andreas

Döderlein dankend verneigte, stieß er eine höhnische Lache aus. Und Jason Philipp Schimmelweis! Ihm wäre wohler gewesen, wenn das Händegeklatsch von ebensovielen Ohrfeigen hergerührt hätte, die er dem Schandbuben insgeheim zudachte. Das Unterste der Welt war zu oberst gekehrt, er faßte sich an die Stirn, er schüttelte den Kopf, es lag ihm nahe zu rufen: ihr Betrüger! ihr Betrogenen! hört mich doch, ich kenne ja den Menschen, der euch am Narrenseil führt! Und er wartete, ob sich das Mißverständnis, der große Schwindel, nicht am Ende doch aufklären würde. Er wartete nicht umsonst.

Schon nach der Serenade war dem Inspektor Jordan die fieberhafte Blässe Gertruds aufgefallen. Er fragte, ob sie sich krank fühle, sie gab keine Antwort. Während des zweiten Stückes preßte sie beständig und wie im Krampf die Hände gegen die Brust. Ihre Augen waren bald erloschen, bald lohten sie in einem unheimlichen Feuer. Unmittelbar nachdem das Stück zu Ende war, wandte sie sich an ihren Vater und bat ihn, er möge sie nach Hause begleiten. Der Inspektor erschrak, die Umsitzenden wurden aufmerksam und betrachteten mitleidig das bleiche Gesicht des jungen Mädchens. Lenore wollte gleichfalls aufbrechen, aber Gertrud flüsterte ihr herrisch zu, sie solle bleiben. Mit Gertruds Gemütsart hinlänglich bekannt, dachte sie an einen vorübergehenden Anfall und beruhigte sich dabei.

Daniel stand gerade mit Benda und Wurzelmann an der Türe. Er war sehr erregt, und die beiden bemühten sich, seine gegen Andreas Döderlein geäußerte Erbitterung zu beschwichtigen. „Der Mann versteht vom Handwerk nichts," knirschte er und wies alle Beschönigungsversuche zurück; „von dem, was ich gemacht habe, sind nur Trümmer übrig. Er verschleppt die Tempi, hält keine Bindung, zertrampelt jedes Piano, steigert nicht, retardiert nicht, es ist ein Jammer, ich halts nicht aus, so können die Sachen öffentlich nicht gespielt werden."

Da gingen Gertrud und der Inspektor rasch und ohne Gruß vorbei. Daniel stutzte. Der entseelte Ausdruck in Gertruds fahlem Gesicht

ängſtigte ihn. Zugleich fühlte er, als ob ein Hammerſchlag ihn getroffen hätte, daß ſein Schickſal an dieſes Weſen unauflöslich gekettet war. Ihr Schritt, ihr Auge, ihr Mund, alles war wie in ihm ſelber drinnen, und der Zorn darüber, daß ſie ohne Gruß vorbeiging, fremd, verſchloſſen und feindſelig auch jetzt, nach dieſer Stunde, verdunkelte ſeinen Geiſt. Von da an war er nicht mehr Herr ſeiner Handlungen.

Wie nun die Beethovenſche Tonflut in ihrer hochgewaltigen Wildheit aus dem Orcheſter emporſtürmen ſollte und ſtatt deſſen ein verworrenes, trübes Getöſe erklang, wurde er von einer großen Unruhe ergriffen. Näher als bei dem eigenen ging es ihm, das fremde Gebilde verunſtaltet zu ſehen, deſſen zarte Seele und Titanenwuchs ihm vertraut war wie ſonſt nur wenige Dinge auf der Welt. Das Trompetenſolo erſchallte nicht aus ſcheinbar geiſterhafter Ferne, ſondern nah und platt. Er fing an zu zittern. Und als das wehvoll ruhige Andante von der rohen Lenkerhand ſeines Maßes beraubt wurde und im Gemeinen zerflatterte, da ertrug er es nicht mehr. Er ſtürzte aufs Podium, umklammerte den Arm des Dirigenten mit Eiſenfingern und ſchrie ihn an: „Genug jetzt! So verfährt man nicht mit einem Götterwerk!“

Die Leute erhoben ſich von ihren Sitzen. Die Inſtrumente verſtummten plötzlich, nur ein Cello wimmerte noch. Andreas Döderlein prallte zurück, ſtarrte den tollen Menſchen mit aufgeriſſenem Mund an, legte den Taktſtock auf das Notenpult und ſtammelte: „Beim Zeus, das iſt unerhört.“ Die Muſiker verließen ihre Plätze und umringten den Unbegreiflichen, der Tumult im Publikum wurde immer größer, es wurde gefragt, gedroht, beruhigt, geſchimpft, und oben ſtand noch immer, mit geducktem Kopf und gekrümmtem Rücken, zornig und rachſüchtig, Daniel.

Ein wenig ſpäter ſaß Andreas Döderlein am Tiſch des Künſtlerzimmers. Seine Haltung glich der des Kaiſers Barbaroſſa im Kyffhäuſer. Er hatte gegründeten Anlaß, ſchmerzliche Betrachtungen über die Verkommenheit und Pietätloſigkeit der Jugend

zu äußern. Es war überflüssig, darauf hinzuweisen, daß ein Mensch, der einer solchen Tat fähig war, aus den Reihen derer, die Rücksicht und Hilfe beanspruchen konnten, ausgestoßen werden mußte. Die würdigen Herren vom Orchesterverein waren derselben Meinung. Die Jahrbücher der Geschichte wußten nichts von einem ähnlichen Ereignis. Milde Augen blitzten, graue Bärte bebten. Die Beratung war kurz, der Spruch gerecht. Ein Vorstandsmitglied erschien als Sendbote vor Daniel und teilte ihm mit, daß man sich entschlossen habe, seine Kompositionen vom Programm zu entfernen. Die Nachricht verbreitete sich rasch.

Wer war seliger als Jason Philipp Schimmelweis?

Er glich einem Menschen, der gesättigt von einem Tisch aufsteht, an welchem zu hungern er lebhaft hatte fürchten müssen. Auf dem Heimweg pfiff er und lachte er in angemessenen Pausen.

„Da sieht mans," sagte er zu seiner schweigend neben ihm herschreitenden Tochter, „da sieht mans wieder: aus Unrat kann kein Rat werden und aus Nothasst kein Glückhasst. Esel bleibt Esel, Lüderjahn bleibt Lüderjahn und Faulenzerei endet mit Schimpf und Schande. Der Teufel hat eben doch einen kurzen Fangstrick; ist die Lotterwirtschaft auch noch so dicke, seine Rekruten müssen Order parieren. Das wird ein Fressen für Muttern. Das wollen wir ihr mal brühwarm bestellen."

Und Philippine, so wie sie den ganzen Abend hindurch nicht den Blick vom Erdboden erhoben hatte, schien auch jetzt nicht zu wissen, daß ringsum Häuser und Menschen waren. Sie war eine Geschlagene; sie wollte es sein. Sie hatte viel zu verbergen, ihre junge Brust war eine Hölle, aber ihr häßliches, mürrisches und altes Gesicht war tot und leer wie ein Stein.

Herr Carovius wartete am Tor. Erst als alle andern Leute sich verlaufen hatten, kamen Daniel, Benda, Wurzelmann und Lenore. Daniels Radmantel flatterte im Wind, den Hut hatte er tief in die Stirn gedrückt. Herr Carovius vertrat ihm den Weg.

„Ein Heldenſtreich, mein lieber Notbafft!“ gilfte er. „Umarmen müßte man Sie. Von heute ab können Sie auf mich zählen. Na, ſtehen Sie mal ſtill, Sie menſchgewordener Orkan! Freilich, was dero Muſik anlangt, da geh ich nicht mit, da ſteckt mir zu viel Schnettereteng drin und zu wenig Infernaliſches. Aber machen Sie nur den Döderleins den Garaus und ich bin Ihr Mann. Nicht als ob ich Sie einladen wollte, mich anzupumpen, beileibe nicht; bin ſelber nur ein armer Muſikant; aber ſonſt ſteh ich in allem zu Dienſten. Geruhſame Nacht allerſeits und gewöhnen Sie ſich das Schnettereteng ab.“

Er kicherte und lief davon. Daniel ſah ihm etwas beſtürzt nach. Wurzelmann lachte und meinte, ſo einen Kauz habe er noch nie geſehen. Alle vier ſtanden eine bängliche Weile, und es fiel Schnee, mit Regen untermiſcht. Von Venda gefragt, wohin er gehen wolle, antwortete Daniel, er wolle nach Hauſe. Was er denn allein zu Hauſe wolle? das ſei nichts heute, er möge mit ihm kommen. Nein, erwiderte Daniel, er läge heut jedem auf der Bruſt, ſei ſich ſelber im Weg. „Wie iſts, Knechtlein?“ wandte er ſich an Wurzelmann, „wollen wir kneipen?“

Wurzelmann erklärte verlegen, daß er nicht frei ſei, und es war etwas Widriges in der Art, wie er ſich ausredete.

„Ach, Sie mit Ihren albernen Weibergeſchichten!“ ſagte Daniel verdrießlich; „aber es iſt mir egal, wohin Sie gehn, ich geh einfach mit.“

„Das werden Sie nicht tun, Daniel!“ rief Lenore. Und als Daniel ſie erſtaunt anſah, fuhr ſie errötend fort: „mit zu ſeinen Weibern gehen ...“

Die drei jungen Leute lachten und in ihrer Verwirrung lachte Lenore mit.

„Wie tragiſch Sie ſind, kleine Lenore,“ ſpottete Daniel; „was verlangen Sie denn? Denken Sie, das geht ſo bei mir: die Träne quillt, die Erde hat mich wieder?“

„Laſſen Sie ihn,“ flüſterte Venda dem Mädchen zu, „er hat recht. Nur kein künſtliches Licht in dieſe Finſternis. Sie dient ihm, und er muß damit fertig werden.“

Lenore ſchaute Benda groß an. „Finſternis? wieſo denn? Da wär ja das Feuer nur ein Irrwiſch geweſen," ſagte ſie, und ihre Augen ſtrahlten ſtolz, „ich ſeh ihn voller Licht."

Daniel hatte ihre Worte vernommen. „Wirklich, Lenore?" fragte er mit Gier.

Sie nickte. „Wirklich, Daniel."

„Dafür dürfen Sie ſich was von mir ausbitten."

„Dann bitt ich, daß Sie und Benda mit zu uns kommen. Der Vater wird ſich freuen, und was zu eſſen gibts auch."

„Schön, das läßt ſich hören. Addio, Wurzelmann. Einen Gruß an die Damen. Du gehſt doch mit, Friedrich?"

Benda machte erſt noch einige artige Umſtände, bevor er ſich bereit erklärte.

„Es hat Ihnen alſo gefallen, Lenore?" fragte Daniel, während ſie die Straße hinuntergingen.

Lenore ſchwieg. Dieſes Schweigen hatte plötzlich, er wußte kaum warum, etwas Ergreifendes für Daniel. Aber er vergaß den Eindruck ſchnell, den es geübt. Und es dauerte lange Zeit, bis er ſich wieder daran erinnerte.

II

Der Inſpektor hatte Gertrud am Arm nach Hauſe geführt und es rückſichtsvoll vermieden, ſie durch irgendwelche Frage zu beunruhigen. In der Wohnſtube zündete er die Lampe an, hierauf war er dem Mädchen beim Ausziehen der Jacke behilflich.

„Wie gehts?" forſchte er freundlich, „ſchon beſſer?"

Gertrud wandte ſich ab und ſetzte ſich auf einen Stuhl.

„Jetzt werden wir einen heißen Tee kochen," fuhr der alte Mann fort, „dann wird ſich das Kind ins Bett legen, und morgen früh ſind wir wieder wohlauf. Gelt?"

Gertrud erhob ſich. „Vater!" preßte ſie hervor und ſuchte mit der Hand das Tiſchbrett zur Stütze.

„Gertrud! was haſt du?“ rief Jordan entſetzt.

Sie machte eine eigentümlich ſchleifende Bewegung mit dem Oberkörper und ein kraftloſes Lächeln zuckte über ihr Geſicht. Auf einmal brach ſie in ein Schluchzen aus und lief in ihre Kammer. Der Inſpektor vernahm, wie ſie zuriegelte, ſchaute verſorgt vor ſich hin und ſchlich nach einer Weile auf den Fußſpitzen zur Türe.

Er hatte die Hände unter dem Kinn verſchränkt und hörte, wie Gertrud weinte. Es war ein gleichmäßiges und rührendes, nicht ſo ſehr ſchmerzerfülltes, als ausatmendes Weinen.

Indem der Inſpektor das einſame, unfrohe und undurchdringliche Leben dieſer Tochter an ſeinem Geiſte vorüberziehen ließ, wurde er ſich mit einigem Erſtaunen bewußt, daß ſie heute zum erſtenmal wirkliche Muſik gehört habe. Iſt denn das möglich? fragte er ſich, entſann ſich aber keines Falles, der ihn an dieſer Tatſache zweifeln ließ.

Er ſagte ſich ungefähr: gewiß hat die ihr völlig unbekannte Süßigkeit und Kraft, die im Zuſammenſpiel der Geigen enthalten iſt, der Wohlklang des Orcheſters und die Schönheit der Melodie mit einer ſo verhängnisvollen Unmittelbarkeit auf ſie gewirkt wie das Sonnenlicht auf einen Menſchen, dem der Star geſtochen iſt. Ihre Seele hat Hunger gelitten, ſo muß es wohl ſein; ſie hat zu viel um das Unbegreifliche und Ungreifbare gerungen.

Man muß ſie weinen laſſen, riet ihm der Inſtinkt der Liebe; es iſt gut, daß ſie weint, es wird ihr wohltun. Er rückte einen Stuhl in die Nähe der Türe, ſetzte ſich hin und wartete. Als ſie endlich ſtill wurde, war ihm das Herz leichter.

12

Lenore hatte ſich nicht getäuſcht, der Inſpektor freute ſich wirklich mit Daniel und Benda. „Ich bin ganz ſtolz auf Sie,“ ſagte er zu Daniel, „und daß Sie heute noch zu mir kommen, das rechn ich Ihnen hoch an.“

„Wären Sie eine halbe Stunde länger geblieben, so würden Sie vielleicht anders reden," erwiderte Daniel.

In aller Kürze berichtete Lenore ihrem Vater, was sich im Konzertsaal ereignet hatte. Der Inspektor lauschte verwundert und heftete einen forschenden Blick auf Daniel. „Mußte es sein?" fragte er stirnrunzelnd.

„Jawohl, es mußte sein," versetzte Daniel.

„Wenn es sein hat müssen, dann ist es gut, daß es war," lautete die gelassene Antwort.

Lenore nahm die Hand ihres Vaters, deren Rücken große, gelbe Flecken hatte, und küßte sie. Dann deckte sie den Tisch und richtete alles zur Mahlzeit her, wobei sie fröhlich aus und ein ging und in der Küche das Wasser zum Tee auf den Kocher stellte. Nach Gertrud hatte sie sich gleich erkundigt, der Inspektor hatte sich jedoch aus irgendwelchen Gründen nicht näher äußern wollen und was er sagte, gab keinen Anlaß zu Befürchtungen.

Endlich konnten sich alle zu Tisch setzen. Lenore war sehr zufrieden, die drei ihr lieben Menschen hier vereinigt zu sehen, und ihr Gemüt war voll Dankbarkeit gegen alle. Aber sie hatte auch Hunger und aß vier Butterbrote hintereinander. Als sie bemerkte, daß Daniel nicht zugriff, trat sie hinter seinen Stuhl, beugte den Kopf so weit nieder, daß ihre Haare seine Schläfe kitzelten und sagte: „Geniert er sich vielleicht? Oder sind die Würste nicht nach seinem Geschmack? Will er was anderes haben?"

Daniel wich ärgerlich mit dem Kopf aus; jedoch im Grund war ihm die Berührung des Mädchens angenehm, ja beinahe erlösend, da seine Gedanken immer wieder eigensinnig zu jener Flüchtenden zurückkehrten, deren Gegenwart er vermißte, ohne sie herbeizuwünschen.

Benda sprach über die politischen Veränderungen, die durch den Tod Gambettas zu besorgen waren; der Inspektor, als ein Mann, der allen das Vaterland betreffenden Angelegenheiten lebendige Teilnahme widmete, wußte über die zwischen Deutschland und

Frankreich herrschende Spannung einige wahre und humane Worte zu sagen, da öffnete sich Gertruds Kammertüre und Gertrud trat auf die Schwelle.

Ein tiefes Schweigen entstand und alle blickten nach ihr hin.

Sonderbarerweise hatte sie ein anderes Kleid an als im Konzert; es war das grüne, in welchem Daniel sie zum erstenmal gesehen. Doch der Inspektor und Lenore beachteten dies kaum; sie waren durch den veränderten Ausdruck in Gertruds Gesicht aufs äußerste betroffen. Auch Daniel war erstaunt und konnte den Blick nicht abwenden.

Das Gesicht war weicher, freier und heller. Die Unruhe, die es stets wie ein trüber Schleier umgeben hatte, war daraus gewichen. Sogar die Form schien eine andere geworden, die Brauen schienen höher gewölbt, das Oval der Wangen schien zarter.

Sie lehnte sich an den Pfosten der Türe; auch den Kopf lehnte sie an. Der herabhängende linke Arm hatte etwas unnennbar Lässiges, die rechte Hand war an die Brust gedrückt; so betrachtete sie die um den Tisch Sitzenden mit schüchternem und sanftem Lächeln.

Im ersten Augenblick glaubte der Inspektor, sie habe den Verstand verloren. Er sprang auf und eilte zu ihr hin. Aber sie reichte ihm die Hand und ließ sich willig an den Tisch führen.

Plötzlich heftete sie den Blick stumm auf Daniel. Der erhob sich unwillkürlich und packte die Lehne seines Stuhles. Er verfärbte sich und zog die Mundwinkel nervös in die Höhe. Aber als Gertrud ihre Hand aus der des Vaters löste und sie ihm reichte, als er die Hand genommen hatte und sein Auge, machtvoll angezogen, dem ihren begegnete, wich der beklemmende Druck, denn was er in ihren Augen las, war eine rückhaltlose und unwiderrufliche Übergabe ihrer ganzen Person. Da wurde auch sein Blick sanft und dankbar und hatte einen schwärmerischen Glanz.

Der sinnliche Zauber war es nicht allein, der ihn zur Erwiderung eines vor der Welt kundgegebenen Gefühles zwang; tiefer berührte ihn, daß sie so kam, wie sie kam, als eine Reuige und Bekehrte.

Tiefer berührte ihn die erhabene Gewißheit, die sie ihm schenkte, daß er eine Seele zu verwandeln und zu erneuen vermocht hatte.

Es kettete ihn diese Gewißheit fester an Gertrud als ihr Blick, ihr Antlitz und ihr Leib. Und er sah jetzt das alles, den Blick, das Antlitz und den Leib.

Der Inspektor ahnte. Ihm war, als müsse er das Mädchen in die Arme nehmen und mit ihr fliehen. Bilder künftigen Unheils umringten ihn, und die Hoffnung, die er eben noch für Gertrud gehegt, war vernichtet.

Benda starrte schweigend auf seinen Teller. Desungeachtet, wie wenn er noch andere Augen besäße als die wirklichen, nahm er wahr, daß Lenores Hände und Lippen zitterten, daß sie von Sekunde zu Sekunde bleicher wurde, daß sie bald den Vater, bald die Schwester, bald Daniel ungläubig ansah, daß sie zuletzt, von einer Art Mattigkeit befallen, sich aus dem Kreis des Lampenlichts stahl und sich im Erker auf einen Schemel setzte.

Aber als dann alle wieder Platz genommen hatten, Gertrud zwischen Benda und ihrem Vater, kam Lenore herbei und setzte sich still neben Daniel. Sie hörte nicht auf, Gertrud mit atemloser Verwunderung zu mustern. Und Gertrud lächelte wie vorhin an der Türe, schüchtern und leidenschaftlich.

Es kam kein ersprießliches Gespräch mehr in Gang, daher dünkte es Benda am besten, den Freund zum Aufbruch zu mahnen. Sie dankten dem Inspektor für die freundliche Bewirtung und verabschiedeten sich. Jordan geleitete sie hinunter und sperrte ihnen das Tor auf. Als er zurückkehrte, ging Lenore gerade in ihr Zimmer. „Nun, Lenore, kein Gutenachtgruß für mich?" rief er ihr nach.

Sie drehte sich um, nickte bloß und schloß die Türe.

Gertrud saß noch am Tisch. Während der Inspektor in der Stube auf und ab wanderte, eilte sie plötzlich in seinen Weg, zwang ihn, stehen zu bleiben, warf die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf die Stirn. Das hatte sie nie zuvor getan.

Auch ſie war ſchlafen gegangen. Den Inſpektor bedrängte ein ungewohntes Gefühl der Verlaſſenheit. Er hörte, wie die Gattertür auf- und wieder zugeſperrt wurde und wie Schritte ſchallten. Es war Benno, der endlich nach Hauſe kam. Jordan erwartete, daß ſein Sohn noch hereinkommen werde, da er ja durch die Spalten der Türe das Licht ſehen mußte. Aber Benno trug offenbar kein Verlangen, den Vater zu ſehen, er ging in ſeine am andern Ende des Flurs gelegene Kammer und ſchlug die Türe zu wie ein Hausknecht.

Jedes iſt in ſeiner Kammer, dachte der Inſpektor, und von keinem weiß ich etwas.

Er ſchüttelte den Kopf, nahm die Hängelampe aus der Tragſchale und verließ, ſie vorſichtig haltend, das Zimmer.

13

Lenore hatte Eberhard von Auffenberg ſchon einige Wochen nicht geſehen, da ſchickte er ihr ein Kärtchen und bat um eine Zuſammenkunft. Der Ort war ein für allemal derſelbe, die Brücke am Tiergärtnertor, und als die Dämmerung eingebrochen war, begab ſie ſich dorthin. Es war ein lauer Märzabend, die Luft war ohne Wind, der Himmel bedeckt.

Sie wanderten den Burgberg hinauf, und als ſie oben an der Brüſtung ſtanden, ſagte Lenore mit leiſem Lachen: „Jetzt weiß ich vom Ungeredeten genug, nun reden Sie was.“

„Es tut wohl, mit Ihnen zu ſchweigen,“ erwiderte Eberhard gedrückt.

Voll unbehaglicher Ahnung ſuchte ſich Lenore eines der vielen hundert Lichter aus, die in der Tiefe neblig flimmerten und hielt den Blick hartnäckig darauf gerichtet.

„Wenn ich mich in dieſer Stunde an Sie wende,“ begann endlich der junge Freiherr, „ſo geſchieht es gewiſſermaßen wie ein Appell an die letzte und höchſte Inſtanz. Meine Erwartungen vom Leben

ſind vernichtet bis auf eine einzige. Es ſteht bei Ihnen, Lenore, ob ich ein unnützer Paraſit der menſchlichen Geſellſchaft ſein ſoll oder ein Mann, der ſein Quantum Glück durch ein gleichwertiges Quantum Arbeit zu bezahlen entſchloſſen iſt. Ich biete Ihnen alles, was ich zu bieten habe. Es iſt wenig, aber ich biete es ohne zu feilſchen und für immer. Nur Sie allein können mich noch retten. Dies wollte ich Ihnen ſagen."

Er ſchaute in die Wolken und lehnte ſich auf ſeinen Spazierſtock, den er hinter dem Rücken hielt.

„Ich habe Ihnen verboten, davon zu ſprechen," flüſterte Lenore in tiefem Schrecken; „Sie haben mir Ihr Wort gegeben."

„Ich gab das Wort aus Liebe, ich brech es aus Liebe," entgegnete Eberhard. „Ich ſage mir, daß ſolch ein Wort eine Kinderei iſt, wenn es ſich um den Aufbau oder um den Einſturz einer Exiſtenz handelt. Sind Sie hierüber anderer Anſicht, ſo verzeihen Sie mir. Ich hätte mich eben dann geirrt."

Lenore ſchüttelte traurig den Kopf.

„Mein Plan war, daß wir nach England reiſten und uns dort trauen ließen," fuhr Eberhard fort; „es iſt für mich unmöglich, hier zu heiraten, weil mir vor dieſer Stadt ekelt; es iſt unmöglich, weil meine Familie ſich vielleicht Rechte anmaßen würde, die ihr nicht mehr zukommen und die ich bekämpfen müßte, wovor mir gleichfalls ekelt; und es iſt unmöglich, weil —" hier ſtockte er und preßte die Lippen aufeinander.

Lenore ſah ihn neugierig an. Seine pedantiſche Aufzählung der Hinderniſſe wie auch die unerwartete Romantik ſeines Vorhabens beluſtigte ſie. Als ſie aber den Ausdruck des Grams in ſeinen Zügen gewahrte, empfand ſie Mitleid. Sie trat einen Schritt auf ihn zu; da ergriff er ihre Hand, beugte ſich haſtig herab und drückte ſeinen Mund auf ihre Finger. Mit jäher Bewegung zog ſie die Hand zurück.

„Fatale Umſtände haben mich in eine äußerſt demütigende Abhängigkeit gebracht, die ich von mir ſchütteln muß, wenn ich nicht

darunter erliegen soll," sagte Eberhard gepreßt. „Ich war unerfahren. Ich bin getäuscht worden. Es ist eine Person im Spiel, die den Namen eines Menschen kaum verdient; ein Ungeheuer im Gewand eines honetten Bürgers. Ich weiß nicht mehr ein noch aus, Lenore. Ich muß fort von hier. In einem andern Land finde ich vielleicht Kraft und geistige Klarheit wieder. Mit Ihnen würde ich allem trotzen können. Glauben Sie mir. Vertrauen Sie mir."

Lenore ließ den Kopf sinken. Die Verzweiflung des sonst so zurückhaltenden Freundes ging ihr nah. Um ihren Mund zuckte es, als sie mühsam Worte fand.

„Ich kann nicht heiraten, Eberhard," hauchte sie; „wahrhaftig, ich kann nicht. Ich habe Sie ja nicht an mich gelockt, Sie dürfen mir keinen Vorwurf machen, von allem Anfang an wollt ich jeden Zweifel darüber aus der Welt schaffen. Ich kann nicht, ich kann nicht."

Fünf oder sechs Minuten verflossen in einem Schweigen, welches durch die gedämpften Geräusche von Menschenstimmen und Fahrzeugen, aus der Tiefe der Stadt empordringend, zerstückt wurde. In dem Erbarmen, das Lenore fühlte, ward sie sich der Härte erst bewußt, die in ihrer unbedingten Weigerung lag, und indem sie Eberhard mutig und fest anblickte, sagte sie: „Es ist nicht Eigensinn, Eberhard; auch keine dumme Angst und Einbildung, auch nicht, weil ich Sie nicht genug schätzte. Ich schätze Sie sehr hoch. Aber in mir muß etwas Unnatürliches sein, denn sehen Sie, mir graut vor der Ehe. Mir graut davor, mit einem Mann zu leben. So gern ich Sie habe, aber wenn Sie mich nur anrühren wie vorhin, als Sie meine Hand geküßt haben, schüttelt mich das Grauen von oben bis unten."

Eberhard maß sie mit einem düster verwunderten Blick.

Sie aber fuhr fort: „Es ist in mir seit meiner Kindheit. Vielleicht bin ich damit geboren, so wie andere mit einem Körperfehler, vielleicht ist es seit einem bestimmten Tag, daß ich so bin. Es war im Herbst, an einem Abend. In Pappenheim war es, wo damals meine Tante Kupferschmied wohnte. Meine Schwester Gertrud und

ich gingen in einem großen Obſtgarten ſpazieren, da kamen wir zu einer Dornenhecke, und an der Dornenhecke ſaß eine alte Frau. Mein Vater und meine Tante waren weit von uns weg, und da ſagte die alte Frau zu meiner Schweſter, die etwa ſieben Jahr zählte: nimm dich in acht vor dem, was ſingt und klingt. Und zu mir ſagte ſie: hüte dich vor Leibesfrucht. Am andern Tag wurde die Frau tot unter der Hecke gefunden; ſie war über neunzig Jahre alt und fünfzig Jahre lang war ſie als Kräuterweib im Altmühltal herumgezogen. Ich hab natürlich damals keine Ahnung gehabt, was das iſt, eine Leibesfrucht; aber das Wort iſt mir im Herzen ſteckengeblieben wie ein Pfeil. Es iſt mit mir aufgewachſen, und als ich einmal wußte, was damit gemeint iſt, war es ein Bild neben dem Bild des Todes. Nun dürfen Sie nicht glauben, daß ich deswegen in einer häßlichen Furcht herumgehe. O nein. Mich gelüſtets eben nicht. Es zwingt mich nicht. Zwingts mich, was frag ich dann nach Tod und Sterben! Dann lach ich über die Alte unter der Hecke und tu, was ich muß."

Bei den letzten Worten hatte ihr Geſicht einen wunderbar reinen und phantaſievollen Ausdruck angenommen, und Eberhard vermochte kein Auge von ihr zu wenden. Es gibt Märchenweſen auf dieſer widerlich platten Erde, dachte er, verwunſchene Prinzeſſinnen, geheimnisvolle Meluſinen. In gewohnheitsmäßigem Unglauben kräuſelte er die Lippen, doch verwandelte ſich die offene, werbende Zuneigung für das Mädchen von nun ab in eine verheerende Leidenſchaft.

Er war ſtolz und Mann genug, ſich zu verſchließen; um ſo quälender war ihm das dunkle Wiſſen von dem Daſein der gläſernen Kugel, dieſes Geiſtergehäuſes, in welchem, ſo nah, ſo fern, das liebliche Geſchöpf unangreifbar wohnte und wohin keine Flamme der Liebe dringen zu können ſchien.

„Sie geben mir alſo den Laufpaß?" fragte er.

„Jedenfalls iſt es ratſam, daß wir uns vorläufig nicht mehr ſehen."

„Ratſam für mich, meinen Sie. Und vorläufig? Wie ſoll ich das deuten?“

„Sagen wir, fünf Jahre.“

„Warum gerade fünf Jahre? Warum nicht zwanzig? Warum nicht fünfzig? Es wäre dasſelbe.“

„Es iſt mir ſo, als ob fünf Jahre eine richtige Zeit wären, Eberhard.“

„Fünf Jahre! Und jedes hat zwölfmal dreißig, zweiundfünfzig mal ſieben Tage. Da verliert man ja den Verſtand mit lauter Arithmetik.“

„Es muß ſein,“ erwiderte Lenore ſanft und beſtimmt. „Verändert werd ich mich ja nicht haben nach den fünf Jahren. Und eben, wenn ich noch die gleiche bin, wollen wir wieder darüber ſprechen. Ich darf mich ja nicht aus der Menſchenwelt hinausſtellen für alle Zeit. Mein Vater ſagt oft: was zu Oſtern wie ein Verhängnis ausſieht, iſt zu Pfingſten Grillenfängerei. Da will ich denn auf Pfingſten warten und meinen Freund nicht vergeſſen.“

Sie ſtreckte ihm lächelnd die Hand hin.

Er ſchüttelte den Kopf. „Die Hand nehm ich nicht,“ ſagte er, „damit Ihnen nicht wieder graut. Leben Sie wohl, Lenore.“

„Auch Sie, Eberhard, leben Sie wohl.“

Eberhard ſchritt der abſchüſſigen Straße zu. Plötzlich drehte er ſich um und ſagte: „Noch eins, Lenore, jener Muſikus, Nothafft heißt er doch? er iſt mit Ihrer Schweſter verlobt, wie?“

„Ja; Gertrud und Daniel, die werden über Jahr und Tag heiraten. Aber daß davon irgend jemand weiß --?“

„Der Muſikus war ſo unvorſichtig, während einer Kneiperei ſein Glas zu erheben und wie ein betrunkener Tambour ſich ſelbſt den Namen Gertrud zuzurufen. Eine Zeitlang hat man Ihren Namen mit ſeinem genannt. Nun, es iſt beſſer ſo. Ich liebe die Künſtler nicht. Ich kann ſie nicht einmal achten, dieſe indiskreten Heißblüter. Gute Nacht, Lenore.“

Damit verſchwand er in der Dunkelheit.

Es war an einem Abend, als Daniel zu Benda ging, um Abschied zu nehmen für lange Zeit.

Wie er in das Tor treten wollte, sah er den Hund des Herrn Carovius mit gefletschten Zähnen dastehen, und die blutunterlaufenen Augen der Dogge waren auf ein etwa zehnjähriges Mädchen geheftet, welches ebenfalls ins Haus wollte, aber aus Furcht vor dem Hund keinen Schritt zu tun wagte. Das Tier hatte seine Kette hinter sich hergeschleift und knurrte unheildrohend.

Entschlossen nahm Daniel das Kind bei der Hand und führte es ein paar Schritte abseits, nachdem er die Dogge durch einen Zuruf eingeschüchtert hatte. „Wer bist du?" fragte er das Mädchen.

„Dorothea Döderlein," war die Antwort.

Ei," machte Daniel und mußte plötzlich lachen, denn das Mädchen hatte eine possierliche Altklugheit im Ton. Aber es war ein sehr hübsches Kind. Aus der dunklen Kapuze schaute ein schlau lächelndes Gesichtchen, und der Sammetmantel mit großen Perlmutterknöpfen umhüllte eine zierliche Gestalt.

„Du gehörst schon lange ins Bett, Dorothea," sagte Daniel; „wenn der Nachtwächter kommt, was soll er von dir denken? Der packt dich beim Schlafittchen und sperrt dich ins Gefängnis."

Dorothea belehrte ihn über die Ursache ihrer abendlichen Vereinsamung. Sie war bei einer Schulfreundin gewesen, und die Magd, die sie abgeholt, hatte vor dem Hinaufgehen noch einen Laib Brot aus der Bäckerei mitnehmen wollen. Nun schilderte sie ihr Zusammentreffen mit dem Hund so kokett überlegen, daß sich Daniel über den Gegensatz zwischen dieser Aufschneiderei und der Schlotterangst, in der er sie angetroffen, höchlichst ergötzte.

„Du bist eine kleine Schwindlerin, Dorothea," sagte Daniel und erinnerte sich wieder der bösen Empfindung, die sie in ihm erregt, als er sie vor Jahren zum erstenmal gesehen.

Indessen kam die Magd mit dem Brotlaib daher, blickte verwundert auf das schwatzende Paar und bemächtigte sich des Kindes mit schuldbewußter Eile. Den Hund Cäsar trieb sie mit gellenden Schreien vom Haustor weg, und als er über die Straße lief, blickte Dorothea mit triumphierender Miene zu Daniel zurück, als hätte sie ihm nun bewiesen, daß sie keine Furcht vor dem Hund hegte.

2

Frau Benda öffnete und schloß stumm die Türe, als er geläutet hatte und ging stumm in ihr Zimmer. Sie hatte eine heftige Auseinandersetzung mit ihrem Sohn gehabt, der ihr mitgeteilt hatte, er werde noch vor Ablauf des Frühjahrs, dem Ruf einer gelehrten Körperschaft folgend, nach England übersiedeln. Sie war reisemüde geworden, ihr bangte vor jedem Wechsel des Orts, die Trennung von Friedrich dünkte ihr unerträglich, und in seiner Flucht aus dem Vaterland sah sie einen endgültigen und zu frühen Verzicht auf die Aussichten, die sich ihm noch bieten konnten.

Es war ihre feste Überzeugung, daß die Menschen das Unrecht, welches sie ihm gegenüber begangen, einsehen und wieder gutmachen würden, und sie wollte, daß er Geduld üben und warten solle, bis man ihm Genugtuung gab. Außerdem kannte sie seine Pläne und zitterte vor den Gefahren, denen er freiwillig und, so schien es ihr, ohne praktische Eignung entgegengehen wollte.

Aber sein Entschluß war unerschütterlich. Daß er ihn vor Daniel geheim hielt, ja nicht einmal andeutete, war in der sonderbaren Einseitigkeit begründet, zu der das Verhältnis beider gediehen war.

Lachend erzählte Daniel von ſeiner Begegnung mit der kleinen Dorothea. „Die ſieht mir ganz darnach aus, als wollte ſie dem großen Döderlein noch zu ſchaffen machen," ſagte er.

„Du haſt ihm übel mitgeſpielt, dem großen Döderlein," antwortete Benda; „in der Nacht nach der Generalprobe hörte ich ihn ſtundenlang unter meinem Schlafzimmer auf und ab gehen."

„Dich dauert er wohl gar?"

„Wär ich du, ich ginge hin und leiſtete dem Mann Abbitte."

„Iſt das dein Ernſt?" wallte Daniel auf. Und als Benda ſchwieg, fuhr er ruhiger fort: „Eigentlich ſollt ich ihm ja dankbar ſein, das iſt wahr. Ich bin durch ihn ſchneller zu der Einſicht gekommen, daß es zwei mißlungene Machwerke waren, die ich an die Sonne hängen wollte. Mögen ſie mich nur niederſchmeißen, ich ſteh ſchon wieder auf, wenn ich die ganze Erde in mich hineingeſchluckt hab."

Benda lächelte gütig. „Ja, ja, du ſtirbſt bei jedem Sturz und wirſt bei jedem Aufſchwung neu geboren," ſagte er. „Das iſt ſchön. Ein Döderlein aber kann ſich nicht mehr erheben, wenn ihn die Mitwelt fallen läßt. So einer lebt ausſchließlich von der Meinung der andern. Was dir Idee iſt, iſt ſein Verderben; was dir Luſt iſt, Wolluſt, iſt ſein Tod."

„Immerhin," murrte Daniel; „wozu iſt er nütze?"

„Dem Geiſt der Natur, dem Geiſte Gottes ſind die Begriffe Schädlichkeit und Nützlichkeit fremd," erwiderte Benda verſonnen. „Er lebt, damit iſt alles geſagt. Ich für meine Perſon hätte am wenigſten Urſache, einen Döderlein vor dir rein zu waſchen." Er hielt einige Sekunden inne und atmete tief. „Ich kann nicht deutlicher ſein, das Wort will mir nicht über die Lippen," ſprach er mit trüber Miene weiter, „aber der Mann hat an ... an einer Frau ein Verbrechen begangen, ſo tückiſch, ſo raffiniert und ſo naiv zugleich, daß er jede Brandmarkung verdient und durch keine genug beſtraft wäre."

„Siehſt du," rief Daniel, „alſo nicht bloß ein ſchlechter Muſikant! Es iſt ja immer ſo. Und alle ſind ſo. Oh, dieſe ſchlafröckigen,

nieſelnden, ſauerſüßen, grinſenden, kuppelnden, neunmalklugen Leutchen um und um! Das Blut gerinnt einem, wenn man ihnen zuſieht. Und das ganze lange Leben lang ſoll man Spießruten laufen durch ihre Gaſſen!“

„Freilich,“ beſtätigte Benda mit geſenktem Kopf, „es iſt ein zäher Giftbrei; rührſt du mit dem Finger daran, ſo hält er dich feſt und ſaugt dir das Mark aus den Knochen. Aber du redeſt doch vorläufig ohne exakte Kenntnis des einſchlägigen Materials, wie wir uns in der Wiſſenſchaft ausdrücken. Als ich während meines Studiums der Pflanzen- und Tierzelle zur Erkenntnis kam, daß eine ſogenannte Urzeugung ein Ding der Unmöglichkeit ſei und ich die Anſicht in einem Kreis von Fachgelehrten vortrug, wurde ich ausgelacht. Heute ſteht es ſo, daß man ſich dieſer Wahrheit nicht mehr verſchließen kann. Einem meiner früheren Freunde war es gelungen, gewiſſe Verbindungen der Eſſigſäure kriſtalliſiert auf künſtlichem Weg herzuſtellen. Als er dieſe große Entdeckung verkündete, rief ihm einer der verſammelten Herren zu: Geben Sie acht, Doktorchen, daß Ihnen die Amidoſteinchen nicht aus dem Käfig laufen. So niedrig und ſo würdelos begegnen uns diejenigen, von denen wir glauben ſollen, daß ſie mit uns zu demſelben Ziele ſtreben. Aber du! verwirft dich die Welt, ſo haſt du immer noch, was dir niemand entwenden kann. Ich muß mich gedulden, bis ein Richter das Urteil über mich fällt, durch das ich verdammt oder erlöſt werde. Zwiſchen dir und mir iſt ein Unterſchied wie zwiſchen dem Samen, der, in die Erde geſenkt, emporſchießt, mag es ſtürmen oder mag die Sonne ſcheinen, und einer Ware, die im Magazin verſchimmelt, weil ſie keinen Käufer findet.“

Er ſtand auf und ſagte das Wort: „Du biſt der Glücklichere von uns beiden, daher darf ich der Barmherzigere ſein.“

Daniel fand kein Gegenwort, das tröſten konnte.

Als er nach Hauſe ging, gedachte er der Treue und ſteten, ſtillen Hilfe, die er von Benda genoſſen; er gedachte der Zartheit und

beſtändigen Rückſicht des Freundes; er gedachte beſonders jener außerordentlichen Artigkeit, die ſo groß war, daß Benda zum Beiſpiel mitten im Lachen über einen Scherz offenen Mundes innehielt, wenn man wieder zu ſprechen begann, um durchaus nichts von dem zu verlieren, was der andere ſagte.

Er blieb ſtehen; es war ihm, als hätte er verſäumt, eine verſichernde, herzliche und unvergeßbare Kraft in den letzten Händedruck zu legen. Am liebſten wäre er wieder umgekehrt. Aber man kehrt nicht um; es kann keiner umkehren.

3

Die Maske der Zingarella wollte Daniel nicht mit auf ſeine Fahrten nehmen. Das zerbrechliche Material den groben Zufällen eines Wanderlebens auszuſetzen, ſchien ihm nicht liebevoll gehandelt, daher hatte er Lenore verſprochen, ihr die Maske zu bringen und ſie für die Dauer ſeiner Abweſenheit bei Jordans zu laſſen.

Lenore öffnete ihm die Tür, und er trat ins Zimmer. Gertrud erhob ſich von ihrem Platz am Tiſch und ſchritt ihm entgegen. Ihr Geſicht zeigte ſtets, wenn ſie ihn ſah, dieſelbe Hingabe, dieſelbe Bereitſchaft, dieſelbe Unterwürfigkeit.

Daniel ging zum Tiſch, packte die Maske aus dem Zeitungspapier und hielt ſie gegen das Lampenlicht.

„Wie ſchön!“ rief Gertrud aus, deren Sinn jetzt durch den Anblick jedes das Gefühl ergreifenden Gegenſtandes entzückt wurde.

„Alſo nimm es nur, Gertrud,“ ſagte Lenore, die mit ihren beiden Ellbogen auf der Tiſchplatte lehnte. „Behalt es nur bei dir,“ fuhr ſie gepreßt fort, als Gertrud fragend Daniel anſah.

„Aber wollt ers nicht uns beiden geben?“ verſetzte Gertrud mit begehrlichem Lächeln.

„Ach nein, um mich wollt er ſich nur herumreden,“ verſicherte Lenore.

„Lenore, ich weiß nicht, wie mirs mit dir geht," wandte ſich Daniel halb verwirrt, halb ungeſtüm zu ihr und ſtockte plötzlich, als die feurige Bläue ihrer Augen voll auf ihn fiel.

„Du?" flüſterte ſie erſtaunt, „du?"

„Ja, du!" wiederholte er nachdrücklich. „Später darf ichs ja vor aller Welt ſagen, und heute klingts doppelt wahr. Du biſt mir wie eine Schweſter."

Er hatte die Maske weggelegt und reichte Lenore die linke Hand, dann, erſt zaudernd, hierauf mit ſehr entſchloſſener Gebärde Gertrud die rechte.

Lenore richtete ſich gerade, nahm die Maske der Zingarella und hielt ſie vor ihr Geſicht. „Brüderlein!" rief ſie neckend, und das ſüße, fahle Steingeſicht war wunderlich anzuſchauen über dem Körper, der von Leben zuckte.

Und Gertrud, eine Sekunde lang verging ſie in Daniels Blick, ein Seufzer, tief wie das Meer, klang in ihrer Bruſt, dann lag ſie in ſeinem Arm. Er küßte ſie ſtumm, mit finſter verzogener Stirn.

„Brüderlein!" tönte es hinter der Maske, doch nicht mehr neckend, eher wie Klage und Weh, „Brüderlein."

4

Daniel hatte längſt ſchon die Stadt verlaſſen, da begegnete Lenore am Gräslein Herrn Carovius. Er zwang ſie, ſtehenzubleiben, benahm ſich möglichſt vertraulich, ſprach ſo laut, daß die Vorübergehenden grinſten, und erkundigte ſich nach dem jungen Meiſter, womit Daniel gemeint war.

Schließlich erzählte er, daß der „gute Eberhard", wie er den Freiherrn von Auffenberg nannte, für ein paar Monate nach München gereiſt und dort unter allerlei Spiritiſten- und Theoſophenvolk geraten ſei.

„Iſt auch eine Manier, ſich auszutoben," feirte er. „Vorzeiten ſind die jungen Adligen auf die europäiſche Tournee gezogen, um ihre Bildung zu vollenden und allerlei Abenteuerchen zu beſtehen. Heutzutage werden ſie Federfuchſer oder betreiben das Tiſchrücken. Die Menſchheit kommt immer mehr herunter, mein reizendes Fräuleinchen; es iſt kein erhebender Anblick, ſo eine Blüte der Nation aus der Nähe zu betrachten. Faul, ſag ich Ihnen, faul wie überwintertes Obſt. Drum gibt es kein größeres Vergnügen, als ſolch einen Burſchen tanzen zu laſſen. Man ſpielt auf, er tanzt; man pfeift, er apportiert. Ein Hochgenuß!"

Er lachte hyſteriſch und bekam einen Huſtenanfall, wobei ſich das von ſeinem Zwicker herabhängende ſchwarze Schnürchen an einem Knopf ſeines Mantels verwickelte und der Zwicker von der Naſe fiel. Kurzſichtig ungeſchickt mühte er ſich mit ſeinen mageren Fingerchen an Schnur und Knopf, da half ihm Lenore und brachte mit einem Handgriff alles wieder in Ordnung.

Die Überraſchung raubte Herrn Carovius die Sprache. Er glaubte der Unbefangenheit und Natürlichkeit des Mädchens nicht; er vermutete eine Falle dahinter, einen Hohn, eine Verderbnis. Er glaubte es nicht, daß irgendein Menſch ihm aus freiem Willen in einer Bedrängnis beiſtehen könnte.

Und plötzlich ſchämte er ſich; ſchämte ſich ſeiner ſelbſt; zog die Brauen weit in die Höhe und lächelte einfältig; warf einen Blick von beinahe hündiſcher Zärtlichkeit auf Lenore und eilte ohne Wort und Gruß ſpornſtreichs über die Straße, um alsbald hinter einer Ecke zu verſchwinden.

5

An einem Nachmittag in der letzten Auguſtwoche ſchickten die Schweſtern Rüdiger ihren Gärtnerburſchen zu Lenore und ließen ſie bitten, ſie möge ſo ſchnell wie möglich zu ihnen kommen. In der Meinung, es ſei Daniel ein Unglück zugeſtoßen, von dem man die

Damen in Kenntnis gesetzt, überlegte Lenore nicht lange. Eine Viertelstunde später trat sie in das Zimmer der Schwestern.

Es bot sich ihr ein mitleidswürdiger Anblick. Jede der drei Schwestern saß in einem Stuhl mit hoher Rückenlehne; die Arme einer jeden hingen schlaff herab; da die Jalousien niedergelassen waren, sahen die Köpfe im Dämmerlicht mumienhaft aus. Seltsam wirkten dazu die Medea, die Iphigenie und die Römerin, Nachbildungen der Gemälde ihres Abgotts, die an den Wänden hingen.

Lenores Gruß wurde nicht beantwortet; sie wagte nicht, sich von der Tür zu entfernen, und das Schweigen, das sie empfing, endete erst, als sie sich zu einer Frage entschloß.

Fräulein Jasmine zog ein Taschentüchlein hervor und betupfte damit ihre Augen. Fräulein Salome blickte im Kreis herum wie auf dem Theater der Vorsitzende eines Femgerichts, und sprach: „Wir Einsamen und von der Welt Vergessenen haben Sie gerufen, um Sie von einer Schandtat zu unterrichten, die in unserem unschuldigen Heim begangen worden ist, einer Schandtat, so beispiellos, so himmelschreiend, daß wir seit heute morgen, wo wir das Gräßliche erfuhren, zitternd hier sitzen und vergeblich nach einem klaren Gedanken ringen."

Fräulein Jasmine und Fräulein Albertine nickten trüb vor sich hin.

„Können wir die Unselige von uns stoßen?" fuhr Fräulein Salome fort, „können wir das, meine Schwestern? Nein. Können wir sie noch bei uns dulden? Nein. Was sollen wir also tun? Sie ist eine Waise; sie steht allein da, von ihrem ruchlosen Verführer der Schande ausgeliefert; was sollen wir tun?"

„Und Sie," wandte sich nun Fräulein Salome an Lenore, „Sie, die Sie durch Bande, deren Beschaffenheit sich unserm Urteil entzieht, mit jenem höchst begabten Scheusal verknüpft sind, Sie sollen uns einen Weg aus dem Labyrinth unseres Kummers zeigen."

„Wenn ich nur wüßte, wovon Sie reden," antwortete Lenore, der eine Last vom Herzen fiel, als sie der Grundlosigkeit ihrer ersten

Beſorgnis inne wurde. „Sie meinen wahrſcheinlich Daniel Rothafft mit dem Scheuſal. Was hat er denn verbrochen?“

Fräulein Salome war entrüſtet über dieſen leichten Ton. Sie richtete ſich ſteif empor und ſagte mit ſtrafender Wucht: „Er hat unſere Dienſtmagd zu ſeiner Luſtdirne erniedrigt, und die Folgen ſind nicht mehr zu verbergen. Begreifen Sie jetzt?“

Lenore ſtieß ein leiſes Ach aus und errötete bis in die Haarwurzeln. In ihrer Verlegenheit öffnete ſie den Mund zum Lachen, war aber dem Weinen nahe.

Langſam bahnte ſich ihr verdunkeltes Gefühl den Weg zu Daniel, und als ſein Bild aufſtieg, kehrte ſie ſich ekelnd ab. Dieſes wollte ſie nicht hingeben laſſen; es war zu ſchlaff, zu klein, zu eigenſüchtig. Ehe ſie es recht bedacht, hatte ſie ihm als Weib verziehen; ſie ſchauderte, ſchlug die Augen empor und war wieder ganz heiter, ganz in ihrer Gewalt.

Das Femgericht hatte indeſſen die Stillverſunkene mit ſtrengen Blicken gemuſtert. „Wo hält ſich Herr Rothafft gegenwärtig auf?“ fragte Fräulein Salome.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Lenore, „es iſt über drei Wochen, daß er nicht mehr geſchrieben hat.“

„Wir müſſen aber fordern, daß Sie ihn ſchleunigſt von dem Zuſtand des Frauenzimmers benachrichtigen, denn ſolange die Perſon im Haus iſt, können wir nicht Schlaf noch Ruhe finden.“

„Es tut mir leid, daß Sie ſich die Geſchichte ſo zu Herzen nehmen,“ ſagte Lenore, „und ſie iſt ja auch unangenehm. Aber ich habe kein Recht, mich da hineinzumiſchen, kein Recht und keine Luſt.“

Die drei Schweſtern nahmen dieſe Erklärung mit verzweifeltem Händeringen auf. Eher den Tod, ſagten ſie, als mit dem Wüſtling noch einmal in Verkehr treten; eher wollten ſie jede Marter erdulden, als ihn rufen, ihn ſehen zu müſſen. Sie ſprachen durcheinander; ſie drohten Lenore und flehten ſie an; Jasmine erzählte mit angehaltenem Atem, wie Meta vor ſie hingeſtürzt ſei und alles

gebeichtet habe; Albertine beteuerte, daß sie auf der weiten Erde niemand hätten, der ihnen in dieser grausamen Lage raten und helfen könne, und Salome sagte, es bliebe ihnen nichts anderes übrig, als das elende Geschöpf auf die Straße zu stoßen.

Lenore schwieg. Sie hatte die Augen auf das Medeenbild gerichtet und dachte angestrengt nach. Endlich hatte sie ihren Entschluß gefaßt. Sie fragte, ob sie mit Meta sprechen könne. Ängstlich und hoffnungsvoll erkundigte sich Fräulein Salome, was sie vorhabe. Sie entgegnete, sie werde den Damen später ihre Absicht mitteilen; da wies ihr Fräulein Jasmine den Weg zur Kammer der Magd.

Finstere Verwunderung malte sich in Metas Zügen, als sie Lenores ansichtig wurde.

Sie saß mit einer Näharbeit am offenen Fenster der Mansarde, erhob sich und blickte stumm in das ernst befangene Antlitz des schönen Mädchens. Es rührte Lenore, die jugendliche Gestalt mit dem hohen Leib zu sehen, dennoch konnte sie eine Regung des Grauens nicht bewältigen.

Bei den ersten Worten Lenores fing Meta zu schluchzen an. Lenore tröstete sie und fragte, zu wem sie gehen wolle, wenn ihre Zeit herangekommen sei.

„Es gibt solche Anstalten," murmelte die Magd in ihre vor das Gesicht gehaltene Schürze, „da kann man hin."

Lenore setzte sich auf den Bettrand neben sie. Der erst bedrückt Lauschenden, zuletzt dankbar Willigen entwickelte sie nun ihren Plan mit einer Zartheit und Schonung, als spräche sie zu einer verwöhnten Dame, mit einer silberhellen Lebendigkeit, als handle es sich um einen übermütigen Streich.

Die Magd, gepeinigt durch die ätherisch-unmenschliche Zimperlichkeit ihrer Dienstgeberinnen, dem Manne grollend, der sie einem unsicheren Los preisgegeben hatte, ankämpfend gegen die Vorwürfe ihres Gewissens, wurde bei Lenores Worten weich wie Wachs und unterwarf sich gehorsam.

Die gespannt harrenden Schwestern Rüdiger konnten von Lenore nichts weiter erfahren, als daß sie mit Meta abreisen würde, und daß diese mit allem einverstanden sei, was Lenore zu tun für geboten erachtet habe.

6

Lenores Plan bestand darin, die Schwangere zu Daniels Mutter nach Eschenbach zu bringen.

Sie wußte von dem Zerwürfnis zwischen Daniel und seiner Mutter. Sie wußte, daß die beiden sich voreinander verborgen hielten, daß Daniels Trotz einen Liebesmangel wähnte rächen zu müssen. Hinter dem Bild des hassenden und unduldsamen Sohnes sah sie das einer alten Frau, die in verschwiegener Sorge sich einsam grämt.

Schon oft hatte sie sich schmerzlichem Mitgefühl hingegeben, wenn die Gedanken mit der unbekannten Mutter des Freundes beschäftigt waren. Jetzt schien es ihr, als könne sie eine Sendbotin sein; als müsse sie die Verlassene hier zu der Verlassenen dort führen, die werdende Mutter zu jener, die zu klagen Grund hatte, daß sie es gewesen war.

Es schien ihr, als müsse sie dadurch ein Band von neuem knüpfen, welches nicht einmal durch Verbrechen, um wieviel weniger durch Unverstand und Laune zerrissen werden durfte; und es schien ihr, daß Daniel zu sühnen habe, hier wie dort; daß sie selbst, in dem Bewußtsein, das Rechte zu tun, keinen Einwand zu scheuen, keine Abrechnung zu fürchten habe.

Sie erwog auch die praktischen Umstände. Meta konnte draußen leichterdings ihr Brot verdienen, konnte der Frau behilflich sein oder bei den Bauern tagelöhnern.

Wenn dann das Kind da war, hatte Daniels Mutter junges Leben vor Augen, und ihre Sehnsucht würde sich mildern, ihre Bitterkeit geringer werden beim Anblick eines Menschen aus Daniels Blut.

Zu Hause sagte Lenore, sie wolle mit einer ehemaligen Schulkameradin einen Ausflug in die Ansbacher Gegend machen. Sie

ſtudierte den Fahrplan und ſchrieb an Meta eine Poſtkarte mit dem Geheiß, ſich um acht Uhr früh am Bahnhof einzufinden.

Der Inſpektor billigte Lenores Abſicht; er warnte ſie nur vor Strolchen und vor kaltem Trunk. Gertrud aber war nicht völlig ohne Arg. Sie witterte etwas in der Luft, ungeſprochene Worte, die auf Daniel Bezug hatten, da ihre Gedanken immerfort bei ihm waren.

Kam ein Brief von ihm, was ſelten geſchah, ſo ließ ſie ihn ſtundenlang uneröffnet liegen und dichtete herrliche Offenbarungen einer Liebe hinein, für die ihr ſelbſt jeder Ausdruck fehlte. Aber in einer Art von mondſüchtigem Entzücken machte ſie eine geträumte, innere Muſik daraus.

Las ſie den Brief, ſo genügte ihr ſeine Schrift, auch das Papier ſchon, auf dem ſeine Hand geruht hatte. Stillſchweigend ordnete ſie ſich dem Geſetz ſeiner Natur unter, das ihm nicht erlaubte, überſchwenglich oder mitteilfreudig zu ſein. Jeder ſeiner trockenen Berichte wurde für ſie zum Evangelium, aber ihre Antworten waren in gleicher Trockenheit gehalten und ließen die hingeſchmolzene Seele kaum ahnen.

Sie ſpürte, daß Lenore log und daß die Lüge mit Daniel im Zuſammenhang ſtand. Daher trat ſie in der Nacht an Lenores Bett, weckte ſie auf und fragte ſanft: „Iſt ihm etwas geſchehen, Lenore?“

Doch ehe Lenore antworten konnte, beſchwichtigt allein durch die erſtaunte Miene der Schweſter und ſich ſelber zürnend, daß ſie Lenore, die ſie jetzt mehr und mehr ſchätzen lernte, eine Verſtellung zugetraut, entfloh ſie wieder.

Wie ſie ihn liebt, dachte Lenore und drückte das Geſicht lächelnd in die Kiſſen.

7

„Da beim Brunnen warten Sie auf mich,“ ſagte Lenore zu ihrer Begleiterin, als ſie um die Mittagsſtunde über den Marktplatz in Eſchenbach ſchritten. „Wenn alles beſprochen iſt, hol ich Sie.“

Der Postillon zeigte ihr das Häuschen der Witwe Nothafft.

Eine Frau mit strengem Gesicht und auffallend großen braunen Augen erkundigte sich nach ihrem Begehr, als sie in den Kramladen trat, in dem es nach Essig und nach Käse roch.

Lenore erwiderte schüchtern, sie wolle ein paar Minuten ungestört mit ihr reden.

Der tiefe Ernst in Mariannes Zügen, der einem unheilbaren Leiden mehr als etwas anderm ähnelte, wich nicht. Sie schloß die Ladentür zu und führte Lenore in die Wohnstube. Schweigend deutete sie auf einen Stuhl und nahm selber Platz.

Über dem Ledersofa hing das Bild Gottfried Nothaffts. Lenore betrachtete es lange.

„Mütterchen," begann sie endlich leise und legte ihre Hand auf Mariannes Knie, „ich bring Ihnen was von Daniel."

Marianne zuckte zusammen. „Gutes oder Schlechtes?" fragte sie. Seit zweiundzwanzig Monaten hatte sie nichts von Daniel gehört. „Wer sind Sie?" fragte sie weiter, „was haben Sie mit ihm zu tun?"

Lenore mußte acht haben, die empfindliche und sehr beleidigte Frau nicht durch ein unbesonnenes Wort zu erzürnen. Mit aller Vorsicht, deren sie fähig war, brachte sie ihr ungewöhnliches Anliegen zur Sprache.

Und siehe da, das Ungewöhnliche wurde zum Alltäglichen, so wie das Natürliche wundersam schien. Lenore schilderte Daniels Drangsale und seinen Aufstieg, prahlte treuherzig mit seinem Talent, mit der Begeisterung derer, die an ihn glaubten, mit seinem künftigen Ruhm und wollte jede Schuld Daniels, auch die gegen die Mutter, getilgt wissen.

Nachdenklich rückblickend, begriff da Marianne vieles, eigene Versäumnis, und was sie an Daniel zuvor nicht hatte würdigen können. Vieles begriff sie, nur dieses Mädchen nicht. War es schon eigen, daß eine Fremde kommen mußte, um ihr zu sagen, wer Daniel war und was er den Menschen bedeutete, so war es ganz und gar unerklär-

lich, daß ſie noch eine mitbrachte, die die Geliebte desſelben Mannes war, dem ſie ſich bis auf den Grund des Herzens ergeben zeigte.

Lenore las die Gedanken von Mariannes Augen ab, und es wurde ihr ein wenig beſinnlicher zumute. Auch ihr fiel es ein, ſich zu fragen: was bin ich ihm denn? Was iſt er mir?

Sie wußte keine befriedigende Antwort. Freundin? Freund? ja; es war nur ein bißchen zu viel Ruhe in den zwei Worten. Bruder? Gefährte? Darin lag innigere Verbundenheit. Brüderlein! hatte ſie ihm einmal zugerufen, hinter der Maske hervor. Alſo: Schweſterlein hinter der Maske?

Ja, ſo ſollte es ſein: Schweſterlein hinter der Maske. Sie mußte ein Verſteck haben für ſo manches, was ſie dunkel empfand, heller nicht empfinden wollte. Ein gebändigtes Herz, ein gefangenes Herz, es glüht auf, es kühlt ab, man hebts empor, man drückts hinunter, wie das Geſchick es will. Immer geduldig bleiben, das war das Wichtige, und nichts verraten. Schweſterlein hinter der Maske, ſo ſollte es ſein.

Marianne ſagte: „Kind, das hat Ihnen Gott eingegeben, daß Sie gekommen ſind, um mir Nachrichten von ihm zu bringen. Da will ich denn wieder Blumen ins Fenſter ſtellen wie vor Zeiten und das Haustor offen laſſen, damit die Schwalben wieder ein Neſt drin bauen. Vielleicht gedenkt er dann auch wieder an ſeine Mutter."

Dann verlangte ſie Meta zu ſehen. Lenore ging und kehrte nach kurzer Weile mit ihrem Schützling zurück. Mitleidig und ſtreng betrachtete Marianne die Schwangere, die ein verſtörtes Weſen zeigte und auf jede Frage eine ungereimte Antwort gab. Sie könne wohl bei ihr wohnen, ſagte Marianne, doch müſſe ſie arbeiten, denn im Hauſe ſei kein Überfluß. Das Mädchen berief ſich auf ſeine vier Dienſtjahre und daß es ihr an Fleiß und Willigkeit nie gefehlt. Darauf ermahnte Marianne ſie zur Verſchwiegenheit, die Leute im Orte ſeien neugierig, ſie dürfe nicht plaudern und ſich von keinem ausfragen laſſen, ſonſt ſei ihres Bleibens nicht.

Als dies vorüber war, verabſchiedete ſich Lenore. Eine Mahlzeit zu nehmen weigerte ſie ſich ſtandhaft. Marianne dachte, ſie habe Eile, die Rückpoſt zu benutzen, und geleitete ſie über den Platz. Sie verſprachen einander zu ſchreiben, und ehe Lenore in die wacklige Kutſche ſtieg, küßte Marianne das blühende Geſchöpf auf die Wange.

Sie ſchaute dem Wagen nach, bis er durchs Stadttor gefahren war. Ein betrunkener Bauer ſtieß ſie an, der Hufſchmied rief ihr einen Gruß zu, die Doktorsfrau lehnte aus dem Fenſter und erkundigte ſich, wer der ſtädtiſche Zierbengel geweſen ſei, Marianne hörte nichts und ging langſam ihrer Behauſung zu.

8

So kam es, daß fünf Wochen ſpäter eine Tochter Daniels unter Mariannes Dach das Licht der Welt erblickte.

Von ſeiner Geburt an war Marianne dem Kinde zugeneigt, während ſie vorher mit Widerwillen ſeiner gedacht hatte. Es war ein feines Kreatürchen, zartgliedrig, ſchmalhäuptig, eigentümlich menſchenhaft in ſeinen früheſten Lebensäußerungen und eine edle Art mit Entſchiedenheit verkündend.

Die Eſchenbacher ſtaunten. Wo kommt das Kind her? fragten ſie; wer iſt die Mutter? wer der Vater? Das Standesamtsregiſter nannte eine Meta Steinbäger als Mutter der unehelich geborenen Eva Steinbäger. Der Vater ſei unbekannt, hieß es.

Aber die Witwe Nothafft wußte vermutlich Näheres. Deshalb kamen die alten und die jungen Frauen häufiger als früher in Mariannes Laden. Sie wollten in Erfahrung bringen, wie das Kleinchen gedieh, ob es die Milch gut verdaue, ob es ſchon zahne, ob es deutſch reden werde oder eine ausländiſche Sprache und Ähnliches mehr.

Um ſich Ruhe zu verſchaffen, ſagte Marianne, die Meta Steinbäger ſei eine arme Anverwandte, und ſie habe das Kind in Koſt

und Pflege übernommen. Sie konnte diese Mär um so leichter in Umlauf setzen, als sich Meta fast gar nicht um den Säugling kümmerte. Kurz nach der Entbindung war sie zu einem Bäcker nach Dinkelsbühl in Dienst gegangen und kam höchstens einmal im Monat herüber. Das Kind war ihr gleichgültig. Ein Geselle jenes Bäckers vergaffte sich in sie, er wollte sie heiraten und mit ihr nach Amerika auswandern.

Um Weihnachten wurden sie getraut und bald danach verließen sie das Land. Marianne war dessen froh; nun gehörte das Kind ihr allein.

Obgleich die Leute sich allmählich an das Dasein ihrer jungen Mitbürgerin gewöhnten, war und blieb Eva das geheimnisvolle Kind von Eschenbach.

9

Die Wanderoper zog durch die kleinen Städte, deren es zwischen Donau und Main und Saale und Neckar die Fülle gibt, und die Dauer ihres jeweiligen Aufenthaltes hing natürlich von der Teilnahme des Publikums ab.

„Die Provinz ist das verzauberte Dornröschen," sagte der Impresario Dörmaul zu Wurzelmann und Daniel, „die Provinz schläft noch, und ihr müßt sie wecken, indem ihr den Kuß der Muse auf ihre Stirn drückt."

Aber der Impresario hielt dabei die Taschen zu; die Prinzen, die das Dornröschen aus dem Schlummer reißen sollten, hatten nicht die Mittel zu einem standesgemäßen Auftreten, und um ihren Hofstaat sah es auch ziemlich windig aus.

Der Tenor hatte den Zenith des Lebens längst überschritten, und sein Schmerbauch tat der Glaubhaftigkeit der Heldenfiguren, die er zu spielen hatte, großen Abbruch. Der Buffo war ein unverbesserlicher Säufer und wurde wegen nächtlicher Exzesse von der Polizei oftmals hinter Schloß und Riegel gesetzt. Der Bariton

führte mit Hilfe zweier Winkeladvokaten einen Erbschaftsprozeß, und aus Ärger über die Finten der Gegenpartei versagte ihm oft die Stimme. Die Sopranistin lag stets mit sämtlichen Kollegen in Zank und Hader, und die Altistin war ein ränkesüchtiger Teufel ohne Talent. Daneben gab es noch ein Dutzend Eleven und Elevinnen, die sich langweilten, Schabernack trieben, Hungerlöhne bezogen und nichts gelernt hatten.

Auch die Orchestermitglieder waren traurige Gestalten. Nicht selten hatte einer oder der andere sein Instrument ins Pfandhaus getragen; einmal mußte eine Vorstellung abgesagt werden, weil sich die Geiger bei einer Dorfkirchweih verspäteten, wo sie zum Tanz aufspielten, um ihr kümmerliches Einkommen zu verbessern. Der Inspizient, der zugleich Kulissenschieber, Souffleur, Billettverkäufer und Besucher der Zeitungsredaktionen war, zeigte sich keinem dieser Ämter gewachsen und ergriff im zweiten Jahr mit einer Elevin und einer Tageseinnahme die Flucht.

Einmal waren die Kostüme an einen falschen Ort geschickt worden, und es mußte „die weiße Dame" in Lodenkitteln, verschossenen Sammetröcken, schmierigen Kattunblusen und Pariser Pölsterchen gespielt werden.

Ein anderes Mal bestand in der Oper „Martha oder der Markt zu Richmond" die Volksmenge aus einer übelgelaunten jungen Dame, einem Kellner, den man aus einer Heringsbraterei geholt hatte, und dem Pförtner eines Waisenhauses, da das Chorpersonal wegen versäumter Lohnauszahlung den Dienst verweigerte.

In Karlstadt mußte der letzte Akt der „lustigen Weiber von Windsor" unaufgeführt bleiben, weil in der Pause zwischen Frau Flut und Falstaff eine Prügelei entstanden war und jene Dame dem unglücklichen Sänger einen Hautlappen aus der Nase gekratzt hatte.

Wenn die musikalische Wanderschmiere, wie der stellvertretende Direktor Wurzelmann seine Truppe nannte, desungeachtet leidliche Einnahmen erzielte, war es den übermenschlichen Anstrengungen

Daniels zu danken. Wurzelmann war beſtändig in Liebeleien verſtrickt, führte eine verderbte Günſtlingswirtſchaft ein und ergab ſich immer mehr der Trägheit.

Daniel mußte die Muſiker zu den Proben aus ihren Betten ziehen; Daniel mußte korrepetieren; Daniel mußte am Dirigentenpult mitſingen, wenn der Chor zu dünn klang; Daniel mußte Rollen verteilen, widerſetzliche Frauenzimmer bändigen, hirnlos brüllende Dilettanten dem Gefüge eines Werkes unterordnen, das er ſelbſt meiſt verabſcheute; mußte Anfänger drillen, Partituren kürzen, Stimmen transponieren, mit kläglich unzureichenden Kräften Wirkungen hervorzaubern und von morgens früh bis abends ſpät gegen Schmähſucht, Fahrläſſigkeit und Unfähigkeit im Kampfe liegen.

Es liebte ihn keiner dafür. Sie fürchteten ihn bloß. Sie ſchworen ihm Rache, aber ſie duckten ſich. Er hatte eine Art, ſie kalt zu behandeln, daß ſie ſich wie Verbrecher erſchienen. Er hatte einen Blick eiſiger Geringſchätzung, unter dem ſich die Fauſt des Getroffenen ballte. Aber ſie ordneten ſich knirſchend einer Macht unter, die ihnen unheimlich dünkte, die jedoch in nichts anderm beſtand, als daß er ſeine Pflicht erfüllte und ſie die ihre nicht.

Am Ende jedes Vierteljahres trat der Impreſario Dörmaul auf den Plan, um den Rechnungsabſchluß perſönlich vorzunehmen. Seine Anweſenheit wurde durch eine Muſteraufführung von „Fra Diavolo“ oder der „Regimentstochter“ oder von „Froufrou“ gefeiert. Der Buffo betrank ſich nicht, der Bariton ruhte von den Strapazen ſeines Prozeſſes, die Altiſtin hatte ein holdes Lächeln für das beifallsluſtige Haus, die Sopraniſtin war friedfertig wie eine Mine nach der Exploſion, von den Choriſten war keiner im Wirtshaus geblieben, und da Wurzelmann dirigierte und das Orcheſter nicht den Baſiliskenblick des Kapellmeiſters Rothafft auf ſich brennen fühlte, bewegte es ſich freier im Takt und brachte einen weit gefälligeren Ohrenſchmaus hervor als ſonſt.

Der Impresario Dörmaul kargte nicht mit seiner Anerkennung. „Bravo, Wurzelmann!“ rief er, „noch ein Jährlein geschuftet, und ich bringe Sie ans Königliche Opernhaus.“

„Auch der Nothafft soll zu Amt und Würden kommen,“ sagte er, „obwohl ich die Dummheit begangen habe, seine Kompositionen zu drucken, und die ganze Makulatur in meinen Magazinen liegt wie ein Pfund Backsteinkäse in einem kranken Magen.“

Der Impresario Dörmaul trug schwarz und weiß karierte Hosen von überseeischem Schnitt, eine Weste, die wie eine Tapete aus gepreßtem Leder aussah und über der eine schwere goldene Kette mit zahllosen Anhängseln baumelte, einen Gehrock, der bis zu den Waden reichte, eine ziegelrote Krawatte mit einem Diamanten, so groß wie der Kohinor und so falsch wie Aprilsonne, und einen grauseidenen Zylinder, den er nur vor Geheimräten, Generälen und Polizeipräsidenten lüpfte.

Einem so beschaffenen Mann wagte Daniel zu erwidern: „Hätten Sie Käse gegessen, so hätten Sie ihn wenigstens verdaut. Ihre vollen Magazine sind mir noch lieber als mancher Kopf, der leer bleiben würde, auch wenn man die Matthäuspassion hineinstopfen würde.“

Der Impresario Dörmaul entschloß sich, zu lachen. „Oho, mein Bester,“ sagte er und schob den Zylinder weit zurück, „Sie blähen sich. Nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht platzen. Als Hänschen hinterm Ofen saß, da war er stolz vor Grütze, doch wie er auf die Straße ging, da fiel er in die Pfütze.“

Das Knechtlein kicherte. Daniel wußte längst, daß das Knechtlein gegen ihn wühlte. In aller Unschuld, denn Halbseelen können bewundern und verraten zugleich.

„Der Neid ist meine einzige Tugend,“ sagte Wurzelmann ganz offen, „ich bin ein Genie des Neides.“

Daniel war solchem Zynismus nicht gewachsen; Wurzelmann machte ihn dumm. Aber er brauchte ihn; er hatte keinen anderen Menschen, mit dem er von sich und seiner Arbeit sprechen konnte.

Denn trotz der Überbürdung, die sein Amt mit sich brachte, gelang es ihm, täglich einige Stunden für sich zu erobern, und gerade der Druck von allen Seiten trieb die Flamme hoch hinan.

In jenen Jahren zog er die Grenzen, um Herr in seinem Bezirk zu werden. Er wandte sich zum Lied; er wählte die gebändigten und klaren Formen der Kammermusik; er studierte mit unablässigem Bemühen die alten Meister und entnahm ihren Schöpfungen die Regel, die gegen Willkür und Verwilderung als ein Damm zu errichten war.

Er verhehlte es sich keineswegs, daß er dadurch den Menschen den Weg zu sich erschwerte und vielleicht für immer Verzicht leistete auf Lohn und Erfolg und auf die Erleichterungen des Daseins, die den Gefühlsschwelgern sicher sind.

Wenn er nun mit Wurzelmann spät nachts in einem Wirtshauszimmer saß und ihm Notenblatt um Notenblatt reichte, auch wohl zur Verdeutlichung eine Stimme sang, eine Begleitung lebhaft ausmalte, die Führung einer Melodie rühmte, die Besonderheit eines Rhythmus erklärte, dann staunte das Knechtlein und wehrte sich. Es war ihm alles das gar zu gründlich neu. Bewies Daniel, daß das Neue nicht neu, daß bloß die zerrütteten Seelen des Jahrhunderts die Kraft verloren hatten, ungebrochene Linien in ihrer Reinheit aufzunehmen, so machte sich Wurzelmann zum Befürworter moderner Freiheit und sagte, es müsse dem einzelnen alles verstattet sein, was er durch sein Können zu rechtfertigen vermöge.

Am Widerpart war Daniel nichts gelegen. Als ob nicht im bewährt schönen Gefäß der reichste Inhalt, des Lebens ganze Fülle zu bieten wäre! Geize er denn damit? War Weh und Glück, zum Schaudern nah, durch die Gebundenheit minder vernehmlich? Welch eine vertrackte Bosheit liegt darin, wie so ein Mensch sich zusperrt, dachte Daniel; aus Herrschsucht mag er nicht fühlen und aus Witzigkeit nicht denken.

Und so zogen sie von Ort zu Ort, Monat um Monat, Jahr um Jahr. Die Wanderoper hatte nun schon ihre festen Überlieferungen,

ihre skandalöse Chronik, ihre eingeübten Lockmittel, ihre Stammgäste, ihre bevorzugten und ihre gemiedenen Stätten.

Das Lokalblatt brachte einen Begrüßungsartikel; die jungen Leute standen auf der Straße, um die Damen des Theaters lüstern zu begaffen; der Major a. D. kaufte einen Sperrsitz für die erste Vorstellung; der Barbier trug seine Dienste an; das Professorenkollegium der Lateinschule hielt Versammlungen ab, in denen beraten wurde, ob den Schülern der Besuch der Oper erlaubt werden konnte; der christliche Gesellenverein erhob Einspruch gegen die nackten Schultern der Sängerinnen; die Mitglieder des adligen Kasinos rümpften die Nasen über die Leistungen der Truppe; die Polizei wollte die Bretterbude oder den Hotelsaal, in welchem gespielt wurde, feuergefährlich finden; die Frau Bergrätin verliebte sich in den Bariton, und ihr Gatte nahm einige Schurken in Sold, die den gefeierten Künstler von der Galerie herunter auszischten; die Nörgler forderten mehr Lustigkeit, „Zar und Zimmermann" war ihnen zu langweilig, die „Stumme von Portici" zu abgedroschen; sie wünschten „Madame Angot" und „Orpheus in der Unterwelt".

Es war immer etwas los.

Und es graute Daniel vor diesen Menschen, vor ihren Geschäften, ihren Vergnügungen und den Kadavern ihrer Ideale. Es graute ihm vor ihrem Lachen und vor ihrer Trübseligkeit, vor den Stuben, aus denen sie krochen, vor den Spionen an ihren Fenstern, vor ihren Metzgerläden und Gasthäusern und Zeitungen, vor ihren Sonntagen und ihren Werktagen. Die Welt rückte ihm hart auf den Leib; er mußte jetzt den Menschen ins Gesicht sehen, und sie zwangen ihn, daß er mit ihnen feilschte, um Geld, um Worte, um Gefühle und um Ideen.

Aber auch anderes lernte er sehen; die Wälder an den Ufern des Mains; die weithingedehnten Triften der Frankenhöhe; die schwermütigen Ebenen des mittleren Landes; das formenreiche Kleingebirge des Jura; die alten Städte mit ihren Mauern und Domen

und finsteren Gassen und verödeten Schlössern. Da war dann beschwichtigende Luft zwischen ihm und den Menschen, da sah er die Alten und die Jungen, die Schönen und die Häßlichen, die Heiteren und die Traurigen, die Armen und die Reichen so fern und still, und sie gaben ihm von ihrem Reichtum und von ihrer Armut, von ihrer Jugend und von ihrem Alter, von ihrer Schönheit und von ihrer Häßlichkeit, von ihrer Freude und von ihrem Schmerz gleicherweise.

Und das Land gab ihm die Wälder, die Wiesen, die Bäche und Ströme, die Wolken, die Vögel und alles, was unter der Erde ist.

10

Es war im Winter, da kam die Truppe nach Ansbach und sollte im ehemaligen Theater der Markgrafen spielen. Der „Freischütz" sollte in Szene gehen; Daniel hatte mit seinen Musikern mehr als sonst geprobt.

Aber es wütete ein heftiger Schneesturm an jenem Tage, darum waren kaum zwei Dutzend Personen in die Vorstellung gekommen.

Wie in diesem Raum die Geigen anders klangen, wie die Stimmen von selbst Maß und Ruhe gewannen! Daniel hatte auch sein Orchester derart bezaubert, daß es ihm gehorchte wie ein einziges Instrument.

Nach dem letzten Akt trat ein weißhaariger Mann auf ihn zu und drückte ihm glücklich und dankbar lächelnd die Hand. Es war der Kantor Spindler.

Daniel begleitete ihn nach Hause, und sie redeten viel von der Vergangenheit und von der Zukunft, von Menschen und von Werken. Sie konnten kein Ende finden, und das Schneegestöber störte sie nicht. Auch an den folgenden Tagen waren sie viel beisammen, aber am Ende der Woche wurde der Kantor krank und mußte sich zu Bett legen.

Als Daniel eines Morgens in die Wohnung seines alten Freundes kam, erfuhr er, daß der Kantor in der Nacht plötzlich gestorben sei. Es war ein sanfter Tod gewesen.

Am dritten Tage darauf folgte Daniel dem Leichenzug, und als er den Kirchhof verlassen hatte, nur wenige Leute hatten gleich ihm dem Kantor die letzte Ehre erwiesen, ging er bis zum Abend über die verschneiten Felder.

In derselben Nacht begann er in seinem ärmlichen Quartier die Komposition von Goethes „Harzreise im Winter". Es war dies eines der tiefsten und seltsamsten Werke, die je ein Musiker ersonnen hat, aber es mußte das Schicksal der meisten Schöpfungen Daniels teilen, die durch ein tragisches Verhängnis der Nachwelt entzogen worden sind.

II

Im Frühling des Jahres 1886 zog die Truppe nordwärts ins Hessische, dann ins Thüringische, gastierte in einigen Städten des Spessart und der Rhön, und die Einnahmen wurden immer schlechter. Der Impresario Dörmaul hatte sich seit dem Herbst nicht mehr blicken lassen, die Gagen waren im Rückstand und Wurzelmann prophezeite der Wanderoper ein baldiges Ende mit Schrecken.

In der Stadt Ochsenfurt war ein längerer Aufenthalt geplant, und die Sänger und Musiker knüpften daran ihre letzten Hoffnungen, obschon man gerade im heißesten Juni war und der muffig düstere Raum, in welchem gespielt werden sollte, auch enthusiastischen Freunden des Theaters die Lust raubte, das Einerlei des landstädtischen Treibens durch einen Kunstgenuß zu unterbrechen.

Der Besuch wurde von Tag zu Tag geringer, bald war nicht mehr Geld genug in der Kasse, daß man die Reise fortsetzen konnte, zu allem Übel bekam der Tenor den Typhus, die andern Sänger weigerten sich, aufzutreten, wenn sie nicht bezahlt würden, Daniel schrieb an den Impresario Dörmaul und erhielt keine Antwort, Wurzelmann, statt zu helfen, schürte die leicht aufschäumenden Geister schadenfroh zu Lärm und Feindseligkeit, alle forderten ihr Recht von Daniel, belagerten ihn im Gasthaus, wo er wohnte und

brachten es so weit, daß sich die ganze Stadt mit ihren Mißlichkeiten beschäftigte.

Da geschah es eines Nachmittags, daß ein stattlicher Herr von fünf- bis sechsundfünfzig Jahren in Daniels Zimmer trat und sich ihm als der Gutsbesitzer Sylvester von Erfft vorstellte. Sein Anliegen war folgendes.

Wie alljährlich, befand sich auch heuer der Kanzler des Deutschen Reiches im benachbarten Bade Kissingen zur Kur. Herr von Erfft hatte seine Bekanntschaft gemacht, und der Fürst, ein passionierter Landwirt, hatte den Wunsch geäußert, die Güter des Herrn von Erfft zu besichtigen, da ihm deren Verwaltung als mustergültig gerühmt worden war. Um nun die Anwesenheit des hohen Gastes würdig zu feiern, hatte man beschlossen, allem billigen Illuminations- und Hurrawesen zu entsagen und dafür in einem Rokokopavillon, der zum Erfftschen Schlosse gehörte, die „Hochzeit des Figaro" aufzuführen.

„Es ist dies eine Idee meiner Frau," bemerkte Herr von Erfft. „Einige adlige Herren und Damen unseres Kreises wollen die Partien singen, meine Tochter Sylvia, die zwei Jahre in Mailand bei Gallifati gewesen ist, wird die Rolle des Pagen übernehmen, aber was uns noch fehlt, ist ein geschultes Orchester. Deshalb komme ich zu Ihnen, Herr Kapellmeister, und bitte Sie, mit Ihren Musikern bei uns zu spielen."

Daniel, dem das freie und freundliche Wesen des Herrn von Erfft sehr gefiel, konnte keine Zusage geben, da er sich durch die Hilflosigkeit der ihm anvertrauten Theatergesellschaft noch an Ort und Stelle für gebunden erachtete. Herr von Erfft erkundigte sich des näheren nach den Ursachen seines Bedenkens und fragte dann, ob er seine Hilfe annehmen wolle. „Gern," erwiderte Daniel, „aber es wird nichts nützen; unser Prinzipal ist ein hartgesottener Sünder."

Herr von Erfft ging mit Daniel zum Bürgermeister, und eine halbe Stunde später war eine amtliche Depesche an den Impresario

unterwegs. Sie war kräftig genug gefaßt, um einem Staatsbürger Reſpekt einzuflößen, wies auf die bedrohlichen Zuſtände hin, die unter der Truppe eingeriſſen waren und heiſchte gebieteriſch Abhilfe.

Der Impreſario Dörmaul bekam Angſt, und er ſandte telegraphiſch die Geldſumme, die erforderlich war. In einem gleichzeitigen Erlaß an Wurzelmann erklärte er die Wanderoper für aufgelöſt; die meiſten Verträge waren ohnehin abgelaufen, und diejenigen Mitglieder der Truppe, die noch Anſprüche zu ſtellen hatten, wurden vertröſtet.

Daniel war alſo frei. Wurzelmann ſagte zu ihm, als ſie ſich trennten: „Aus Ihnen wird nie was Rechtes werden, Rothafft. Ich habe mich in Ihnen getäuſcht. Sie haben viel zu viel Gewiſſen. Mit der Moral verfertigt man nicht einmal Kinder, viel weniger Werke. Der Sumpf iſt weich, der Gipfel felſig. Begehen Sie eine großartige Schweinerei, damit Zug in die Geſchichte kommt."

Daniel legte die Hand auf ſeine Schulter, ſah ihn mit kalten Augen an und ſagte: „Judas."

„Schön, meinetwegen Judas," antwortete Wurzelmann. „Ich bin nicht dafür geboren, ans Kreuz genagelt zu werden. Ich bin mehr für die Feſte mit den Phariſäern."

Er hatte beim „Phönir", einer großen muſikaliſchen Zeitſchrift, eine Anſtellung als Kritiker gefunden.

Daniel fand die Leute vom Orcheſter für den Ausflug nach Erfft freudig bereit. Sie bekamen dort Unterkunft in einem Wirtshaus, Daniel ſelbſt wohnte im Schloß. Die Proben wurden mit Ernſt und Eifer geführt; obwohl der Name des großen Kanzlers noch von den Wolken der Zeitlichkeit, vom Haß der Gegner, von Kleingeiſt und Mißverſtand umdüſtert war, fühlten alle dieſe jungen Menſchen die Gewalt des Unſterblichen und waren von dem Gedanken beglückt, ihm in einer erdichteten Welt und für eine flüchtige Stunde etwas ſein und bedeuten zu dürfen.

Unermüdlich war Agathe von Erfft, die Gutsherrin, im Herbeiſchaffen von Koſtümen, in der Beſeitigung techniſcher Hinderniſſe

und in der Bewirtung ihrer Gäste. Die vierundzwanzigjährige Sylvia hatte weder die Kraft der Mutter, noch die Liebenswürdigkeit des Vaters ererbt; sie war zart und verschlossen. Desungeachtet vermochte sie in die Rolle des Cherubin viel Anmut und Schelmerei zu legen, was als ein unvermuteter Reichtum ihrer Natur sogar ihre Eltern überraschte. Zudem war ihre Stimme weich und von reiner Bildung, und Daniel, seit Jahren an die mittelmäßigen Leistungen verdorbener Kehlen gewöhnt, nickte zufrieden, wenn sie sang.

Die andern Teilnehmer behandelte er durchaus nicht glimpflicher als die Sänger und Sängerinnen von der Wanderoper; sie mußten seine Grobheit und Bissigkeit mit guter Manier ertragen. Herr von Erfft, der bei allen Proben zugegen war, beobachtete ihn oft mit ruhiger Verwunderung, und wenn ein zu arg Gescholtener bei ihm Klage führte, antwortete er: „Laßt den Mann gewähren, der versteht sein Geschäft; es gibt nicht viele von der Sorte."

Nur eben Sylvia war es, die von ihm geschont wurde. Als Herr von Erfft den Namen zum ersten Male genannt, hatte er aufgehorcht, und als er sie sah, wußte er, daß er sie schon einmal gesehen hatte. Es war damals auf seiner Wanderschaft gewesen, da war er draußen vor dem Parktor gestanden, und man hatte sie gerufen. Dessen zu gedenken war ihm jetzt seltsam. Er war nun bei ihr und ihr doch nicht weniger fremd als damals.

Aber was ihn zu dem schönen Mädchen hinzog, hatte nichts mit dieser zufälligen Fügung zu schaffen. Auch hatte sein Gefühl keine sinnliche Gebundenheit. Es war eine traumhafte Sympathie, ähnlich der suchenden Erinnerung an ein vergessenes Glück. Es war eine dunklere und quälendere Empfindung als diejenige, die ihn an Gertrud unverbrüchlich fesselte, mehr Leid als Lust, mehr Unruhe als Bewußtsein.

Ganz in der Tiefe schlief es, dies Vergessene; hinweggespült war es von den Lebenswogen. Und nicht Sylvia selber war es, nicht sie selbst. Eine Bewegung der Hand vielleicht; woher kannte er die

Bewegung? Ein Zurückbiegen des Kopfes, ein stolzer, blauer Blick, woher kannte er es nur?

Vergessen, vergessen ...

12

Während alles im besten Zuge war, während man die Gebäude schmückte und die Zimmer des Herrenhauses instand setzte, traf die Nachricht vom Tod des Königs Ludwig ein. Die Zeitungen waren schwarz gerändert und brachten viele Einzelheiten über das Unglück am Starnbergersee. Wie überall im Land war die Trauer über das furchtbare Schicksal des Monarchen auch in der Familie des Herrn von Erfft aufrichtig und anhaltend.

Von einer Theateraufführung konnte natürlich die Rede nicht mehr sein; der Kanzler hatte seinen Besuch abgesagt, und die jungen Herrschaften, die sich gerade zur Probe versammelt hatten, kehrten still wieder heim. Herr von Erfft händigte Daniel eine beträchtliche Vergütung für die Musiker ein und bat ihn selbst, den er nicht wie einen Handlanger verabschieden wollte, noch ein paar Tage auf dem Gut zu bleiben.

Daniel weigerte sich nicht, hatte er doch bis jetzt mit keinem Gedanken überlegt, wohin er seine Schritte lenken sollte.

Nachdem er das Geschenk des Herrn von Erfft unter die Musiker verteilt und die Leute entlassen hatte, wanderte er in den Wald. In einem Dorfe verzehrte er ein karges Mittagsmahl und schweifte dann umher, bis es Abend wurde. Als er zurückkehrte, saßen seine Wirte noch um den Tisch. Er versäumte es, sich zu entschuldigen, Frau Agathe lächelte ihrem Gatten belustigt zu und gab Befehl, daß dem Herrn Kapellmeister nachserviert werde; Sylvia hatte ein Buch in der Hand und las.

Ziemlich bedrückt nippte Daniel nur von den Speisen, und als die Hausfrau sich erhob und durchs Fenster in den gewitterigen Himmel schaute, ging er ins Nebenzimmer und setzte sich an den Flügel.

Er begann zu ſpielen. Es war Schuberts Lied an Sylvia. Als die ſtürmiſch-innige Melodie verhallt war, knüpfte er eine Variation daran, hierauf eine zweite, eine dritte, eine vierte; ſchwermütig die eine, jubilierend die andere, ſinnend die dritte, ſchwärmeriſch ſuchend die vierte. Jede war ein Hymnus an das Vergeſſene.

Herr von Erfft und Agathe ſtanden in der offenen Türe, Sylvia hatte ſich unfern von ihm auf ein Taburett geſetzt und blickte in anmutiger Entrücktheit zu Boden.

Er brach jäh ab, als wolle er damit Beifall und Dank verhindern, Sylveſter von Erfft nahm ihm gegenüber Platz und fragte freundlich, ob er für die nächſte Zeit beſtimmte Pläne habe.

„Ich gehe nach Nürnberg zurück und werde heiraten," ſagte Daniel. „Ich habe eine Braut. Sie wartet auf mich. Schon lange."

Ob er nicht die frühzeitige Ehefeſſel fürchte? erkundigte ſich Herr von Erfft, aber Daniel entgegnete kurz, er brauche einen Menſchen zwiſchen ſich und der Welt.

„So etwas wie einen Puffer," warf Frau Agathe ſpöttiſch hin. Daniel ſchaute ihr unwillig ins Geſicht.

„Puffer? nein, oder doch, wenn ein Schutzengel einen vor Püffen bewahrt," ſagte er noch barſcher.

„Weshalb wollen Sie ſich gerade in Nürnberg niederlaſſen, einer Stadt von ſo einſeitig kommerzieller Richtung?" fuhr Herr von Erfft mit faſt ängſtlicher Behutſamkeit zu fragen fort. „Würde Ihr Leben nicht in einer der großen Metropolen der Kunſt geſicherter ſein?"

„Es geht nicht an, den Vater von ſeiner Tochter ganz zu trennen," antwortete Daniel plötzlich mit unerwarteter Offenheit. „Es geht nicht an. Auch kann man den alten Mann nicht mehr aus ſeiner Umgebung reißen; dort iſt er nun einmal verwachſen. Und ich will nicht länger allein bleiben. Irgendein Herz braucht jeder, und der Bergmann gräbt leichter im Schacht, wenn er weiß, daß droben ſein Weib die Suppe kocht. Auf die Suppe bin ich freilich nicht verſeſſen, auf das Seelchen nur, das Seelchen, das einem gehört."

Er drehte ſich um und ſchlug breit einen Moll-Akkord an.

„Und wäre auch alles anders," begann er wieder und zog das Geſicht in bizarre Falten, „mich zögs nicht nach Ihren Metropolen. Was wäre dort zu ſuchen? Kameraderien? Hab genug davon erfahren. Am Handwerk lern ich zu Hauſe. Ich kann die Meiſter aller Zeiten in meine Stube bitten. Ruhm und Geld finden den Weg zu mir, wenn ſie wollen. Die Morgenröte wird nur von den Schläfern überſehen und echte Muſik nur von den Tauben überhört. Das übrige ſteht bei Gott und nicht bei den Menſchen."

Zum zweitenmal ſchlug er den Akkord an, jetzt in Dur.

Mit ſichtlicher Freude und Teilnahme ruhten die Blicke des Herrn von Erfft und ſeiner Frau auf ihm. Sylvia flüſterte ihrer Mutter etwas zu, dieſe nickte und ſagte zu Daniel: „Eine meiner Schweſtern lebt in Nürnberg, die Freifrau Clotilde von Auffenberg. Sie war von Jugend an eine enthuſiaſtiſche Verehrerin guter Muſik, und wenn ich Ihnen einen Empfehlungsbrief an ſie mitgebe, würden Sie gewiß mit offenen Armen aufgenommen. Freilich iſt ſie kränklich, und ein ſchweres Verhängnis ſchwebt über ihrem Leben, aber ſie hat Herz und iſt verläßlich in ihren Neigungen."

Daniel ſah vor ſich nieder. Er dachte an Gertrud und an die Zukunft mit ihr und murmelte ein paar Worte des Dankes. Frau von Erfft ſetzte ſich gleich an den Schreibtiſch und ſchrieb einen ausführlichen Brief an ihre Schweſter. Als ſie fertig war, überreichte ſie ihn Daniel mit gütigem Lächeln.

Am andern Morgen verließ er Schloß Erfft mit dem Bedauern, mit dem man von einem Wohnſitz des Friedens und von edlen Freunden ſcheidet.

13

In den Straßen Nürnbergs hingen ſchwarze Fahnen. Es regnete Daniel bezog ein billiges Zimmer im Bären.

Die Dämmerung war eingebrochen, als er ſich auf den Weg zu Jordans begab. Im Haustor ſtieß er mit Benno zuſammen. Er erkannte den ſtutzerhaft gekleideten Menſchen nicht und wollte vorübergehen. Aber Benno blieb mit lautem Lachen ſtehen.

„Ei, der Herr Kapellmeiſter!“ rief er, und das blaſſe, trotz ſeiner zwanzig Jahre bereits verlebte Geſicht zeigte einen gewiſſen Hohn, „nur Vorſicht, mein Lieber, damit die Gertrud nicht in Ohnmacht fällt.“

Daniel fragte, ob alle geſund ſeien. An Geſundheit fehle es nicht, wohl aber an kleiner Münze, verſetzte Benno lachend; mit dem Vater ſei nicht mehr viel los, der komme auf keinen grünen Zweig mehr; na ja, das Alter, die Konkurrenz, die böſen Zeiten. Ob Lenore zu Hauſe ſei, fragte Daniel. Nein, die ſei mit der Notarin Rübſam nach Pommersfelden gefahren und wolle ein paar Wochen dort bleiben. „Nun muß ich mich aber ſputen,“ brach Benno das Geſpräch ab, „meine Vereinsbrüder warten auf mich.“

„Potzblitz, Vereinsbrüder haben Sie auch?“

„Natürlich, das iſt doch die Würze des Daſeins. Heute haben wir einen geſchäftsfreien Tag; Königsbegräbnis. Gott befohlen, Herr Kapellmeiſter.“

Daniel läutete oben, und Gertrud öffnete die Türe. Es war dunkel, jeder gewahrte nur die Umriſſe des andern.

„Du biſts, Daniel,“ flüſterte ſie ſeligmatt, näherte ſich ihm und lehnte das Geſicht an ſeine Schulter.

Daniel wunderte ſich, daß ſeine Pulſe ſo gleichmäßig klopften. Noch geſtern hatte ihm der Gedanke an dieſes Wiederſehen den Atem benommen. Nun hielt er Gertrud im Arm und wunderte ſich über ſeine Ruhe.

In der Stube führte er ſie unter die Lampe und ſchaute mit ernſter Aufmerkſamkeit lange in ihr Geſicht. Unter ſeinem ſonderbar grauſamen Blick erbleichte ſie.

Dann ergriff er ihre Hand, zog ſie auf das Sofa neben ſich und entwickelte ihr den Plan, den er gefaßt. Sie hatte keine andern

Wünſche als die ſeinen. Er wollte zwiſchen heute und vier Wochen heiraten; gut, ſie würden heiraten.

Er fand die grenzenlos Ergebene wieder, die er verlaſſen. Ihr Auge erſchütterte ihn, in dem ein ſchickſalsvoller Gehorſam leuchtete. Sie hatte kein feiges Bedenken. Ihre kühle Hand zuckte nicht in ſeiner; mit ihrer Hand lag ihre Seele, ihr ganzes Leben in ſeiner Hand. Er wollte Zweifel in ihr erwecken und ſprach mutlos von ſeinen Ausſichten, auch daß er wenig Hoffnung habe, mit ſeinen Arbeiten die Anerkennung der Welt zu erringen.

„Wozu Anerkennung?“ fragte ſie; „ſie können doch nichts von dir wegnehmen, und was ſie dir geben, iſt Gewinn.“

Da ſchwieg er, und das Gefühl von ihrem Wert ſchwebte wie ein feuriges Meteor durch den Himmel ſeines Daſeins.

Die Eröffnung, daß ſie in der Stadt bleiben würden, machte ſie glücklich, des Vaters wegen. Sie ſagte, am Egydienplatz ſei eine kleine Wohnung zu vermieten, drei Zimmer in einem ſtillen Haus. Sie traten ans Fenſter, und Gertrud zeigte ihm das Haus. Es war näher bei der Kirche, an der Biegung des Platzes.

Der heimkehrende Inſpektor bewillkommnete Daniel mit langem Händeſchütteln. Er war grau geworden, ging gebückter denn früher, und ſein Anzug wies Spuren der Vernachläſſigung auf.

Als er erfahren, was Daniel und Gertrud beſchloſſen hatten, ſchüttelte er den Kopf. „Kinder, es iſt ein Unglücksjahr,“ ſagte er; „eilts euch denn gar ſo, wo ihr doch noch ein blutjunges Volk ſeid?“

„Wären wir weniger jung, ſo hätten wir weniger Mut dazu,“ antwortete Daniel.

Der Inſpektor ſetzte ſich und ſtützte die Stirn auf die Hand. Nach einer Weile ſagte er, vor drei Jahren habe er noch bare achttauſend Mark auf der Bank liegen gehabt, aber die ungünſtigen Umſtände hätten ihn dann gezwungen, ſich des Kapitals zur Beſtreitung des täglichen Unterhalts zu bedienen und jetzt ſei kaum ein Drittel mehr davon übrig. Zweitauſend Mark ſei alles, was er

Gertrud als Mitgift geben könne, und damit müßten sich die beiden zurecht finden.

„Mehr brauchts auch nicht," erwiderte Daniel, „hab nicht so viel zu erhoffen gewagt. Nun hab ich keine Sorgen mehr, mag kommen, was will."

Eine Fledermaus flog durchs offene Fenster und huschte ohne Laut wieder hinaus. Der Regen hatte aufgehört; nur in den Röhren und Rinnen sickerte und plätscherte es noch. Es war etwas Banges in der Luft des Juniabends.

14

Von Benda hatte Daniel in der ersten Zeit einige spärliche Nachrichten aus England erhalten; seit anderthalb Jahren hatte er nichts mehr von ihm gehört. Aber als Lenore im Juli aus Pommersfelden zurückkehrte, sagte sie ihm, daß im April ein Brief Bendas an ihre Adresse gelangt sei und daß sie ihm diesen Brief nach Naumburg geschickt habe. Doch der Brief hatte ihn nicht erreicht, und die Nachforschungen, die er jetzt anstellte, blieben vergebens.

Bendas Mutter war nicht in der Stadt. Sie lebte bei Verwandten in Worms, hatte aber die Wohnung im Haus des Herrn Carovius behalten.

Frau von Auffenberg weilte im Emser Bad und sollte erst im September zurückkehren. So knüpfte Daniel frühere Beziehungen wieder an, und es gelang ihm, einige Unterrichtsstunden zu bekommen, die ihm vorläufig einen kleinen Verdienst sicherten.

Die Tage forderten viel äußerliche Geschäftigkeit von ihm, der er nicht gewachsen war. Er hatte geglaubt, man könne heiraten, wie man in einen Laden geht, um etwas zu kaufen, ohne Lärm und ohne Aufenthalt. Er hatte hundert Launen, hundert Einwände, hundert Grimassen. Die Wohnung am Egydienplatz war gemietet worden; es erbitterte ihn, daß man, um mit einer geliebten Person zu leben, Tische, Betten, Stühle, Schränke, Lampen, Gläser, Teller,

Kehrichtfässer, Wassereimer, Fensterpolster und tausenderlei Krimskrams haben mußte.

Es wurde in der Stadt viel über die bevorstehende Hochzeit geredet, und die Leute sagten, sie begriffen den Inspektor Jordan nicht. Der Mann muß arg heruntergekommen sein, hieß es, daß er seine Tochter einem Bettelmusikanten gibt.

Daniel fand alles schwer, alles war letztes Gericht für ihn. Eine Melodie fraß an seinem Herzen, ehe sie ihre reinste Form gewonnen hatte. Die Freiheit rief mit Himmelstönen; die stille Verlobte rief zur Kameradschaft. Die Aufgabe, der er sich geweiht, heischte Einsamkeit, dann riß ihn wieder das Blut hin, und er wurde weich und wild.

So stürzte er oft zu Jordans hinauf, trat mit wirren Haaren in die Stube, wo die beiden Schwestern emsig an Gertruds Ausstattung nähten, setzte sich hin, sprach kein Wort und wartete, bis Gertrud kam und ihm die Hand auf die Stirn legte. Er stieß sie zurück, aber das Mädchen lächelte sanft. Manchmal jedoch zog er sie an den Armen zu sich herab, dann lächelte Lenore, — schamhaft, als ertrüge sie nicht den Anblick Liebender.

Es war ein gebrauchter Stutzflügel gekauft worden, der einstweilen in der Wohnstube des Inspektors stand. An manchen Abendstunden spielte Daniel. Die Schwestern hörten zu. Gertrud glich einer Schlummernden, der alle Wünsche in Erfüllung gegangen sind und die ruht, geisterhaft beglückt ruht. Lenore aber wachte; wachte und sann.

15

Der Tag der Trauung kam. Morgens um halb zehn Uhr erschien Daniel in der Inspektorswohnung, im Gehrock und Zylinderhut, verdrossen und verrucht anzuschauen, ein Bild des Jammers.

Der Weltmann Benno war genötigt, das Zimmer zu verlassen und fiel draußen vor Lachen auf eine Wäschetruhe. Er billigte diese Heirat nicht; er schämte sich ihrer vor seinen Freunden.

Gertrud trug einen einfachen Straßenanzug und einen der kleinen Jung-Frauenhüte, welche die Mode vorschrieb. Sie saß am Tisch und schaute mit großen Augen vor sich hin.

Lenore trat mit einem Myrtenkranz ins Zimmer. „Den sollst du aufsetzen, Gertrud," sagte sie, „nur zum Schein für uns, damit man doch das Gefühl hat, du bist eine Braut. Sonst ists ja gar zu nüchtern mit eurem Standesamt."

„Wo hast du den Kranz her?" fragte der Inspektor.

„In einer Kiste hab ich ihn gefunden; es ist Mutters Brautkranz."

„Ach, ist es Mutters Brautkranz? wirklich?" murmelte der Inspektor und betrachtete den Kranz, der vergilbt war.

„Setz ihn doch mal auf," bat Lenore wieder, aber Gertrud, mit einem Blick auf Daniel, weigerte sich.

Da ging Lenore zum Spiegel und setzte sich selbst den Kranz aufs Haar.

„Tu das nicht, Kind," warnte der Inspektor, wehmütig lächelnd; „das abergläubische Volk sagt, man muß Jungfer bleiben, wenn man den Kranz einer andern trägt."

„So bleib ich eben Jungfer und bleibs gern," erwiderte Lenore.

Sie drehte sich vom Spiegel halb unbewußt zu Daniel. Das Blond ihrer Wimpern erschien fast grau, das Rot der Lippen wurde durch das Lächeln in viele Teilchen zerstückelt, und der Hals war wie etwas Flüssiges und zugleich Entkörpertes.

Daniel sah dies alles. Sein Blick umfaßte die Undinengestalt des Mädchens. Ihm war, als habe er sie in den Tagen seit ihrer Rückkehr überhaupt nicht gesehen; als habe er nicht gesehen, daß sie reifer, schöner, süßer geworden war. Auf einmal verspürte er einen Schrecken, daß ihm die Knie wankten. Wie ein Blitz durchschoß es ihn: da ist es ja, was ich vergessen hatte! da ist das Antlitz, die Figur, das Auge, die Bewegung, da steht es lebendig vor mir, und ich Narr, ich unsäglicher Narr, war mit Blindheit geschlagen!

Gertrud ahnte dumpf den unheilvollen Vorgang. Sie erhob ſich und ſchaute Daniel entſetzt an. Er aber eilte zu ihr hin, als ob er flüchte, und packte ihre Hände. Lenore, im Glauben, ſie habe durch ein Wort oder eine Gebärde Daniels Mißfallen erregt, riß den Myrtenkranz vom Haupt.

Der Inſpektor hatte dieſen Geſchehniſſen keine Beachtung geſchenkt. Sein ruheloſes Auf- und Abwandern endend, zog er die Uhr und ſagte, es ſei wohl an der Zeit, daß man gehen müſſe. Lenore, die ſchon den ganzen Morgen über ein geheimniskrämeriſches Weſen gezeigt hatte, bat um Geduld, und ehe man ſie nach dem Grund fragen konnte, läutete es, und ſie lief hinaus.

Mit ſtrahlender Miene kehrte ſie zurück, und Marianne Nothafft folgte ihr. Mühſam hielt ſich Marianne gefaßt und ſah ſich halb ſchüchtern, halb forſchend im Kreiſe um.

Mutter und Sohn ſtanden ſtumm vor einander. Das war Lenores Werk.

Marianne ſagte, ſie wohne bei ihrer Schweſter Thereſe. Den Abend zuvor war ſie gekommen, heute wollte ſie wieder nach Hauſe zurückkehren.

„Ich bin froh, Mutter, daß du da biſt," ſagte Daniel mit erſtickter Stimme.

Marianne legte ihre Hände auf ſeinen Scheitel, hierauf ſchritt ſie zu Gertrud und tat ein Gleiches bei ihr.

Nach der Trauung bewirtete der Inſpektor ſeine Kinder und Marianne. Am Nachmittag fuhren ſie alle in zwei beſtellten Kutſchen auf den Schmauſenbuk. Daniel hatte ſeine Mutter noch nie ſo heiter geſehen, aber durch keine Bitte war ſie zu bewegen, ihren Aufenthalt zu verlängern, und während des Redens darüber wurden zwiſchen ihr und Lenore vertraute Blicke getauſcht.

Als der Abend angebrochen war, begaben ſich Daniel und Gertrud in ihr Heim.

Es iſt Nacht geworden. Verlaſſen liegt der altertümliche Platz. Vom Kirchturm hat es elf Uhr geſchlagen, die Lichter in den Fenſtern verlöſchen eins nach dem andern.

Da kommt eine Geſtalt von der Laufergaſſe herauf, ſpäht ſcheu vor ſich, hinter ſich und bleibt vor dem ſchmalen Gebäude ſtehen, in welchem Daniel und Gertrud wohnen. Iſt es ein weibliches Geſchöpf, oder nicht vielmehr ein unheimlicher Gnom? Die Gewänder ſchlottern nachläſſig an dem plumpen Körper, ein verbogener Strohhut überdacht das verwildert ausſehende Geſicht; die Schultern ſind emporgezogen, die Fäuſte geballt, die Augen wie verglaſt.

Plötzlich erſchallt ein Schrei. Die Perſon eilt gegen die Kirche, ſtürzt auf die Knie und ihre Zähne beißen in ohnmächtiger Raſerei in die Holzſtange des Geländers. Erſt nach einer geraumen Weile erhebt ſie ſich wieder, ſtarrt mit verzerrten Lippen noch einmal zu den Fenſtern hinauf und entfernt ſich ſchleppenden Schrittes.

Es war Philippine Schimmelweis. Sie trieb ſich bis zum Morgengrauen in den Gaſſen herum.

Zweiter Teil

Daniel und Gertrud

I

Die im Reichstag beschlossene Verlängerung des Sozialistengesetzes, sowie die zu gewärtigende neue Heeresvorlage erregten in vielen Teilen des Landes eine bedrohliche Gärung.

Im Oktober wollten die Sozialdemokraten einen allgemeinen Umzug durch die Straßen veranstalten, die Polizei jedoch verbot dies. Am Abend des Verbots standen die Regimenter feldmarschmäßig gerüstet in den Kasernen, und in der Stadt herrschte eine gedrückte Stimmung. In Wöhrd und Plobenhof kam es zu Aufläufen, und in den engen Gassen der inneren Stadt drängten sich Tausende von Arbeitern gegen das Rathaus.

Bisweilen erhob sich aus der schweigenden Masse ein langgezogener Pfiff, und von der Hauptwache schallte dumpfer Trommelwirbel herüber.

Unter denen, die von der Königsstraße herunterkamen, befand sich der Arbeiter Wachsmuth. In der Nähe des Schimmelweissschen Ladens angelangt, führte er aufreizende Reden gegen das ehemalige Mitglied der Partei, und seine Worte fielen auf fruchtbaren Boden. Ein Schlossergesell, der durch die Prudentia zu Schaden gebracht worden war, stieß wütende Beschimpfungen gegen den Buchhändler aus.

Vor dem erleuchteten Auslagefenster staute sich die Menge. Wachsmuth stand an der Tür und schrie, der Verräter müsse heut noch an einem Laternenpfahl baumeln. Ein Stein flog über die Köpfe, die Glasscheibe brach in Scherben, und gleich darauf stürmte

ein Dutzend Kerle in den Laden. Wo der Blutbund sei, wo der Aussauger sei, brüllten sie; haben wollten sie ihn; einen Denkzettel wollten sie ihm geben.

Ehe Therese antworten konnte, schwirrten bereits Fetzen von Büchern und Zeitschriften umher, wurden Broschüren unter schmutzigen Stiefeln zertrampelt; Arme streckten sich nach den Regalen, aufgestapelte Stöße fielen zusammen. Zwanziger war auf die Leiter gestiegen und heulte; Therese stand gespensterhaft neben ihrem Kassatisch, und durch die hintere Tür war Philippine eingetreten und blickte, ein tückisches und überraschtes Lächeln auf den Lippen, ohne Schrecken in den Tumult. Da erschallte die Signalpfeife der Polizisten. Mit der Schnelligkeit eines Atemzuges wandten sich die Aufrührer zur Flucht.

Als Therese zur Besinnung kam, war der Laden leer; auch die Gasse draußen war leer wie zur Mitternacht. Nach einer Weile erschienen die Polizeidiener, und später drängten sich Neugierige an der Schwelle und bestaunten den Schauplatz der Verwüstung.

Jason Philipp hatte das Unheil kommen gesehen und war rechtzeitig aus dem Laden in die Wohnung geflüchtet. Er hatte sogar die Zimmertüre zugesperrt und war zähneklappernd auf einen Stuhl gesunken.

Jetzt kam er wieder herunter und trat den Gerichtspersonen, die sich indessen eingefunden hatten, mit schmerzlicher Würde entgegen. Er sagte: „Das von einem Volk, für welches ich Gut und Blut geopfert habe."

Zwanziger war in seiner Zeugenaussage von prahlerischer Ausführlichkeit. Philippine blickte ihn unter den Simpelfransen, die ihr tief in die Stirn hingen, mit giftiger Verachtung an und murmelte: „Ekelhafter Feigling."

Als Jason Philipp später vom Wirtshaus heim kam, sagte er: „Es ist ein verhängnisvoller Wahn, zu glauben, daß die Menschheit ohne Knute regiert werden kann." Und er schob die gestickten Pantoffeln („dem Müden zum Trost") an die Füße. Die Pantoffeln

waren bedeutend gealtert und Jason Philipp selbst war gealtert. In seinem Bart schimmerten silberweiße Haare.

Therese überrechnete den Schaden, den der Pöbel angerichtet. Sie fühlte, daß es mit Jason Philipps Glück zu Ende ging.

Ausgestreckt im Bette liegend, sagte Jason Philipp: „Ich habe demnächst ein ernstes Wörtlein mit dem Baron Auffenberg zu reden. Entweder die freisinnige Partei entschließt sich zu einem energischen Schritt gegen den Übermut der untern Klassen, oder ich bin ihr Mann gewesen."

„Wieviel Maß Bier hast du getrunken?" fragte Therese aus den Kissen.

„Zwei."

„Das ist sicher gelogen."

„Möglich, daß es drei waren," versetzte Jason Philipp gähnend, „aber deswegen einen Mann wie mich der Lüge zu beschuldigen, das bringt nur eine so ungebildete Frau wie du fertig."

Da blies Therese die Kerze aus.

2

Der Baron Siegmund von Auffenberg war von München zurückgekehrt, wo er eine Konferenz mit dem Minister gehabt hatte.

Er hatte außerdem mit vielen andern Leuten gesprochen und sich beständig herablassend, jovial und witzig gezeigt, denn seine Liebenswürdigkeit im Umgang war beinahe sprichwörtlich.

Jetzt saß er mit düsterem Gesicht am Kamin, und keiner von denen, die noch vor wenigen Stunden durch seine Plauderkunst entzückt worden waren, hätte ihn so wiedererkannt.

Die Stille und Einsamkeit peinigte ihn. Eine Gewalt, der er nicht mehr widerstreben konnte, zog ihn zu seiner Frau. Seit sieben Wochen hatte er sie nicht einmal gesehen, obwohl er in demselben Haus lebte wie sie.

Es zog ihn hin, weil er wissen wollte, ob sie eine Nachricht erhalten hatte von ihm, dessen Namen er nicht denken mochte, von dem Sohn, dem Feind, dem Erben. Nicht als ob er hätte fragen wollen; in ihr Gesicht wollte er schauen und darin lesen. Da niemand in seiner Umgebung von Eberhard zu sprechen wagte, war er auf Vermutungen angewiesen und auf die Feinheit seines Spürsinns. Er durfte die Begierde nicht merken lassen, mit der er darauf lauerte, daß ihm endlich einer den Untergang des Verhaßten ankündigen würde.

Sechs Jahre waren verflossen und noch immer vernahm er die freche Stimme, von der er das Ungeheuerliche hatte hören müssen, das ihn aus der Dämmerung seiner Selbstgenügsamkeit und Selbstfreude gerissen hatte; das Wort, welches keine Seelennot in der Heimlichkeit seines Schlafzimmers ihm entgegengeworfen und das ihm alle Genüsse des Daseins für alle Zeiten verbittert hatte.

„Dépêche-toi, mon bon garçon," schnarrte nebenan der Papagei.

Der Baron erhob sich und schritt zu den Gemächern seiner Frau. Die Baronin erschrak, als sie ihn eintreten sah. Sie lag auf einem Polstersessel, das Haupt von Kissen gestützt, über den Beinen eine schwere, indische Decke.

Sie hatte ein breites, aufgeschwemmtes Gesicht mit dicken Lippen und außerordentlich großen schwarzen Augen von krankhaftem Glanz. In ihrer Jugend hatte sie für schön gegolten, aber von dieser Schönheit war nichts mehr übrig als eine gewisse Frische der Haut und die würdevolle Haltung der geborenen Weltdame.

Sie schickte ihre Zofe hinaus und schaute ihren Gatten schweigend an. Als sie die jesuitisch freundlichen Falten in seinem Gesicht bemerkte, vermittelst welcher er dessen wahres Gepräge verbarg, steigerte sich die Angst in ihrem Blick.

„Du hast heute noch gar nicht musiziert," begann er mit süßer Stimme; „da ist einem zumut, als fehle dem Haus etwas. Du sollst

dich ja ſehr vervollkommnet haben, höre ich; du ſollſt dir einen neuen künſtleriſchen Beirat zugelegt haben. Emilie hat es mir erzählt."

Emilie war die an den Rittmeiſter Graf Urlich verheiratete Tochter des Ehepaars.

In den Augen der Freifrau war ein Ausdruck wie bei einem angeketteten Tier, dem man ſich mit dem Schlachtbeil nähert. Die ſchmiegſame Glätte des Mannes, von dem ſie ſeit fünfundzwanzig Jahren nur Brutalität und Hohn hinzunehmen gehabt, und der ihr die ſchlimmſte Erniedrigung nicht erſpart hatte, wenn kein Lauſcher nah geweſen, war ihr qualvoll.

„Was willſt du von mir, Siegmund?" ſtieß ſie zitternd hervor.

Der Baron trat dicht vor ſie hin, kniff die Lippen zuſammen und ſchaute ſie mit einem furchtbaren Blick zehn bis zwölf Sekunden lang feſt an.

Da packte ſie mit ihren beiden Händen ſeinen linken Arm. „Was iſt mit Eberhard?" ſchrie ſie. „Du weißt etwas von ihm! Sag mir alles!"

Der Baron ſchüttelte ihre Hände mit einer Bewegung des Widerwillens ab und wandte ſich kalt zum Gehen.

„O du," ſtammelte die Frau, ſinnlos vor Schmerz und zum erſtenmal im Leben entſchloſſen, ihm zu ſagen, was in tauſend Stunden des Schreckens und der Bedrängnis ihr Herz verbrannt hatte, „du Unmenſch, warum denn hat dich das Schickſal auf meinen Weg geführt! Wo in der Welt iſt noch ein Weib, dem ein ſolches Los beſchieden iſt! Die ohne Freude, ohne Liebe, ohne Achtung, ohne Freiheit und ohne Ruhe ſich hinſchleppt, den Menſchen eine Laſt und ſich ſelber am meiſten! Die in Sammet und Seide geht und ſich täglich den Tod wünſcht; die von allen für glücklich gehalten wird, weil der Teufel, der ſie martert, alle mit ſeiner Falſchheit betrügt; die ihrer Kinder beraubt worden iſt, ſchmählich beraubt; denn iſt nicht meine Tochter die Gefangene und Konkubine eines halbwahnſinnigen Strebers, und mein Sohn, iſt er mir nicht genommen worden durch die Niedertracht, die man gegen ſeine Schweſter ge-

übt hat und durch das jämmerliche Schauspiel, das ihm meine Schwäche bot? Wo gibt es, großer Gott, noch ein solches Leben auf der weiten Erde!"

Sie warf sich auf die Brust und wühlte das Gesicht in die Polster.

Der Freiherr war überrascht von der fieberhaften Beredsamkeit einer Frau, an deren stumme Geduld er sich so gewöhnt hatte wie an das gleichmäßige Pendeln einer Wanduhr. Er war gespannt, wie sich die ihm neue Erscheinung weiter entwickeln würde, und deshalb blieb er an der Türe stehen.

Aber während er kühl und abwartend dastand und sein hageres Gesicht Hohn und Verwunderung ausdrückte, verspürte er plötzlich einen peinigenden Überdruß vor seiner eigenen Person. Es war der Überdruß eines Mannes, dessen Wünsche stets erfüllt, dessen Gelüste stets befriedigt worden waren; der die Menschen nur als hab- und zwecksüchtige Bittsteller kannte, der der Herr seiner Freunde, der Tyrann seiner Diener, der Mittelpunkt jeder Geselligkeit gewesen war, vor dem alles zurückwich, alles sich beugte, alles nickte, alles gefügig wurde und der nichts entbehrt hatte als das Gefühl der Entbehrung.

„Ich verkenne nicht," fing er langsam zu sprechen an, als hielte er eine Rede vor seinen Wählern, „ich verkenne nicht, daß unsere Ehe keine segensreichen Früchte getragen hat. Es bedarf deiner Deklamationen nicht, um mich davon zu überzeugen. Wir heirateten, weil die Umstände günstig waren. Wir hatten Ursache, den Entschluß zu bereuen. Lohnt es sich, die Ursache zu untersuchen? Ich bin ein Mensch ohne sentimentale Bedürfnisse. Ich bin es in einem solchen Grad, daß mir bei andern jede Rührung, jeder Überschwang, jede Unhärte eine tödliche Abneigung einflößt. Schlimm genug, daß die politische Laufbahn mich nötigte, in dieser Beziehung dem allgemeinen Hang der Masse entgegenzukommen. Ich heuchelte mit vollem Bewußtsein, um so mehr war ich in meinem Privatleben bemüht, alle Gefühle zu verbergen."

„Es iſt leicht, etwas zu verbergen, was man nicht beſitzt," kam es bitter von den Lippen der Freifrau.

„Möglich; es zeugt aber von wenig Takt, wenn der Reiche den Armen durch Verſchwendung beſtändig aufreizt. Und das haſt du getan. Du haſt auf einen Beſitz, über deſſen Wert ich nicht ſtreiten will, einen Nachdruck gelegt, der meine Verachtung herausforderte. Es war dir ein Vergnügen, zu weinen, wenn ein Sperling von einer Katze gefreſſen wurde. Ein ordinärer Zeitungsroman konnte dein geiſtiges Gleichgewicht zerſtören. Du warſt immer aufgelöſt, immer in Ekſtaſe, gleichviel, ob es ſich um das erſte Veilchen, um ein Gewitter, um einen verdorbenen Braten, um eine Halsentzündung oder um ein Gedicht handelte. Du hatteſt immer große Worte im Mund, und ich war der großen Worte müde. Du merkteſt nicht, wie mein Mißtrauen gegen alle Äußerungen dieſer ſogenannten Gefühle in Kälte, in Ungeduld und in Haß überging. Dann kam die Muſik. Was dir anfangs eine Zerſtreuung geweſen war, die man billigen konnte oder nicht, wurde allmählich die Entſchädigung für ein tätiges Leben und für alle Mängel deines Charakters. Du haſt dich der Muſik hingegeben wie eine Dirne, die den erſten anſtändigen Liebhaber findet" — die Freifrau zuckte, als hätte ein Peitſchenhieb ihren Rücken getroffen —, „ja, wie eine Dirne, wie eine Dirne," wiederholte er bleich, mit funkelnden Augen; „da zeigte ſich deine ganze Verwahrloſung und Haltloſigkeit, dein wurmhaftes Kleben an unbeſtimmten Zuſtänden und deine Unfähigkeit zur Diſziplin. Bin ich ein Teufel für dich geworden, ſo hat mich deine Muſik dazu gemacht; nur deine Muſik. Jetzt weißt du es."

„Das alſo," flüſterte die Freifrau mit ſtockendem Atem. „Haſt du mir denn etwas anderes übrig gelaſſen als die Muſik? Haſt du nicht wie ein Tiger in meinem Leben gehauſt? Aber es iſt ja nicht wahr," ſchrie ſie auf, „ſo ſchlecht biſt du nicht, ſonſt würde ich ſelbſt zur Lüge vor dem ewigen Richter, und daß ich Kinder von dir

empfangen habe, wäre wider die Natur. Geh hinaus, damit ich noch glauben kann, es iſt nicht wahr."

Der Baron rührte ſich nicht.

In namenloſer Erregung und ſo ſchnell als es ihr verfetteter Körper erlaubte, richtete ſich die Freifrau empor. „Ich kenne dich beſſer," ſagte ſie mit bebenden Lippen; „ich ahne, was dich umhertreibt, ich ſpüre, was dich nicht ruhen läßt. Du biſt nicht der, der du zu ſein vorgibſt, du biſt nicht der kalte Unempfindliche. In deiner Bruſt iſt eine Stelle, wo du zu treffen geweſen biſt, und dort biſt du getroffen worden. Dort bluteſt du, Mann! Und wenn wir alle, ich und deine Tochter und deine Brüder und deine Freunde und deine feigen Kreaturen, wenn wir dir auch ſo gleichgültig und ſo läſtig wie Fliegen ſind, einer hat dich verwunden können und das nagt an dir. Und weißt du, warum er dich verwunden konnte? Weil du ihn geliebt haſt. Sieh mich an und leugne. Du haſt ihn geliebt, deinen Sohn, du haſt ihn vergöttert, und daß er deine Liebe fortgeworfen hat, daß ſie ihm nichts wert war, dieſe Liebe, die auf den zertrümmerten Exiſtenzen ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter blühte, das iſt das Leiden, das an deine Stirn geſchrieben iſt. Und daß du leideſt, daran leideſt, das iſt meine Rache."

Der Baron antwortete mit keiner Silbe, mit keinem Blick. Sein Unterkiefer ſchob ſich leer kauend von links nach rechts; das Geſicht ſchien einzutrocknen und plötzlich um Jahre älter zu werden. Die aus ihren Hinterhalten geſcheuchte Frau ſtand noch immer wie eine entflammte Sibylle da, als er ſich ſchweigend umdrehte und das Zimmer verließ.

„Es iſt ihre Rache, daß ich leide," murmelte er draußen wie geiſtesabweſend vor ſich hin. „Leide ich wirklich?" fragte er ſich.

Er ſchraubte eine Gasflamme ab, die über einer Konſole brannte. Ja, ich leide, bekannte er widerwillig, ich leide. Mit ſchlürfenden Schritten ging er an der Wand entlang und kam in einen Raum, in welchem es hell war. Denſelben Überdruß, den ihm vorher ſeine

Perſon eingeflößt, empfand er nun beim Anblick der geſchnitzten Seſſel, der bemalten Porzellane, der koſtbaren Tapeten und der goldgerahmten Ölgemälde.

Er trug Verlangen nach einfacheren Dingen. Ihn verlangte nach kahlen Mauern, nach einem Strohlager, nach trockenem Brot, nach Kargheit und Strenge. Es war nicht zum erſtenmal, daß ſein erſchöpfter Organismus in dem Gedanken einer klöſterlichen Abgeſchiedenheit Troſt ſuchte. Längſt war dieſer Proteſtant, Nachkomme eines uralten Geſchlechts von Proteſtanten, des proteſtantiſchen Weſens müde und betrachtete die römiſche Kirche als die heilſamere und begnadetere.

Aber der Wandel der Geſinnung war ſein ſorgfältig behütetes Geheimnis und mußte Geheimnis bleiben, bis er, der Zuchtloſe, der Sohn ſeiner Mutter, den begangenen Frevel geſühnt haben würde. Darauf zu harren, war ſein Entſchluß, und wie ein Hypnotiſeur durch innere Sammlung das Medium unterwirft, wähnte er, den Eintritt dieſes Ereigniſſes beſchleunigen zu können, wenn er ihm eine ausſchließliche Herrſchaft über ſeinen Geiſt einräumte.

3

Als Eberhard von Auffenberg das elterliche Haus verlaſſen hatte, um ſich auf eigene Füße zu ſtellen, war er hilflos wie ein Kind, das in einer Menſchenmenge die Hand des erwachſenen Führers verliert.

Er fragte ſich: was ſoll ich tun? Er hatte niemals gearbeitet. Er hatte an einigen Univerſitäten ſtudiert, wie ſo viele andre junge Leute ſtudieren, das heißt, er hatte mit Müh und Not eine Anzahl von Prüfungen beſtanden.

Das Leben hatte ihm keine Aufgaben gegeben und er beſaß ſo wenig Ehrgeiz, daß er jeden Ehrgeizigen für einen Verrückten hielt. Die geringſte praktiſche Leiſtung bot ihm unüberwindliche Schwierigkeiten, und es war ihm in ſeiner Freiheit traurig zumute.

Leute zu finden, die ihm auf ſeinen Namen Geld geborgt hätten, wäre nicht ſchwer geweſen. Aber er wollte nicht Schulden machen, von denen ſein Vater hätte Kunde erhalten können, da wäre ja die ganze feierliche Löſung eines unwürdigen Verhältniſſes Spiel und Phraſe geworden.

Mit ſeinem künftigen Erbteil durfte er rechnen; und er rechnete damit, und wenn auch in dieſe Rechnung der Tod des Vaters eingeſchloſſen werden mußte. Er brauchte einen vertrauenswürdigen Helfer und glaubte ihn in Herrn Carovius gefunden zu haben.

„Zwei Leute wie Sie und ich werden ſich nicht auf unnötige Formalitäten verſteifen," ſagte Herr Carovius. „Mir genügt Ihr Geſicht und Ihre Unterſchrift auf einem Stück Papier. Zehn Prozent bringen wir gleich in Abzug, damit meine Auslagen gedeckt ſind, das Geld iſt heutzutage teuer. Ich gebe Ihnen Rentenpapiere; das Rentenpapier ſteht fünfundachtzig im Kurs, leider. Die Börſe iſt ein bißchen krank, aber der kleine Verluſt ſpielt ja bei Ihnen keine Rolle."

Für zehntauſend Mark, die er ſchuldete, empfing Eberhard ſiebentauſendſechshundertfünfzig an Barwert. Nach weniger als einem Jahr war er abermals ohne Geld und verlangte von Herrn Carovius zwanzigtauſend Mark. Herr Carovius ſagte, er habe eine ſo große Summe nicht flüſſig und müſſe erſt einen Geldgeber ſuchen.

Eberhard erwiderte gränlich, er möge das nach ſeinem Gutdünken halten, nur bitte er ſich aus, daß vor einem Dritten ſein Name nicht genannt werde. Ein paar Tage ſpäter berichtete Herr Carovius von haarſpalteriſchen Verhandlungen, von unbeſcheidenen Proviſionen, die von einer Mittelsperſon begehrt würden, und von Wechſeln, die ausgeſtellt werden müßten. Er ſchwor, daß ihm das Talent zu dergleichen Verrichtungen fehle, die er nur übernommen habe, weil er ſich von einer faſt närriſch zu heißenden Affektion für ſeinen jungen Freund erfaßt fühle.

Eberhard blieb ungerührt. Der aalhaft bewegliche Mann mit der piepſenden Stimme gefiel ihm nicht, ach, ganz und gar nicht, eher

fing er an, ihn zu fürchten, und dieſe Furcht ſtieg im ſelben Maß, in dem er ſich im Netz verſtrickte.

Die zwanzigtauſend Mark wurden gegen einen Zinsfuß von fünfunddreißig Prozent beſchafft. Die Wechſel zu unterſchreiben weigerte ſich Eberhard anfangs; erſt als Herr Carovius beteuerte, ſie ſeien nicht für den Umlauf beſtimmt, man könne ſie ſpäter mit neuen Darlehen ohne Mühe einlöſen und ſie lägen in ſeinem Kaſſaſchrank ſo ruhig wie die Gebeine der Auffenbergſchen Ahnen in ihren Sarkophagen, gab der von ſolchem Wortſchwall Ermüdete nach.

Mit jedem Federzug, den er tat, ſpürte er die Gefahr wachſen. Aber er war zu träg, um ſich zu ſchützen, er war zu vornehm, um ſich in kleinliche Erörterungen einzulaſſen, und er war nicht imſtande, ſich Einſchränkungen aufzuerlegen.

Die unterſchriebenen Wechſel wurden mahnend vorgezeigt; neue Darleben beſeitigten ſie. Die neuen Darleben erzeugten neue Wechſel; dieſe wurden prolongiert. Die Prolongation verurſachte Koſten; ein unheimlicher Namenlos wurde ins Vertrauen gezogen, der Hypotheken aufnahm, Diamanten an Geldesſtatt gab und minderwertige Börſenpapiere verkaufte. Als die Schuldenlaſt eine gewiſſe Höhe erreicht hatte, forderte Herr Carovius, daß der junge Freiherr ſein Leben verſichern laſſe. Eberhard mußte willfahren; die Prämie war ſehr hoch. Nach Verlauf von drei Jahren hatte Eberhard jeden Überblick verloren. Das Geld, das er bekam, verbrauchte er in gewohnter Weiſe, fragte nicht um die Bedingungen, wußte nicht, wohin all dies führen, wie es enden ſollte und wand ſich vor Abſcheu bei den täppiſchen Annäherungen, den boshaften Stichelreden und den von Zeit zu Zeit geäußerten Drohungen des Herrn Carovius.

Wie abgeſchmackt ſein Lächeln war, wie leer einmal und wie tiefſinnig dann wieder ſein Geſpräch! Er maßte ſich die unverſchämte Freiheit an, bei Eberhard ein- und auszugehen, ſo oft es ihm paßte. Er langweilte ihn mit der Beſprechung philoſophiſcher Syſteme

oder mit erbärmlichem Klatsch über seine Mitbürger. Er bewachte ihn Tag und Nacht.

Er folgte ihm auf der Straße, schrie: „Herr Baron! Herr Baron!“ und schwenkte den Hut. Seine Besorgnis für Eberhards Wohlbefinden glich der eines Kerkermeisters. An einem Winterabend lag Eberhard fiebernd zu Bett. Herr Carovius lief zum Arzt und verbrachte dann die ganze Nacht im Zimmer des Kranken, ohne sich um dessen ausdrücklichen Wunsch, daß er ihn allein lassen möge, zu kümmern. „Soll ich nicht an Ihre Frau Mutter schreiben?“ fragte er zärtlich, als am Morgen das Fieber noch nicht gefallen war. Mit einem Wutschrei sprang Eberhard aus dem Bett und Herr Carovius ergriff die Flucht.

Herr Carovius liebte es, zu wehklagen. Er rannte um den Tisch herum und jammerte, er sei ruiniert. Er schleppte das Kontobuch herbei, addierte die Ziffern und rief: „Noch zwei Jahre so gewirtschaftet, lieber Baron, und mir blüht das Armenhaus.“ Dann verlangte er Deckung, neue Sicherheiten, neue Versprechungen und legte zur Unterschrift einen Schein über die Gesamtsumme vor, der aber von dem Wirrsal der Zinsenberechnungen, Provisionen, Vergütungen und Wuchergelder nichts ahnen ließ. Herr Carovius selbst konnte sich nicht mehr zurechtfinden, denn es hatte sich auf sein Betreiben ein Konsortium stiller Hintermänner gebildet, denen er seinerseits verschuldet war, und die seinen Eifer im Dienst des jungen Freiherrn nach Kräften ausbeuteten.

„Was ists denn mit den Weiberlein?“ fragte Herr Carovius zu andere Stunde wieder, „was wärs denn mit einem kleinen Abenteuer?“ Und er merkte, daß es im Leben des jungen Freiherrn ein Geheimnis gab; er merkte es und war wütend, daß er das Geheimnis nicht ergründen konnte.

Eines Tages kam er dazu, als Eberhard seinen Koffer packte. „Wohin, Verehrtester?“ krähte er erschrocken. Eberhard antwortete, er wolle in die Schweiz reisen. „In die Schweiz? Was wollen Sie

denn dort machen? Ich laſſe Sie nicht fort," ſagte Herr Carovius. Eberhard muſterte ihn kalt. Herr Carovius verlegte ſich aufs Bitten; umſonſt, Eberhard reiſte. Er ſuchte Einſamkeit, die Einſamkeit quälte ihn, er kehrte zurück, um abermals wegzureiſen, er kehrte wieder zurück und hatte das Geſpräch mit Lenore, das ihm die letzte Hoffnung raubte, da ging er nach München und wurde in das Treiben einer Spiritiſtengemeinde gezogen.

Seeliſche Müdigkeit beraubte ihn des Widerſtandes; es war etwas zerbrochen in ihm. Eine angeborene Zweifelſucht hinderte ihn nicht, ſich einem Einfluß hinzugeben, der ſeiner Natur urſprünglich noch fremder geweſen war als die pöbelhafte Geſchäftigkeit der Alltagswelt. Mit eingeſchläfertem Urteil ſchürfte er in einem Bezirk, wo das Trugbild und die oberflächliche Bezauberung herrſcht, nach Quellen des Lebens.

Herr Carovius aber beſoldete einen Spion, der den Freiherrn nicht aus den Augen laſſen durfte und über alle ſeine Schritte Bericht erſtatten mußte. Brauchte Eberhard Geld, dann war er gezwungen, zu Herrn Carovius zu kommen. Dann ſtand Herr Carovius ſchon eine Stunde vor Ankunft des Zuges auf dem Bahnhof und benahm ſich ſo auffallend, daß die Amtsperſonen und die Reiſenden über ihn lachten. War der Erwartete endlich eingetroffen, ſo ſchwätzte Herr Carovius vor Freude lauter Unſinn und trippelte erregt rings um ihn herum.

Es könnte demnach ſcheinen, als hätte Herr Carovius eine redliche Liebe für den jungen Freiherrn empfunden. Und er liebte ihn in der Tat.

Er liebte Eberhard wie ein Spieler die Karten liebt, oder auch wie das Feuer die Kohle liebt. Er idealiſierte ihn; er träumte von ihm; er atmete gern die Luft, die jener atmete; er ſah in ihm einen Auserwählten, er dichtete ihm heldenhafte Züge an und war entzückt von der adeligen Unnahbarkeit ſeines Schützlings.

Er liebte ihn mit Haß, mit der Freude an der Vernichtung, und dieſe Haßliebe war zum Mittelpunkt ſeiner Gedanken und Gefühle

geworden, in ihr drückte ſich alles aus, was ihn von den Menſchen ſchied und was ihn an den Menſchen lockte. Sie beherrſchte ihn unbedingt bis zu dem Zeitpunkt, wo eine zweite, ebenſo furchtbare, ebenſo lächerliche Leidenſchaft ſich ihr zugeſellte.

4

Daniel hatte lange gezögert, den Empfehlungsbrief der Frau von Erfft zu benutzen. Da bat ihn Gertrud, zur Baronin Auffenberg zu gehen. „Geh ich dir zuliebe, ſo rächt ſichs an dir," ſagte er.

„Wenn ich dein Weigern verſtünde, wollt ich nicht bitten," antwortete ſie erſchrocken.

„Dort in Erfft hab ich ſo viel gewonnen," ſagte er, „ſo viel Menſchenwärme, die mir neu war, daß ich keinen Zweck dahinter ſetzen mag. Verſtehſt du jetzt?" Sie nickte.

„Aber Muß iſt ſtärker als Mag," ſchloß er und ging.

Die Freifrau nahm ſich mit Entſchiedenheit ſeiner Sache an. Am Stadttheater war die Stelle eines zweiten Kapellmeiſters frei geworden, und ſie bewarb ſich für Daniel darum. Man verſprach, ihrem Wunſch zu willfahren, doch hinterrücks wurden Ränke geſponnen, und wenn ſie mahnte, wurde ſie gleißneriſch vertröſtet. Sie wunderte ſich, eine Feindſeligkeit anzutreffen, die ſich wie auf Verabredung von allen Seiten gegen den jungen Muſiker kehrte. Keiner der Widerſacher ließ ſich ſehen oder hören; es war das erſtemal, daß ſie handelnd mit der Welt zuſammenſtieß, und ihre Entrüſtung über die Feigheit und Falſchheit hatte etwas Rührendes.

Endlich, nach einer langen und für ſie demütigenden Unterredung mit dem Allerweltsmakler Alexander Dörmaul, wurde ihr das Engagement Daniels für das nächſte Frühjahr zugeſagt.

Die Freifrau nahm indeſſen Stunden bei Daniel. Es war ihr Wunſch, mit dem Beſtand guter Klavierwerke vertraut gemacht und über ihre Art faßlich belehrt zu werden.

Es dauerte lange, bis ſie ſich an ſeine mürriſche Strenge gewöhnt hatte. Ihr war, als zerre er ſie aus einem wohlig lauen Bad in kalte Zugluft; ſie verlangte nach ihren Dämmerungen zurück, nach ihren Auflöſungen, nach ihren wehleidigen Stimmungen.

Einmal wagte ſie einen entzückten Ausruf, als er einen fugierten Satz trocken erklärte. Da ſchlug er den Klavierdeckel unter ihren Händen zu und ſagte: „Adieu, Frau Baronin.“ Er kam erſt wieder, als ſie ihn durch einen Brief zu kommen bat.

Verdorbener Saft, vergebliche Mühe, dachte er, ohne doch die menſchliche Würdigkeit der Freifrau zu überſehen. Die acht Stunden im Monat waren ihm eine bittere Plage; trotzdem fand er ſich mit zwanzig Mark für die Stunde zu hoch bezahlt und ſagte es auch. Der Verdacht, daß man ihm ein Almoſen reichen wolle, machte ihn im höchſten Grade unliebenswürdig.

Ein Diener erlaubte ſich eine freche Vertraulichkeit; da packte er den Menſchen am Kragen und ſchüttelte ihn, daß er blau im Geſicht wurde. Er war ſehnig wie ein Jaguar und im Zorn äußerſt zu fürchten. Die Freifrau mußte den Diener entlaſſen.

Einſt zeigte ihm die Freifrau ein altertümliches Glas aus Bergkriſtall, welches ſchön bemalt war. Indem er es bewundernd anblickte, ließ er es fallen und das Gefäß zerbrach. Er war zerknirſcht wie ein Schuljunge, und die alte Dame mußte ihn mit vielen Überredungskünſten beruhigen. Da ſpielte er ihr zum Dank den ganzen Karneval von Schumann vor, den ſie über alles liebte.

Man konnte ihn jeden Vormittag über die Fleiſchbrücke eilen ſehen. Er ging ſtets raſch; die Schöße ſeines Mantels flogen. Er hatte ſtets die Mundwinkel auseinander gezogen und die Unterlippe zwiſchen die Zähne geklemmt. Sein Blick war zur Erde gerichtet; im dichteſten Gedränge ſchien er allein zu ſein. Die umgebogene Hutkrempe verbarg die Stirn; ſeine ſchlenkernden Arme glichen den Flügelſtümpfen eines Pinguins.

Wenn er bisweilen stillestand und mit einem horchenden Ausdruck im Gesicht schaute, ohne zu sehen, sammelten sich Gassenjungen um ihn und grinsten. Einmal fragte ein kleiner Knabe seine Mutter: „Sag Mutter, wer ist das uralte Männlein dorten?"

So müssen wir ihn denken, an diesem Punkt seines Lebens, vor den Gewitterjahren seines Lebens; so eilig, so abgekehrt, so mürrisch, so trocken scheinend, so von Phantasie und Begierde durch den engen Kreis seines Werktags gejagt, so jung und so uralt; so müssen wir ihn denken.

5

Die Wohnung von Daniel und Gertrud hatte drei Zimmer. Zwei lagen gegen die Straße und eines, das Schlafzimmer, lag gegen den düstern Hof.

Mit geringen Mitteln, aber mit Lust und Fleiß hatte Gertrud alles getan, um die Räume zu schmücken. Obgleich die Decken niedrig waren und die alten Mauern massig wuchteten, boten die Stuben einen freundlichen Anblick.

In Daniels Arbeitszimmer war der Stutzflügel das beherrschende Möbelstück. Fuchsienstöcke auf dem Sims gaben der Kargheit einen idyllischen Rahmen. Die Mutter hatte ihm das Ölporträt seines Vaters zum Geschenk gemacht; von seinem Platz über dem Sofa schaute das ernste Antlitz Gottfried Nothaffts auf den Sohn, und es schien, als wende er bisweilen den Blick fragend zur Totenmaske der Zingarella, die ihm gegenüber ihr unendliches Geisterlächeln an den Schatten des Raumes verlor.

Gertrud mußte alle häuslichen Arbeiten selbst machen, denn eine Magd konnten sie nicht halten. Sie hatte aber auch in den Jahren von Daniels Abwesenheit das Notenschreiben erlernt. Der Provisor Seelenfromm, der beim Apotheker Pflaum bedienstet war, hatte sie darin unterrichtet. Er war ein Vetter der Notarin Rübsam, und sie hatte seine Bekanntschaft durch Lenore gemacht. In seinen Mußestunden

komponierte er kleine Walzer und Militärmärsche und widmete sie den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Auch Gertrud widmete er eine Komposition, betitelt Feenzauber, eine Gavotte.

Als Daniel von ihrer Fertigkeit erfuhr, schlug er vor Erstaunen die Hände zusammen. Das seltsame Wesen sah in einem Glücksrausch zu ihm empor. „Ich will dir helfen," sagte sie, und sie schrieb seine Notenschriften ins Reine.

Auf der Straße gehend, schloß sie bisweilen die Augen. Eine Tonfolge zog an ihr vorüber, deren eigentümliche Sprache sie erst in diesem Augenblick verstand. Während sie mit einem Marktweib um den Preis des Gemüses handelte, war ihr Inneres voll Gesang.

Bestimmte Töne und Tonverbindungen traten figürlich vor ihr Auge. So zum Beispiel glich das zweigestrichene B des Basses einer schwarzverschleierten Frau; das E der Mittellage einem Jüngling, der die Arme dehnte. In den Akkorden, Harmonien und harmonischen Verwandlungen wurden diese Gestalten von einer Bewegung erfaßt, die sich nach dem Charakter der Komposition richtete. Ein Zug trauernder Gestalten zwischen Wolken und Sternen; wilde Tiere, die von berittenen Jägern gehetzt werden; Mädchen, welche Blumen aus den Fenstern eines Palastes werfen; Männer und Frauen, die verzweiflungsvoll umschlungen in einen Abgrund stürzen; Weinende und Lachende, Ringer und Ballspieler, Tanzpaare und Traubenpflücker. Die Fermate erschien ihr als ein Mensch, der nackt aus einem Schachte steigt, eine brennende Fackel in der Faust; der Triller als ein Vogel, der ängstlich um sein Nest flattert.

In Daniels Schöpfungen ging ihr alles nah, waren alle Bilder farbig, alle Gestalten wie voll Blut. Blieben sie tot und fern, so stockte ihr Mitgefühl, ja ihr Gesicht wurde leer und müde, und ohne daß sie ein Wort miteinander gesprochen hatten, wußte Daniel, daß er irre gegangen war. Dieses aber schmiedete ihn wie mit Ketten an das junge Weib, das von Gott eingesetzt schien als sein lebendiges Gewissen und als unfehlbare, wenn auch stumme Richterin.

Er haßte ſie, wenn ihr Gefühl ſchwieg; hatte er ſich dann nach tiefer Einkehr überzeugt, daß ihr Gefühl im Rechte war, dann hätte er die unbekannte Macht anbeten mögen, die ihm ſo unerbittlich ſeine Wege wies.

Der Kantor Spindler hatte eine ſchöne Harfe beſeſſen, die hatte er in ſeinem Teſtament Daniel vermacht. Die Harfe war damals in Ansbach bei der alten Wirtſchafterin des Kantors geblieben, erſt nach ſeiner Heirat hatte ſich Daniel des Geſchenkes wieder erinnert und die Harfe wurde ihm zugeſchickt.

Sie ſtand in der Wohnſtube, Gertrud hatte ſie von Anfang an gern betrachtet. Die Harfe lockte ſie und einmal ſetzte ſie ſich hin und ſuchte Töne auf den Saiten. Ganz leiſe ſtrich ſie mit den Fingern über die Saiten und war vom Wohlklang entzückt. Allmählich fand ſie das Geſetz; eine angeborene Gabe machte ihr das Inſtrument untertan und ſie vermochte auf ihm auszudrücken, was in ſtillen und einſamen Stunden ſehnſüchtig in ihr drängte.

Sie ſpielte meiſt ſehr leiſe, ſuchte keine gebundene Melodie, weil ſich das Weſen der Harfe am ſchönſten in träumeriſchen Harmonien offenbarte. Die Töne zogen in den Flur und auf die Stiege und empfingen Daniel, wenn er das alte Haus betrat.

Kam er in die Stube, ſo ſaß Gertrud im Winkel beim Ofen, hatte die Harfe zwiſchen den Knien und lächelte geheimnisvoll in ſich hinein, während ihre Hände gleich fremd von ihr losgelöſten Weſen Akkorde ſuchten, Klänge, die ſeine eigenen waren und die ſie in ihre Traumwelt übertragen wollte.

6

Des Wortes war ſie noch weniger mächtig als vordem. Schmerzliches Erſtaunen ergriff ſie, als ſie bemerkte, daß Daniels Geiſt im täglichen Verkehr nicht hinter die Hülle drang, in der ſie lebte.

Er ſagte ſich: ſie iſt zu ſchwer. Er verſtummte gegen ſie.

„Das finstere Haus drückt dich," äußerte er unbehaglich, wenn sie hilflos lächelte.

„Laß uns wettlaufen," bat er auf einer Landpartie und bezeichnete einen vom Blitz getroffenen Baum als Ziel.

Sie lief so schnell ihre Füße konnten. Zehn Meter vor dem Baum brach sie zusammen. Er trug sie auf die Wiese.

„Wie schwer du bist," sagte er.

„Zu schwer für dich?" hauchte sie mit weit aufgerissenen Augen. Er zuckte die Achseln.

Da entwand sie sich ihm, sprang empor und rannte wunderbar geschwind eine fast doppelt so lange Strecke als die war, die er vorhin bemessen hatte. Sie fiel nicht mehr, sie wollte nicht, durfte nicht fallen.

In Stößen atmend, leichenblaß, wartete sie, bis er heran gekommen war. Aber er hatte keine Zärtlichkeit, er schalt nur. Arm in Arm gingen sie weiter; Gertrud suchte seine Hand, und als er sie ihr überließ, preßte sie sie an ihre Brust.

Erschrocken schaute Daniel in ihr Gesicht, in dem ihr Gedanke wie mit Feuerbuchstaben geschrieben stand: wir gehören einander für Zeit und Ewigkeit.

Dies war ihr Glaubensbekenntnis.

7

Sie lag schlaflos, spät in der Nacht. Sie hörte, wie er in die Küche ging und Wasser zum Trinken holte, dann kehrte er wieder in seine Stube zurück. Er hatte ihr verboten, an die Türe zu schleichen und zu fragen, ob er nicht bald käme, wenn es auch noch so spät wurde.

Dann lag er neben ihr, den Kopf auf den Arm gestützt und sah sie an mit Augen ohne Irdischkeit. Mann, wo sind deine Augen? hätte sie rufen mögen. Und sie wußte doch, wo; wußte auch, daß man die Mondsüchtigen durch Zuruf gefährdet.

In einer andern Nacht hatte er ſein Werk nicht fördern können, kauerte ſtundenlang auf dem Bettrand und ſtierte voll Selbſthaß in die Flamme der Lampe. Gertrud fühlte, wie er gegen ſich wütete und mit Wolluſt ſeine Zweifel nährte. Sie war nicht fähig, zu ſprechen.

Ein Verleger hatte ihm eine Arbeit zurückgeſchickt und ihn mit platten Höflichkeiten vertröſtet. Da redete er wegwerfend von ſeinem Talent, hoffnungslos von ſeinen Ausſichten und bitter von der Welt, die ihn zu einem Leben in beſtändiger Dunkelheit verdammen werde.

Sie konnte ihn nur anſchauen; nur anſchauen.

Ihm war aber des Anſchauens zu viel. Ein friſches, kräftiges Wort hätte ihm beſſer gedient, ſo glaubte er.

Sie maß die Arbeit nicht am Lohn, Entbehrung nicht an der Hoffnung; ſie maß auch Daniels Liebe nicht an ſeinen Liebesbeweiſen, weder an zärtlichen Äußerungen noch an Umarmungen. Sie wartete auf ihn mit großer Geduld. Mit der Zeit machte ihn dieſe Geduld verdrießlich. „Etwas mehr Rührigkeit ſtünde dir nicht übel an," ſagte er einmal und wies ihre ſchüchtern bittende Gebärde zurück.

Er ſah ſich nun umfriedet, er hatte ein Heim, er hatte einen Menſchen, der für ihn ſorgte, ſein Eſſen bereitete, ſeine Wäſche wuſch, ſein Leben treulich regelte, und er hätte dafür dankbar ſein müſſen. Er war es auch, er war dankbar, aber er konnte es nicht zeigen; er war es, wenn er allein war, doch in Gertruds Nähe verwandelte ſich der Dank in Trotz. War er fern von ihr, ſo freute er ſich auf die Rückkehr und malte ſich ihre Freude aus. War er bei ihr, ſo übte er ſtille Kritik und wollte alles an ihr anders haben.

Die Kanzleirätin im erſten Stock beklagte ſich, daß Gertrud ſie nicht gegrüßt habe. „Sei doch freundlich mit den Nachbarn," ſchalt er. Am nächſten Sonntag gingen ſie zuſammen aus, die Kanzleirätin kam ihnen entgegen, und Gertrud grüßte ſie. „So ergeben brauchſt du nicht zu lächeln," murrte er. Da dachte ſie lange darüber nach, wie man grüßen müſſe, ohne die Leute zu verletzen und ohne Daniel zu ärgern. Sie wurde befangen und fürchtete ſein Urteil.

An ſolchen Tagen verſalzte ſie die Suppe, nichts ging ihr von der Hand und aus lauter Befliſſenheit, pünktlich zu ſein, verfehlte ſie die Zeit. Wie grauſam war es dann, wenn er ſchwieg, wenn er wortlos in ſeine Stube ging. Ohne Regung ſaß ſie da und lauſchte; zitterte, wenn er ſich erhob, um ans Klavier zu treten und ein Motiv zu erproben, ſah geſpannt in ſein Geſicht, wenn er wieder hereinkam. Und es geſchah dann wohl, daß er ſich zu ihr ſetzte und plötzlich gütig war. Von ſeinem Leben erzählte, von ſeiner Heimat, von ſeinem Vater und ſeiner Mutter. Da hätte ſie jedes ſeiner Worte zweimal hören mögen und jeden ſeiner Blicke trinken. Da wurde ſein Auge ruhig und ſeine reizbaren Hände lagen ſtill auf den Knien. Da nahm ſein zuckendes, eckiges, von Wettern überſtürmtes Geſicht einen Ausdruck der Trauer an, der es verſchönte.

Und wenn ſie Kopfſchmerzen hatte oder müde war, äußerte ſich ſeine Beſorgnis in rührender Weiſe. Auf den Fußſpitzen ging er dann umher und ſchloß die Türen mit Behutſamkeit. Bellte ein Hund auf der Straße, ſo ſtürzte er ans Fenſter und ſchaute wütend hinaus. Und am Abend half er ihr beim Auskleiden und brachte ihr, was ſie verlangte, ans Bett.

Auch war es ſeltſam, daß er ſie nicht gern allein ausgehen ließ. Seine Unruhe, wenn ſie fort und er zu Hauſe war, hatte etwas Kindliches. Sie ſchien ihm ohne ſeine Gegenwart von Gefahren umdroht, und am liebſten hätte er ſie eingeſperrt und gefangen gehalten, um ſicher zu ſein, daß ſie in Sicherheit war. Dies machte ſie ſchwächer und von ihm über alle Maßen abhängig, während er einem Menſchen glich, der mit Angſt und Qual das an ſich preßt, was er errungen hat; es an ſich preßt, weil es ſein einziger Beſitz iſt, dieſes wohl; aber auch darum es umklammert, um nicht hindenken zu müſſen an ein anderes, Koſtbareres, das er verloren hat.

Einmal kam er zu Gertrud, als ſie die Harfe ſpielte, ſchlang die Arme um ſie, ſchaute ihr wild und finſter ins Geſicht und ſtammelte: „Du, ich liebe dich, liebe dich.“ Es war das erſtemal, daß er

dieſes ewige Wort ſagte, und ſie wurde bleich, erſt vor Glück, dann vor Schrecken. Denn in ſeinem Ton lag eher Haß als Liebe.

8

Er meinte, der Umgang mit wahlverwandten Männern könne ihn über manche ſchlimme Stunde bringen. Aber als er nach ſolchen Männern zu ſuchen begann, wurde die Stadt zur Einöde.

Der Proviſor Seelenfromm kam einige Male ins Haus. Daniel war unduldſam und auffahrend gegen den ſcheuen Menſchen, der einen hohen Reſpekt vor ihm an den Tag legte und Gertrud ſtumm verehrte. Ein junger Architekt, der bei der Renovierung der Sebalderkirche beſchäftigt war und die Muſik liebte, hatte Daniels Gefallen erweckt, aber der Mann hatte die leidige Gewohnheit, beim Reden hie und da mit der Zunge zu ſchnalzen, das machte Daniel raſend, ſie hatten einen Wortwechſel darüber und trennten ſich im Zorn. Dauernder war die Beziehung zu einem Franzoſen namens Rivière, der für einige Jahre in der Stadt Aufenthalt genommen hatte, weil er ein Buch über Caſpar Hauſer ſchreiben wollte. Er hatte ihn bei Frau von Auffenberg kennen gelernt und ſich ihm angeſchloſſen, weil er ihn an Friedrich Benda erinnerte.

Monſieur Rivière liebte es, wenn Daniel am Klavier phantaſierte; er verſtand ſo wenig Deutſch, daß er Daniels Biſſigkeiten höflich belächelte und bei ſeinen Wutausbrüchen ängſtlich auf ſeinen Mund ſtarrte. Er hatte eine Warze auf der Wange und trug Sommer und Winter hindurch einen Strohhut. Er kochte ſich ſeine Mahlzeiten ſelbſt, denn es war ſeine fixe Idee, daß man ihn wegen ſeiner Forſchungen über das Leben Caſpar Hauſers vergiften wolle.

Wenn der Proviſor und Monſieur Rivière an Sonntagabenden in der Stube ſaßen, griff Daniel bisweilen nach einem Band E. T. A. Hoffmann oder Brentano, nur um im Bogen einer fremden Welt Ruhe zu gewinnen, um nicht weinen zu müſſen beim

Anblick der unbewegten Menschengesichter, und las vor, bis seine Stimme heiser wurde.

Da heftete Gertrud tiefe Blicke auf ihn und stellte sich die Frage, wie ein Mann, dessen Leben die Musik war, das Paradies des Herzens und des Geistes, so dumpf, so zerstört, so umwölkt sein könne. Sie begriff die Pein, in der er schuf; sie ahnte die labyrinthische Verschlingung seiner inneren Schicksale, aber ihr Gemüt erkrankte im Mitfühlen und sie wünschte, wünschte es glühend, mehr Glauben und mehr Freude in seine Seele pflanzen zu können.

Sie ging mit sich zu Rate und es wollte ihr scheinen, daß er in der Zeit, wo er mit Lenore viel verkehrt, gläubiger und froher gewesen war. Sie sah Lenore mit ganz anderen Augen an als früher; nicht allein, weil sie in der Schwester die Urheberin ihres Glückes erblickte, sondern auch, weil durch die Verwandlung ihres Wesens dort Liebe und Erleuchtung entstanden war, wo früher Argwohn und Unwissenheit geherrscht hatten.

Sie schrieb Lenore diejenigen Kräfte zu, die ihr mangelten, Überlegenheit und aneifernde Gewalt, ein Spielenkönnen, das den Ernst versüßte und das Schwere leichter machte, Helligkeit des Wortes und Zartheit der Hand. In den Grübeleien ihrer vielen einsamen Stunden erschien ihr Lenore als die einzige, die ihr helfen konnte, und sie ging in die Wohnung des Vaters, um Lenore zu fragen, weshalb sie so selten komme.

„Ich geh nicht gern zu euch hinüber, Daniel ist so unfreundlich mit mir," sagte Lenore.

Gertrud antwortete, er sei unfreundlich gegen alle Menschen, auch gegen sie selbst, und sie möge sich doch daran nicht kehren. Sie wisse genau, daß er Lenore gern habe, vielleicht sei er seinerseits gekränkt, weil sie nicht mehr kam.

Lenore ließ sich überreden und kam nun wieder häufiger zu Daniel und Gertrud. Aber wenn es auch nicht gerade den Anschein hatte, daß Daniel ihr auswich, so redete er doch nur das Notwen-

dige mit ihr und ergriff gern einen Vorwand, das Zimmer zu verlaſſen, wenn ſie da war. Lenore fühlte es, und es tat ihr weh.

9

Eines Morgens kehrte Gertrud vom Markt zurück und trug ſchwer an ihrem Einkaufskorb. Als ſie ins Haus trat, hörte ſie, daß Daniel ſpielte. Sie hörte ſogleich, daß es kein Phantaſieren war, ſondern ein zuſammenhängendes Gebilde, deſſen Töne ihr unbekannt waren.

Während ſie die Stiege hinauf ging, ſpürte ſie kaum mehr die Schwere des Korbes, und oben ſchlich ſie in die Wohnſtube und lauſchte. Aber es zog ſie näher und näher ans Klavier; Daniel merkte es nicht, als ſie in ſein Zimmer trat und ſich auf einen Stuhl ſetzte; er war ganz verſunken und wandte den wunderbar erfüllten Blick nicht ab von den beſchriebenen Notenblättern auf dem Klavier.

Es waren die Entwürfe zur „Harzreiſe im Winter". Seit anderthalb Jahren, ſeit er ſie in Ansbach niedergeſchrieben, hatte er ſie liegen laſſen und nicht mehr daran gearbeitet. Plötzlich war das Feuer wieder aufgeflammt und in Schöpferglut konnte er das Unverbundene binden, das Angedeutete geſtalten.

Immer wieder begann er einen Teil von neuem und ſuchte Brücken, bald hier, bald dort, griff zum Bleiſtift, ſchrieb Noten hin, ſuchte wieder, ſang und lächelte ſonderbar irr und beglückt, wenn auf den Blättern ein Motiv in abgerundeter Form erſchien. Und Gertrud wurde noch näher gezwungen; in ihrer Ergriffenheit kauerte ſie ſich dicht neben ihm auf den Boden, am liebſten hätte ſie in das Inſtrument hineinkriechen mögen, um ihre ganze Seele in den Saiten mit austönen zu laſſen, und als Daniel geendet hatte, legte ſie ihre Stirn auf ſeinen Schenkel und ihre heißen Hände langten nach ihm empor.

Daniel erſchrak, denn er erinnerte ſich einer Stunde, wo ein anderes Weib die Stirn auf ſeinen Schenkel gelegt hatte, und da fiel plötzlich ſein Blick an die Wand, dorthin, wo die Maske der

Zingarella hing. Er ward ſich des Zuſammenhangs nicht bewußt, hier war keine Brücke, zu verſchieden war das Antlitz von ſeinem Urbild, aber mit einem leiſen Schauer ahnte er doch rätſelvolle Verknüpfungen und glaubte einen Herüberruf von jenſeitigen Geſtaden zu vernehmen.

Still legte er ſeine Hand auf Gertruds Haar, und ihr war es, als habe ſie damit ſein Verſprechen erhalten, daß dieſes Werk ihr zu eigen gehöre, daß er es für ſie ſchuf, es aus ihrem Herzen genommen habe und ihrem Herzen zurückſchenken werde.

10

Der Muſikalienhändler Zierfuß hatte Karten zu einem Konzert geſchickt. Daniel mochte nicht gehen, und ſo bat Gertrud ihre Schweſter, daß ſie mit ihr gehen ſolle. Daniel holte die beiden vom Konzert ab.

Da ſagte ihm Lenore auf der Straße, daß ſie am Nachmittag einen für ihn beſtimmten Brief mit dem Londoner Poſtſtempel bekommen habe.

„Von Benda?“ fragte Daniel raſch.

„Die Schrift iſt Bendas Schrift,“ erwiderte Lenore. „Ich wollt ihn dir eben bringen, da hat mich Gertrud abgeholt. Warte vorm Haus, dann bring ich ihn herunter.“

„So iß mit uns zu Abend,“ forderte Gertrud die Schweſter auf und ſah Daniel unſicher an.

„Wenns Daniel recht iſt — ?“

„Keine Flauſen, Lenore, es iſt mir recht,“ ſagte Daniel.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaß Daniel bei der Lampe und las Bendas Brief.

Zuvörderſt teilte ihm der Freund mit, daß er ſich an einer wiſſenſchaftlichen Expedition beteiligen werde, deren Arbeitsfeld das Kongogebiet ſei und die ſich gleichſam im Kielwaſſer der zur Aufſuchung Emin Paſchas ausgerüſteten Stanleyſchen Expedition halten werde.

„Dieſer Brief iſt alſo ein Abſchiedsbrief, mein lieber Freund, es gilt einen Abſchied für Jahre, vielleicht fürs Leben. Ich fühle mich wie neu geboren. Ich habe wieder Augen, und die Ideen, die mein Hirn hervorbringt, ſind nicht mehr zum Erſtickungstod im Moraſt der verbrüderten Sippe verurteilt. Die Arbeit im Laboratorium einer gigantiſchen Natur wird mich die erlittene Niedertracht und Ungerechtigkeit vergeſſen laſſen; Hunger und Durſt, Krankheit und Gefahren ſind leichter zu ertragen als die Wirkungen jener ziviliſierten Laſter, die den Körper ſchonen, indes ſie Seele und Geiſt verderben.“

Weiterhin hieß es: „An die Heimat binden mich nur noch zwei Menſchen, meine Mutter und du. Vergegenwärtige ich mir dein Bild, ſo kommt eine ſtolze Stimmung über mich, und jede Stunde, die wir zuſammen verbracht haben, iſt meinem Gedächtnis unverwiſchbar eingeprägt. Aber es gibt da einen heiklen Punkt, einen Gewiſſenspunkt; nenn es meinetwegen einen Span, nenn es, wie du willſt, faß es auf, wie du willſt, ich hab mich nun einmal donquichotiſch feſtgerannt und muß den Poſten verteidigen.“

Kopfſchüttelnd las Daniel weiter. Von ſeiner Verheiratung wußte Benda noch nichts. Er ſchien ſogar nicht einmal zu wiſſen, daß Daniel und Gertrud verlobt geweſen. Oder wenn er es gewußt hatte, ſchien er es vergeſſen zu haben. Oder wenn er es nicht vergeſſen hatte, ſchien ihm das Vergeſſen wünſchenswert.

Daniel traute ſeinen Augen nicht, als er zu der Stelle kam: „Meine größte Angſt war ſtets, du könnteſt an Lenore vorübergehen. Ich war zu feig, dieſe Angſt zu äußern, und dieſe Feigheit hab ich mir ohne Unterlaß zum Vorwurf gemacht. Jetzt, da ich ſcheide, ſoll es nicht mit dem Gefühl eines Verſäumniſſes geſchehn.“

Ums Himmelswillen, dachte Daniel, was tut er mir an!

„Ich habe es oft im ſtillen bewundert, es war wie die Befriedigung bei einem chemiſchen Experiment, wenn die Reaktion der Stoffe ſich in der erwarteten Weiſe vollzieht: was ſie ſpricht, iſt dein Wort, was du empfindeſt, iſt ihr Geſetz.“

Er sieht Gespenster, bäumte sich Daniel auf, verwirrt mir meinen Faden. Wozu? wozu?

„Sei nicht achtlos! Zerstampf mir nicht die wunderbare Blüte! Das Mädchen ist von seltener Art, von der seltensten. Man braucht das ganze Herz mit seiner ganzen Güte, um sie zu ahnen und zu fassen. Kommen meine Worte aber zu spät, so zerreiß dieses Blatt und denk es aus deinem Geist und aus der Welt wieder fort."

„Komm und iß, Lenore," sagte Gertrud, die mit einer Schüssel voll marinierter Heringe ins Zimmer trat.

Lenore saß auf dem Sofa und blickte Daniel, der in Gedanken versunken war, forschend an.

Daniel schaute empor und betrachtete die beiden, als seien sie Gestalten einer Halluzination. Die eine im rostbraunen Kleid, die andere im dunkelblauen, wie Moll und Dur. Nebeneinander stehend beide, und doch so fern voneinander, die Endpunkte seiner Welt.

II

„Was schreibt denn Benda?" fragte Gertrud zaghaft.

„Denkt euch nur, er geht nach Afrika," antwortete Daniel mit einer Stimme, als löge er. „Kurios, nicht wahr? Zur Stunde ist er vielleicht schon auf dem Meer."

Während in seiner Miene die Furcht war, als könnten die sich nähernden Schwestern erraten, was er von dem Inhalt des Briefes verschweigen mußte, las er vor, was er mitteilen durfte.

„Warum liest du denn nicht weiter?" erkundigte sich Lenore, als er abbrach.

Sie beugte sich über den Tisch, um wißbegierig in den Brief zu schauen, dabei verwickelten sich ihre Haare in der Metallverzierung der Hängelampe. Gertrud erhob sich, um sie zu befreien.

Daniel hatte die Hand über den Brief gelegt und schaute Lenore drohend an. Das gefesselte Mädchen, seinem Blick begegnend,

kämpfte zwiſchen Lachen und Verdruß, und es war ihm unbehaglich, ihre Augen ſo nah vor ſich zu ſehen.

„Weißt du nicht, daß ſich das nicht paßt?“ fragte er. „Wir haben vielleicht ein Geheimnis, Benda und ich.“

„Ich hab gedacht, Benda läßt mich grüßen,“ erwiderte Lenore und errötete beſchämt.

Da hielt Daniel den Brief über den Zylinder der Lampe, wartete, bis er Feuer fing, und warf ihn dann auf den Boden, wo er verbrannte.

„Es iſt ſchon ſpät, der Vater wartet,“ ſagte Lenore, als ſie in aller Eile gegeſſen hatte.

„Ich begleite dich hinüber,“ erklärte Daniel. Überraſcht von ſo ungewohnter Ritterlichkeit ſchaute ihn Lenore an. Er blickte finſter drein und ſie verwunderte ſich noch mehr. „Ich kann auch allein gehen, Daniel,“ ſagte ſie ernſt; „brauchſt dich nicht zu inkommodieren.“

„Inkommodieren, Lenore? Was ſoll denn das wieder heißen? Biſt du auch von der Sorte, die keinen Ton halten kann und das Pedal tritt, wo die Empfindung verſagt?“

Lenore ſchwieg.

„Zieh deinen Mantel an, Daniel,“ bat Gertrud im Flur, „es weht ein kalter Wind.“

Sie wollte ihm den Mantel umhängen, aber er warf ihn ärgerlich auf die Truhe.

Schweigend ging er neben Lenore über den menſchenleeren Platz.

Sie hatte ſchon den Schlüſſel ins Torſchloß geſteckt, da ſchaute ſie bekümmert auf. „Daniel, was iſt denn mit dir?“ fragte ſie. „Wenn ich dich anſeh, wird mir angſt und bange. Was hab ich denn verbrochen, daß du jetzt immer ſo häßlich gegen mich biſt?“

„Laß das, Lenore, ich bitt dich, laß es ſein,“ ſagte er mit rauher Stimme. Aber der Blick, den ſie auf ihn geheftet hielt, war ſtreng und unerbittlich prüfend, ſo wenig mädchenhaft, ſo ſtark und kühn, daß ihm plötzlich weich ums Herz wurde. „Geh noch ein Weilchen mit mir auf und ab,“ bat er.

Lange redeten ſie nichts, bis endlich Lenore fragte, was er arbeite. Nur zögernd gab er Beſcheid, aber auf einmal flammten die Worte. Er ſagte, oft ſei ihm zumut, als ringe er in der Finſternis mit Kobolden. Was zu tiefſt aus der Seele gequollen, ſei ſo ſchwer an Laut und Zunge und erſterbe ihm in der Mühe um die Form. Ihm könne nichts gedeihen als das Entrückte, das Erdentbundene, deſſen Melodie noch in keiner Menſchenbruſt Widerhall finde. Deshalb erſcheine er oft ſo haltlos und unglücklich ins Schweifen gewieſen, denn je herriſcher die Ordnung ſei, unter die er Geiſt und Phantaſie geſtellt, je verlorener treibe ſein leibliches Teil im Chaos der Werktagswelt. Den Himmel trage er nur als Traum in ſich, unter den Menſchen ſei für ihn die Hölle. Und wie tot alles um ihn liege, ein Kirchhof; ſein beherztеſtes Leben werde allgemach zu Schatten und Ungeſtalt entfleiſcht, aber daß er grauſam ſei gegen die Menſchen, ſpüre er wohl, denn jene lebten ja auch, unſchuldiger als er und nützlicher.

„Aber du haſt doch eine, die dich hält," wagte Lenore einzuwerfen, „du haſt doch Gertrud."

Darauf antwortete er nicht. Sie wartete, daß er antworten ſolle, und als ſie begriffen hatte, daß er nicht antworten würde, lächelte ſie zu ihm hinüber wie mit einem letzten Verſuch, ihn zu einer Beſtätigung zu bewegen. Dann ſchwand die Ruhe aus ihren Zügen; jedesmal, wenn ſie an einer Laterne vorbeigingen, drehte ſie den Kopf zur Seite.

„Sie iſt vor Gott dein Weib," ſagte ſie endlich leiſe und mit wunderſamer Feierlichkeit.

Daniel horchte beſtürzt auf. In den Wind hinein redend, entgegnete er: „Die Oberſtimme, Lenore; ein Vogel, der in den Bäumen zwitſchert. Vor Gott mein Weib! Aber in den Wurzeln heult der Baß. Ein teufliſches Tremolo; hörſt dus?"

Er lachte toll und ſein Geſicht war ihr mit gebleckten Zähnen zugewandt, ſie aber packte beſchwörend ſeinen Arm.

Da drückte er die Hand wider die Stirn und ſagte: „Der Brief, Lenore, der Brief . . ."

„Siehſt du, ich habs ja gleich gewußt, Daniel, der Brief. Was ſteht denn in dem Brief?“

„Das kann ich nicht ſagen,“ antwortete er, „ſonſt purzelt mir die ſüße Oberſtimme in den finſtern Baß, da wärs um ſie geſchehen.

Lenore ſchaute ihn erſtaunt an, ſo närriſch war er ihr noch nie erſchienen.

„Paß auf,“ fuhr er fort und legte ſeinen Arm in den ihren, „ich hab ein Lied komponiert, das geht ſo.“ Und er ſang zu Verſen von Eichendorff eine Melodie von zarter Schwermut. „Weil jetzo alles ſtille iſt und alle Menſchen ſchlafen, mein Seel das ewige Licht begrüßt, ruht wie ein Schiff im Hafen.“

Sie ſtanden wieder bei der Haustüre; aus dem Weilchen waren zwei Stunden geworden und Lenore ſagte ihm gute Nacht.

Ungern ſtieg er die Treppe zu ſeiner Wohnung empor.

Gertrud ſaß im Vorplatz auf der Truhe. Mit dem Mantel, den er vorhin von ſich geworfen, hatte ſie ihre Beine bedeckt, der Rücken war an die Mauer gelehnt, der Kopf auf die Schulter geſunken und ſo ſchlief ſie, ohne bei ſeinem Kommen zu erwachen. Neben ihr auf der Truhe ſtand die bis aufs Metall herabgebrannte Kerze und flackerte nur noch mit letzten Zuckungen, welche das Antlitz der Schläferin durch raſch wechſelnde Schlagſchatten fremdartig leidend machten.

„Vor Gott mein Weib,“ murmelte Daniel, und erſt, als die Kerze verlöſcht war, weckte er Gertrud auf und ſie gingen in der Finſternis in die Schlafkammer.

Die gläſerne Kugel zerbricht

I

Daniel wollte einmal Lenore beim Schlittſchuhlaufen zuſehn, und ſo ging er aufs Marxfeld zu einer Stunde, wo er ſie dort wußte.

Er gewahrte ſie bald und freute ſich, wenn ſie vorüberſchwebte, und runzelte die Stirn, wenn ſie ſich im Gedränge verlor. Es

folgten ihr die Gymnasiasten mit feiger Aufdringlichkeit, und ein Student, der eine rote Mütze trug, fiel auf den Bauch, während er sich vor ihr verbeugte.

Zwei Offiziere, in deren Mitte sie lief, hemmten die beseelte Grazie ihrer Bewegung, und als sie wieder allein die schönen Bogen zog, entdeckte sie endlich Daniel und kam heran. Sie lächelte vertraut, plauderte ein wenig, glitt rückwärts im Kreis um ihn herum, lachte ausgelassen über seine Ungeduld, daß sie nicht stehen blieb, warf ihm ihren Muff wie einen Ball zu, forderte, daß er ihn zurückwerfe und beschrieb, indes der Muff hoch oben war und sie die Arme ausstreckte, ihn zu fangen, eine kunstreiche Figur.

Das Bild, das sie ihm darbot, erfüllte ihn mit Ehrfurcht vor der Harmonie ihres Wesens.

2

Sie gingen nun häufig um die Dämmerstunde vor die Stadt und auf die Burg. Als Gertrud sah, daß Daniel und Lenore wieder gut miteinander waren, freute sie sich.

Als sie einmal auf die Burg gingen, erzählte Lenore, daß sie oben von Eberhard von Auffenberg Abschied genommen. Sie wußte noch jedes seiner Worte, und was sie selbst gesagt, bekannte sie offen. Die Geschichte mit dem alten Kräuterweib entlockte Daniel keinen Spott. Er blieb stehen und sagte: „Menschenskind, geistere du nicht; vergreif dich nicht an deiner schönen Wirklichkeit."

„Sprich nicht so," erwiderte Lenore, „ich mags nicht, wenn mich dein Blick, wie eben jetzt, zum Frauenzimmer macht."

Sie gingen in die Sebalderkirche und entzückten sich an den erzgegossenen Figürchen des Sebaldergrabs. Auch ins Germanische Museum gingen sie, verirrten sich gern in den zahllosen öden Gängen, standen still vor den alten Bildern, wurden nicht müde, die alten Spielwaren, die alten Globen, die alten Küchen, die alten Rüstungen zu beschauen.

Lenores größtes Vergnügen war aber, in den engen Gassen zu wandern; von einem Tor in den Hof zu späben, wo eine verwitterte Statue stand; vor dem Schaufenster eines Althändlers zu verweilen und Brokatstoffe, silberne Ketten, Ringe mit bunten Steinen, gravierte Zinnteller und seltene Uhren zu betrachten. Da fiel ihr allerlei Schalkhaftes ein, und um jeden Wunsch dichtete sie ein kleines Märchen. Der dürftigste Anlaß genügte, und ihr Geist flog in ein Wunderland, als ob die Fabeln und Legenden, die das Volk seit Jahrhunderten von Herdfeuer zu Herdfeuer getragen, in ihm ein bewahrtes Leben führten.

Der Schneider, der mit untergeschlagenen Beinen auf dem Tisch hockte; der Schmied, der auf das glühende Eisen hämmerte; der Gaukler, der mit dressierten Affen durch die Stadt zog; der jüdische Hausierer, der Schlotfeger, der einbeinige Veteran, ein verschlumptes Weib, das aus einem Kellerloch lugte, ein Spinnengewebe im Mauerwinkel, an all das knüpfte sie bestimmte Vorstellungen von gruseliger oder lustiger Art. Was sie anschaute, war immer wie zum erstenmal angeschaut. Die Dinge und Menschen, von denen sie sprach, schienen einen Augenblick früher noch nicht vorhanden gewesen. Darum war sie niemals mißgelaunt, nie gelangweilt, nie faul und matt.

Aber irgend etwas war Daniel rätselhaft an ihr. Er wußte nur nicht, was. Reichte sie ihm die Hand, so dünkte es ihm, als gäbe sie nur zum Schein die Hand. Forderte er im Gespräch ihren Blick, so schlug sie wohl das Auge zu ihm empor, doch war es, als zerspalte sich ihr Blick und fließe rechts und links an ihm vorbei. Schritt sie ihm gleich so nah, daß ihre Arme sich berührten, so hatte er doch das Gefühl, als könne er sie nicht fassen, wenn er wollte.

Er kämpfte gegen die Verlockung, die darin lag.

Ihre Gegenwart adelte seinen Ehrgeiz und verscheuchte seine Grillen. Sie schenkte ihm die schöngestaltete Wolke, den Baum, der sich mit jungem Laub schmückte, den Mond, der sich über die Dächer erhob, die ganze Erde schenkte sie ihm, über die er friedlos bastete.

Er hatte kein Arg. Er ahnte nichts vom Schickſal. Und Lenore hatte keine Scheu vor ihm und fürchtete ebenfalls keine Gefahr.

3

An einem Sonntagnachmittag im April wanderten ſie über Land. Gertrud litt ſeit einigen Wochen an beſtändiger Müdigkeit und konnte nicht mitgehen.

Lenore war eine treffliche Fußgängerin, und es bereitete Daniel einen Genuß, mit ihr in gleichem, ſtarkem Schritt dahinzueilen. Die raſche Bewegung ſteigerte ſeine Empfänglichkeit für die wechſelnden Landſchaftsbilder, ganz anders als bei den Spaziergängen mit der bedächtigen und gern ſelbſtvergeſſen ſchmachtenden Gertrud.

Nach einer Stunde trübte ſich der blaue Himmel, die Sonne hörte auf zu ſcheinen und große Tropfen begannen zu fallen. Lenore hatte weder Schirm noch Mantel mitgenommen und ging raſcher. Bei einiger Bemühung konnten ſie das hinter dem Wald gelegene Gaſthaus erreichen und ſich dort vor dem ärgſten Unwetter in Schutz bringen.

Als ſie in dem Gedränge vieler Leute, die über die Landſtraße zu demſelben Aſyl geflüchtet waren, in den Flur des Wirtshauſes ſchlüpften, öffneten ſich die Schleuſen des Himmels und ein Wolkenbruch ſtürzte nieder. Lenore, die erhitzt war, wollte nicht in der Zugluft ſtehen bleiben, und ſie gingen daher in den Saal, der ſo voller Menſchen war, daß ſie lange nach einem Platz ſuchen mußten. Eine Arbeiterfamilie, Mann und Frau und vier kränklich ausſehende Kinder, rückte willig zuſammen, die beiden jüngſten Knaben überließen ihnen ihre Stühle und ſuchten ſich zwei andere.

Die tiefziehenden Wolken hatten eine verfrühte Dunkelheit verurſacht, und es wurden Öllampen angezündet, deren Qualm ſich mit den übrigen ſchlechten Ausdünſtungen vermiſchte. Ein paar Dorfmuſiker bliſen ein unnennbares Stück, und den Kindern des

Arbeiters leuchteten die Augen. Weil ſie ſo artig und bläßlich daſaßen, ſtrich Lenore jedem ein Butterbrot. Die Frau bedankte ſich ſchön, und mit dem Mann, der ſich als Aufſeher in einer Spiegelglasfabrik zu erkennen gab, ließ ſich Daniel in eine Unterhaltung über die Not der Zeit ein.

Plötzlich gewahrte er an einem unfernen Tiſch eine bekannte Phyſiognomie, die dann zur Seite wich, um in dem brandigen Zwielicht einer zweiten, ebenfalls bekannten Raum zu ſchaffen, hierauf einer dritten und einer vierten. Es ſah geſpenſtiſch aus, und erſt nach einer Weile wußte er, wohin die Leute gehörten.

Herr Hadebuſch und Frau Hadebuſch, Herr Francke und Herr Benjamin Dorn hatten ſich einen vergnügten Sonntag gemacht. Die Bürſtenmachersgattin ſtrahlte, als ſie ihren ehemaligen Mieter entdeckte hatte. Sie nickte, ſie blinzelte, ſie faltete gerührt die Hände, und Herr Hadebuſch erhob proſtbietend ſein Bierglas.

Es mußte ein Mißverſtändnis in bezug auf die Perſon Lenores obwalten; ſicherlich hielten ſie Lenore für Daniels Frau. Dieſes Mißverſtändnis ſchien dann durch den Methodiſten, der den Schwanenhals gierig reckte, aufgeklärt zu werden. Zwar blinzelte und nickte das dämoniſche Weib noch immer, aber mit einem klagenden Ausdruck im Geſicht. Ihr Maul war geöffnet, und die Hauer im Oberkiefer ſtarrten unheilvoll aus dem ſchwarzen Schlund.

Der Schwanenhals des Methodiſten ſchraubte ſich ſo verwegen und pittoresk über alle andern Köpfe, daß Lenore nicht umhin konnte, ſeinen Eigentümer zu bemerken. Sie runzelte die Stirn und ſah Daniel fragend an.

Sie ſchaute im Kreis herum und gewahrte überall Leute aus der Stadt, die ſie teils mit Namen, teils von häufigen Begegnungen kannte. Ein Ladenfräulein aus der Ludwigſtraße; einen pockennarbigen Kommis aus einer Kolonialwarenhandlung; die würdige Vorſteherin eines Kindergartens; einen Beamten von der Sparkaſſe; den Hutmacher von der Ecke am Marktplatz ſamt ſeiner

verwachsenen Tochter; den Feldwebel, der stets salutierte, wenn er ihren Weg kreuzte.

Alle diese Leute waren im Sonntagsstaat und sahen sorglos und gutmütig aus. Aber sobald ihre Blicke sich gegen sie richteten, war etwas Böses in ihren Mienen. Die flackernden Flammen übermalten die Gesichter unheimlich, leichte Trunkenheit machte die trägen und schmutzigen Gedanken leserlich, und voll Sorge blickte Lenore zu Daniel auf, als müsse sie sich an seine größere Erfahrung und Überlegenheit wenden.

Es tat ihm leid um sie und leid um sich. Er wußte, was ihrer und seiner harrte. Sah er in die Höllenbreughelsche Versammlung, in der trotz Kneip- und Festtagslaune dunkle Gelüste jeder Art, verkrüppelte Leidenschaften, geheimnisvoller Neid und geheimnisvolle Rachgier etwas wie Blutgeruch verbreiteten, so konnte er sich keiner Täuschung hingeben über das, was ihnen bevorstand. Lenore zu schonen und zu schützen, eher von ihr zu lassen, als schuldig daran werden, daß das Kinderlächeln auf ihren Lippen erstarb, dies glaubte er im stillen sich und ihr versprechen zu können.

Die Arbeiterfamilie war aufgebrochen, und da es nicht mehr regnete, entfernten sich auch die meisten andern Gäste bald. In einem Raum über dem Saal wurde getanzt. Die Lampen klirrten, und man hörte nur das Brummen einer Baßgeige. Daniel schrieb mit dem Bleistift Noten auf den Tisch; Lenore beugte sich herzu, sah ihn fragend an und verfiel dann wieder, so wie er, in träumerisches Sinnen.

Keines trug nach den Worten des andern Verlangen; sie unterhielten sich stumm und wurden durch eine unwiderstehliche Gewalt innerlich zueinander hingezogen. Sie merkten nicht, daß es Abend wurde, daß der Saal sich indessen ganz geleert hatte, daß die Schankburschen die Gläser wegräumten, und daß schließlich auch die Tanzmusik verstummt war.

Wie in einer öden Höhle saßen sie Seite an Seite im halbfinstern Winkel, und als sie aus dem tiefen Schweigen emportauchten,

blickten sie einander in die Augen, erst verwundert, dann in aufwallender Bestürzung.

„Was ist denn? was machen wir denn!“ rief Lenore halblaut, „es ist spät, wir müssen heim.“

Der Himmel war umzogen, ein lauer Wind strich über die Ebene, auf der Landstraße standen breite Wasserlachen. Hie und da blinkte ein Licht aus der Dunkelheit, in fernen Dörfern schallte Hundegebell. Als die Chaussee in den Wald bog, reichte Daniel Lenore den Arm. Sie nahm ihn, ließ ihn aber bald wieder los. Daniel stockte im Schreiten und sagte fast zornig: „Sind wir denn verhext, alle beide? Sprich doch, Lenore.“

„Was soll ich denn sprechen?“ erwiderte Lenore leise, „ich weiß nicht, was ich sprechen soll. Mir ist so bang; die Nacht ist so finster.“

„Dir ist bang? dir, Lenore? Du kennst eben nicht die Nacht. Um dich und in dir wars noch nie Nacht, und jetzt verstehst du vielleicht, wies einem Nachtmenschen zumut ist.“

Sie antwortete nicht.

„Gib mir die Hand,“ bat er, „ich will dich führen.“

Sie gab ihm die Hand. Bald sahen sie die Lichter der Stadt.

Er geleitete sie ans Haus, aber statt Abschied zu nehmen, schauten sie einander wieder mit verwirrten, suchenden, hilflosen Augen an, beide bleich und stumm.

Lenore eilte in den Flur, drehte sich bei der Stiege um und winkte lächelnd wie aus einem Nebel zurück. Mit geschnürter Kehle starrte er auf die Stelle, wo die schlanke Gestalt verschwunden war.

4

Ohne der Zeit zu achten, ohne Müdigkeit, ohne bestimmte Gedanken, abgelöst von Pflicht und Gegenwart, wanderte er dann planlos durch die Gassen. Eine Spelunke auf der Insel Schütt sah ihn spät noch als Gast. Zusammengekauert, die Hand vor die Augen

gepreßt, nicht sehend, hörend, fühlend, saß er da. Verschütteter Schnaps glitzerte auf dem Tisch wie Grind, Kartenspieler fluchten, der Wirt war betrunken.

Feuerlärm auf der Straße trieb ihn hinaus. Es brannte in der Vorstadt Schoppershof. Der Himmel war gerötet, Rieselregen fiel. Es schien Daniel, als ob die Atmosphäre von einer herzzermalmenden Unglücksahnung durchzittert sei. Über dem Laufertor wirbelte eine Funkengarbe in die Höhe.

Da stieg in grandiosem Bogen die Melodie empor, auf welche er so lange und in vielen verzweifelten Nächten geharrt, und offenbarte sich wie mitgeboren zu den Worten der Harzreise: Mit der dämmernden Fackel durchleuchtest du ihm die Furten bei Nacht, über grundlose Wege, auf öden Gefilden.

In schluchzenden Terzen, immer noch einmal zurückstrebend, senkten sich die Stimmen, und oben blieb eine einsam, in der Umkehrung fromm entrückt.

Er summte die Melodie mit bebenden Lippen laut vor sich hin, als ihm im Rosental der Sokrates des neunzehnten Jahrhunderts mit seiner Bande begegnete. Diese also zigeunerten noch immer durch die Nächte.

Sie redeten alle durcheinander; ihr Wegziel war die Feuersbrunst. Unerkannt ging Daniel vorüber, da gellte die Stimme des Malers Krapotkin durchdringend: „Heil dem, was flammt! Heil den Kommenden!“ Das Gelächter der Sumpfbrüder verhallte in der Ferne.

Gertrud stand oben am Treppengeländer der Wohnung, mit der Kerze in der Hand. Seit zwölf Uhr wartete sie bei der Stiege. Um elf Uhr hatte sie am Haus des Vaters angeläutet; die erschrockene Lenore hatte ihr, vom Fenster herunter, mitgeteilt, daß sie sich schon um neun Uhr von Daniel getrennt habe.

Er führte die halb entseelte Frau in die Stube. „Warte niemals auf mich, niemals,“ sagte er.

Er öffnete das Fenster, wies in den glühenden Himmel hinter der Kirche, und während sie den Kopf mit geschlossenen Augen an

seine Schulter lehnte, sagte er mit einer skurrilen Verzerrung seines Gesichts: „Schau hin, es brennt. Heil dem, was flammt. Heil den Kommenden.“

5

Lenore hatte am andern Morgen keinen Gedanken mehr für die Frage übrig, warum Daniel nicht nach Hause gegangen war.

Der Inspektor war eben mit dem Frühstück fertig, als mit Heftigkeit die Klingel gezogen wurde. Lenore ging hinaus, um zu öffnen, und kehrte alsbald mit Herrn Zittel zurück, der sich in ungewöhnlicher Aufregung befand.

„Ich komme, um mich nach Ihrem Sohn zu erkundigen, Herr Inspektor,“ fing er an und hüstelte verlegen.

„Nach meinem Sohn?“ entgegnete Jordan erstaunt; „ich war der Meinung, Sie hätten ihm für drei Tage Urlaub gegeben.“

„Davon ist mir durchaus nichts bekannt,“ sagte Herr Zittel.

„Er ist am Samstagabend nach Bamberg zu seinem Freund Gerber gefahren, um ein Stiftungsfest oder dergleichen mitzufeiern, und wir erwarten ihn erst morgen. Wenn Sie nichts davon wissen, wird ihm wohl Herr Diruf den Urlaub gegeben haben.“

Der Bureauchef preßte die Lippen zusammen. „Können Sie mir die Adresse dieses Herrn Gerber mitteilen?“ fragte er. „Ich möchte telegraphieren.“

„Um Gottes willen, was ist geschehen, Herr Zittel?“ rief der Inspektor erblassend.

Herr Zittel starrte mit seinen grünglitzernden Augen düster in die Luft. „Am Samstagnachmittag übergab Herr Diruf Ihrem Sohn einen Scheck über dreitausendsiebenhundert Mark mit dem Auftrag, ihn bei der Filiale der bayrischen Bank einzulösen und das Geld mir abzuliefern. Ich hatte Geschäfte und kam an dem Nachmittag nicht mehr ins Bureau. Heute nun, vor einer halben Stunde, frug mich Herr Diruf, ob ich das Geld erhalten habe. Es

ſtellte ſich heraus, daß Ihr Sohn ſich am Samstag nicht mehr hatte ſehen laſſen, und da er auch dieſen Morgen nicht gekommen iſt, werden Sie unſere Unruhe begreiflich finden."

Der Inſpektor reckte ſich ſteif in die Höhe. „Herr, ſoll das etwa heißen, daß man meinen Sohn einer verbrecheriſchen Handlung bezichtigt?" donnerte er und drückte die Knöchel der geballten Fauſt auf den Tiſch.

Herr Zittel zuckte die Achſeln. „Es iſt ja möglich, daß ein Mißverſtändnis oder eine Nachläſſigkeit vorliegt," antwortete er; „immerhin ſind die Umſtände bedenklich; man muß raſch eingreifen, und wenn Sie mich im Stich laſſen, muß ich polizeiliche Hilfe in Anſpruch nehmen."

Jordans Geſicht wurde fahl. Er ſuchte an ſeinem langen ſchwarzen Rock aus irgendeinem Grund nach der Taſche. Der Rock hatte keine Taſche, trotzdem fuhr er mit haſtigen Fingern zu ſuchen fort. Er wollte ſprechen, aber die Zunge gehorchte ihm nicht; ſeine Stirn bedeckte ſich mit Schweiß.

Lenore umfaßte ihn mit geängſtigter Zärtlichkeit. „Ruhig, Väterchen," redete ſie ihm zu, „nur nicht gleich ans Schlimmſte denken. Setz dich ſchön hin und laß uns überlegen." Sie wiſchte mit dem Taſchentuch ſeine Stirn ab und hauchte einen Kuß darauf.

Der Inſpektor fiel widerſtandslos in den Seſſel und blickte Lenore voll flehender Spannung in die Augen. Von der erſten Sekunde an hatte ſie gewußt, was ſich ereignet hatte und was kommen mußte. Aber ſie durfte ihm nicht zeigen, daß ſie ohne Hoffnung war und bot ihre ganze Kraft auf, um den alten Mann vor dem Zuſammenbruch zu bewahren.

Mit Zittels Beiſtand verfaßte ſie eine Depeſche an jenen Gerber. Die als dringlich vorbezahlte Antwort ſollte an die Generalagentur gelangen, und Lenore ſollte zwiſchen elf und zwölf Uhr dorthin kommen. Sie begleitete Herrn Zittel in den Flur, und der Bureauchef ſagte: „Setzen Sie alle Hebel in Bewegung, um das Geld

herbeizuſchaffen. Wird der Schaden ſofort beglichen, ſo verzichtet Herr Diruf auf eine gerichtliche Verfolgung."

Lenore wußte aber, daß eine ſolche Summe ſchwerlich zuſtande gebracht werden konnte. Der Vater beſaß keine Erſparniſſe mehr. Auch hatten ſeine Arbeitgeber kein Vertrauen mehr zu ihm. Er war keiner Anſtrengung mehr gewachſen und der Ruhe bedürftig.

Mit freundlicher Miene betrat ſie die Stube und ſagte lebhaft: „So, Vater, nun wollen wir abwarten, was Benno antwortet, und damit du dich nicht vergrübelſt, les ich dir was Hübſches vor."

Auf einem Schemel zu Füßen des Vaters ſitzend, las ſie ihm aus einer Nummer der „Gartenlaube" die Schilderung einer Montblancbeſteigung vor; und dann anderes, worauf gerade ihr Auge fiel. Während ihre helle Stimme einſam durch das Gemach ſchwirrte, rang ſie mit Entſchlüſſen und lauſchte auf den Pendelſchlag der Uhr. Daß der Vater ebenſowenig wie ſie ſelbſt den Sinn des Geleſenen aufnahm, war ihr klar.

Endlich ſchlug es elf Uhr. Da erhob ſie ſich und ſagte, ſie müſſe in die Küche, um Feuer zu machen. Es kam an Mittagen ſonſt eine Bedienerin, die das Eſſen kochte, dieſe war noch nicht da. Im Flur riß Lenore ihren Strohhut vom Nagel und flog ſchnell wie der Wind zu Gertrud hinüber. Daniel war nicht zu Hauſe; Gertrud ſchälte Kartoffeln.

Drei Sätze, und Lenore hatte der Schweſter alles geſagt. „Geh gleich mit mir und geh hinauf zum Vater," ſchloß ſie; „acht auf ihn, halt ihn zurück, wenn er fortgehn will, in einer halben Stunde bin ich wieder bei euch."

Gertrud wurde von Lenore die Stiege förmlich hinuntergezerrt, und eh ſie noch eine Frage ſtellen konnte, war Lenore verſchwunden.

In der Generalagentur kam ihr Herr Zittel mit dem geöffneten Antworttelegramm entgegen. Es war von jenem Gerber, Bennos Freund, unterzeichnet und lautete: Benno Jordan iſt nicht hier geweſen.

Benjamin Dorn ſtand hinter Herrn Zittel und trug eine Miene ſüßlich klagenden Bedauerns zur Schau.

„Herr Diruf läßt Sie bitten, ſich zu ihm zu bemühen," ſagte der Bureauchef kalt.

Mit bleichem Geſicht trat Lenore in Dirufs Privatkanzlei. Herr Diruf ſchrieb an die drei Minuten weiter, ehe er von ihrer Gegenwart Kenntnis nahm. Dann öffneten ſich die Pflaumenaugen träge, ein ſeltſam genußſüchtiges Lächeln huſchte blitzſchnell unter ſeinem Schnurrbart hervor, und er ſagte: „Der Filou iſt alſo gepurzelt. Nicht wahr?"

Lenore rührte ſich nicht.

„Kann die veruntreute Summe binnen vierundzwanzig Stunden erſetzt werden?" fragte der fette und finſtere Fürſt der Schreiber.

„Mein Vater wird tun, was menſchenmöglich iſt," flüſterte Lenore gepreßt.

„Haben Sie die Güte, Ihrem Vater auszurichten, daß ich morgen Mittag um zwölf Uhr die Anzeige erſtatten werde, wenn bis dahin die dreitauſendſiebenhundert Mark nicht an meine Kaſſe bezahlt ſind."

Lenore eilte nach Hauſe. Nun mußte der Vater aufgerüttelt werden. Gertrud und der Inſpektor ſaßen in einem furchtbaren Schweigen beieinander. Lenore enthüllte das nicht mehr zu verbergende Unglück.

„Mein guter Name," ſtöhnte Jordan gemartert.

Vor der Schande mußte er ſich retten. Die gewährte Gnadenfriſt erſchien ihm als ein ſicheres Mittel zur Rettung. Er zweifelte nicht, daß er dienſtbereite Freunde finden würde, denn er hatte ja etwas, worauf er pochen konnte: eine makelloſe Vergangenheit und den Ruf eines zuverläſſigen Mannes.

So ſagte er ſich; und als er einmal den Entſchluß gefaßt hatte, die Dienſte der Freunde, deren er ſicher zu ſein wähnte, aufzurufen, ſchien ihm auch der ſchwierigſte Teil ſeines Vorhabens überwunden. Das Leiden, zu dem ihn der tödlich getroffene Stolz, die ent-

täuſchte und zertretene Vaterliebe verurteilte, hatte er allein zu tragen; das ſtand auf einem Blatt für ſich.

Und er ging aus, ſich an die Freunde zu wenden.

6

Sein erſter Gang galt dem Schwager ſeiner Schweſter, dem penſionierten Oberſtleutnant Kupferſchmied. Seine Schweſter war vor einem halben Jahr geſtorben und hatte nichts hinterlaſſen, der Oberſtleutnant jedoch war vermögend; er hatte in die Familie eines reichen Fabrikanten geheiratet. Jordans Beziehungen zu ihm waren ſtets angenehm geweſen, ja der alte Militär ſchien beſondere Vorliebe für ihn gefaßt zu haben. Kaum vernahm er aber jetzt, was von ihm gefordert wurde, ſo zeigte er ſich höchſt aufgebracht. Er ſagte, er habe das Unheil kommen geſehen; wer ſeine Kinder über die Verhältniſſe erziehe, müſſe ſich nicht wundern, wenn ſchlechte Menſchen aus ihnen würden, und nichts in der Welt könne ihn beſtimmen, auch nur einen roten Heller herzugeben.

Jordan entfernte ſich wortlos.

Der zweite Gang führte ihn zu ſeinem alten Bekannten, dem Notar Rübſam. Da vernahm er viel Bedauern, zahlreiche Ausrufe des Entſetzens, ein Ach übers andere, Klagen über die elenden Zeiten, Verwünſchungen ſäumiger Zahler, endloſe Troſtſprüche und leere Ratſchläge. Geſtern noch ſei das Geld annähernd beiſammen geweſen; künftigen Monat fließe vielleicht wieder etwas ein, aber heute, gerade heute habe man die fälligen Steuern erlegen müſſen, und ſo weiter, und ſo weiter.

Niedergedrückt von dem Gewicht der Demütigung, wanderte Jordan zum Dritten, einem Kaufmann namens Hornſchuch, dem er einſt wichtige Hilfe geleiſtet. Dieſe hatte Herr Hornſchuch vergeſſen, nicht aber die Warnungen, die er dem Inſpektor im Hinblick auf den zutage tretenden Leichtſinn des jungen Benno

angeblich habe zufließen lassen. An Geld fehle es ihm selber; er habe ultimo vorigen Monats eine Hypothek kündigen müssen, und seine Frau habe sogar ihren Diamantschmuck verpfändet.

Und so ging es beim vierten, einem Baumeister, der einmal zu Jordan gesagt, er werde Hab und Gut für ihn opfern, wenn Not am Mann sei; und so beim fünften und beim sechsten und beim siebenten. Mit wehem Herzen tat Jordan schließlich das äußerste: er ging zu Diruf, um ihn zu bitten, die Frist auf drei Tage zu verlängern. Aber Herr Diruf saß unnahbar auf seinem Schreibsessel. Er rauchte eine knüppeldicke Havannazigarre, der Solitär warf ein blendendes Feuerwerk, er lächelte müd, kalt und erstaunt und schüttelte den Kopf.

Als Jordan gegen Abend nach Hause kam, befanden sich Daniel und Gertrud im Zimmer. Gertrud stützte den Wankenden und brachte ihm ein Glas Wein zur Stärkung. Er hatte seit dem Frühstück nichts zu sich genommen.

„Wo ist Lenore?" murmelte er, schien jedoch kein Interesse an der Antwort zu haben, sondern ließ sich auf einen Stuhl fallen und preßte den Kopf zwischen beide aufgestützte Arme.

Gertrud, die ihn erlöschen sah wie ein Licht verlischt, wurde es schwindlig vor Mitleid. Ihre letzte Hoffnung war auf Lenore gerichtet, die um fünf Uhr fortgegangen war, weil sie es unerträglich gefunden hatte, Stunde um Stunde nichtstuend auf den Vater zu warten. Bei jedem Geräusch, das im Hause erschallte, horchte sie begierig auf.

Daniel stand am Fenster und starrte in die violette Dämmerung über dem stillen Platz.

Es schlug sieben Uhr, es schlug halb acht, es schlug acht, Lenore kam nicht. Daniel fing an, erregt durch das Zimmer zu gehen. Wenn er mit dem Fuß an einen Sessel stieß, zuckte Gertrud zusammen.

Kurz nach acht Uhr ertönten Schritte auf der Stiege. Der Schlüssel kreischte im Gatterschloß, die Stubentür ging auf, und herein traten Lenore und Philippine Schimmelweis.

Alle ſahen Philippine an; ſogar der Inſpektor heftete einen matten Blick auf ſie. Daniel und Gertrud waren ſehr befremdet. Daniel erkannte ſeine Baſe nicht, denn er wußte nichts von ihr und hatte ſie nur einmal als Kind geſehen. Er wußte nicht, wer das abſchreckend ausſehende Weſen war und forderte mit einem fragenden Emporheben der Brauen von Lenore eine Aufklärung.

Lenore war die einzige, die Philippine wohlwollend betrachtete, und außerdem lag in ihrer Miene eine gewiſſe Neugier.

Philippines ganze Erſcheinung hatte etwas Monſtröſes. Schon ihre Toilette war abenteuerlich. Der große, braune Strohhut mit dem ſteif in die Höhe ſtrebenden Band war ein wenig nach hinten geſchoben, damit die über die Stirn hängenden modiſchen Einpelfranſen nicht um ihre Wirkung gebracht würden. Das grell karierte Kleid war unterhalb der Bruſt mit einem gelben Stoffgürtel ſo feſt umſchnürt, daß die Plumpheit des Körpers dadurch ins Lächerliche wuchs und ihn einer großen Sanduhr ähnlich machte. Die grob geſchnittenen Züge hatten den Ausdruck lauernder Tücke.

Nach einigen Minuten peinlicher Stille ſchritt ſie auf Daniel zu und zupfte ihn am Ärmel. „Gell, du weißt gar nicht, wer ich bin?“ fragte ſie, und ihre kleinen Augen blitzten ihn mit rätſelhafter Wildheit an; „ich bin die Philippine; die Philippine Schimmelweis bin ich.“

Daniel wich vor ihr zurück. „Nun gut, was ſolls?“ fragte er ſtirnrunzelnd.

Sie folgte ihm, packte ihn abermals am Ärmel und zog ihn in eine Ecke. „Hör zu, Daniel,“ liſpelte ſie, „mein Vater, der muß dir Geld geben, ſo viel du brauchſt. Dein Vater nämlich hat vor vielen, vielen Jahren alles Geld, was er gehabt hat, dreitauſend Taler, meinem Vater gebracht, damit ers für dich aufhebt. Verſtehſt? Ich habs erhorcht, wie mein Vater mit meiner Mutter davon geſprochen hat. Das iſt auch ſchon an die ſieben Jahre her, aber ich hab

mirs damals unter die Ohren geschrieben. Mein Vater hat das Geld für sich verwendet; er denkt, er kanns behalten. Geh hin und verlang, was du haben mußt, um denen da zu helfen. Darfst mich aber nicht verraten, sonst schlagen sie mich tot, verstehst? Darfst kein Sterbenswort von mir sagen, gell?"

„Ist das wahr?" entrang es sich Daniel, in dem unsäglicher Zorn mit unsäglichem Ekel kämpfte.

„Es ist wahr, Daniel, bei meiner Ehr und Seligkeit," erwiderte Philippine, „geh nur hin; wirst schon sehen, daß es wahr ist."

Lenore wandte während des Zwiegesprächs der beiden, aus dem kaum der Ton der Stimmen zu ihr drang, keinen Blick von ihnen ab.

8

Seit dem Tage, an welchem Philippine ihren Bruder Markus zum Krüppel gemacht hatte, war sie eine Geächtete im Haus ihrer Eltern gewesen.

Schwerlich hatte sie jemals Anlagen zur Güte und Heiterkeit besessen, aber die barbarische Züchtigung ihres Vaters hatte ihre Seele für immer verdunkelt und befleckt. Von ihrem zwölften Jahr an wurde ihr Geist ausschließlich vom Haß regiert.

Der Haß erweckte sie, zeugte Gedanken und Pläne in ihr, verlieh ihr Willenskraft und Kühnheit und gab ihr eine frühzeitige Reife.

Sie haßte ihren Vater, ihre Mutter und ihre Brüder.

Sie haßte das Haus und seine Stuben, das Bett, in dem sie schlief, den Tisch, an dem sie aß. Sie haßte die Leute, die in die Wohnung, die Kunden, die in den Laden kamen, die Müßiggeher am Schaufenster, den langen Zwanziger, die Bücher und die Zeitschriften.

Aber an jenem Mittag, als sie das Gespräch zwischen Vater und Mutter belauscht, hatte sich in ihrem finsteren und verwahrlosten Gemüt dem Haß eine zweite Macht beigesellt. Mit brennendem Kopf hinter der Tür stehend, hatte sie gehört, daß sie mit Daniel

ſollte verheiratet werden. Dieſes Wort hatte ſich die Dreizehnjährige mit der ganzen Wildheit einer Gefeſſelten, mit der ganzen Verbiſſenheit einer Phantaſieloſen zu eigen gemacht.

Sie hatte darin nicht einen mehr oder weniger ausſichtsvollen Plan des Vaters, ſondern eine Schickſalsbotſchaft hatte ſie vernommen und lebte von nun an einer Idee, die Licht und Zweck in ihr Daſein brachte.

Kurz nach ſeiner Ankunft in Nürnberg hatte ſie Daniel unter den Meßbuden auf der Inſel Schütt zum erſtenmal geſehen; der Vater hatte ihn ihr gezeigt. Sie wußte, daß er Muſiker werden wollte; ſie empfand dabei nichts. Sie wußte, daß es ihm ſchlecht ging; ſie ſpürte weder Mitleid noch Bedauern. Als ſie ihn ſpäter im Konzertſaal erblickte, war er ihr ſchon der Verſprochene; er gehörte ihr; ihn zu erringen, ihn in ihre Gewalt zu bekommen, gleichviel auf welche Art, war ihr unveränderliches Trachten, ein Gefühl, in welchem ſich Tieriſches und Wahnſinn ſeltſam miſchte.

Die Diebſtähle, die ſie entſchloſſen und regelmäßig verübte, häuften ſich im Laufe der Jahre zu einer ſtattlichen Summe. Nicht frech wie Diebe ſonſt, wurde Philippine mit der Zeit immer vorſichtiger. Darin, eine ehrliche Miene zur Schau zu tragen, erreichte ſie eine ſolche Meiſterſchaft, daß ſelbſt Jaſon Philipps Argwohn, als es einmal doch zu einer ſtrengen Unterſuchung kam, durch ihr Benehmen zerſtreut wurde.

Sie hoffte wohl, ſich mit dem geſtohlenen Geld eine gewiſſe Unabhängigkeit zu ſichern. Denn ſtets war ſie darauf gefaßt, daß ihr die Eltern eines Tages das Haus verbieten würden. Sie war überzeugt, Vater und Mutter warteten nur auf die Gelegenheit, ſich ihrer unter einem Schein von Recht zu entledigen.

Ferner hatte ſie zwei Leidenſchaften: eine für Süßigkeiten und eine für bunte Bänder.

Die Süßigkeiten kaufte ſie am Abend; da ſchlich ſie heimlich in den Laden des Zuckerbäckers Degen und verlangte mit lüſtern auf-

geriſſenen Augen für zwanzig Pfennige gefüllte Pralinees, an denen ſie bis zum Schlafengehen ſchleckte.

Die Bänder nähte ſie zu Schleifen, um ſie entweder auf dem Hut oder am Hals oder am Kleid zu tragen. Je greller eine Farbe war, je mehr gefiel ſie ihr. Fragte die Mutter, woher haſt du das Band? ſo mußte ſie lügen, und obwohl ſie keine Freundin hatte, überhaupt keinen Verkehr, ſagte ſie, dies oder jenes Mädchen ſchenke ihr bisweilen Bänder. Wenn der Reichtum gar zu auffällig ſchien, zierte ſie das Kleid erſt nach dem Verlaſſen des Hauſes in irgendeinem dunklen Torweg mit dem Band.

Den Gang auf den Dachboden wagte ſie höchſtens einmal in der Woche. Da mußten die Brüder in der Schule und die Eltern im Laden ſein. Die Angſt, man könne ſie ihres Schatzes berauben, machte ſie von Jahr zu Jahr unſeiter und drückte ſich in ihrem Geſicht als ein bösartiges Mißtrauen aus.

Zitternd ſtieg ſie die dreizehn Stufen vom Vorplatz der Wohnung zum Bodenraum empor. Daß es gerade dreizehn Stufen waren, gab den erſten Anſtoß zu dem Aberglauben, dem ſie ſich in ſpäterer Zeit mit wollüſtigem Schaudern überließ. Hatte ſie die unterſte Stufe mit dem linken Fuß betreten und merkte es in der Mitte der Treppe, ſo kehrte ſie um und verzichtete für dieſen Tag auf den Anblick ihres Reichtums.

Sie fürchtete ſich vor Geſpenſtern, Hexen und Zauberern und wurde kleideweiß, wenn eine Katze vor ihr über die Straße lief.

Thereſe hielt keine Magd mehr, und durch die Arbeit in der Küche wurde Philippines Teint rauh und an ihren Händen ſprang die Haut. Oft entzog ſie ſich dem Geſchirrwaſchen und Tellerſpülen durch die Flucht, dann keifte und ſchrie Thereſe, daß die Nachbarinnen die Köpfe zu den Fenſtern herausſtreckten. Da rächte ſich Philippine, indem ſie Bettüberzüge, Hemden und Handtücher, die im Flickkorb lagen, abſichtlich beſchädigte und zerriß. Sie bediente ſich hierbei einer Verwünſchungsformel, die ſie ſich erdacht hatte,

und die aus bedeutungsvoll klingenden, aber völlig sinnlosen Worten zusammengesetzt war.

Sie hegte den absonderlichen Wahn, daß es ihr gegeben sei, Unglück über die Menschen zu bringen. Um die Zeit, als Jason Philipp anfing, über schlechten Geschäftsgang zu klagen, verspürte Philippine eine teuflische Genugtuung. Sein Gesinnungswechsel hatte die ehemaligen Parteigenossen vertrieben und die neuen glaubten ihm nicht. Er mußte wieder zu zweideutigen Druckwerken greifen, um Geld zu verdienen, und bald war es üblich, daß die Leute verächtlich lächelten, wenn von der Schimmelweisschen Buchhandlung die Rede war. Die Arbeiter-Assekuranz warf lange nicht mehr so viel ab wie am Anfang, denn der Kredit der Prudentia und ihrer Werber war untergraben.

Es gibt ein Gesetz beim Fallen und Steigen bürgerlicher Existenzen. Von heute zu morgen veralten des einen Redlichkeit und Fleiß, veralten die Schliche und Winkelzüge des andern. So fiel der Inspektor Jordan, so ging es mit Jason Philipp Schimmelweis bergab.

Philippine schrieb dies ihrem stillen, verderblichen Wirken zu. Jedes Mißgeschick, das den Vater traf, lockerte die Kette, die sie an freier Bewegung hemmte. In verruchten Stunden träumte sie von Not und Hunger, Bankrott und Verzweiflung der Ihren. Dann brauchte sie nicht länger das Aschenbrödel zu sein, früh aufzustehen, um Holz zu spalten und den Brüdern die Stiefel zu putzen; dann war offener Weg zwischen ihr und Daniel.

9

Manchmal dachte sie, sie könne einfach hingehen und bei ihm bleiben. Manchmal schien es ihr, als werde er kommen und sie mitnehmen. Eines oder das andere mußte geschehen, so dachte sie.

An einem Sonntagabend, es war gerade der Tag, an dem sie achtzehn Jahre alt geworden, kam ein Kuteragent Jason Philipps,

ein Mensch namens Pfefferkorn, in die Wohnstube und erzählte beiläufig, daß die ältere der Jordanschen Töchter seit langer Zeit mit dem Musikus Notbast verlobt sei, daß dieses Verlöbnis geheim gehalten worden sei, daß aber nun die Hochzeit unmittelbar bevorstehe.

„Wie ich höre, ist ja der Musikus Ihr Neffe," schloß Pfefferkorn seinen Bericht.

Jason Philipp starrte finster vor sich hin, Therese, die ihren Zichorienkaffee schlürfte, stellte die Tasse auf den Tisch und musterte ihren Mann mit geringschätzigem Blick.

Da brach Philippine in ein Gelächter aus, das allen durch Mark und Bein ging. Sie rannte aus dem Zimmer und schlug die Türe krachend hinter sich zu. „Die ist wohl nicht bei Trost," murmelte Jason Philipp wütend.

Es kam dann jene Julinacht, in der sie ganz vom Hause fortblieb. Jason Philipp wetterte und brüllte, als sie am andern Morgen zurückkehrte, aber sie blieb stumm. Er sperrte sie sechzehn Stunden lang in den Keller; sie blieb stumm.

Hierauf verließ sie monatelang das Haus nicht mehr; wusch und frisierte sich nicht mehr; hockte in der Küche und die versträhnten Haare hingen wüst über Nacken und Schultern.

Eine verzehrende Rachgier tobte in ihrer Brust, und die Geduld, die sie wider Willen üben mußte, erstarrte nach und nach zur Miene heuchlerischen Stumpfsinns.

Plötzlich fing sie wieder an, sich zu schmücken und schlenderte an Nachmittagen durch die Straßen. Ihre geschmacklos grellen Bänder erregten Spott bei jung und alt.

Sie hatte auskundschaftet, daß Lenore Jordan häufig die Vorträge im Kulturverein besuchte. Sie ging gleichfalls dorthin, drängte sich immer dicht an Lenore heran, aber deren Aufmerksamkeit zu erregen wollte ihr lange nicht gelingen. Einmal saß sie neben Lenore; ein Wanderprediger hielt eine Rede über Leichenverbrennung. Philippine zog ihr Taschentuch und drückte es an die Augen, als ob

ſie weine. Betroffen wandte ſich Lenore zu ihr und fragte, was ihr fehle. Es ſei halt gar ſo traurig, was der alte Herr dort oben vorbringe, antwortete Philippine. Lenore verwunderte ſich, da in den Ausführungen des Redners nichts enthalten war, was traurig genannt werden oder irgendeinem Menſchen Tränen entlocken konnte.

Nachher ging ſie mit Philippine zuſammen weg, und als ihr das häßliche Geſchöpf ſein Elend ſchilderte, wie ſie von den Eltern und Brüdern Mißhandlungen erleiden müſſe und niemand auf der Welt habe, der ſich um ſie kümmere, wurde Lenore von dieſen Klagen bewegt; der Umſtand, daß Philippine Daniels leibliche Baſe war, beſchwichtigte ihren Widerwillen und ſie verſprach ihr, ſie bisweilen zu einem Spaziergang abzuholen.

Sie hielt ihr Verſprechen. Sie achtete nicht auf das Kopfſchütteln der ihnen Begegnenden, wenn ſie mit der vierſchrötigen, marktſchreieriſch aufgetakelten jungen Dame in den Anlagen am Stadtgraben wandelte. Aber ſpäter zog ſie es doch vor, die Promenaden, die zwei- oder dreimal jeden Monat ſtattfanden, in die Abendſtunden zu verlegen.

Philippine wünſchte es ſelbſt. Sie deutete an, daß zwiſchen den Familien Rothafft und Schimmelweis eine geheimnisvolle Feindſchaft herrſche und beſchwor Lenore, ſie möge Daniel den Verkehr mit ihr verſchweigen. Es war Lenore peinlich, dies von Philippine immer von neuem gefordert zu hören. Die lauernde Art, mit der Philippine das Geſpräch auf Daniel und Gertrud zu bringen ſuchte, hatte etwas Zudringliches; ſie wollte bald dies, bald jenes wiſſen, fragte unverſchämt nach Gertruds Mitgift und verlangte ſchließlich, Lenore ſolle ihre Schweſter einmal mitbringen.

Da verſpürte Lenore ein heftiges Grauen vor dem Mädchen, und Beſtürzung erfaßte ſie, als ſie trotz der Dunkelheit die megärenhafte Bosheit in Philippines Geſicht bemerkte. Eine unüberhörbare Stimme warnte ſie; ſoweit ſie es ohne beleidigende Abwehr zu tun vermochte, entzog ſie ſich dem Umgang wieder. Hätte ſie auch nicht

Verſchwiegenheit zugeſagt, ein Gefühl, halb Furcht, halb Scham, hätte ſie gehindert, vor Daniel den Namen Philippines zu nennen.

Sie ahnte nicht, daß ſich Philippine im verborgenen an ihre Fersen heftete. Philippine kannte alsbald die Stunden, in denen ſich Daniel und Lenore zu treffen pflegten, und folgte ihnen in bemeſſenem Abſtand auf allen ihren Wegen. Warum ſie dies tat, wußte ſie kaum; es zwang ſie dazu.

Und was ſie bei Lenore erreicht hatte, wollte ſie auch bei Gertrud erreichen. Im Metzgerladen, auf dem Buttermarkt, bei der Gemüſehändlerin, tauchte ſie auf einmal auf, ſtarrte Gertrud frech ins Geſicht, gab ſich eine alberne Wichtigkeit und ſagte etwa: „Gottich, Gottich, wie teuer ſind heuer die Bohnen;“ oder: „ein kaltes Lüftla weht, da kann man das Reißen kriegen.“ Aber Gertrud war viel zu weltverloren und viel zu empfindlich gegen fremde Berührung, um ſo plumpe Annäherungsverſuche zu beachten.

Warte nur, dachte dann Philippine ergrimmt, dein Hochmut wird dir noch heimgezahlt.

10

An dem für die Jordanſche Familie ſo verhängnisvollen Montag hatte es wegen Philippines beſtändigen Streunens wieder einen heftigen Zank mit ihrer Mutter gegeben. Thereſe keifte noch, als Jaſon Philipp aus dem Laden heraufkam und ſich erkundigte, was denn ſchon wieder los ſei.

„Frag nicht,“ rief Thereſe gellend, „lehr lieber deine Tochter Mores. Die Kanaille wird noch im Zuchthaus enden, das prophezei ich dir.“

Philippine verzog hämiſch das Geſicht. Jaſon Philipp ſchien aber heute keine Luſt zu haben, als ſtrafende Macht aufzutreten; er hatte eine Neuigkeit im Sack und ſtrahlte.

„Da bin ich dem Hornſchuch begegnet,“ wandte er ſich an Thereſe, „du kennſt ihn ja, Firma Hornſchuchs Erben, ſchwerreiche Leute übrigens, und der Mann erzählt mir, der junge Jordan hätte bei

der Prudentia Geld unterſchlagen und ſich aus dem Staub gemacht. Ich laufe gleich auf die Generalagentur, und Zittel beſtätigt es mir Wort für Wort. Beinahe viertauſend Mark ſind es! Der Inſpektor ſoll das Geld erſetzen, hat aber nicht das Schwarze unterm Nagel im Vermögen und iſt infolgedeſſen bös in der Klemme, denn Diruf droht mit dem Gericht. Diruf verſteht da keinen Spaß. Was ſagſt du dazu?"

Thereſe wickelte die Hände in ihre Schürze und warf einen ſchrägen Blick auf Jaſon Philipp. Sie erriet den Grund ſeiner Freude und ließ ſchweigend den Kopf ſinken.

Jaſon Philipp ſchmunzelte vor ſich hin. An den Ofen gelehnt, pfiff er behaglich. Immer noch die Marſeillaiſe, aus Vergeßlichkeit und in jahrelanger Gewöhnung.

Er hatte nicht geſehen, wie Philippine ſeinen Worten mit verhaltenem Atem gelauſcht und wie ein ſchreckliches Flammen ihre Züge von innen erleuchtet hatte. Sie erhob ſich und verließ mit raſchelnden Schritten die Stube.

Fünf Minuten ſpäter ſtand ſie vor dem Jordanſchen Haus. Sie ſchickte einen kleinen Buben hinauf und ließ ſagen, das Fräulein Lenore möge herunter kommen. Sie erhielt den Beſcheid, Lenore ſei fortgegangen. Da blieb ſie am Tor ſtehen und wartete.

II

Von ihrer Qual getrieben, war Lenore zu Martha Rübſam geeilt und hatte erfahren, daß der Vater ſchon vor drei Stunden dort geweſen war. Aus dem verlegenen Weſen der Freundin erriet ſie, daß der Vater eine Bitte, und eine vergebliche Bitte, getan hatte.

Dann ſtand ſie auf einer Hauptſtraße und ſchaute verſtört in die vorbeiflutende Menge. Alles war ſo grauenhaft wirklich.

Sie dachte nach. An wen ſich wenden? Eine Purpurwelle ſchoß in ihr Geſicht, als ihr Eberhard einfiel. Unwillkürlich machte ſie eine

leidenſchaftlich wehrende Bewegung. Der erſte Strahl dieſer Hoffnung war zugleich der letzte. Das Gewiſſen ſchlug ihr, doch konnte ſie nicht anders; hier war ein Gefühl, unzugänglich für Gründe, gegen jeden Zuſpruch zehnfach gewappnet. Er war außerdem verreiſt; mit einem Seufzer der Erleichterung entſann ſie ſich, es erfahren zu haben.

Ob Daniel nicht zur Freifrau gehen würde? Nein, es war nicht zu denken.

Sie ertrug die Stadt nicht, die Menſchen nicht mehr und ging durch die Gärten der Veſte aufs Feld. Sie ertrug den Himmel nicht, die weiten Blicke nicht und kehrte wieder um. Sie kam durch die Füll, trat ins Carovinsſche Haus und läutete bei Frau Benda an. Sie wußte, daß die alte Dame fort war; trotzdem, wie mit verwirrten Sinnen, läutete ſie viermal. Wenn doch Benda käme, wenn doch der gütige Freund in ſeinem Zimmer ſäße und zu ihr herauskäme!

Aber es rührte ſich nichts. Aus dem erſten Stock drangen die Töne eines Klaviers in vollen Akkorden herauf, im Hof heulte Cäſar, der Hund.

Mit pochendem Herzen begab ſie ſich auf den Heimweg. Am Tor gewahrte ſie Philippine.

„Hab von euerm Unglück gehört," redete Philippine ſie mit ihrer krähenden Stimme an. „Keiner kann euch helfen, nur ich."

„Sie? Sie können helfen?" ſtammelte Lenore und der ganze Platz drehte ſich im Kreis um ſie.

„Ehr und Seligkeit, ich kanns. Muß bloß mit dem Daniel ſprechen. Fackeln wir nicht lang. Iſt er droben?"

„Ich glaube, er iſt droben. Wenn nicht, hol ich ihn."

„Alſo gehn wir hinauf."

Sie ſchritten zur Stiege.

12

Jaſon Philipp war zu einem gemütlichen Abend in der Geſellſchaft „Schlapperatzen" geladen und benutzte die Sieſta nach dem

Nachteſſen zur Lektüre des Leitartikels im Kurier. Darin war eine Rede Bismarcks ſo witzig gloſſiert, daß Jaſon Philipp einigemale ein ſchadenfrohes Beifallsknurren hören ließ.

Er hatte ſich eine Apfelſine mitgebracht; die Frucht lag zerſchnitten und mit Zucker beſtreut neben ihm auf einem Teller. Von Zeit zu Zeit langte er hin, ergriff ein Stückchen, ſchob es in den Mund, ſchmatzte umſtändlich und leckte, wenn es verſchlungen war, die Lippen. Da ſtierten dann beide Söhne lüſtern auf ſeine Hand und leckten im geiſtigen Mitgenuß ebenfalls ihre Lippen.

Willibald ſtöhnte über einer algebraiſchen Gleichung; auf ſeinem grauen, finnigen Geſicht lag Unbegabtheit und üble Laune. Markus durfte ſeines Gebrechens halber nicht bei Lampenlicht arbeiten; er half ſeiner Mutter beim Linſenleſen und machte, um dieſe gegen Philippine aufzureizen, fortwährend giftige Bemerkungen über das Ausbleiben der Schweſter.

Das letzte Stück der Apfelſine verſchwand hinter Jaſon Philipps Bart, da bimmelte das Gatterglöckchen.

„Es iſt ein Mann draußen," ſagte Markus, der hinausgegangen war und nun mit ſeinem einzigen Auge dumm glotzend auf der Schwelle ſtand.

Jaſon Philipp reckte den Hals. Gleich darnach ſprang er vom Stuhl empor. Er hatte den im halbdunkeln Flur ſtehenden Daniel erkannt.

„Ich habe mit dir zu ſprechen," ſagte Daniel, indem er ins Zimmer trat. Er zerknüllte den Filzhut in den Händen, und die Blicke, mit denen er umherſchaute, zeugten von großer Erregung.

Er ſah weder Jaſon Philipp, noch Thereſe, noch einen der Knaben an. Sein Auge flog über die Wände und die geringen, unſchönen und ſeltſam gemeinen Gegenſtände, die an ihnen hingen: ein Zeitungshalter mit geſtickten Bändern; ein Eckbrett, auf welchem ein Bierkrug den dicken Leib und Kopf eines Mönches darſtellte; ein Öldruck mit einem in den Krieg ziehenden und von ſeiner zahlreichen Familie Abſchied nehmenden Landwehrmann. Dieſe Dinge

hatten für Daniel etwas wie ein unſinniger Traum. Tiefatmend bohrte er endlich ſeinen Blick in den Jaſon Philipps. Da waren viele Jahre weggewiſcht, da ſah er ſich am Brunnen in Eſchenbach ſtehen; ringsum glühten die Steine ſowie die gekreuzten Balken in den Häuſermauern, und Jaſon Philipp haſtete in ſcheuem Bogen erbittert vorbei, als fliehe er vor der Welt, vor der Sonne, vor den Menſchen und vor der Muſik.

„Ich habe mit dir zu ſprechen," wiederholte er.

Thereſe ſchien es, daß ſich nun ihre ſchlimmen Ahnungen erfüllten. Mit ſchlotternden Knien ſtand ſie auf. Sie wagte nicht, in die Richtung zu ſchauen, wo Daniel ſich befand und ſie gewahrte nicht, ſie ſpürte nur den Wink Jaſon Philipps, mit dem er ihr und den Knaben das Zimmer zu verlaſſen befahl. Sie packte Markus bei der Hand und Willibald beim Rockärmel und zwiſchen beiden wankte ſie hinaus.

„Was gibts?" fragte Jaſon Philipp, verſchränkte die Arme und blickte finſter in den Linſenhaufen auf dem Tiſch. „Du haſt eine ſehr, wie ſoll ich ſagen, eine ſehr eindringliche Manier. Es iſt eine Manier, die einen erinnert, daß wir Geſetze gegen Hausfriedensbruch haben. Deine Aktien müſſen in letzter Zeit ziemlich hoch im Kurs geſtiegen ſein. Alſo was iſt los?"

Er räuſperte ſich und trommelte mit den Fingern an die Ellenbogen der verſchränkten Arme.

Daniel fühlte, wie er die Ruhe verlor; er fühlte ſeine eigenen Arme wie eine Gefahr; es prickelte in ihnen. Aber noch fand er kein Wort; noch dünkte ihn die Frage, die er zu ſtellen hatte, zu ungeheuerlich, als daß er die Furcht vor Irrtum und Übereilung ganz hätte unterdrücken können.

„Wo iſt das Geld hingekommen, das dir mein Vater gegeben hat?" kam es endlich dumpf grollend über ſeine Lippen.

Jaſon Philipp entfärbte ſich und ſeine Arme ſanken herab. „Das Geld? Wo das Geld hingekommen iſt? Das dein Vater — ? wo es hingekommen iſt?" ſtotterte er verworren. Er weſte Zeit gewinnen; er

wollte überlegen, was er gestehen müsse, was er verbergen durfte. Ein scheuer Blick in das Gesicht Daniels verriet ihm nichts Gutes. Er fürchtete sich vor diesem mageren, muskulösen und verwegenen Gesicht.

Er fauchte vor Zorn bei dem Gedanken, der junge Mensch, für den er, Jason Philipp, einst die höchste Autorität gewesen, wolle sich unterfangen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, und in dieser Vorstellung fühlte er sich als der tadellose Ehrenmann, der er in den Augen aller seiner Mitbürger zu sein wünschte und zu sein glaubte. Zugleich würgte ihn eine unbeschreibliche Angst vor dem Verlust des Geldes, das als sein Eigentum zu betrachten er sich längst gewöhnt, mit dem er spekuliert und gearbeitet hatte und das zu einem Teil seines Wesens geworden war wie sein Haus, wie sein Geschäft, wie seine Projekte. Er vergrub die Hände in den Hosentaschen und prustete; die feige Furcht vor den Folgen eines Betrugs zwang ihn zu einem halben Geständnis des Betrugs, aber in seinen Worten lag auch die fieberhafte Rabulistik des Geldmenschen, der in tobender Verzweiflung um den Mammon kämpft.

„Das Geld ist da. Natürlich ist es da. Wo soll es sonst sein? Was von Zinsen und Vorschüssen nach Eschenbach gewandert ist, darüber geben meine Bücher Auskunft. Meine Bücher können eingesehen werden bis auf den heutigen Tag. Ich habe es ein gutes Stück vorwärts gebracht im Leben. Wer so wie ich in der Welt dasteht, hat keinen Menschen zu scheuen. Denkst du vielleicht, Jason Philipp Schimmelweis ist so mir nichts dir nichts zum Zähneklappern zu bringen? Da müssen schon andere kommen. Wer bist du denn? Was für ein Amt hast du? was für eine Befugnis? Mit welchem Recht überfällst du mich zwischen meinen vier Wänden? Bildest dir vielleicht was auf deine Künstlerschaft ein? Deine ganze Kunst ist mir piepe. Der ganze Schnickschnack ist nicht wert, daß man darauf spuckt. Musike machen, Blödsinn. Wer braucht denn das? Ein Mensch, der was auf sich hält, treibt dergleichen höchstens am Feierabend. Mir imponierst du noch lange nicht. Bei

dir rappelts im Koppe, und wenn du glaubst, daß du Geld von mir bekommst, da lach ich einfach, da verlang ich schon eine andere Frisur, da muß man mir schon eine Reverenz erweisen, und nicht so: Mutter jib mir wat fors Vergniegen. Nee, mein Lieber, nee."

Auf Daniels Gesicht zeigte sich ein Lächeln, das Jason Philipp gräßlich erschien. Er verstummte jäh. Er beschloß, einzulenken und den Vorschlag einer kleinen Zahlung zu machen; er hoffte, sich mit ein paar hundert Mark einstweilen Ruhe verschaffen zu können.

Aber Daniel war nun seiner Sache sicher. Er gedachte des Elends, das er hatte erleiden müssen und es ward ihm heiß ums Herz. Zugleich schämte er sich für diesen Mann und empfand Ekel vor ihm.

Er sagte ruhig und fest: „Ich muß bis morgen früh um zehn Uhr dreitausendsiebenhundert Mark haben. Es handelt sich darum, eine ehrenhafte Familie vor dem Untergang zu bewahren. Wird dieser Betrag pünktlich abgeliefert, so verzichte ich auf alles übrige in gültiger Form. Das Schriftstück wird in meiner Wohnung bereit liegen. Ist das Geld um zehn Uhr nicht in meinen Händen, so werden wir uns auf einem andern Schauplatz wieder treffen, vor Männern, die dir gewiß imponieren."

Er wandte sich zum Gehen.

Jason Philipps Mund tat sich weit auf, und er drückte die Faust an das Loch. „Dreitausendsiebenhundert Mark?" röchelte er; „der Mensch ist verrückt. Komplett verrückt ist der Mensch. Mensch, Mensch, bist du verrückt?" schrie er, um Daniel aufzuhalten. „Bist du verrückt, Mensch? Willst du mich zugrunde richten? Hörst du nicht, verdammter Mensch?"

Mit Grauen schaute Daniel Jason Philipp an. Da wurde die Tür zum Nebenzimmer aufgerissen und Therese stürzte herein. Ihr Gesicht war erdfahl, nur auf den Wangenknochen waren zwei kleine, kreisrunde rote Flecken sichtbar. „Du kriegst das Geld, Daniel," heulte sie hysterisch. „Du kriegst das Geld, oder ich geh in die Pegnitz. In die Pegnitz geh ich und ersauf mich."

„Weib!“ knirschte Jason Philipp und packte sie an der Schulter.

Sie sank auf einen Stuhl, und mit den Händen in die Haare greifend fuhr sie fort: „Überall steht er, der selige Gottfried, und sieht mich an. Vorm Wäschekschrank steht er und an der Speis' steht er und am Bett steht er und nickt und mahnt und hebt den Finger und hat keine Ruh im Grab und läßt mich nicht schlafen, all die Jahre her nicht schlafen.“

„Nanu, jetzt denk mal an deine Kinder!“ herrschte Jason Philipp sie an.

Therese ließ die Hände in den Schoß fallen und blickte mit leeren Augen zu Boden. „Das viele schöne Geld,“ klagte sie dumpf, „das viele schöne Geld.“ Dann wieder, mit verzerrten Zügen und kreischend: „Aber du wirsts kriegen, Daniel, ich steh gut dafür, ich brings dir selber.“ Dann wieder klagend und leise: „Das viele, schöne Geld.“

Daniel war erschüttert. Ihm schien, als habe er nie zuvor das Geld begriffen, als habe sich ihm die Bedeutung des Wortes erst in dieser Stunde und mit Thereses Stimme offenbart.

„Morgen früh um zehn Uhr also,“ sagte er.

Therese nickte stumm beteuernd und erhob, wie um sich zu schützen, die Hände mit gespreizten Fingern gegen Jason Philipp. Willibald und Markus hatten sich unter die Türe gedrängt; das Gatter mußte nicht geschlossen worden sein, denn plötzlich trat auch Philippine ein, die Daniel bis zum Haus begleitet und dann auf der Straße geblieben war. Länger hatte sie nicht warten gewollt; sie war zu begierig, zu erkunden, welche Folgen ihr Verrat gehabt hatte.

Mit gespielter Unbefangenheit schaute sie umher. War es nun ihr Anblick allein, der Jason Philipps Grimm erweckte, das halb feige, halb zynische Lächeln, das um ihren Mund zuckte, oder war es die gehäufte blinde Raserei, die sich entladen wollte, oder ahnte er dunkel, was sie getan; genug, er schritt auf sie zu und schlug sie mit der geballten Faust ins Gesicht.

Sie verzog keine Miene.

Empört von der Roheit der Züchtigung, trat Daniel zwischen Jason Philipp und seine Tochter. Aber der giftige Hohn in den Augen des Mädchens erstickte sein Mitgefühl, und er kehrte sich zur Türe und ging schweigend fort.

„Das viele schöne Geld," murmelte Therese.

13

Als Daniel die Nachricht zu Jordans brachte, daß das Geld am nächsten Morgen da sein würde, starrte ihn der Inspektor erst ungläubig an, dann weinte er wie ein Kind.

Lenore reichte Daniel wortlos beide Hände. Gertrud, die auf dem Sofa lag, richtete sich empor, lächelte weich und sank wieder zurück. Daniel fragte, was ihr fehle und Lenore antwortete an ihrer Statt, sie fühle sich schon seit dem Nachmittag nicht wohl. „Sie muß ins Bett, sie ist müde," fügte sie hinzu.

„Nun, so komm," sagte Daniel und half Gertrud beim Aufstehen. Aber beide Beine gehorchten ihr nicht und mit beklommener Miene schaute sie von Daniel zu Lenore.

„Machts dir nichts aus, Väterchen, wenn ich mit hinübergehe?" wandte sich Lenore schmeichelnd an den Inspektor.

„Geh nur, Kind," erwiderte Jordan, „es ist gut, wenn ich jetzt ein wenig allein bin."

Daniel und Lenore nahmen Gertrud in ihre Mitte. Auf der zweiten Stiege zur Wohnung trug Daniel seine Frau auf den Armen bis in die Schlafkammer. Sie wollte nicht leiden, daß er ihr beim Ausziehen helfe und schickte ihn hinaus. Eine Tasse heiße Milch war alles, worum sie bat.

„Es ist keine Milch da," sagte Lenore, zu Daniel in die Wohnstube tretend. Er hielt in seinem Hin- und Herwandern inne und schaute sie wie in flüchtigem Erwachen an. „Ich lauf schnell in die

Tetzelgasse und hol einen halben Liter," erklärte sie; „ich laß die Gangtür offen, damit Gertrud nicht erschrickt, wenn ich komme."

Sie war schon hinaus geeilt, auf einmal kehrte sie um und sagte mit freudiger Dankbarkeit, und ihre blauen Augen schwammen in seelenvollem feuchten Schimmer: „Du Lieber."

Sein Gesicht verfinsterte sich.

Es war eine schreckliche Regelmäßigkeit in seinem Hin- und Herwandern. Die Ketten der Hängelampe klirrten. Die Flamme entsendete einen dünnen Rauchfaden, doch er merkte es nicht. Wie lang sie fortbleibt, dachte er in bewußtloser, trunkener Ungeduld und erschien sich sehr verlassen.

Er ging in den Flur und lauschte. Da schwebte ihm aus der Dunkelheit das Gesicht Philippines entgegen, in der höhnischen Unbeweglichkeit, mit der sie den Faustschlag empfangen hatte. Er trat ans Geländer und setzte sich in einer Anwandlung von Schwäche und ziellosem Trotz auf die oberste Stiegentreppe. Den Kopf auf die Hand gestützt, vernahm er Thereses Worte: Das viele schöne Geld, das viele schöne Geld.

Schatten überall; überall Schatten und Nacht.

Da kam sie endlich, Lenore, mit ihrem leichten Tritt. Als sie ihn gewahrte, blieb sie stehen. Er erhob sich und streckte den Arm aus, als ob er ihr das Milchkännchen abnehmen wolle. Sie verstand es so und reichte ihm verwundert das Kännchen. Er aber stellte es auf den Treppenabsatz, wo es im Lichtschein, der aus der Stube drang, weißlich funkelte. Er zog Lenore zu sich heran, umschlang sie und küßte sie auf den Mund.

Nur noch Kreatur, nur Weib, nur Herz und Atem, nur Sehnsucht und Vergessen, für einen Augenblick Vergessen, in einem Augenblick sich selber findend und um sich wissend, schmiegte sie sich an ihn, aber ihre Hände waren zwischen seiner Brust und ihrer Brust gefaltet und schieden sie voneinander.

Dann riß sie sich los, rang die Hände, blickte an ihm empor, schmiegte sich abermals an ihn, wich wieder zurück, rang abermals

die Hände, dies alles ſtumm, ganz ſtumm, mit einer faſt ſchaurigen Anmut und Lieblichkeit.

Es war nun alles anders, als ſie ſichs gedacht, tief und furchtbar anders. Da verlor ſie ſich, da verging ſie, da wurde es dunkel in ihrem zuchtvollen Herzen und ſie trat in ein zweites Sein, das mit dem erſten keinerlei Ähnlichkeit mehr hatte.

Sie war ihm nun verbunden und verfallen, es hatte ſie gezwungen, das Geſetz war gültig geworden. Aber die gläſerne Kugel war in Stücke zerſplittert und ſie ſtand da, unbeſchützt, ja gleichſam entblößt unter den Menſchen, ihren Blicken und ihren Betaſtungen erreichbar und preisgegeben.

Sie ging in die Küche und wärmte die Milch. Daniel kehrte in die Stube zurück. Seine Adern klopften, ſeine Augen brannten. Er ſpürte die Zeit nicht, die verfloß, und als Lenore herein kam, begann er zu zittern.

Sie näherte ſich ihm und redete ihn leidenſchaftlich traurig an: „Weißt dus von Gertrud? Weißt dus nicht? Sie iſt guter Hoffnung, deine Frau.“

„Ich habs nicht gewußt,“ flüſterte Daniel; „hat ſie dirs geſagt?“

„Jetzt eben hat ſie mirs geſagt.“

Tres faciunt collegium

I

Am Stammtiſch im Krokodil wußte man ſo ziemlich alles, was bei Jordans und bei Schimmelweis vorgegangen war. Es wurden Einzelheiten erwähnt, die die Vermutung nahelegten, daß die Mauerritzen und die Schlüſſellöcher in beiden Häuſern Lauſcher beherbergt hatten.

Einige wollten es nicht glauben, daß Jaſon Philipp die vom jungen Jordan unterſchlagene Summe erſetzt habe; denn, meinte

der Zuckerbäcker Degen, Schimmelweis habe keine leichte Hand und wer Geld von ihm bekommen wolle, müsse schlauer als schlau sein.

Er habe aber doch bezahlt, versicherte der Uhrmacher Gründlich; am Dienstag vormittag sei die Frau des Buchhändlers zu den Rothafftis gegangen. Sie habe ziemlich viel Silber in einem Sack geschleppt; als sie dann wieder zu Hause gewesen, habe sie sich niedergelegt und seitdem sei sie krank.

Da sei irgend etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen, sagte der Postassistent Kitzler; oder man müsse annehmen, daß der Musikus Rothafft ein höchst gefährlicher Bruder sei, der es verstanden habe, seinem Onkel die Pistole auf die Brust zu setzen.

„Jetzt wird er ja gar Kapellmeister am Stadttheater," berichtete der Redakteur Weibezahl, das jüngste Mitglied der Tafelrunde; „die Ernennung steht unmittelbar bevor."

Soso, Kapellmeister; was Sie nicht sagen! Dies werde den Andreas Döderlein baß verdrießen.

Herr Carovius, der mit dem Munde eben am Bierglas hing, lachte, daß ihm der Trunk in die unrechte Kehle geriet und er lange husten mußte. Der Fiskalrat Korn klopfte ihm den Rücken.

Es sei aber doch fatal, daß man so unsichre Kantonisten wie den Rothafft unter dem friedlichen Bürgerstand zu dulden habe, äußerte sich Herr Kleinlein, der nun schon längst Amtsrichter war. Ob es denn seine Richtigkeit habe mit den Geschichtchen, die man sich über den Musiker erzähle?

Freilich, wurde erwidert, man munkle dies und jenes. Etwas Bestimmtes sei aber nicht zu erfahren. Der Herr Apotheker, der wisse vielleicht etwas Bestimmtes, sein Provisor verkehre bei dem Musikus.

Apotheker Pflaum gab sich den Anschein, als wisse er in der Tat Bestimmtes, dürfe aber nicht sprechen. Ja, ja, sagte er obenhin, es sei ihm mancherlei zu Ohren gelangt von leichtsinniger Wirtschaft, anrüchiger Vergangenheit und Vernachlässigung der Frau.

Ei der Tauſend, Vernachläſſigung der Frau? Bei ſo kurzer Ehe? Da ſei wohl eine andere im Spiel? Wer denn? Hm, da müſſe man in ſeinen Angaben vorſichtig ſein. Warum denn vorſichtig? Nur heraus mit der Farbe, es handle ſich ja auch um die Beſchützung der eigenen Frauen und Töchter.

Es war etwas Unergründliches in ihrem Haß gegen den Muſiker. Sie waren darin ſo einig, als ob er ihre Geldſchränke ausgeleert, ihre Fenſter eingeſchlagen und ihre Würde dem öffentlichen Spott preisgegeben hätte.

Sie wußten nicht, weſſen ſie ſich von ihm zu verſehen hatten. Sie gingen an ihm vorüber wie an einer Bombe, die platzen kann.

2

Als Herr Carovius allein war, las er die Berichte über eine Grubenkataſtrophe in Schleſien. Die Anzahl der Toten befriedigte ihn. Die Schilderung, wie die Ehefrauen der vermißten Bergleute um den Schacht ſtanden und weinend die Namen ihrer Gatten riefen, verurſachte ihm jenes angenehme Gruſeln, das er ebenſo=ſehr liebte wie den ſchwermütigen Schluß eines Chopinſchen Nok=turnos.

Doch konnte er den Blick nicht vergeſſen, mit dem der Apotheker Pflaum davon geſprochen hatte, daß Daniel Rothafft ſeine Frau vernachläſſige. Es war ein Blick geweſen, der gleichſam durch den Spalt zwiſchen den Gardinen eines Schlafzimmers drang. Da ging etwas vor, da ging etwas vor.

Ziemlich lange ſchon hegte Herr Carovius den Argwohn, daß da etwas vorging. Zweimal war er Daniel und Lenore in der Däm=merungsſtunde auf der Straße begegnet und ſie hatten in einer ganz beſonderen Art miteinander geplaudert. Da ging etwas vor. Es ſpielten ſich hinter dem Rücken des Herrn Carovius Ereigniſſe ab, die er nicht außer acht laſſen durfte.

Seit jenem Tag, wo ihm Lenore das Kettchen ſeines Zwickers vom Mantelknopf losgeneſtelt hatte, war ihm das Bild des jungen Mädchens unverwiſchbar eingeprägt. Noch jetzt ſah er die Wölbung ihres jungen Buſens vor ſich, als ſie den Arm aufgehoben hatte.

Anderthalb Jahre nach dieſem Vorfall war es geweſen, daß er unter den Papieren Eberhards von Auffenberg einen an Lenore Jordan gerichteten, nicht abgeſchickten und nicht beendeten Brief gefunden hatte. Eberhard war wegen der Verhandlungen über ein neues Darleben nach Nürnberg gekommen, er hatte ſein Hotelzimmer verlaſſen und Herr Carovius hatte lange auf ihn warten müſſen. Dieſe Wartezeit hatte er benützt, um die unverſchloſſenen Schriftſtücke des nicht ſehr ſorgſamen Freiherrn zu durchſtöbern.

Da hatte er den Brief entdeckt. Welche Worte! welche Leidenſchaft! Nie und nimmer hätte Herr Carovius dem pedantiſchen Griesgram ſolche Gefühlsmacht zugetraut. Ihm war, als habe ſich ihm Eberhards verborgenſte Herzenskammer aufgetan. Er war erbebt in der Wolluſt, die ihm das enthüllte Myſterium dieſer Seele bereitete. Sie ſind auch Menſchen, die da oben, triumphierte er, ſie werfen ſich weg, ſie fallen auf eine glatte Fratze herein, ſie verlieren ihre Haltung beim Raſcheln eines Unterrocks.

Was aber den Freiherrn anging, das ging auch Herrn Carovius an. Eine Leidenſchaft, die den Freiherrn erfüllte, mußte von Herrn Carovius bewacht, verſtanden und am Ende auch geteilt werden.

Die Einſamkeit hatte Herrn Carovius allmählich aus dem Gleichgewicht gebracht. Verdrängte Triebe überwucherten ſeinen Geiſt. Die abenteuerlichen Geſchäfte, in die er ſich geſtürzt, um ſich der Gewalt über Eberhard zu verſichern, hatten ihn nahezu ruiniert; das Netz, das er für den hilflos flatternden Vogel geflochten, hielt ihn ſelber umſtrickt. Die Welt war ihm wie eine Haut voll Wunden, an denen ſich ſeine neroniſchen Begierden ſtärkten; doch ſie war ihm auch wie ein Teppich mit bunten Bildern, die lebendig und wirklich zu machen er die Zauberformel noch nicht gefunden hatte.

Bei den Andeutungen des Apothekers richteten ſich alle ſeine Stacheln auf. In ihm verjährte kein Gefühl, in ihm verloſch kein Gelüſt. Als er ſich zu Hauſe zu einem Mittagsſchläfchen aufs Sofa legte, tänzelte die Geſtalt Lenores in reizender Verkleinerung vor ſeinen Augen herum. Als er am Klavier ſaß und Etüden ſpielte, ſtand Daniel Rothafft daneben und rügte hochmütig ſeinen Fingerſatz. Als er am Abend aus dem Tor trat, war auf allen Ladenſchildern der Name Rothafft zu leſen, und jedes Frauenzimmer hatte Lenores Züge.

Es ſchien ihm auf einmal, als ob Lenore Jordan ſein Eigentum ſei, als ob er ein Anrecht auf ſie habe. Sein Leben dünkte ihn in bemitleidenswerter Weiſe entbehrungsvoll. Andere hatten alles und er hatte nichts. Andere verübten Verbrechen, und ſein Los war es, die Verbrechen zu notieren. Man wurde nicht ſatt und nicht reich davon, wenn man die Verbrechen der andern notierte.

Um Mitternacht ſtellte er ſich im Schlafrock vor den Spiegel und bis zum Morgengrauen las er in einem Roman, in dem ein Herr von fünfzig Jahren bei einer jungen Dame ein verſchwiegenes Liebesglück findet. Dabei war er ſich fortwährend bewußt, daß etwas vorging. Draußen in der Welt, in einem gewiſſen Haus am Egydienplatz ging etwas vor.

Er ſah Zuſammenkünfte auf finſtern Stiegen, Verſtändigungen durch Händedrücke und ehebrecheriſche Signale. So machten ſie es ja, ſo hatten Benda und Margaret es gemacht. Alter Haß wurde neu. Er trug ſeinen Haß in die Muſik, aber auch ſeine Hoffnung. Die Muſik ſollte ihm eine Brücke ſchlagen zu Daniel und Lenore; er wollte ihnen ſeine Einſicht ſchenken, ſeine Kniffe, ſeine Erfahrungen, nur um dabei zu ſein, wenn ſie das Schauerliche begingen; nur um nicht hinter der Wand ſtehen zu müſſen, von weſenloſer Eiferſucht gequält, um mitleben zu können, das Auge zu füllen, die Hand auszuſtrecken, die leere, die altwerdende Hand.

Ich bin, ſagte er ſich, vom ſelben Fleiſch und Blut wie jener; auch in mir iſt Wolfgang Amadeus Mozart. Wohl habe ich die

Weiber verachtet, ſagte er ſich, denn verächtlich ſind ſie. Tritt mir aber eine in den Weg, die zu was Beſſerm taugt, als die Zahl der ohnedies ſchon wimmelnden Idioten um zwei oder drei zu vermehren, ſo will ich Buße tun und ihr Ritter ſein.

Er ſchlief nicht mehr und aß nicht mehr und wußte nichts Vernünftiges mit ſich anzufangen. In einer verſpäteten Wut des Geſchlechts, einer zweiten Pubertät, erhitzte ſich ſeine Phantaſie an einem Bildnis, das er mit allen Vollkommenheiten des Leibes und der Seele ſchmückte.

Da hörte er, daß ein Werk Daniels im Hauſe der Freiin von Auffenberg vor geladenen Gäſten aufgeführt werden ſollte. Er telegraphierte an Eberhard und verlangte, dieſer möge ihm zu einer Einladung verhelfen. Die Antwort lautete abſchlägig. In ſeiner Wut hätte er den Poſtboten beinahe mißhandelt. Sodann ſchrieb er an Daniel, und indem er auf ſeine Teilnahme für deſſen Schaffen pochte, bat er, unter den Zuhörern ſein zu dürfen. Er bekam nun ein gedrucktes Kärtchen, worin die Freifrau die Hoffnung äußerte, ihn an einem bezeichneten Tag bei ſich begrüßen zu können.

Er war im ſiebenten Himmel. Er beſchloß, Daniel einen Beſuch abzuſtatten und ihm zu danken.

3

Man müßte fort, man müßte weit weg von hier, dachte Lenore an jenem Abend, der anders geweſen war als alle andern Abende ihres Lebens.

Während ſie ſich kämmte, war es ihr, als müſſe ſie ihr Haar vom Kopf ſcheren, um ſich häßlich zu machen. In der Nacht trat ſie ans Fenſter, um die Sterne zu ſuchen. Wenn es doch nicht geſchehen wäre, wenn es doch ein Traum wäre, rief es in ihr.

Als der Morgen dämmerte, erhob ſie ſich. Sie eilte durch die menſchenleeren Straßen vor die Stadt wie geſtern. Doch es war alles anders. Baum und Buſch blickten ſtreng auf ſie. Die Nebel

hingen tief, aber die graue, kalte Frühe war wie ein Bad. Später brach die Sonne durch, und Himmelsschlüssel auf einer Wiese leuchteten golden. Könnt es doch ein Traum gewesen sein, flehte sie stumm.

Als sie nach Hause kam, hatte der Vater bereits die Nachricht erhalten, daß das Geld an Diruf bezahlt worden sei. Daniel hatte es hingetragen.

Der Inspektor blieb den ganzen Tag in seinem Zimmer. Auch an den folgenden Tagen ließ er sich nur beim Mittagessen sehen. Da saß er dann schweigend und mit gesenkten Augen. Bisweilen lauschte Lenore an seiner Tür. Es regte sich nichts drinnen; das Haus sang vor Ödigkeit.

Jordan hatte den Hausherrn gebeten, die Wohnung, die er für seine gegenwärtigen Verhältnisse als zu geräumig und zu kostspielig bezeichnete, vor der Kündigungszeit ausbieten zu dürfen. Dies wurde bewilligt. In dem Haus, wo Daniel und Gertrud wohnten, waren zwei Dachzimmer frei, und Gertrud hatte ihrem Vater nahegelegt, sie zu beziehen. Der Inspektor war damit einverstanden.

Lenore überlegte: wenn der Vater dort hinüberzieht, könnte ich weg von ihm. Sie erfuhr von Gertrud, die jeden andern Tag kam, um den Vater zu sehen, daß Daniel endlich die Kapellmeisterstelle am Theater erhalten habe. Noch beruhigter konnte sie also ihr Vorhaben fördern, denn Schwager und Schwester lebten ja nun in geregelten Umständen.

Sie erinnerte sich an Gespräche mit Monsieur Rivière, in denen er ihr oftmals geraten hatte, nach Paris zu gehen. Seit Weihnachten, wo er zur Bescherung eingeladen gewesen, war Monsieur Rivière häufig zu Jordans gekommen, um auf Lenores Wunsch mit ihr französisch zu sprechen.

Eines nachmittags ging sie aus, um Rivière zu besuchen. Er hatte den romantischesten Platz zur Wohnung gewählt, oben beim Gärtner auf der Burg. Das Zimmer hatte einen Altan, der von Efeu und Flieder überwuchert war, und in der Tiefe bildeten die

Büsche und Bäume des Stadtgrabens ein undurchdringliches grünes Gewirr. Die Frühlingsluft stürzte in Wellen herein, und während Lenore ihr Anliegen hervorbrachte, heftete sie den entzückten Blick auf einen Maiglöckchenstrauß, der in einem kupfernen Gefäß auf dem Tische stand.

Rivière nahm eine Handvoll heraus und schenkte sie ihr; es waren noch die Knollenwurzeln daran und Lenore lachte glücklich über den Duft.

Monsieur Rivière sagte, er wolle sogleich an seine Mutter nach Paris schreiben, die durch ihre Beziehungen in der Lage sei, Lenore zu nützen.

Lenore trat auf den Altan. Die Welt ist schön, dachte sie und lächelte über die fruchtlosen Versuche eines kleinen Käfers, an einem senkrecht hängenden Blatt emporzuklimmen. Vielleicht war alles nur ein Traum, tröstete sie sich.

Zu Hause traf sie Daniel beim Vater. Die beiden Männer saßen in der Dunkelheit.

Lenore zündete die Lampe an. Dann füllte sie ein Glas mit Wasser und stellte die Maiglöckchen hinein.

„Daniel fragt, warum du nicht mehr hinüber kommst," sagte der Inspektor, matt und zerstreut, wie er jetzt immer war. „Ich habe ihm mitgeteilt, daß du dich mit großen Plänen trägst. Nun, was ist denn die Meinung des Franzosen?"

Mit halber Stimme gab Lenore Auskunft.

„Geh du nur fort, Kind," sagte Jordan. „Du bist schon lange reif für die große Welt. Das unterliegt keinem Zweifel. Da sei Gott vor, daß ich dir Hindernisse in den Weg lege." Er stand schwerfällig auf und wandte sich zur Tür seines Zimmers. Die Klinke fassend, blieb er stehen und fuhr grüblerisch fort: „Es ist eigen, daß man so bei lebendigem Leib absterben kann. Daß man so das Gefühl haben kann: du bist nicht mehr für die Zeit. Und daß man nicht mehr mit kann, nicht mehr begreifen kann, nicht mehr weiß: ist es gut, ist es böse, was da kommt. Fürchterlich ist das, fürchterlich.

Kopfschüttelnd verließ er das Zimmer. Daniel klangen seine Worte wie Rufe aus dem Grab.

Sie hatten lange geschwiegen, er und Lenore. Plötzlich fragte er schroff: „Ist das dein Ernst mit Paris?"

„Natürlich ist es mein Ernst," antwortete sie; „kann ich etwas anderes tun?"

Er sprang auf und starrte ihr zornig ins Gesicht. „Man muß sich vor sich selber schämen," knirschte er; „die menschliche Sprache widert einen an. Graut dir denn nicht, wenn du denkst? Graut dir nicht vor dem Fratzending, das ihr Herz oder Gemüt nennt oder so?"

„Ich verstehe dich nicht, Daniel," hauchte Lenore. Nie hätte sie für möglich gehalten, daß er ihre Reue und den Entschluß, der daraus entsprungen, nicht gutheißen könne. Also war es nicht Flamme einer einmaligen Sekunde gewesen, nicht was sie bis jetzt gehofft, als Selbstanklage von ihm zu hören erwartet, was sie auch sich hätte verzeihen, vergessen dürfen? Wo war sie denn? Wo lebte sie?

„Glaubst du, ich hab ein Spiel haben wollen?" begann Daniel wieder, indem er sie von oben bis unten maß. „Glaubst du, man kann mit der heiligsten Natur spielen? Hast eine gute Schule gehabt, machst deinen Lehrmeistern Ehre. Geh nur, ich brauch dich nicht, geh nur nach Paris und laß mich verkommen."

Er schritt zur Türe. Er kehrte wieder um. Er nahm die Lampe, die sie beim Anzünden aus der Hängeschale genommen und auf dem Tisch hatte stehen lassen. Die Lampe in der Rechten haltend, trat er dicht vor sie hin. Unwillkürlich schlossen sich ihre Augen. „Ich will nur sehen, ob dus wirklich noch bist," sagte er mit leidenschaftlicher Verachtung. „Ja, du bists," höhnte er, „du bists." Und er stellte die Lampe wieder auf den Tisch.

„Ich verstehe dich nicht, Daniel," hauchte Lenore. Ihre Blicke suchten in der Luft einen Halt.

„Das merk ich. Gute Nacht."

„Daniel!"

Aber er war ſchon draußen. Die Flurtür krachte ins Schloß. Dann ſang die Ödigkeit des Hauſes.

Das verſchoſſene grüne Sofa, der uralte Rauchfleck an der getünchten Decke, die fünf Stühle, kränklichen alten Männern ähnlich, der Spiegel mit dem vergoldeten Gipsengel oben, all das war ſo ermüdend, ſo läſtig, wie Geſtrüpp im Wald.

Brüderlein! Brüderlein!

4

Drei Abende in der Woche waren der Oper gewidmet, die andern Abende gehörten dem Schauſpiel.

Der erſte Kapellmeiſter war ein Herr in mittleren Jahren mit einem Lockenkopf, der das Entzücken der Backfiſchwelt bildete. Er war faul und ungebildet und hieß Lebrecht.

Der Direktor war ein alter Praktikus, der vom Publikum ſprach wie ein reſpektloſer Lakai von ſeinem Herrn. Für die Vorſchläge Daniels zur Hebung des Repertoires hatte er meiſtens nur ein Achſelzucken. Die Afrikanerin, Robert der Teufel, der Bettelſtudent, Fra Diavolo, das ungefähr waren die Werke, auf deren Zugkraft er Vertrauen ſetzte. Sänger und Orcheſter waren nicht viel beſſer als bei der Wanderoper und die Möglichkeit, zu exzerieren und anzufeuern, war noch viel geringer. Eingewurzelte Rechte und Überlieferungen der Trägheit widerſtanden jeder Neuerung.

Findet man ängſtliche Philiſter und arbeitsſcheue Bretſitzer dort, wo die Kunſt ihre Stimme erheben ſoll, ſo gibt es keinen Aufſchwung mehr, ſondern nur noch bürgerliche Pflichten. Da welkt die Blüte, da verkümmert der Traum, da muß der freigeborene Geiſt gegen alle Dämonen der Kleinlichkeit und Mittelmäßigkeit in Waffen ſtehen, oder er wird niedergeſchlagen.

„Leichtverdauliche Koſt, mein Lieber, das iſt die Hauptſache," ſagte der Direktor.

„Was legen Sie ſich ſo ins Zeug? Die guten Leutchen haben ja doch keinen Dunſt," ſagte Herr Lebrecht.

„Seit neun Jahren ſing ich an dieſer Stelle Fis und werde mir nicht von einem hergelaufenen Muſikanten befehlen laſſen, auf einmal F zu ſingen," ſagte Fräulein Varini, die Primadonna, deren ungeheurer Buſen für die Augen der Galerie und des Parketts ein Gegenſtand des Genuſſes war.

„Ein Streber," ſagte der erſte Geiger.

„Ein Hitzkopf," ſagte das Jüngelchen, das die Pauke ſchlug, nachdem es bei einem falſchen Einſatz von Daniel mit einer Maulſchelle bedroht worden war.

Die Freifrau hatte ihm für einen Zyklus von ſechzehn Liedern einen Leipziger Verleger gewonnen, der die Kompoſitionen auf ihre Koſten ſtechen ließ. Das gab die rechte Freude nicht. Es war nichts Errungenes und Bezwungenes. War ihm doch, als ſchenke er ſelbſt damit; und wurde nun beſchenkt; und ſollte am Ende gar noch danken. Die Freifrau liebte Dank. Sie ahnte kaum, daß er nicht Wohltäter ſuchte, ſondern Ergriffene. Die Reichen ſpüren die Armen nicht; die Oberen ſpüren die Unteren nicht.

Die Reizbarkeit ſeines Weſens bewahrte ihn. In der herrlichen Angſt um die Sendung, die das Zeichen und der Fluch der Geſandten iſt, ſchloß er ſich aus von einer Welt, von der er Brot haben wollte; nur Brot und ſonſt nichts.

Als die Lieder erſchienen waren, ſtand im „Phönix" eine Kritik, die für die Ohren der Unſachlichen ſachlich klang, in Wirklichkeit aber nicht viel anderes war als ein heimtückiſcher Mord. Das Elaborat war mit dem Buchſtaben W unterzeichnet. Wurzelmann, das Knechtlein, ſchoß aus dem Hinterhalt.

Andere Fachzeitungen druckten das Urteil nach. Ein halbes Dutzend Perſonen kaufte die Lieder, dann wurden ſie vergeſſen.

Es war nichts zu hoffen. Nur Brot mußte beſchafft werden, nur Brot.

Schwer war es oft, Arbeitsruhe zu gewinnen. Der Mai brachte kalte Tage, es mußte geheizt werden, der Ofen rauchte. Der Hafner kam, die Kacheln wurden entfernt, die Stube glich einer schmutzigen Hölle.

Gertrud klopfte Zucker. „Sei mir nicht bös, Daniel, ich muß den Zucker heute klopfen.“ Und sie klopfte, daß der Hammer bis ins Gehirn des gelähmt Lauschenden drang.

Die Tür kreischte in der Angel. „Du mußt sie ölen, Gertrud.“ Gertrud suchte die Ölflasche in allen Winkeln und als sie sie endlich gefunden hatte, fehlte eine Feder zum Schmieren. Sie holte sich eine von der Magd der Kanzleirätin, indessen lief die Milch über, die sie zum Kochen hingestellt hatte, und der Gestank verpestete das Haus.

Es läutete. Der Schuster war es, der das Geld für die Lackstiefel haben wollte. Die Hofrätin Kirschner sowohl wie die Notarin Rübsam hatten gesagt, er könne bei der bevorstehenden Aufführung im Hause der Freifrau ohne Lackstiefel nicht erscheinen.

„Ich hab das Geld nicht, Gertrud; hast du noch so viel?“

Gertrud stöberte in ihrem Schränkchen und fand noch sechs Mark. Fünf davon gab sie dem Schuster als Abzahlung. Der Mann brummte und Daniel verbarg sich vor ihm.

Gertrud saß im Wohnzimmer und nähte an der Wäsche für das Kind. In ihrem Gesicht war ein freudiger Ausdruck. Daniel wußte wohl, daß es die Mutterfreude und -erwartung war, aber da er diese Freude nicht teilen konnte, sondern eher Furcht vor dem Erscheinen des Kindes empfand, verstimmte ihn ihr Glück.

Zwischen den Fuchsienstöcken am Fenster stand ein Rotkehlchen und guckte mit zur Seite geneigtem Kopf in die Stube. „Komm heraus,“ piepste es. Und Daniel ging fort.

Er hatte sich im Cafehaus am Markt mit Monsieur Riviere verabredet. Da er Lenore nicht mehr zu Gesicht bekam, wollte er ihn fragen, wie es mit dem Pariser Projekt stehe.

Der Franzoſe erzählte von den Ergebniſſen ſeiner Caspar-Hauſer-Forſchungen. In ſeinem gebrochenen Deutſch ließ er ſich über den Leibes- und Seelenmord vernehmen, der an dem Findling begangen worden. „Er war ein Menſch comme une étoile," ſagte er; „die Bürgerwelt hat ihn zerſchmettert. Die Bürgerwelt iſt die racine von alles Böſe."

Daniel brachte Lenores Namen nicht über die Lippen. Er wollte ſich damit abfinden, daß ſie ſich ihm entzog. Er biß die Zähne zuſammen und ſagte ſich: ich will. Aber ein Stärkeres in ihm wollte nicht. Und dieſes Stärkere wurde zum Bettler. Gib mir, bettelte es, gib mir.

Die Billardbälle klapperten. Ein ſammetröckiger Herr hatte einen lauten Zank mit einem ſchäbigen Männchen, das ſeit zwei Stunden die „Fliegenden Blätter" las, immer wieder von vorn anfing und bei denſelben Witzen immer wieder von leiſen Lachkrämpfen geſchüttelt wurde.

Da Daniel ſchwieg und ſchwieg, fragte ihn Rivière nach der Harzreiſe und äußerte ſchüchtern den Wunſch, etwas zu hören. „Sans la musique, la vie est insupportable," ſagte er, „es hat etwas wie Wahnſinn." Es gäbe Nächte, wo er ein Heft mit Schubertſchen oder Brahmsſchen Liedern aufſchlage und Noten ſtammle, Melodien lalle, um nicht der Verzweiflung zu unterliegen, mit der ihn das Leben erfülle, das die Menſchen führten. „Ick ſollte ſein Stoiker," ſchloß er, „aber ick bin es nicht. In mir iſt trop de musique, et c'est le contraire."

Daniel ſah ihn groß an. „Kommen Sie mit," ſagte er plötzlich, ſtand auf und packte ihn am Arm.

Im Flur des Hauſes begegneten ſie Lenore, die mit dem Tünchermeiſter oben in der neuen Wohnung geweſen war. Am andern Tag ſollte ſchon der Umzug ſein.

„Wieſo hat ſich denn das ſo ſchnell gemacht?" fragte Daniel, voll von einem unbeſtimmten Glück, das ſeine Nahrung aus Lenores ſichtlicher Erregung zog.

„Zufall," antwortete ſie und vermied es, ihn anzuſchauen. „Ein Hauptmann, der aus Regensburg hierher verſetzt worden iſt, zieht drüben ein. Es iſt traurig, die guten alten Stuben verlaſſen zu müſſen. Eine Menge Sachen holt der Trödler, in den zwei Kammern oben iſt kein Platz. Wie gehts der Gertrud? Kann ich ein wenig zu ihr hinauf?"

„Geh nur mit uns," ſagte Daniel ſteif, „du kannſt zuhören, wenn du Luſt haſt. Ich ſpiele die Harzreiſe vor."

„Luſt? Ich hab faſt ein Recht darauf; du haſt es mir lang ſchon verſprochen."

Am Ende denkt ſie, ich will ſie fangen, grübelte er ſelbſtquäleriſch; beſſer, ich laß es ganz, als daß ſie ſich in ihrem dummen Weiberſchädel einbildet, mein Werk ſoll unſere Privatgeſchichten fördern. Mit geſenktem Kopf ſtieg er vor Riviere und Lenore die Treppe hinauf, angeſpannt horchend, ob nicht das Wort Paris über ihre Lippen kam. Doch ſie ſprachen vom Wetter.

Als ſie in die Wohnſtube traten, hatte Gertrud die Harfe zwiſchen den Knien. Aber ſie ſpielte nicht. Ihre Hände lagen an den Saiten, ihr Kinn war auf den Rahmen geſtützt. „Warum machſt du denn kein Licht?" fuhr Daniel ſie gereizt an.

Sie erſchrak und blickte ihm aufmerkſam ins Geſicht. Der Blick brachte ihm vieles zu Bewußtſein, was er in den alltäglichen Stunden ſeinen Gedanken unterſchlug; ihr unbedingtes Fürihnſein; die edle Größe ihres Herzens, deſſen Hoffen und Fürchten von ſeinem ſo abhängig war wie die Bewegung des Queckſilbers im Thermometer von der Atmoſphäre; ihre ſtumme Opferfähigkeit bei all den tauſend kleinen Dingen des Lebens; ihr verwundbares Gemüt und ihre Kraft, Wunden zu verheimlichen; ihre faſt überſinnliche Gabe, mitzuſchwingen, wenn ſein Geiſt Tiefſtes an Höchſtes zu binden ſich vermaß.

Darum erkannte er in ihrem Blick etwas wie eine ernſte, ferne Warnung. Feig und erſchrocken zugleich, ſchuldbewußt und

ungeduldig zugleich, ging er hin und küßte sie auf das Haar. Sie lehnte flüchtig die Stirn an seine Brust und da fühlte er die ganze Last, die sie ahnungslos ihm aufbürdete.

Er sagte ihr, daß er spielen wolle. Er sagte: „Ich hab mein Bild wieder einmal verloren und wills in andern suchen."

Gertrud bat ihn mit blassem Gesicht, hier im Wohnzimmer bleiben zu dürfen, und sie lehnte die Türe nur an.

6

Es liegen in den Goetheschen Versen, die den Titel „Harzreise im Winter" führen, Gedanken wie Felsblöcke und Empfindungen so schauerlich und groß wie das Flammen aufgehender Sternenwelten. Die ungeheure Schmerzgewalt, die ungeheure Erhabenheit schien sich in Daniels Werk wie von selbst in Musik verwandelt zu haben.

Wenn in der zweiten Hälfte die Motive von Menschenstimmen übernommen wurden, diese Stimmen erst einzeln aus dem brodelnden Tonmeer drängten, dann immer williger, sehnsüchtiger, offenbarender sich zum Chor sammelten, war es, als müßten sie ohne diese Befreiung in der Finsternis ersticken.

Erschütternd klang das Pianissimoraunen der Bässe, bevor der Sopran einsetzte: dem Geier gleich, der auf schweren Morgenwolken mit sanftem Fittich ruhend nach Beute schaut, schwebe mein Lied; ein Siegesruf war das Posaunensolo, das dem versunkenen Orchester neues Leben wies.

Daniel hatte große Mühe, dies alles durch Gesang, Wort und Gebärde neben seinem Spiel begreiflich zu machen.

Das Werk war voll von den Brechungen und Halbtönen, die es trotz des strengen Baues zum Kinde seiner Zeit, und mehr noch einer werdenden Zeit, stempelte. Es hatte keinerlei erschlossene Süßigkeit; es war rauh wie die Rinde der Bäume, wie alles, was mit der Zuversicht innerer Dauer geschaffen wird.

Sein Rhythmus war einförmig, nur auf Steigerung berechnet. Es hatte nichts von Verführung, nichts von Tanzgelüsten, keine Billigkeit, nichts, was trägem Ohr schmeichelt. Keinen Schmelz, nur Fülle und Äußerstes; die Melodie verborgen wie der Kern in harter Schale und nicht bloß verborgen, sondern zerteilt und immer wieder zerteilt; hinabgepreßt, unterirdisch gebunden, um nur ein einziges Mal überwältigend emporzusteigen, emporzujubeln: Aber den Einsamen hüll in deine Goldwolken! umgib mit Wintergrün, bis die Rose wieder heranreift, die feuchten Haare, o Liebe, deines Dichters!

Es war um fünfundzwanzig Jahre zu früh geboren. Es hatte keine Beziehung zu den Nerven seiner Umwelt; es konnte auf keinen Verkündiger, keinen Versteher zählen, nicht weiter getragen werden durch das Wohlwollen Gleichfühlender; das Merkmal tödlicher Verlassenheit haftete ihm an; es glich einem tropischen Vogel, der an der Eisküste Grönlands ausgesetzt worden ist.

Aber für die herzlich Nahen ist ein Fluidum in der Luft, das die höhere Wahrheit vermittelt. Monsieur Riviere und Lenore saßen kaum atmend da. Lenores große Augen waren unendlich still und schlossen und öffneten sich langsam. Als Daniel zu Ende war, mit dem Taschentuch die nasse Stirn trocknete und dann die Arme schlaff hängen ließ, war es ihm, als ob der Glanz ihrer Augen bis an seine Haarspitzen dringe und sie elektrisiere.

Umgib mit Wintergrün, bis die Rose wieder heranreift, die feuchten Haare, o Liebe, deines Dichters.

„Man kann keine Vorstellung davon geben," murmelte Daniel, „das Klavier ist wie ein spanischer Stiefel."

Da vernahmen sie aus dem Wohnzimmer eigentümliche Laute. Sie gingen hinein und sahen Gertrud, die sehr bleich war und mit über der Brust gekreuzten Händen auf dem Sofa saß und halb wie aus dem Traum, halb wie eine Betende vor sich hinredete. Man konnte nicht verstehen, was sie sagte; sie saßen abgewandt und fern.

Lenore eilte zu ihr hin, Daniel betrachtete ſie düſter, indeſſen läutete es draußen und Monſieur Rivière ging hinaus. Eine gellende Männerſtimme erſchallte, die Tür wurde aufgetan, und Herr Carovius trat ein.

7

Herr Carovius verbeugte ſich nach allen Seiten. Er trug gelbe Schuhe mit Meſſingſchnallen, ſchwarze Hoſen, einen grünlich ſchimmernden Rock und eine nicht mehr ganz weiße Krawatte. Seinen Schlapphut legte er auf einen Stuhl und ſagte, er bitte um Verzeihung, falls er ungelegen komme, aber er habe ſeinem lieben jungen Meiſter für die bewußte Einladung danken wollen.

„Mir ſcheint, mir ſcheint," fügte er mit neckiſchem Augenzwinkern hinzu, „ich habe da in aller Unſchuld eine intereſſante Produktion geſtört. Unten vor dem Hauſe ſtehen die Leute, und ich habe mirs gleichfalls nicht verſagen können, zu horchen. Es wird ja nicht abgeſammelt, hihihi. Hoffentlich unterbrechen Sie das Opferfeſt meinetwegen nicht. Was haben Sie denn zum beſten gegeben, Maeſtro? Doch nicht etwa die Symphonie?"

„Ja, die Symphonie," antwortete Daniel, der aus lauter Verblüffung über das Erſcheinen und das Benehmen des Herrn Carovius höflich war.

„Hat mich ſchon Geld gekoſtet, die Symphonie, mögen Sies glauben oder nicht; einen Gehrock wie für einen Marquis, neueſter Schnitt, Sammetkragen, Schöße bis an die Waden. Höchſt vornehm, höchſt vornehm." Er ſtierte über Gertruds Kopf hinweg in die Ecke und kicherte mindeſtens eine Viertelminute lang.

Niemand antwortete. Alle ſahen dumm und beſtürzt aus.

„Mein Gott, die geſellſchaftliche Pflicht," fuhr Herr Carovius fort; „man iſt doch kein Hinterwäldler. Die Muſik ſoll ja den Menſchen auch äußerlich veredeln. Übrigens, es geht das Gerücht, daß es eine Symphonie mit Chören iſt. Wie ſind Sie denn

auf den Einfall geraten? Die Lorbeeren der Neunten laſſen Sie wohl nicht ſchlafen? Hätte mir gedacht, Sie ſcheren ſich den Teufel um klaſſiſche Vorbilder. Man iſt ja jetzt ganz auf das muſikaliſche Säuglingsgelall verſeſſen, Wagelaweia und ſo. Aber das iſt nur ein Übergang, wie der Fuchs ſagte, als er geſchunden wurde."

Er nahm den Zwicker ab, putzte ihn haſtig, neſtelte am Kettchen und ſetzte ihn wieder auf. Nachdem er ſo Zeit gewonnen hatte, begann er ſich über den Verfall der Künſte zu verbreiten, erkundigte ſich bei Daniel, ob er etwas von einem gewiſſen Hugo Wolf gehört habe, der jetzt von ſich reden mache und hinten in dunkelſten Öſterreich Lieder fabriziere wie ein Hottentott, ſchimpfte über einen neuen Brunnen, der auf dem Plärrer errichtet werden ſollte, erzählte, daß im Kulturverein eine Groteſk-Tänzer-Pantomimengeſellſchaft auftrete, daß er auf dem Herweg die Entdeckung gemacht, es gebe in der Stadt eine Leihanſtalt für Kartoffelſäcke und daß in Konſtantinopel eine ſchreckliche Feuersbrunſt gewütet habe.

Dabei ſchaute er Daniel und Monſieur Rivière an, bald den einen, bald den andern, hielt die Knurrlaute des einen und die verlegenen Blicke des andern für ermunternd genug, um ſein Geſchwätz fortzuſetzen, rückte an ſeinem Zwicker, ſchneuzte ſich, ſtrich die ohnehin glatten Haare noch glatter, rieb die Hände umeinander, als ob er ſich in beſonderer Weiſe angeheimelt fühle, und kicherte, wenn in ſeinem Redefluß eine Pauſe entſtand.

Auf Gertrud heftete er nur hie und da einen verſtohlenen Blick, der ſich gleich darauf zurückzog wie der Arm eines Diebes, der ſich beobachtet glaubt; Lenore ſchien überhaupt nicht für ihn vorhanden zu ſein. Als ſie endlich aufſtand, gepeinigt von ſeinem Weſen, von der Zerſtörung des eben erlebten Eindrucks durch ſeine Gegenwart, ſeine herausfordernden, platten, grundlos hämiſchen, grundlos ſüßlichen Phraſen, erhob er ſich gleichfalls, zog erſchrocken die Uhr, bat, ſeinen Beſuch wiederholen zu dürfen und empfahl ſich mit

einem lächerlich altmodischen Bückling von Gertrud, mit vertraulichem Händeschütteln von Daniel und mit unsicherer Höflichkeit von dem Franzosen. Lenore schien er wieder zu übersehen.

Draußen auf der Stiege blieb er stehen, nickte mehrmals mit dem Kopfe und sagte mit einem fast irren Grinsen in die leere Luft hinein: „Auf Wiedersehen, Schönste. Auf Wiedersehen, Allerschönste. Gehab dich wohl, mein Engel, vergiß mich nicht."

In der Stube drinnen flüsterte Lenore beklommen: „Was war das? Was war das?"

8

Um Lenore beim Umzug zu helfen, stellte sich Philippine Schimmelweis ein. Zuerst befremdet, war Lenore schließlich des Beistands froh. Der Inspektor nahm kaum irgendwelchen Anteil an einem Vorgang, der ihm als letzte, alle Hoffnung vernichtende Niederlage erschien.

Auch an den folgenden Tagen kam Philippine, und allmählich wurde es ihr zur Regel, jeden Tag ein paar Stunden im Haus zu verbringen, entweder bei Lenore oder bei Gertrud unten, so lange diese in der Küche zu tun hatte. Man gewöhnte sich an ihren Anblick und duldete sie. Sie bemühte sich, geräuschlos zu sein und hatte die Miene eines Menschen, der ein wichtiges, aber noch nicht gewürdigtes Amt versieht.

Sie studierte das Haus. Sie kannte alle Räume. Am liebsten kam sie um die Dämmerungszeit. Dann sagte sie zu Lenore, sie habe auf der Treppe einen geheimnisvollen Kerl gesehen. Lenore holte die Kerze und sah nach, aber da war nichts zu finden. Dennoch behauptete Philippine steif und fest, es sei einer dagestanden in einem grünen Kamisol und habe ihr eine Nase gedreht.

Der Dachboden lockte sie vornehmlich. Sie erzählte in der Nachbarschaft, daß eine Eule droben säße. Infolgedessen geschah es, daß die Kinder, die ringsum wohnten, das Haus zu fürchten begannen,

und daß die Kanzleirätin im ersten Stock, durch die Gerüchte verängstigt, ihre Wohnung kündigte.

Die neue Inspektorswohnung hatte kein Schutzgitter. Man trat von der Stiege unmittelbar in Lenores Kammer, wo sie schlief und arbeitete. An diese Kammer stieß die ihres Vaters. Die Leute nannten ihn noch immer Inspektor, obwohl er keine Inspektorstelle mehr hatte.

Den ganzen Tag blieb er bei geschlossenen Fenstern in seiner engen Kammer, deren eine Wand geneigt war. Wenn ihm Lenore das Frühstück brachte oder ihn zum Mittagessen rief, das sie in der verschlagartigen, winzigen Küche aufgewärmt und in ihrem gleichfalls winzigen Stübchen angerichtet hatte, saß er am Tisch und hatte viele Blätter vor sich liegen, alte Rechnungen und alte Briefe. Und sie lagen immer in derselben Ordnung da.

Einmal trat sie unerwartet ein, ohne zu klopfen, da schloß er hastig den Schrank zu, steckte den Schlüssel in die Westentasche und versuchte in einer Weise harmlos zu lächeln, die Lenores Herz stocken ließ.

Erst wenn es dunkel war, ging er aus, und wenn er heimkehrte, trug er manchmal ein Paket unterm Arm, das er mit in seine Kammer nahm.

Anfangs war Lenore immer unruhig, wenn sie fortgehen mußte. Da bat sie Philippine, sie möge acht geben und keinen Fremden hereinlassen. Philippine hatte eine Schachtel mit Bändern in Lenores Kommode stehen; sie stellte einen Stuhl neben die Tür, die zur Kammer des Inspektors führte, und wenn ihre Hände müd waren vom Wühlen in den Bändern und ihre Augen sich gesättigt hatten an der Buntfarbigkeit, preßte sie das Ohr an die Türe, um zu lauschen, was der alte Mann trieb.

Bisweilen hörte sie ihn sprechen. Es war, als rede er mit einem Menschen. Seine Stimme klang mahnend, ja auch zärtlich. Da erzitterte Philippine vor Furcht und Grauen. Einmal drückte sie die Klinke herab und wollte leise die Tür öffnen, um hineinzuspähen, aber zu ihrem Ärger war das Schloß drinnen verriegelt.

Bei Gertrud verrichtete sie kleine Handreichungen und lief zum Krämer oder zum Bäcker. Gertruds Beweglichkeit nahm zusehends ab, das Stiegensteigen fiel ihr schwer, und Philippine ersetzte ihr beinahe eine Magd. Nur solche Dienste, bei denen ihre Kleider schmutzig werden konnten, verweigerte sie. Gertruds scheue Zurückhaltung verdroß sie oft, und eines Tages fragte sie bissig: „Gell, Sie sind recht stolz? Sie mögen mich wohl nit leiden, gell?" Gertrud sah sie verwundert an und wußte keine Antwort.

Vor Daniel verkroch sich Philippine, sobald sie nur seinen Schritt hörte. Gewahrte er sie dann doch, so zuckte er die Achseln über das Gesell, wie er sie geringschätzig nannte. Aber es wollte ihm scheinen, als ob es nicht ungefährlich sei, sie schlecht zu behandeln, und als ob sie sichs verdient hätte, daß man sich ihre unerklärliche Beflissenheit, gefällig zu sein, gefallen ließ.

So überwand er sich einmal und gab ihr die Hand, zog sie aber gleich darauf erschrocken zurück, denn etwas so Glitschiges und Froschhaftes glaubte er vorher nie berührt zu haben. Philippine tat, als habe sie nichts bemerkt, doch kaum war er ins Zimmer gegangen, so wandte sie sich mit diabolisch glimmenden Augen zu Gertrud und rief mit ihrer ordinären Stimme: „Gottich, der Daniel hats aber gnädig! Hats der aber gnädig! Kein Wunder, daß ihn die Leut nicht ausstehen können. So gnädig!"

Als sie sah, daß Gertrud die Brauen zusammenzog, drehte sie sich mit einem plumpen Schwung auf dem Absatz herum und schrie wie besessen: „Oi, Gertrud! ioi! Der Braten brennt an! Der Braten brennt an!"

Es war falscher Alarm. Der Braten schmorte ganz friedlich in der Pfanne.

9

An einem stürmischen Spätnachmittag im Juni kehrte Daniel von der letzten Probe zur „Harzreise" müde und verstimmt heim.

Die Proben waren in einem kleinen Saal im Weyrauchersgarten abgehalten worden. Nach und nach hatte er ſich mit ſämtlichen Muſikern und ſämtlichen Sängern und Sängerinnen überworfen.

Als er auf den Egydienplatz kam, rieſelte auf einmal ein Schauder über ſeinen Körper. Er mußte die Hand über die Augen legen und im Gehen innehalten. Er glaubte ſterben zu müſſen vor Sehnſucht nach etwas Jungfräulichem, das er verſcherzt hatte.

Er ging die Stiegen hinauf, ging an ſeiner Wohnung vorüber und erklomm die finſtere Treppe zur Inſpektorswohnung.

Sein Blick fiel in den Bretterverſchlag, in dem ſich der Herd befand und das Kupfergeſchirr an der Wand glänzte. Dort ſaß Lenore, den Arm auf das Fenſterbrett, den Kopf in die Hand geſtützt, in tiefem Sinnen eigentümlich kraftvoll ruhend. Ihr Geſicht war abgekehrt gegen die ſteile Senkung eines Daches, uraltes Fachwerk, graue Mauern, erblindete Fenſterſcheiben und verfallene Holzgalerien, über denen die Stille und ein wolkenbedecktes Himmelsquadrat lag.

„Guten Abend," ſagte Daniel, aus dem Dunkel in das Halbdunkel tretend; „was tuſt du da, Lenore, was denkſt du?"

Lenore fuhr zuſammen. „Ach, du biſt es, Daniel? Du läßt dich auch einmal ſehen? Und fragſt, was ich denke; gleich ſo neugierig! Willſt in mein Zimmer kommen?"

„Nein, bleib nur," antwortete er und hinderte ſie durch eine Berührung der Schulter am Aufſtehen. „Iſt der Vater zu Hauſe?"

Sie nickte. Er zog ein ſchmales Bänkchen, von dem er die Kaffeemühle und einen Trichter wegnahm, an das Anricht und ſetzte ſich in die größtmögliche Entfernung von Lenore, wobei ſie einander immer noch ſo nahe waren, als hätten ſie ſich in einer Kutſche gegenüber geſeſſen.

„Wie gehts dir?" fragte ſie befangen, mit einem Blick ohne Wärme.

„Du weißt doch, daß ich auf eine durchlöcherte Trommel ſchlage, Lenore." Und nach einer Pauſe fügte er hinzu: „Aber was die Menſchen auch tun und unterlaſſen mögen, zwiſchen uns zweien muß es ins Klare kommen. Gehſt du nach Paris?"

Sie ſchwieg und ſenkte den Kopf. „Ich könnte gehen, es ſteht nichts mehr im Weg," ſagte ſie dann leiſe zögernd. „Doch du ſiehſt ja ungefähr, wie ich bin. Ich bin nicht mehr ſo ... ſo wie früher. Früher hätte ich gedacht, wunder was für ein Glück das iſt, jemand, dem ich mich dort anvertrauen kann und der ſich für mich intereſſiert. Hätt mich nicht lang beſonnen. Und wenn ich gehe, was wird damit klar? Und was wird klar, wenn ich bleibe? Ich hab dir ſchon neulich geſagt: ich verſteh dich nicht, Daniel. Wie entſetzlich iſt jedes Wort davon! Was willſt du nur? Was ſoll denn daraus werden?"

„Erinnerſt du dich an Bendas letzten Brief, Lenore? Du ſelbſt haſt ihn mir gebracht, und ich war nachher wie ausgewechſelt. Er ſchrieb mir damals, wie wenn er von Gertrud nichts wüßte, ich ſolle nicht an dir vorübergehen. Wir beide ſeien füreinander beſtimmt wie nichts auf der Welt, ſchrieb er. Du mußt dich doch erinnern, wie ich darnach war. Und ſchon vorher, erinnerſt du dich, wie du am Hochzeitstag den Myrtenkranz aufgeſetzt haſt? Da hab ich gewußt: alles verloren, alles hin. Aber nein, vorher noch, wie das Fräulein Sylvia von Erfft deine Haut gehabt hat, deine Geſtalt, deine Haare und deine Hände! Und vorher, vorher. Wenn du im Wald mit Benda gegangen biſt und ich hinterdrein, und es war mir ſo was Liebes, deinem Gehen zuzuſchauen, nur wußt ichs nicht. Und wenn du ins Zimmer gekommen biſt dort in der Langen Zeile und die Gipsmaske geſtreichelt haſt und am Klavier geſeſſen biſt und die Wange ans Holz gelehnt haſt, wie mir das unentbehrlich war, tief drinnen unentbehrlich, nur wußt ichs nicht, wußt es nicht."

„Es mag nun geweſen ſein, wie es will, es iſt eben geweſen," erwiderte Lenore mit angehaltenem Atem, und eine Röte, die ſie quälte, überflutete ihr Geſicht, um erſchreckend ſchnell wieder der Bläſſe zu weichen.

„Glaubſt du, ich bin einer, der ſich mit Geweſenem abfindet? Jeder Menſch, Lenore, iſt ſich ſein Glück ſchuldig und kann es er-

ringen, wenn er dazu entſchloſſen iſt. Erſt, wenn ers verſäumt hat, macht ihn das Schickſal zum Hund."

„Das iſts eben, was ich nicht begreife," ſagte Lenore und blickte ihm mit heiterer Freiheit ins Geſicht. „Es drückt mir ja das Herz ab, dich ſo im Selbſtbetrug und häßlichen Trotz zu wiſſen. Wir beide können doch nicht eine Schlechtigkeit begehen, Daniel, das iſt doch ganz unmöglich, nicht wahr?"

Erregt beugte ſich Daniel näher zu ihr hin. „Weißt du denn, wo ich ſtehe?" fragte er, und die blauen Adern an ſeinen Schläfen ſchwollen an; „ich will dirs ſagen. Ich ſtehe auf einem morſchen Brett über einem Abgrund. Rechts und links von demſelbigen Abgrund ſind lauter blutgierige Wölfe. Ich habe nur die Wahl, entweder in den Abgrund hineinzuſpringen oder mich von den Wölfen zerreißen zu laſſen. Wenn nun ſo ein Weſen durch die Lüfte herunterſchwebt, ſo ein Flügelweſen wie du, und kann einen nach oben retten, gibts da ein Bedenken?"

Lenore verſchränkte die Arme über der Bruſt und ſchloß die Augen halb. „Ach nein, Daniel," ſagte ſie wie begütigend, „da übertreibſt du wirklich. Da ſiehſt du zu weiß und zu ſchwarz. Ein Flügelweſen, ich? Wo wären Flügel an mir? Und Wölfe? All die unbedeutenden närriſchen Leutchen — Wölfe? Ach nein. Und blutgierig! Geh doch zu!"

„Zertritt mir nicht mein Gefühl, Lenore!" rief Daniel mit unterdrücktem Ton und leidenſchaftlicher Wildheit; „zertritt mir nicht mein Gefühl, denn ſonſt beſitz ich nichts. So kannſt du nicht denken, ſo nicht empfinden, ſo lau, ſo flau, ſo gemein. Oberſtimme! Oberſtimme! beſinn dich doch! Siehſt du nicht, wie ſie mir die Zähne weiſen? Hörſt du nicht ihr Gebeul bei Tag und Nacht? Kannſt du ſie gut nennen oder mitleidig? Oder ſind ſie willig, wenn einer kommt, um gut und groß zu ſein? Glaubſt du an einen, an einen einzigen unter ihnen? Haben ſie nicht ſogar deinen ſüßen Namen begeifert? Iſt ihnen etwas heilig von dem, was dir oder mir heilig

iſt? Werden ſie durch deine oder meine oder irgendeines Menſchen Not um Millimetersbreite von der Stelle gerückt? Klebt nicht an jedem ihrer Mäuler der Schlamm der Verleumdung? Iſt ihnen nicht dein Lachen ein Dorn im Auge? Neiden ſie mir nicht den bittern Biſſen, um den ich mich ſchinde, und die Muſik, die ihnen unbegreiflich iſt und die ſie haſſen, weil ſie ihnen unbegreiflich iſt? Müßt ich nicht Steine klopfen oder Latrinen ſäubern, wenn es nach ihrer Herzensluſt ginge, weil ſie mir mein Leben nicht verzeihen und das, was mein Leben ausmacht —? Und das keine Wölfe? Das keine Wölfe? Sag mir, daß du vor ihnen Angſt haſt, ſag mir, daß du ſie nicht auf dich hetzen willſt, aber ſag mir nicht, daß du eine Schlechtigkeit begehſt, wenn ich dich zu mir rufe, dich mit deinen Flügeln, und du kommſt."

Seine Arme lagen, ausgeſtreckt nach ihr, auf der Platte des Küchentiſchs und bebten bis in die Fingerſpitzen.

„Die Schlechtigkeit, Daniel," flüſterte Lenore, „die hat doch nichts mit denen zu tun, die begingen wir doch gegen die höhere Sitte, gegen unſer inneres Gefühl von Brauch und Ehre . . ."

„Falſch," ziſchte er, „falſch. Das haben ſie dir weisgemacht. Das haben ſie Jahrhunderte und Jahrhunderte lang in dich und deine Mutter und deine Muttersmutter und deine Urmütter hineingepredigt. Falſch. Lüge. Alles Lüge. Mit dieſer Lüge ſtützen ſie ihre Macht, ſchützen ſie ihre Organiſation. Wahrheit dagegen iſt, was das Herz erfüllt, was Freude ſchafft, was mich weiterbringt. Wahrheit iſt, was die Natur gebietet, und der Gehorſam gegen die Natur. Wahrheit iſt in deinen Sinnen, Mädchen, in deinen geknebelten Sinnen, in deinem Blut und in dem Ja, das dir deine Träume ſagen. Freilich weiß ich nur zu gut, daß ſie ihre Lüge brauchen, denn ſie müſſen organiſiert ſein, die Wölfe, ſie müſſen ein Rudel ſein, denn ſonſt ſind ſie nichts. Ich aber hab nur meine Wahrheit; auf meinem Brett über dem Abgrund nur meine Wahrheit."

„Deine Wahrheit," ſagte Lenore; „deine. Das iſt aber nicht meine."

„Nicht, Lenore? Nicht deine? Wozu ſpräch ich dann mit dir? Und wenn alles andere Irrtum und Schwindel iſt, davon bin ich überzeugt wie vom Licht meiner Augen, daß es deine iſt.“

„Du kannſt dich doch nicht gegen die ganze Welt ſtellen,“ brach es aus Lenores beengter Bruſt, „du biſt doch auch drinnen in der Welt.“

„Ja, gegen die Welt will ich mich ſtellen,“ antwortete er, „eben dazu bin ich entſchloſſen. Ihre Münze zahl ich ihr zurück. So wie ſie gegen mich ſteht, ſo ſteh ich gegen ſie. Ich bin kein Verträgemacher, bin kein Händler, bin kein Bettler. Ich lebe nach meinem Geſetz. Ich muß, wo alle bloß ſollen oder dürfen oder nicht dürfen. Wer das nicht faßt, mit dem hab ich nichts gemein.“

Ihr graute vor der Vermeſſenheit ſeiner Worte, doch regte ſich in ihr etwas wie Jubel und Stolz, und die Luſt regte ſich, für ihn zu ſein, mit ihm zu ſein. Bäumte er ſich auf wider die Gewalt, die ihn vernichten mußte, ſo tat er es doch um ihretwillen, und ſo glaubte ſie nicht das Recht zu haben, ſich ihm zu entziehen. Was ſie wunderlich beruhigte, zugleich ſchlaff machte und hinriß, war die Glut und die Unbeirrbarkeit ſeines Willens und ſeines Gefühls.

Aber da begegneten ſich ihre Blicke, und im Auge eines jeden war der Name Gertrud zu leſen.

Gertrud ſtand ja lebendig zwiſchen ihnen; alles, was ſie geſprochen hatten, war von Gertrud ausgegangen, ging zu Gertrud zurück. Daß Daniel an die Löſung ſeiner Ehe nicht dachte, nicht denken konnte, das wußte Lenore. Ein Kind ſollte kommen; wie war es möglich, die Mutter zu verſtoßen? Wie war es möglich, bei der Dürftigkeit der Umſtände, Mutter und Kind dem Elend preiszugeben? Hierzu war Daniel nicht fähig, das wußte Lenore.

Doch wußte ſie auch, ſie kannte ihre Schweſter gut genug, um dies zu wiſſen, daß eine Trennung von Daniel ſo viel hieß, wie Gertrud töten. Sie wußte ferner, daß Daniel ſich in ſeiner Ehe für unverbrüchlich gebunden hielt, nicht nur wegen ſeiner Kenntnis

von Gertruds Charakter, ſondern auch, weil in ſeiner Ehe mit Gertrud etwas enthalten war, unabhängig von Leidenſchaften, Einſichten und Entſchlüſſen, etwas, das ſogar im Haß noch feſſelt und in der Verzweiflung kittet.

Dies alles wußte ſie. Und ſie wußte, daß Daniel es wußte. Und wenn ſie nun die einzig mögliche Folgerung aus ſeinen Worten und aus ſeiner Seelenverfaſſung zog, ſo wußte ſie auch, was er von ihr verlangte.

Er verlangte von ihr, daß ſie ſich opfern ſolle. Darüber gab es keinen Zweifel mehr.

Wie aber opfern? In Heimlichkeit? Konnte daraus ein Glück erwachſen? Mit Gertruds Einverſtändnis? Konnte Gertrud dies ertragen, ſelbſt wenn ſie großmütig war wie eine Heilige? Wo gab es da einen Weg? Wo drohte nicht Verwirrung, Angſt und Untergang?

Sie beugte das Geſicht nieder und bedeckte es mit den Händen. Lange ſaß ſie ſo. Über die Dächer draußen ſenkte ſich die Dämmerung.

Plötzlich richtete ſie ſich auf, ſtreckte ihm die Hand hinüber, lächelte mit Tränen in den Augen und ſagte mit einem letzten Verſuch, dem Ungeheuren zu entgehen, mit einer wunſchdurchflammten Eindringlichkeit und einer ergreifenden Schelmerei in der Stimme: „Brüderlein . . .“

Er ſchüttelte traurig den Kopf, nahm aber ihre Hand und hielt ſie zart zwiſchen ſeinen beiden.

Da verdunkelte ſich ihr Geſicht wie eine Landſchaft beim Anbruch der Nacht. Ihr abgewandter Blick ſah die Bäume eines großen Gartens, ſah ein häßliches, krankes Weib unter einer Hecke und ſah zwei kleine Mädchen, die ſich fürchteten und zukunftsbang in die untergehende Sonne ſchauten.

Ein Geräuſch ließ ſie und Daniel zuſammenfahren. Auf der Schwelle ſtand Philippine Schimmelweis. Ihre Augen glitzerten wie die Haut eines Reptils, das aus dem Sumpf emportaucht.

Daniel ging in ſeine Wohnung hinunter.

Seit neun Jahren war der Rokokosaal im Auffenbergschen Haus festlichen Veranstaltungen jeder Art verschlossen gewesen. Es hatte eines langwierigen Briefwechsels zwischen dem Sekretär des in Rom weilenden Freiherrn und dem Sekretär der Freifrau bedurft, um die Erlaubnis zur Benützung des Saales von jenem zu erlangen.

Die Entrüstung über das Rothafftsche Werk war allgemein. Die Leute aus der Gesellschaft wußten sich nicht zu fassen, und die als Liebhaber und auf Empfehlung Geladenen waren gleichfalls wenig erbaut. Das Hauptvergnügen hatte darin bestanden, den Komponisten dirigieren zu sehen. Der Anblick des zappelnden, hopsenden Gesellen hatte den Konsistorialrat Zöllner vor Lachlust beinahe zum Bersten gebracht.

Der alte Graf Schlemm-Nottheim, der nicht nur eine Vorliebe für pornographische Literatur besaß, sondern auch jeden Nachmittag einen Viertelliter von Doktor Rosas Lebensbalsam trank, erklärte, das Unisono sämtlicher Schaubudeninstrumente auf dem Jahrmarkt sei eine musikalische Offenbarung gegen solche Katzenmusik; der Oberlandesgerichtsrat Braun sprach unverhohlen von einer Verschwörung wider den guten Geschmack.

Dies wurde in den Ecken ausgemacht. Um die Freifrau nicht zu beleidigen, spendeten alle ziemlich lebhaft Beifall. Dann vereinigten sich Zuhörer und Mitwirkende an einer riesigen Hufeisentafel zum Diner.

Graf Schlemm-Nottheim war der Tischherr der Freifrau und erkundigte sich bei ihr nach den verschiedenen Persönlichkeiten der Kunstwelt. Er fragte, wer die interessant schwermütige Dame neben dem Major Bellmann sei? Es sei die Frau des Komponisten. Die Frau? gar nicht übel, diese Frau; damit ließe sich leben, in der Tat. Und wer sei die dort, zwischen dem alten Herold und dem Franzosen? ein entzückendes Geschöpfchen; die habe ja Augen wie das ligurische Meer und Händchen wie eine Prinzessin. Das sei die

Schweſter der Frau. Die Schweſter? ei, der Kuckuck, eine prächtige Familie, der Unterſtützung nicht unwürdig.

Es wurden Trinkſprüche ausgebracht. Der Fabrikant Ehrenreich ließ den Schöpfer der „Harzreiſe“ leben; der Graf die anweſenden Frauen.

Peinliches Aufſehen erregte Herr Carovius. Er ſaß bei den Herren vom Geſangverein „Liedertafel“, die im Chor mitgeſungen hatten, und ſie ſchämten ſich ſeiner. Denn er benahm ſich ungeziemend.

Es war ihm gelungen, einen Handſchuh, den Lenore verloren hatte, unbemerkt aufzuheben und in ſeine Taſche zu ſtecken. Vielleicht war er deshalb von ſo geräuſchvoller Luſtigkeit. Er warf dem Fräulein Varini eine Krachmandel zu, die er vom Tafelaufſatz genommen hatte. Er ließ den feuchtſeligen Blick über den Kriſtall-Lüſter und die mit Goldleiſten verzierten Wände ſchweifen und wurde nicht müde, den Glanz und den Reichtum des Hauſes zu preiſen, ſo, als ob er ſelbſt zum Hauſe gehöre. Er hob das Weinglas und äußerte ſich verzückt über Farbe und Blume des Getränks, ſo, als ob er die Weine des Hauſes aus langer Erfahrung kenne.

Da geſchah es aber, daß er bei einer heftigen Bewegung ſeinen Teller umſtülpte, und über ſeine weiße Weſte floß ein Bach von braunem Bratenſaft. Er verſtummte. Er verſank in ſich ſelbſt. Er tauchte die Serviette ins Waſſer und rieb und rieb. Die Lakaien kicherten. Er ſchloß ſeinen Gehrock zu und glich einem Auslagefenſter in tiefer Nacht.

Noch ein anderes Phänomen bot ſich den ſpöttiſchen Augen der Lakaien. Sie bemerkten, daß der Kapellmeiſter Rothaſſt in bloßen Strümpfen an der Tafel ſaß. Die neuen Lackſtiefel hatten ihn ſo unleidlich gedrückt, daß er kurzen Prozeß gemacht und ſich ihrer während des Eſſens entledigt hatte. So ſtanden ſie herrenlos, einer rechts von ſeinen Füßen, einer links. Wenn die Lakaien vorübergingen, ſchauten ſie unter den Stuhl und preßten grimmig die Lippen aufeinander, um nicht herauszuplatzen.

Der grobe Verſtoß gegen den Anſtand blieb auch den Nachbarn nicht verborgen. Es wurde getuſchelt und gelächelt, Achſeln wurden gezuckt, Köpfe geſchüttelt. Da ſich nun Daniel beim allgemeinen Aufſtehen von der Tafel gar keine Mühe gab, ſeine Stiefelloſigkeit zu verſchleiern, ſondern die lackledernen Quälgeiſter ohne Rückſicht auf die erſtaunten Zuſchauer unbekümmert wieder an ſeinen Extremitäten befeſtigte, hatte er verſpielt, hatte er gründlich verſpielt.

Die Kunde der außerordentlichen Begebenheit wurde in den nächſten Tagen, reizvoll ausgeſchmückt, von Haus zu Haus weitererzählt, drang aus den hohen Regionen in die niedrigen und erregte Stürme von Gelächter. Niemand wußte etwas über die Symphonie zu ſagen, dafür war jeder aufs genaueſte mit den Einzelheiten der Lackſtiefel-Epiſode bekannt.

II

Auf dem Heimweg ging Daniel mit Lenore. Gertrud folgte mit Monſieur Rivière in weitem Abſtand, denn ſie konnte nur ſehr langſam gehen.

„Wie war dir denn, Lenore?“ fragte Daniel, „war dir nicht wie bei einem Feſt der Leichen?“

„Lieber,“ murmelte ſie. Und ſie gingen weiter.

Und als ſie eine Weile ſchweigend gegangen waren, kamen ſie unter einen engen Torweg. Da war es Lenore, als ertrüge ſie Daniels ſummes Fragen nicht mehr. Sie zog den ſeidenen Schal feſter an ihre Wangen und flüſterte: „Laß mir Zeit. Dräng mich nicht. Laß mir Zeit.“

„Ließ ich dir nicht Zeit, du teures Herz, ich hätte den jetzigen Augenblick nicht verdient,“ antwortete er.

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ brach es verzweifelt aus ihr. Noch eine einzige Hoffnung hatte ſie, einen letzten Schimmer von Hoffnung, und ihre ganze Seele drängte dorthin. Doch ſie mußte ſchweigend handeln.

Mit Gertrud in der Wohnſtube ſtehend, gewahrte Daniel, daß die Maske der Zingarella mit Roſenzweigen bekränzt war. Unter den jungen Blättern leuchteten Blütenknoſpen hervor, die wie rote Laternchen um den weißen Gips hingen. „Wer hat das gemacht?“ fragte er.

„Lenore war am Nachmittag da, ſie hat es gemacht,“ erwiderte Gertrud.

Sein flammender Blick war auf die Maske geheftet, als Gertrud ihn umſchlang und in der Fülle ihrer Empfindung ausrief: „Ach, Daniel, wie herrlich iſt dein Werk, wie herrlich!“

„So? Gefällt es dir? Das freut mich,“ entgegnete er trocken.

„Die Menſchen faſſen es ja nicht,“ fügte ſie leiſe und errötend hinzu, „nur ich weiß es, nur ich, weil es mir gehört.“

Am andern Tag legte er die Partitur der „Harzreiſe“ ſamt allen Stimmen in eine große, alte Truhe und ſperrte ſie zu. Es war wie ein Begräbnis.

12

In den gewundenen und finſtern Gäßchen hinter der Stadtmauer ſtehen die kleinen Häuſer mit großen Nummern und farbigen Laternen. Sie ſind von einem ſüßlich-fauligen Geruch erfüllt und aus mühſam aufgeſchmückten morſchen Rumpelkammern zuſammengeſetzt. Durch die geſchloſſenen Fenſterläden dringt allnächtlich gellendes Gelächter, und den Eintretenden empfangen halbnackte Scheuſale und nötigen ihn auf ſcheuſälige, mit rotem Plüſch überzogene Seſſel und Sofas.

Der Bürger nennt dieſe Baracken Laſterhöhlen, und an die Bewohnerinnen mit den gedunſenen oder abgezehrten Körpern, den traurig oder trunken glotzenden Augen denkt er zwiſchen Freitag und Sonntag mit luſtvollem Grauen.

Dahin lenkte Herr Carovius ſeine Schritte. Weil es nur ein Schatten war, den er umarmte in Stunden, wo ſeine von allem

Gift der Erde entzündete Phantaſie einen Menſchenleib beſchworen hatte, ergrimmte er, ging hin und kaufte ſich einen Menſchenleib.

Nachdem er in einem halben Dutzend dieſer Häuſer geweſen, jubelnd begrüßt und unter unflätigen Beſchimpfungen entlaſſen worden war, fand er ſchließlich, was er ſuchte, ein Geſchöpf, deſſen Abgefeimtheit noch nicht verjährt war, das noch Menſchenzüge hatte und deſſen Geſtalt und Weſen eine Erinnerung wachzuhalten vermochte, wenn man entſchloſſen war, zu ſehen, was man ſehen wollte, und zu vergeſſen, was man vergeſſen wollte.

Sie hieß Lena. Holder Anklang an eine begehrte Wirklichkeit! Er folgte ihr aus dem Kreis der Gefährtinnen in die elende Zelle zwiſchen Winkelſtiege und Dachwinkel. Er klimperte mit Geld und gab ſeine Befehle. Die Nymphe mußte ein Straßenkleid antun, einen beſcheidenen Hut auf den Kopf ſetzen und einen Schleier über das rohgeſchminkte Geſicht ziehen. Hierauf näherte er ſich ihr, redete ſie höflich an und küßte ihr die Hand. Niemals hatte er ſich gegen irgendeine Dame draußen in der Welt ſo fein und zurückhaltend benommen.

Der Dirne ward es angſt und ſie lief davon. Sie bedurfte der Belehrung. Durch die Hüterin des Hauſes ward ihr Belehrung zuteil. Denn Herr Carovius klimperte mit Geld. „Sie müſſen Nachſicht haben," ſagte die Hüterin, „wir ſind für ſo was Raffiniertes nicht eingerichtet."

Er kam wieder. Lena war belehrt. Allmählich fand ſie ſich in ihre Rolle.

„Offengeſtanden," ſagte er zu Lena, „ich habe keine Übung in den Künſten der Liebe. Ich war zu ſtolz, den Kotau vor dem berockten und bemiederten Idol zu machen. Weibchen iſt Weibchen, Männchen iſt Männchen. Da lügen ſie denn einander vor, daß jedes Weibchen ein beſonderes Weibchen, jedes Männchen ein beſonderes Männchen ſei. Stumpfſinn."

Die Dirne grinſte.

Er ging auf und ab; der Raum erlaubte ihm nur drei Schritt nach jeder Seite. Er entſann ſich des Ausdrucks, den Leneres Geſicht während der Aufführung der Symphonie gezeigt und den er aus dem Hinterhalt gierig beobachtet hatte. Er geriet in Zorn. „Du wirſt dir doch nicht einbilden, daß mit ſolchen dilettantiſchen Jämmerlichkeiten ein Fortſchritt erzielt wird?“ keifte er. „Es iſt der reine Hokuspokus. In der Kunſt gibt es überhaupt keinen Fortſchritt, ſo wenig wie es in der Bahn der Geſtirne einen Fortſchritt gibt. Hör mal zu!“

Und er brüllte das wuchtige Anfangsmotiv aus der Sonata quasi una fantasia von Mozart. „Da- dada- da-daddaa! Iſt darüber hinaus ein Fortſchritt möglich? Laß dich doch nicht beſchwatzen, mein Engel. Sei aufrichtig gegen dich ſelbſt. Er hat dich narkotiſiert. In deinem argloſen Herzchen iſt das unterſte zu oberſt gekehrt. Schau mich doch an! Fürchteſt du dich vor mir? Ich tue für dich, was in meinen Kräften ſteht. Gib mir die Hand. Sprich mit mir.“

Die Dirne mußte verlangend die Arme ausſtrecken, und er nahm mit gravitätiſcher Umſtändlichkeit neben ihr Platz. Hierauf zog er die Nadel aus ihrem Hut, legte den Hut zärtlich beiſeite, und ſie mußte den Kopf an ſeine Schulter lehnen.

Dann verfiel er in träumeriſches Sinnen.

17

„Drah di, Madel, drah di, morgen kommt der Mabdi.“ Dieſen neueſten Gaſſenhauer plärrend, trat Philippine zu Gertrud in die Wohnſtube. Daniel war nicht zu Hauſe.

„Da haſt,“ ſagte ſie und warf eine Zwirnrolle auf den Tiſch.

Gertrud hatte dem Drängen des Mädchens nachgegeben und duzte ſie und ließ ſich von ihr duzen. „Weil wir doch eigentlich Verwandte ſind,“ hatte Philippine gemeint.

Gertrud fürchtete ſich vor Philippine, aber ſie fand kein Mittel, ihre übertriebene Dienſtwilligkeit abzuwehren. Was ſie vor keinem

Menſchen empfand, das empfand ſie bisweilen vor Philippine: Scham über ihren Zuſtand.

In der Tat erblickte Philippine in Gertruds Schwangerſchaft etwas Unanſtändiges und ſchaute ſtets auffällig in die Luft, wenn ſie mit Gertrud redete.

„Nein, was die Leut unverſchämt ſind," begann Philippine, nachdem ſie ſich auf einen Stuhl gelümmelt hatte. „Da fragt mich der Kommis im Geſchäft, ob der Daniel und die Lenore was miteinander haben. Eine Frechheit, gell? Bin ihm aber ſchön übers Maul gefahren."

Die Nadel in Gertruds Fingern ruhte. Es war nicht das erſtemal, daß ſich Philippine ſolche Andeutungen erlaubte. Bald kam ſie und raunte Gertrud zu, Daniel ſei bei Lenore droben, bald äußerte ſie in heuchleriſchem Mitleidston, Lenore ſehe ſo abgehärmt aus. Dann berichtete ſie von dem und jenem, der dies und jenes geſagt habe. Dann machte ſie ſich wieder zum Verteidiger der guten Sitte und behauptete, man dürfe die Leute nicht vor den Kopf ſtoßen.

Ihr drittes Wort war: die Leute. Sie ſelbſt wiſſe ja ganz genau, was für ein tadelloſer Charakter die Lenore ſei und wie gern Daniel ſeine Frau habe, aber die Leute, die Leute! Und man könne ja auch nicht jedem gleich die Augen auskratzen, der einen mit zweideutigen Fragen ärgere, da würde es wenig Augen mehr in der Stadt geben.

Philippines Simpelfranſen hatten eine ungewöhnliche Länge erreicht; ſie verdeckten die ganze Stirn und hingen bereits bis an die Wimpern. Infolgedeſſen hatte der Blick, mit dem ſie Gertrud betrachtete, etwas über die Maßen Tückiſches. So ganz ſicher iſt die ihrer Sache auch nicht mehr, fuhr es ihr durch den Kopf, und mit einer plumpen und ſonderbar laſterhaften Bewegung ihrer Beine machte ſie ſich auf dem Stuhl breiter.

„Ich glaub halt, der Daniel ſollt vorſichtiger ſein," plauderte ſie mit ihrer raſſelnden Stimme; „das ſtundenlange Beiſammenſtecken tut kein gut. Es tut kein gut, ſag ich dir. Und immer auf der Lauer alle zwei, er nach ihr und ſie nach ihm. Jetzt ſollſt es

einmal wiſſen. Erwiſcht man ſie, fahren ſie auseinander wie Verbrecher. Seit ſechs Wochen gehts ſo, jeden Tag und jeden Tag. Schickt ſich das vielleicht? Das brauchſt du dir nicht gefallen zu laſſen, Gertrud," ſchloß ſie mit einem übel ausſehenden Verſuch zu einer kokett ſchmollenden Miene. Dann ſchlug ſie die Augen zu Boden und blickte unſchuldig drein.

Gertrud war es kalt um die Bruſt geworden. Ihr Vertrauen zu Daniel war unerſchütterlich, aber die giftigen Reden benahmen ihr Klarheit und Ruhe. Schon daß es möglich war, ſo über Daniel und Lenore zu ſprechen, und daß ihr die Worte fehlten, es zu verhindern, weil ſie es von Anfang an mit der Gelaſſenheit ihres Vertrauens und der Verachtung gegen den Klatſch geduldet, bereitete ihr Schmerz.

Wie ſchal hätte auch jeder Einwand geklungen, wie nichtig ein Verweis! Konnte ſie der böſe redenden Zunge Einhalt tun mit dem Hinweis auf Daniels beſondere Art? Sollte er Rechenſchaft ablegen vor einer Philippine? Ein geringſchätziges Lächeln glitt über ihr Geſicht.

Und doch, warum das wehe Herz? Kam es nun endlich, das Wiſſen um Liebesentbehrung?

Unwillkürlich fiel ihr Blick auf die Gipsmaske, die noch immer mit den längſt verwelkten Roſenzweigen bekränzt war. Sie erhob ſich und nahm das Blätterwerk herunter. Ihre Hand zitterte dabei, als begehe ſie etwas Schlechtes.

„Geh heim, Philippine, ich brauch nichts mehr," ſagte ſie.

„Oi, s is wahrhaftig ſpät, ich muß fort," rief Philippine. „Mach dir nur ja keine Gedanken, Gertrud," tröſtete ſie. „Und verklag mich nicht bei deinem Mann. Der iſt imſtand und macht einen Mordskrawall. Wenn du mich verklagſt, dann gibts ein Unglück, das ſag ich dir. Ich bin halt eine rechte Gans, daß mir alles rausrutſcht. Mein Maul hat kein Balken, drum kann ichs nit halten. Alſo, gut Nacht."

Sie ſtrich mit komiſcher Behutſamkeit ihren Rock glatt und ging.

Auf der Stiege plärrte ſie wieder: „Drah di, Madel, drah di, morgen kommt der Mahdi."

Als Daniel nach Hauſe kam, war es ſpät. Trotzdem ſetzte er ſich in ſeinem Zimmer noch zur Lampe und las im Titan von Jean Paul. Nach einer Weile befreiten ſich ſeine Gedanken von dem Buch und zogen ihre eigenen Wege. Er ſtand auf, ging zum Klavier, öffnete den Deckel und ſchlug leiſe einen Akkord an. Er lauſchte mit geſchloſſenen Augen. Ihn dünkte, es rief ihn jemand. Die Nacht war ſchwül, die Stille unheimlich.

Noch einmal den Akkord; Glocken aus der Unterwelt. Und wenn ſich die in ihrer Zartheit hinaufſchwangen, durch grüngraue Nebel hinauf, und jeder Ton entſandte ſeine dienende Schar wie Funken, die aus einer Rakete ſtieben, und Gleichgeartete trafen aufeinander, und was fremd war, fiel zurück, und oben, ganz unerreichbar, berückend deutlich, doch fern wie eine Todesviſion der Vollendung, die Melodie der Liebe, die Melodie von Lenore ...

Ja, es rief ihn jemand; aber aus welchem Winkel der Welt? Sein Weib? Die Ferne, die Düſtere, die Wartende? Er ließ den Klavierdeckel fallen, ſo daß das Echo des Geräuſchs von der Kirchenmauer drüben durch das offene Fenſter zurückkehrte.

Er löſchte die Lampe aus, betrat ohne Licht das Schlafzimmer und entkleidete ſich beim Schein des Mondes. Der Rand des Vorhangs war mit ſchwarzen Mäandrinen geziert, und dieſe zeichneten ſich auf dem Boden des Raumes ab; gezackte Pfade und ziellos; alle die vielen Linien beſtanden im Grunde nur aus einer einzigen.

Er lag im Bett, und ſein Herz fing an zu klopfen. Plötzlich wußte er, ohne hingeſehen zu haben, daß Gertrud nicht ſchlief, ſondern ſo wie er nach oben, ins Leere, ſtarrte. „Gertrud!“ rief er.

Aus dem leiſen Raſcheln des Kiſſens ſchloß er, daß ſie ihm das Geſicht zuwandte.

„Hörſt du mich?“

„Ja, Daniel.“

„Du mußt mir raten; du mußt mir helfen. Hilf mir und deiner Schweſter, ſonſt weiß ich nicht, was geſchieht.“

Er hielt inne, um zu lauſchen, doch es regte ſich nichts.

„Man kann aus Rückſicht lange ſchweigen,“ fuhr er fort; „ſchweigt man zu lang, ſo wird Lug und Trug daraus. Was ſoll aber die Offenheit, wenn man dem andern dadurch, nur um freie Bahn zu bekommen, das Meſſer in die Bruſt ſtößt? Was hilfts, zu geſtehen, wenn der andere nicht begreift? Zwei verbluten ſchon; und der dritte ſoll auch verbluten, bloß damit geredet iſt? Wird ohnehin zu viel geredet. Die Worte, die ſchauderhaften, ſchamloſen Worte, vor denen die unſchuldige Nacht der Sinne vergeht! Und muß man denn verbluten, wenn einem immer klarer und klarer wird: das, wogegen du dich aufbäumſt, ſind ja nicht die ewigen Geſetze, wie kann ich Zwerg den ewigen Geſetzen etwas anhaben? Nein, es ſind die gebrechlichen und wandelbaren Einrichtungen der Menſchen —? Hörſt du mich, Gertrud?“

Ein Ja wie ein Vogelton aus weiter Ferne antwortete ihm.

„Nun kann ich aber nimmer ſchweigen. Ohne dich geht der Weg nicht weiter. Ich will den Mund nicht voll nehmen, nicht von Leidenſchaft und Nichtanderskönnen ſprechen. Möglich, daß man immer noch anders kann, wenn man beizeiten anfängt. Aber wer die Zeit wüßte! Und Leidenſchaft? Es gibt gar vielerlei von der Sorte. Jeder Schwengel nennt ſein Gelüſtchen ſo. Ich hatte von keiner was geſpürt, an der ein Weib die Schuld getragen. Jetzt hats mich gepackt mit Haut und Haaren. Hab mir eingebildet, ich könnte mich und dich darüber wegbringen. Verlorene Müh. Es brennt, Gertrud, es verbrennt mich, ich bin nicht mehr da, wo ich bin, mein ganzer Menſch iſt umgewandelt, und wenn nicht Rat geſchafft wird, geh ich zugrund.“

Eine Zeitlang blieb es totenſtill; dann begann er wieder.

„Wie aber Rat ſchaffen? Es iſt ſo wunderlich; ſeitdem das geſchehen iſt, weiß ich erſt, was uns beide, mich und dich, zuſammenhält. Da ſpinnen ſich eben Fäden hinüber und herüber, an die keine

Hand greifen darf, ohne zu verdorren, wies in der Schrift heißt. Da iſt ein Geheimnis, ein heiliges Geheimnis, und verletzt ichs, ſo wär mirs, als würgt ich nicht nur das Kind in deinem Leib, ſondern auch all die ungeborenen Lieder in meiner Bruſt. Es gibt im Leben jedes Mannes eine Frau, in der ihm die Mutter wieder jung wird, an die ihn eine unſichtbare, unzerreißbare Nabelſchnur bindet, und der gegenüber ſeine Liebe, groß oder klein, ſein Haß ſogar, ſeine Gleichgültigkeit zum Phantom wird, wie alles, was wir austeilen, zum Phantom wird an dem, was uns ausgeteilt wird. Und es gibt eine andere Frau, die iſt mein Geſchöpf, die Frucht meiner Träume, die iſt mein Bild, die hab ich aus meinem Blut gezeugt, die iſt in mir gelegen wie der Samen in der Blüte, und die muß mein ſein, wenn ſie ſich enthüllt hat, oder ich ſterbe vor Einſamkeit und Sehnſuchtswut."

Der maßloſe Menſch drückte ſein Geſicht in das Kiſſen und ſtöhnte: „Die muß mein ſein, oder ich ſteh nimmer auf vom Bett. Aber trät ich über dich hinweg, Gertrud, ſo müßt ich rufen wie Fauſt: o, wär ich nie geboren."

Gertrud gab keinen Laut von ſich. Als nun Minute auf Minute verfloß und Daniel, ruhiger werdend, ins Zimmer horchte und das Schweigen der Frau ihn mit Angſt erfüllte, richtete er ſich empor. Der Mond war untergegangen, es war ſtockfinſter geworden. Daniel taſtete nach Zündhölzern und machte Licht. Die brennende Kerze in der Hand, beugte er ſich zu Gertrud hinüber. Sie war totenbleich. Mit weiten Augen ſchaute ſie in die Höhe.

„Löſch das Licht aus, Daniel," flüſterte ſie, „ich muß dir was ſagen."

Er blies das Licht aus und ſtellte den Leuchter weg.

„Gib mir die Hand, Daniel."

Er ſuchte ihre Hand, ergriff ſie, die eiskalt war, und legte ſie auf ſeine Bruſt.

„Darf ich bei dir bleiben, Daniel? Willſt du mich bei dir dulden?"

„Dulden, Gertrud, wie denn dulden?“ fragte er tonlos; „du biſt mein Weib; vor Gott mein Weib,“ fügte er hinzu, in dumpfer Erinnerung des Wortes einer andern.

„So will ich auch deine junggewordene Mutter ſein. Wie du es willſt.“

„Ja, wie denn Gertrud, wie?“

„Ich will euch helfen, dir und Lenore. An mir ſollt ihr nicht verbluten. Nur laß mich da ſein.“

„Das ſagt ſich leicht, Gertrud, aber es iſt ſchwer.“ Er ſchmiegte ſich dicht an ſie, ſchloß ſie in ſeine Arme und ſchluchzte mit unerwarteter Heftigkeit.

„Es iſt ſchwer. Ja, es iſt ſchwer. Aber du darfſt nicht an mir verbluten.“

Sein Kopf lag an ihrer Bruſt; Krämpfe ſchüttelten ihn, bis der Tag heraufdämmerte.

Da kam es plötzlich wie ein Schrei von Gertruds Lippen: „Ich bin ja auch eine Kreatur!“

Als er ſie dann feſt umſchlang, murmelte ſie: „Es iſt ſchwer, aber ſei nur getroſt, Daniel, ſei nur getroſt.“

15

Dem Apotheker Pflaum war es zu eng in ſeinem Haus an der Heiligengeiſtkirche geworden. Er hatte in letzter Zeit mehrere Häuſer beſichtigt und ſich ſchließlich für das Schimmelweisſche entſchieden, das zum Kauf ausgeboten war. Die Apotheke blieb vorläufig, wo ſie war, auch Jaſon Philipp Schimmelweis behielt Laden und Wohnung. Der Apotheker wollte als Hausherr den erſten und den zweiten Stock beziehen; er hatte eine zahlreiche Familie.

An einem ſchönen Auguſtnachmittag verließen beide Herren, der Apotheker und der Buchhändler, die Kanzlei des Notars Rübſam, wohin ſie ſich verfügt hatten, um wegen der Umſchreibung der auf

dem Kaufstück lastenden Hypotheken zu verhandeln. Ein wolkenloser Himmel mit schön abendlich gefärbtem Blau strahlte über der Stadt.

Der Apotheker Pflaum sah aus wie ein Mann, der alle Kümmernisse hinter sich hat und sich seiner Sorgenlosigkeit freut. Jason Philipp Schimmelweis hingegen war verdüstert. Er sah aus wie ein Mann, der heruntergekommen ist. Auf seinem Rock glänzte ein Fettfleck. Dieser Fettfleck erzählte von häuslichen Unannehmlichkeiten; er erzählte, daß Jason Philipp eine Frau hatte, die seit Monaten krank darniederlag, ohne daß ein Arzt zu sagen wußte, an welcher Krankheit sie litt. Jason Philipp war erzürnt gegen die Frau, gegen die Krankheit, gegen die Doktoren und gegen die wachsende Verwirrung und Unordnung seiner Lebensumstände.

Als sie über den Egydienplatz gingen, warf er auf das Haus, in welchem Daniel wohnte, einen Blick unbändigen Hasses. Aber er sagte nichts, er kniff bloß die Lippen zusammen und senkte den Kopf. Dabei bemerkte er den Fettfleck auf seinem Rock und ließ ein ärgerliches Brummen hören. „Ich werde mit Ihnen gehn, Herr Apotheker, und mir ein Fläschchen Benzin mitnehmen," wandte er sich an seinen Begleiter, und seine Stimme hatte jene kaum wahrnehmbare, wenn auch widerwillige Demut, die der Arme dem Reichen gegenüber an den Tag legt.

„Schön, schön," antwortete der Apotheker, „kommen Sie nur." Und er blies Luft von sich, weil ihm heiß war. „Grüß Gott," schrie er plötzlich und schwenkte den Arm, „grüß Gott! Was machen denn Sie hier?"

Der Anruf galt Herrn Carovius, der in eigentümlicher Versonnenheit vor dem Gänsemännchen-Brunnen stand.

„Ihr Diener, meine Herren," sagte Herr Carovius.

„Ich sehe, es gibt noch Einheimische, die unsere einheimischen Kunstwerke studieren," spöttelte der Apotheker und blieb stehen. Auch Jason Philipp blieb stehen und schaute zerstreut und verwundert auf den bronzenen jungen Mann mit den zwei Gänsen.

In der Nähe spielten Knaben mit einem Ball, und als sie die drei Männer vor dem Brunnen stehen sahen, unterbrachen sie ihre Beschäftigung und stellten sich grinsend herum, wie wenn etwas Neues zu bestaunen wäre.

„Wir wissen gar nicht, was für Reichtümer wir besitzen," sagte Herr Carovius.

„Stimmt, stimmt," nickte der Apotheker.

„Und ich denke eben darüber nach, was für eine Bedeutung diese Gruppe haben mag," fuhr Herr Carovius fort, „es ist etwas Musikalisches in dem Motiv, ganz unleugbar etwas Musikalisches."

„Stimmt, stimmt," wiederholte der Apotheker, um nach einer Pause verblüfft hinzuzusetzen: „Ja, wieso denn etwas Musikalisches?"

„Ausgerechnet etwas Musikalisches?" murrte Jason Philipp Schimmelweis, den das bloße Wort Musik in Unbehagen versetzte.

„Ja, das muß man halt kapieren," sagte Herr Carovius spitzig und zog einen Jungen, der sich bis an sein Hosenbein gewagt hatte, am Ohr, daß er ein Jammergeschrei von sich gab.

Auf einmal brach Jason Philipp Schimmelweis, nachdem er noch einen wütenden Blick auf das Monument geworfen hatte, in ein Gelächter aus. „Jetzt begreif ich," stotterte er hustend, „Sie sind ein Fuchs, bester Herr Carovius, Sie sind ein Schlauberger."

„Was gibts denn, meine Herren?" fragte der Apotheker, der unruhig war, weil er argwöhnte, der Heiterkeitsausbruch sei irgendwie gegen ihn gerichtet.

„Na, sehen Sie denn nicht? Verstehen Sie denn nicht?" keuchte Jason Philipp mit scharlachrotem Gesicht, „die beiden Gänse —? Das Musikalische und die beiden Gänse —? Geht Ihnen noch immer kein Licht auf?"

„Nicht im Allergeringsten," sagte der Apotheker und bemühte sich, einen Grund zu entdecken, um mitlachen zu können.

Carovius aber hatte verstanden. Er streckte den Zeigefinger der linken Hand kerzengerade in die Luft und brach gleichfalls in ein

wieherndes Gelächter aus. Er packte den Apotheker am Arm und immer in den Pausen zwischen zwei Lachsalven meckerte er: „Großartig! — Unter jedem Arm eine Gans! — Unbezahlbar! — Herr Schimmelweis, das mög Ihnen Gott vergelten! Das haben Sie ausgezeichnet gegeben."

Nun war sich auch endlich der Apotheker über den Zusammenhang klar. Er patschte sich auf die Schenkel und rief: „Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht der beste Witz ist, den ich in meinem ganzen Leben gehört habe."

Jason Philipp Schimmelweis faßte sich wieder. Er drückte die Hände auf seinen Magen und sagte atemlos: „Wer hätte gedacht, daß das Gänsemännchen leibhaftig unter uns wandelt?"

„Ja, wer hätte das gedacht," gab Herr Carovius zu. „Ein Fund! ein Kapitalschuß! Wir beschließen einfach: Gänsemännchen! Wir sind ja beschlußfähig. Wir sind ja drei. Ist doch ein alter Satz: tres faciunt collegium."

„Und die," stotterte Jason Philipp, mit dem Finger auf die Brunnengruppe deutend, indem Lachtränen über seine runden Bäckchen flossen, „die sind auch drei, die auch!"

„Die auch, die auch, das ist wahr," kreischte Herr Carovius.

„Eine Prise, meine Herren," sagte der Apotheker, seine Tabaksdose ziehend.

„Nein, auf den Spaß muß ich mir eine Zigarre anstecken," erwiderte Jason Philipp schluckernd.

„Ich denke, wir begießen die Geschichte mit einem Glas Salvator," schlug Herr Carovius vor.

Die zwei andern erklärten sich einverstanden, und so marschierte das Kollegium über den Platz, machte bisweilen, von einem gemeinsamen Lachkrampf neuerdings bezwungen, halt und wandte sich mit vertrockneten Kehlen dem Wirtshaus zu.

Vielleicht war es nur ein Abendschatten, der den Ausdruck hervorbrachte, vielleicht eine seltsame Beseelung, aber das stolz-

ſtehende Brunnenmännchen hinter ſeinem Gitter ſchien ihnen traurig und erſtaunt nachzublicken, während die ſpielenden Buben den ergötzlichen Zwiſchenfall bald vergeſſen hatten.

Philippine zündet ein Feuer an

I

Wie in einer früheren Zeit, deren ſie ungern gedachten, waren Daniel und Lenore ganz in ein gegenſeitiges Verſtummen geraten. Oft gingen ſie auf der Stiege bloß mit einem flüchtigen Nicken aneinander vorüber, und kam Lenore zur Schweſter, ſo zog ſich Daniel wortlos zurück.

Einmal kam ſie, als Gertrud nicht zu Hauſe war. Daniel war verſtockt, und Lenore brachte ebenfalls kein vernünftiges Wort über die Lippen. Er ertrug ihren Anblick nicht; ihre Bläſſe und die äußere Heiterkeit, die ſie ſich erkämpft hatte, verdächtigte er. „Es iſt ein unwürdiger Zuſtand, Lenore," ſtieß er hervor, „machen wir ein Ende."

Ein Ende machen? Ja, wie denn? dachte Lenore. Jeder Tag ſchmiedete die Kette feſter.

Auch Gertruds Anblick war für Daniel eine Qual. Er fühlte ſich von ihr beobachtet und ſpürte ihre Angſt um ihn. Dazu rückte das Ereignis immer näher, das ſie mit dem Schimmer des Leidens umgab und der Schonung empfahl. Ihre Züge, obwohl hager und entſtellt, hatten im Ausdruck etwas dunkel Verklärtes.

Als Gertrud es eine Weile mit angeſehen hatte, wie er ſeiner Arbeit entfremdet wurde und an nichts mehr Freude hatte, beſchloß ſie, mit Lenore zu reden. Sie tat es ohne Vorbereitung und ohne Zartheit.

„Siehſt du denn nicht, daß du ihn zugrunde richteſt?" rief ſie ihr zu.

„Du willſt alſo, daß ich zugrunde gehe?" fragte Lenore überraſcht und erſchrocken. Sie hatte den ganzen Umfang von Gertruds Verzicht ſogleich begriffen.

„Was liegt an dir?“ entgegnete Gertrud hart, „wofür hebst du dich auf?“

Dieses Wort brachte in Lenore alle Vorstellungen von Pflicht und Ordnung ins Wanken. Mit ungläubigen Augen schaute sie die Schwester schweigend an. Nicht mehr die glückliche und sanfte Gertrud hatte so gesprochen, sondern die von ehedem, die einsame und lieblose.

Was liegt an dir, wofür hebst du dich auf! Das hieß so viel als: mach kurzen Prozeß mit deinem Leben und spinn die kleine Episode in seinem nicht überflüssig in die Länge.

Da faßte sich Lenore ein Herz, um das Vorhaben endlich auszuführen, das sie lange Zeit bei sich erwogen hatte und auf das sie ihre letzte Hoffnung setzte.

Eines Abends ging sie auf Daniel zu und sagte: „Ich möchte mit dir nach Eschenbach gehen, Daniel, und deine Mutter besuchen.“

„Warum möchtest du denn das?“ fragte er verwundert. Er und die Mutter schrieben einander nicht, das lag nun einmal im Wesen beider und in ihrem Verhältnis; aber er wußte, daß Lenore dann und wann einen Brief aus Eschenbach erhielt und daß sie ihn beantwortete, ohne mit ihm darüber zu sprechen. Erst jetzt im Zusammenhang mit ihrer Bitte fiel ihm dieses als merkwürdig auf.

Als sie nach ein paar Tagen den Wunsch wiederholte, willfahrte er ihr, und sie vereinbarten den nächsten Sonntag für den Ausflug.

2

Matt und warm lag die Oktobersonne über dem Land; die Wälder flammten im Herbstlaub, die Äcker dehnten sich kahl, den Hügeln der Frankenhöhe entlang zogen Wolken als föhniger Flaum.

Sie waren bis Triesdorf mit der Bahn gefahren, dann mit dem Postwagen bis Merckendorf. Von hier aus gingen sie zu Fuß. Daniel wies auf eine Gänseherde hin, die am Ufer eines abgelassenen

Weibers trottete, und ſagte: „Das iſt unſer Heimatsvogel, ſein Gackgack iſt unſere Muſik. Es klingt aber gar nicht übel.“

Eine Bäuerin ging vorüber und bekreuzigte ſich vor einem Heiligenbild. „Sonderbar, daß hier plötzlich alles katholiſch iſt,“ ſagte Lenore.

Daniel nickte und erwiderte, als ſein Vater nach Eſchenbach gezogen, hätten noch einige proteſtantiſche Familien dort gewohnt, die ſich zum Gottesdienſt zuſammengetan. Später ſeien die meiſten ausgewandert, und jetzt ſei ſeine Mutter vielleicht noch die einzige Proteſtantin im ganzen Ort. Aber ſie habe dadurch nie Schlimmes erfahren, und er ſelbſt ſei als Knabe häufig in die Kirche gegangen, freilich bloß, um die Orgel zu hören, doch habe niemand daran Anſtoß genommen. „Immerhin iſts ein anderer Schlag Menſchen,“ fügte er hinzu, „äußerlicher als wir und heimlicher zugleich.“

Lenore hielt den Blick auf den Kirchturm gerichtet, deſſen ſpaniſch-grünes Dach aus der Talſenkung emporſtieg. Nach langem Schweigen ſagte ſie: „Ob es ein Bub ſein wird oder ein Mädchen, Gertruds Kind? Sicherlich ein Mädchen. Eines Tages wird es auf der Welt ſein und wird mich anſchauen mit Augen, mit wirklichen Augen. Wie ſeltſam, dein Kind wird mich anſchauen!“

„Was iſt da zu ſtaunen? Viele werden geboren, viele ſchaun einen an.“

„Und wie willſt dus heißen?“ fragte Lenore.

„Wenn es blond iſt und blaue Augen hat wie du, ſolls Eva heißen.“

„Eva!“ rief Lenore aus, „nein, ſo kanns nicht heißen.“ Sie ſelbſt hatte damals für das Kind der Dienſtmagd den Namen Eva gewählt, und daß er jetzt gerade auf dieſen Namen verfiel, erſchien ihr ſonderbar.

„Warum denn nicht Eva?“ forſchte er, „da ſteckt wieder etwas dahinter. So ein Weibsvolk hat doch immer was im Extratopf zu kochen. Heraus mit der Farbe!“

Lenore ſchüttelte lächelnd den Kopf. Gern hätte ſie ihm alles geſtanden, aber ſie wußte nicht, wie er es aufnehmen würde; ſie

fürchtete, er werde umkehren im Zorn über ihre Liſtigkeit. Trat das Kind einmal vor ihn hin, dann hielt es ihn auch, das wußte ſie.

Sie waren ſtehen geblieben und blickten über die ſonneglänzende Ebene. „Wie allein wir ſind," ſagte Daniel.

„Alles iſt leichter hier," antwortete Lenore gedankenvoll; „könnte man nur vergeſſen, woher man kommt, man könnte glücklich ſein."

3

„Sieben Jahre lang bin ich fort geweſen," ſagte Daniel, als ſie durch das Tor ſchritten. Alles erſchien ihm lächerlich klein, das Rathaus, die Kirche, der Platz und der Wolframsbrunnen. Auch hatte er ſich die Straßen reinlicher und die Häuſer wohlhabender ausſehend gedacht. Als er über die drei wie Muſcheln ausgebogenen Stufen am Tor hinaufſtieg und in den Kramladen mit ſeinen Würzgerüchen trat, ſchwand die vergangene Zeit zu einem Nichts.

Marianne konnte vor Freude kein Wort ſprechen. Sie reichte Daniel die eine, Lenore die andere Hand. Ihre erſte Frage war nach Gertrud.

Aber da ſaß in der Stube ein vierjähriges Kind mit reichem Blondhaar und märchenhaft blauen Augen. Das Geſichtchen war von zarteſter Schönheit, der Körper von zarteſtem Bau.

„Wer iſt das Kind? Wem gehört es?" fragte Daniel.

„Es iſt dein eigenes Kind, Daniel," antwortete ſeine Mutter.

„Mein eigenes Kind? Ja um Gott —!" Errötend und erblaſſend ſchaute er von der Mutter zu Lenore.

„Dein Fleiſch und Blut. Gedenkſt du an Meta nicht mehr?"

„An Meta . . . Alſo das. Und ihr, ihr habts genommen? Und du, Lenore, haſt darum gewußt? Und du, Mutter, haſts genommen?" Er ſetzte ſich an den Tiſch und verbarg ſein Geſicht. „Das alſo war drin in dem Extratopf," murmelte er ſcheu vor ſich hin; „es heißt wohl am Ende gar Eva . . .?"

„Ja, Eva heißt es," flüſterte Lenore bewegt. „Geh hin zu deinem Vater, Eva, und gib ihm die Hand."

Das Kind tat, wie ihm befohlen worden. Dann erzählte Marianne ihrem Sohn, daß Lenore es geweſen, die die Magd nach Eſchenbach gebracht und daß Meta ſpäter geheiratet habe und mit ihrem Mann nach Amerika gegangen ſei.

Jeder Blick und jede Miene Mariannes verriet, mit wie großer Liebe ſie an dem Kind hing und daß ſie es wie ihren Augapfel hütete.

Der Ring des wunderbaren Geſchehens umſchnürte Daniels Herz. Wo Verantwortung lag und wo Schuld, wo der Wille endete und die Fügung begann, konnte er nicht entſcheiden. Dank zu äußern, war gemein; die innere Wallung zu verhehlen, ſchwer. Er ſchämte ſich vor beiden Frauen; als er aber das lebendige Geſchöpf anſchaute, verlor die Scham ihren Sinn. Und wie hoch Lenore emporwuchs in ſeinen Augen, als tätiges wie als empfindendes Weſen ſchien ſie ihm gleich verehrenswert. Beinah ſchauderte ihn davor, ſie ſo nah zu wiſſen, und daß das, was ſie getan, für ihn getan worden, erfüllte ihn mit Demut.

Am allerſeltſamſten aber war die kleine Eva. Er wurde nicht ſatt, ſie zu betrachten und ſtaunte über das Spiel der Natur, die ſich darin gefallen hatte, aus einer plumpen Magd ein Menſchenbild von adeligſter Prägung entſtehen zu laſſen. Es war etwas himmliſch Leichtes an dem Kind. Es hatte feine Hände, feine Gelenke und eine durchſichtige Stirn, deren bläuliches Geäder ſich nach verſchiedenen Richtungen verzweigte. Sein Lachen war die reinſte Muſik, und in Gang und Gebärden hatte es einen Rhythmus, der hohe Verſprechungen auf künftige Freiheit und Anmut gab.

Daniel führte Lenore durch das Städtchen, dann vors Tor. Es war Jahrmarkt, und es herrſchte großes Gedränge. Sie kehrten daher wieder in die ſtillen Gaſſen zurück und gingen ſchließlich in die Kirche. Der Mesner kam; er erkannte Daniel noch und ſperrte ihm den Chor auf. Daniel ſetzte ſich an die Orgel, der Mesner trat die Bälge, Lenore nahm auf einem Bänkchen an der Wand Platz.

Daniels Augen blickten fest, die Finger griffen mit Geistergewalt in die Tasten. Es waren zwei Motive, die in freien Quinten gegeneinander drängten, sich dann vereinigten und, zu einem geworden, von den tiefen in die hohen Register zogen, von der Hölle durch die Welt zum Himmel. Ein Hymnus krönte das improvisierte Gebilde.

Lange stand er noch mit Lenore in der Stille. Unter der gewölbten Höhe atmeten die Gesänge weiter. Es dünkte beide, als fließe das Blut des einen in den Körper des andern hinüber. Früher Erlebtes schwand aus dem Gedächtnis, eine weite Reise schien hinter ihnen zu liegen, keine Stimme mahnte an die Rückkehr, sie waren von Pflicht und Angst erlöst.

4

Lenore sollte bei Marianne und Eva schlafen, Daniel in seinem alten Zimmer. Er zeigte es Lenore, und sie traten ans Fenster und schauten hinaus. Da gewahrten sie Eva, die drunten im Hof auf einem Holzgeländer barfüßig hintänzelte. Mit ausgestreckten Ärmchen hielt sie sich im Gleichgewicht, und die Grazie ihrer Bewegungen war so elfenhaft, daß sich Daniel und Lenore einander verwundert zulächelten.

Nach dem Abendessen ging Daniel vors Haus. Marianne und Lenore saßen eine Weile beim Fenster, hinter ihnen glomm der Lampenschein. Später kamen sie ebenfalls auf die Straße und gesellten sich zu Daniel. Marianne war aber des Kindes wegen unruhig; sie meinte, es sei heute erregt gewesen und könne nach ihr rufen. „Bleibt nur draußen solang ihr wollt, ich laß die Tür halt offen," sagte sie und kehrte um.

Da gingen Daniel und Lenore wieder auf den Jahrmarkt. Es war noch früh am Abend, doch das Gedränge war nicht mehr so dicht. Sie wanderten langsam durch die Budengasse, blieben stehen, um den Tiraden eines Ausrufers zu lauschen, oder um zuzuschauen, wie die Bauernburschen nach Figuren schossen und nach einer Glaskugel, die

auf einem Waſſerſtrahl tanzte. Allenthalben brannten grüne und rote Lampen, vom Wall droben ziſchten Raketen in die Nacht, in den Wirtſchaften ſpielten Muſikanten und johlten betrunkene Zecher.

Dann kamen ſie auf einen Raſenplatz, der nur durch das Licht aus einem Zirkuswägelchen beleuchtet war. Auf der Treppe des Wagens ſaß ein Mann in Trikot und hielt den Kopf eines ſchwarzen Pudels auf den Knien.

„Das waren die letzten Bewohner der Erde," ſagte Daniel, als ſie den Platz überſchritten hatten. Der Lärme erſtarb, die bunten Lichter verſchwanden.

„Wie weit willſt du noch gehen?" fragte Lenore, ohne Furcht in der Stimme.

„So weit, bis ich bei dir bin," war die raſche Antwort.

Eine Brücke zeigte ſich in undeutlichem Umriß, lautlos floß das Waſſer unter ihr. Der Pfad ſchimmerte gelblich, der Himmel war ohne Sterne. Plötzlich ſchien der Weg zu enden, Bäume ſtanden da und rückten immer näher aneinander, aus der Dunkelheit wurde Finſternis, die Füße ſtockten.

„Wir haben einander alles geſagt," ſprach Daniel, „in Worten ſind wir einander nichts mehr ſchuldig. Genug geſchwatzt, genug gezaudert, Schmerz genug und Irrtum genug; wir können nicht mehr anders, deshalb dürfen wir nicht mehr anders."

„Sei ſtill," flüſterte Lenore, „ich mag dein Hadern nicht, es iſt ſo friedlos und böſe, was du redeſt. Geſtern hab ich geträumt, du lägeſt auf den Knien und hätteſt die Hände emporgefaltet. Da liebt ich dich ſehr."

„Brauchſt du Träume, um mich zu lieben, Mädchen? Ich nicht. Ich brauche dich, ſo wie du biſt. Dreißig werd ich jetzt, Lenore; mit dreißig wird der Mann erſt wach, da gewinnt er erſt die Welt. Du weißt, was in mir ruht, du ahnſt es. Du weißt auch, wie ich dich brauche, du fühlſt es. Du biſt mein Inwendiges, biſt aus meiner Muſik erſchaffen, ohne dich bin ich eine leere Hülſe, Stückwerk, eine Geige ohne Saiten."

„Ach Daniel, ich glaub dirs ja, und doch iſt alles nicht wahr," erwiderte Lenore, und ihm dünkte, als könne er in der Finſternis ihr ſpöttiſch-melancholiſches Lächeln ſehen; „irgendwo, faſt möcht ich ſagen in Gott, iſt es nicht wahr. Und wenn wir beſſere Menſchen wären, Gottesmenſchen, dann müßten wir verzichten. Dann wär es ſchön zu leben; wie über den Wolken wohnte man, froh und rein."

„Sprichſt du das aus deinem Herzen? Spricht ſo dein Herz, Lenore?"

„Liebſter, ach Liebſter! Mein Herz iſt ſo wie deins verdunkelt und verzaubert. Ich kann ja nicht mehr von dir laſſen. Ich hab mich abgefunden mit allem. Ich bin mir der ganzen Schuld in meiner Seele bewußt. Ich weiß, was ich tue, und nehm es auf mich. Es nützt ja kein Sträuben mehr, über uns ſchlagen die Waſſer zuſammen. Ich meine nur, du ſollſt dir kein Wahnbild vorgaukeln, als ob wir damit emporgeſtiegen wären über andere, als ob wir uns einen Dank des Schickſals verdient hätten. Nein, Daniel, was wir tun, tun alle, die ſich verlieren, tun alle, die hinunterſteigen. Laß mich bei dir ſein, Liebſter, küß mich, küß mich zu Tode."

5

Philippine hatte Lenore verſprochen, am Sonntag nach dem Inſpektor zu ſehen und ſich um Gertrud zu kümmern.

Als ſie über den Fünferplatz ging, trat ſie in den Kolonialwarenladen und verlangte für drei Pfennige Heftpflaſter. Sie hatte ſich zu Hauſe an einem Nagel die Haut blutig geriſſen. Der Gehilfe ſchnitt das Pflaſter ab und fragte, was es Neues gebe.

„No, Sie Lamabaz, wollen S' das Allerneueſte wiſſen?" ſchnarrte Philippine mit ſelbſtgefälligem Grinſen.

„Je neuer, je beſſer," verſetzte der Gehilfe lüſtern.

Philippine beugte ſich über den Ladentiſch und raunte: „Heut machen ſie zuſammen die Hochzeitsreiſ." Sie lachte ſchepperno, der

Gehilfe riß die Augen auf. Zwei Stunden ſpäter lief das Wort durch die Mäuler aller Weiber des Viertels.

Gertrud lag im Bett. Das Aushilfsweib, das in der Küche kochte, gab Philippine einen Teller, auf dem ſich das Mittageſſen für den alten Jordan befand, Fleiſch, Gemüſe und ein paar ſaure Pflaumen. Auf der Stiege naſchte Philippine zwei von den Pflaumen und leckte ihre Finger ab.

Den ganzen Nachmittag hindurch ſtöberte ſie in Lenores Kammer. Sie durchſuchte die Schränke, die Schubladen und die Taſchen der Kleider. Als es dämmerte, ſtand plötzlich, in Hut und Mantel, der Inſpektor vor ihr und ſchaute ſtumm, mit vergrämtem Geſicht, der unerklärlichen Geſchäftigkeit des Mädchens zu.

Philippine griff nach dem Beſen, der in der Ecke lehnte, und fing an zu kehren. Dabei ſang ſie, falſch, frech und wild: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß, als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß.“

Jordan ging fort, ohne etwas zu ſagen. Er hatte vergeſſen, ſein Zimmer abzuſperren. Kaum gewahrte Philippine, daß der Schlüſſel ſteckte, ſo öffnete ſie die Tür und trat in die Kammer.

Mit abergläubiſchen, feigen Blicken ſpähte ſie um ſich her. Sie hatte Angſt vor dem Inſpektor wie vor einem überlegenen alten Zauberer. Für ſolche Fälle hatte ſie gewiſſe Beſchwörungsformeln parat; ſie murmelte: „In Erden hinein, machs Büchslein zu, den Daumen drauf, beſpuck den Schuh.“ Und ſie ſpuckte auf ihren Schuh.

Hernach hantierte ſie am Schrank herum, weil ſie darin die Geheimniſſe des Inſpektors vermutete. Aber das Schloß trotzte ihren Bemühungen, und ſo ſetzte ſie ſich mißmutig an den Schreibtiſch. Dort ſtanden in einfachen Holzrähmchen die Photographien Gertruds und Lenores. Sie lief hinaus, holte eine Stopfnadel und ſtach dieſe in Lenores Bild, gerade zwiſchen die Augen. Dann griff ſie nach dem Bild Gertruds, und als ſie es eine Weile in Händen gehalten und düſter betrachtet hatte, gewahrte ſie, daß es blutbefleckt

war. Das Pflaſter hatte ſich von ihrem Finger losgelöſt, und die Wunde hatte wieder zu bluten begonnen.

„Jetzt geh, Philippinchen, und ſchau nach, was die Gertrud macht," ſprach ſie zu ſich ſelber. In die Kammer Gertruds tretend, fand ſie dieſe im Schlaf. Auf den Fußſpitzen ſchlich ſie zum Bett, nahm einen Stuhl, ſetzte ſich rittlings darauf, ſtützte das Kinn auf die Lehne und ſtierte unbeweglich in das kaum als ein Schein in der Dunkelheit wahrnehmbare Geſicht der jungen Frau.

Da träumte Gertrud, daß ſich ein ſchwarzer Vogel über ſie herabſenkte und mit dem Schnabel nach ihrer Bruſt hackte. Sie ſchrie laut auf und erwachte.

Kurz danach mußte Philippine die Wehmutter holen.

Gegen Mitternacht brachte Gertrud nach vielen Schmerzen ein Mädchen zur Welt. Philippine hatte alles mit angeſehen. Stundenlang war ſie mit aufgeriſſenen Augen von der Küche in die Kammer, von der Kammer in die Küche gelaufen und hatte wie eine Verrückte unverſtändliches Zeug gemurmelt.

Umſonſt hatte Gertrud in ihrer Qual nach Daniel gerufen, umſonſt wartete ſie den ganzen Tag auf ihn.

„Wo nur der Daniel bleibt," jammerte Philippine, „wo er nur bleibt mit ſeiner verfluchten Lenore!" Die Hände im Schoß gefaltet, mit wirren Haaren und verworrenen Blicken ſaß ſie in der Ecke. Die Wehmutter war noch um Gertrud bemüht, das Neugeborene ſchrie kläglich.

6

Daniel hielt das Kind im Arm und betrachtete es aufmerkſam, doch ohne Liebe. „Was willſt denn du, armer Wurm, auf der Welt?" redete er es an. Er hatte den Hut noch auf dem Kopf, Lenore ebenfalls, denn ſo wie ſie von der Bahn gekommen waren, ſtanden ſie noch da, beſtürzt und erregt von dem Geſchehenen. Lenore war auffallend blaß, ihre Augen blickten groß verträumt, ihre Geſtalt

erſchien faſt knabenhaft ſchlank. Bisweilen lächelte ſie, dann erſtarb das Lächeln wieder, als fehle ihr der Mut dazu.

Auch der Inſpektor war in der Stube, wie immer ſeit ſeinem Sturz in der Haltung eines Gaſtes, der läſtig zu fallen fürchtet. Er ſagte beſcheiden: „Ich habe Gertrud den Vorſchlag gemacht, daß ihr das Kind Agnes nennt, nach meiner ſeligen Frau."

„Gut, mag es Agnes heißen," ſtimmte Daniel bei.

Gertrud verlangte den Säugling zum Stillen, und Lenore trug ihn hin und legte ihn an Gertruds Bruſt. Indem ſich die Hände der Schweſtern berührten, ſah Gertrud raſch empor, mit einem unbeſchreiblich tiefen, wiſſenden, dabei zugleich freundlichen Blick. Lenore ſank plötzlich in die Knie, ſchlang die Arme um Gertruds Hals und küßte ſie leidenſchaftlich. Gertrud ſtreckte die linke Hand nach Daniel aus, und zögernd reichte er ihr ſeine Hand. Der Inſpektor ſtrahlte. „Es iſt ſchön, Kinder, daß ihr euch untereinander gern habt, es iſt ſehr ſchön," ſagte er gerührt.

„Du, Daniel, mußt hinaufziehen zum Vater," ſagte Gertrud. „Dein Klavier und dein Bett und alle deine Sachen kommen heute noch hinauf, und Lenores Sachen kommen in dein Zimmer. Ich habe ſchon mit Vater geſprochen, und ihm iſt es recht. Er wird auch ſehr ruhig ſein, damit du nicht geſtört wirſt. Das Kindergeſchrei hier unten und all das Getriebe wär ja zu arg für dich."

„Eine höchſt praktiſche Anordnung," antwortete Jordan an Daniels Statt und ſah auf ſeine Rockärmel nieder, die ausgefranſt waren und die er deshalb eilig hinter dem Rücken verbarg. „Es iſt mir auch lieb, daß du Lenore bei dir haſt. Ein Mann ſchläft noch lange, wenn ein Weib längſt auf den Beinen iſt, nicht wahr, Schwiegerſohn?" Er klopfte Daniel lächelnd auf die Schulter.

„Solang Gertrud bettlägerig iſt, ſchlaf ich hier in der Stube," ſagte Lenore und wich Daniels Blick aus, „allein kann ſie doch nicht bleiben, und eine Wärterin koſtet zu viel."

„Sehr richtig, ſehr richtig," bemerkte der Inſpektor und ſchritt

zur Türe. Dort kehrte er ſich aber wieder um. „Ich möchte nur wiſſen," ſagte er in klagendem Ton, „wer mir Gertruds und Lenores Bilder beſchädigt hat. Das eine iſt durchlöchert, das andere hat rote Flecken wie von Blut. Das iſt doch eigentümlich, wie? Ich kann mir das gar nicht erklären. Wer mir bloß den Tort angetan hat!" Er ſchüttelte den Kopf und ging.

„Weißt du, daß übermorgen der erſte November iſt?" fragte Gertrud ihre Schweſter. „Habt ihr denn die Miete? Hat der Vater was verdient?"

„Der Vater hat nichts verdient," erwiderte Lenore, „aber ich hab das Geld faſt beiſammen."

Es war auf den Inſpektor in keiner Weiſe mehr zu rechnen. Er wurde von ſeinen Kindern erhalten, ſchien dies jedoch nicht als demütigend zu empfinden. Manchmal machte er geheimnisvolle Anſpielungen auf eine große Sache, die ihn beſchäftigte und die Geld und Ehre einbringen würde. Befragte man ihn des näheren, ſo zog er die Brauen hoch und drückte den Zeigefinger auf die Lippen.

„Ich bin dem Manne mehr ſchuldig als ſeine Miete," ließ ſich Daniel vernehmen. Er küßte Gertruds Stirn und ging hinaus.

„Leg das Kind in die Wiege und komm dann zu mir," ſagte Gertrud zu Lenore, als ſich die Türe hinter Daniel geſchloſſen hatte. Lenore tat, wie ihr geheißen. Der Säugling ſchlief. Sie trug ihn und ſah mit tiefer Bewegung in das häßlich verfaltete Geſicht. Dann trat ſie zu Gertrud.

Gertrud packte ſie an beiden Händen und zog ſie mit unerwarteter Kraft zu ſich herunter, bis Lenores Augen den ihren ganz nahe waren. „Du mußt ihn glücklich machen, Lenore," ſagte ſie mit heiſerer Stimme und einem krankhaften Leuchten ihrer ſchwarzen Augen, „ſonſt wärs beſſer, eine von uns wär unter der Erde."

Trotz ihres Schreckens befreite ſich Lenore mit Sanftheit. „Es iſt ſchwer, darüber zu reden, Gertrud," hauchte ſie und wurde bleich; „es iſt ſchwer, es zu leben und ſchwer, daran zu denken."

„Du mußt ihn glücklich machen, und du mußt glücklich ſein,“ fuhr Gertrud wie außer ſich fort. „Sag dir das jeden Tag, jede Stunde, jede Minute. Du mußt, du mußt, du mußt.“

„Ich will es lernen,“ antwortete Lenore langſam und ernſt. „Ich bin ... ich weiß nicht, was ich jetzt bin und wie mir zumut iſt. Hab nur Geduld mit mir, ich will es lernen.“ Mit angſtvoller Neugier ſchaute ſie in Gertruds Geſicht. Dieſe aber preßte beide Hände an Lenores Wangen, zog ſie abermals zu ſich herab und küßte die Schweſter mit ſonderbarer Inbrunſt. „Auch ich muß es lernen,“ flüſterte ſie dann kaum vernehmbar, „das ganze Leben muß ich von neuem lernen.“

Es wurde an die Tür gepocht, und die Hebamme kam, um nach ihrer Patientin zu ſehen.

7

Zu jener Zeit herrſchte noch allgemein der Aberglaube, daß im Zimmer einer Kindbetterin das Fenſter nicht geöffnet werden dürfe. Deshalb war immer eine üble Krankenluft in der Stube, die Lenore nur mit Mühe ertrug, und in der ſie nicht ſchlafen konnte. Ferner war dem Tageslicht der volle Zutritt nicht geſtattet, und da der Raum ohnehin düſter war, machte ihn der grüne Vorhang, der bis zur halben Höhe des Fenſters herabgelaſſen war, noch düſterer.

Das Unbequemſte aber waren die vielen Viſiten von Frauen, die anzunehmen durch den Brauch vorgeſchrieben war. Es kam die Gattin des Theaterdirektors, es kam Martha Rühſam, es kam die Hofrätin Kirſchner, es kam die Metzgerin und die Bäckerin und die Frau Pfarrer und die Frau Medizinalrätin und die Frau Apotheker, und alle erteilten Ratſchläge und alle brachen in Rufe des Erſtaunens aus über die Schönheit des Neugeborenen. Einmal traf Daniel eine ſolche Verſammlung in der Stube, blickte wortlos von einer zur andern, warf den Kopf zurück und ging wortlos wieder hinaus.

Der Proviſor Seelenfromm und Monſieur Rivière ließen ſich ebenfalls den Weg nicht verdrießen, und ſie wurden im Flur von Lenore abgefertigt. Und eines Tages erſchien gar Herr Carovius, um ſich teilnehmend zu erkundigen. Dieſem gab Philippine Auskunft, Philippine, die jetzt ſchlechte Zeiten hatte, da ſie nicht zu Gertrud in die Stube durfte. Gertrud wollte ſie durchaus nicht ſehen.

Um mit ihrer Arbeit, die ja Brotverdienſt bedeutete, nicht gar zu weit im Rückſtand zu bleiben, ſchob Lenore den Tiſch ans Fenſter und ſchrieb trotz des ungenügenden Lichts und abends bei der Lampe, obwohl ihr vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Nach drei Tagen hatte aber Gertrud keine Milch mehr in der Bruſt. Da mußte das Kind künſtlich ernährt werden, und es ſchrie nun viele Stunden hindurch ununterbrochen. Beruhigte es ſich endlich, ſo mußten Windeln gewaſchen oder ein Bad gerichtet werden, oder Gertrud wollte etwas haben, oder es kam eine der läſtigen Beſucherinnen. Lenore mußte die Arbeit ganz beiſeite legen, am Abend fiel ſie aufs Bett und ſchlummerte zwei Stunden ſchmerzhaft tief; war es nicht der Säugling, deſſen hungriges Geſchrei ſie weckte, ſo war es der Druck der ſchlechten Luft. Der Kopf tat ihr weh und immer weher, doch ſie verbarg ihre Schwäche, ihre Sehnſucht, ihre Beklommenheit, und nicht einmal Daniel merkte ihr etwas an.

Sie konnte in dieſer Zeit wenig mit ihm ſprechen. Aber vielleicht gab es auf der Welt nicht ein zweites Paar Augen, das ſo beredt ſein konnte wie ihres in Mahnung, in Verheißung, in Bitte, in herzlicher Reſignation. Eines Abends trafen ſie ſich vor dem Küchenzugang. „Lenore, ich erſticke,“ raunte er ihr zu.

Sie legte ihm die Hände auf die Schultern und blickte ihn ruhig an.

„Geh mit mir,“ drängte er wie ein dummer Bub, „geh irgendwohin mit mir, geh ganz und gar fort mit mir.“

Lenore lächelte. Sie dachte: das menſchliche Gemüt geht in ſeinen Forderungen immer um einen Schritt über das Mögliche und Erreichte hinaus.

Am anderen Morgen stürmte er ins Zimmer; Lenore saß noch halbangekleidet da, und mit wunderbarem Zorn schaute sie ihn an, während sie nach einem Tuch langte und es um die Schultern schlug. Doch er setzte sich zu Gertrud ans Bett, und seine Worte überstürzten sich: „Ich will ‚Wanderers Sturmlied' komponieren. Ich denk es als Seitenstück zur ‚Harzreise' und zyklisch mit ihr verbunden. Die ganze Nacht hab ich nicht geschlafen; das Hauptmotiv ist gar zu herrlich." Und er fing in Fistelтönen an zu krähen: „‚Wen du nicht verlässest, Genius, nicht der Regen, nicht der Sturm haucht ihm Schauer übers Herz.' Wie gefällt dir das?"

Gertrud sah ihn begeistert an.

„Darauf müßte man einen guten Tropfen trinken," fuhr er fort, „selten hab ich solche Lust auf eine Flasche Wein gehabt. Hundsföttisch, daß man sich so was nicht leisten kann. Aber wartet nur, laßt mich nur zu Geld kommen, dann steht jeden Tag eine Bouteille Tokaier auf meinem Tisch."

„Joi, der gibts nobel," ließ sich Philippine boshaft vernehmen, die unhörbar eingetreten war und Daniels Worte gehört hatte.

Daniel winkte ihr unwirsch zu, sie solle schweigen und hinausgehen. Er achtete nicht auf ihre Erwiderung, sondern unterbrach sie gleich und rief: „Irgendetwas muß geschehen. Kann ich nicht trinken, so will ich wenigstens tanzen. Tanz mit mir, Lenore, zier dich nicht, komm, laß uns tanzen!" Er umfing Lenore, preßte sie an seine Brust, sang eine Walzermelodie und zog die verlegen Widerstrebende mit sich fort.

Philippine schlug ihr schepperndes Gelächter auf, dann sagte sie laut, die Hofrätin Kirschner sei draußen und wolle die Frau Kapellmeister besuchen. Gertrud machte eine flehende Gebärde gegen Daniel, im selben Augenblick begann das Kind zu weinen, Lenore riß sich aus Daniels Armen los, ordnete ihre Haare und eilte an die Wiege. Philippine öffnete die Tür, um die Hofrätin hereinzulassen, da erschallte draußen ein heftiger Wortwechsel. Man hörte die Stimme des Inspektors und die eines fremden Mannes.

Es war der Möbelhändler, der auf eine barſche Weiſe das Geld für die Wiege verlangte, die er geliefert hatte. Er behauptete, ſchon viermal dageweſen und immer vertröſtet worden zu ſein. In der Tat ging es Daniel jetzt äußerſt knapp mit dem Gelde.

Die Hofrätin zog Daniel beiſeite und bot ihm in freundlicher Weiſe ein Darleben von zweihundert Mark an. Als Daniel ſchwieg und mit verkniffenen Lippen zu Boden ſchaute, ſchalt ſie ihn aus. „Immer ſich ſelber Feind ſein," ſagte ſie; „keine Umſtände, lieber Nothafft, heute mittag ſchick ichs Ihnen, und wenn Sie mal was übrig haben, zahlen Sie mirs zurück."

Daniel ging hinaus und gab dem polternden Händler ſein letztes Zehnmarkſtück.

Die Hofrätin hatte für Gertrud eine Flaſche Tokaier mitgebracht, denn der Tokaierwein galt damals für eine Art Lebenselixier.

„Siehſt du, ſo ſchnell werden Wünſche erfüllt," ſagte Gertrud am Abend zu Daniel, als er in ihre Stube kam. Und ſie ſchenkte ihm ein Glas voll ein.

„Habt ihr noch Rechnungen zu bezahlen?" wandte ſich Daniel halb an Gertrud, halb an Lenore und klappte ſein Portemonnaie auf, in welchem es von Gold funkelte. „Hofratsgold," ſagte er, „echtes Hofratsgold. Wie ſchön es dreinſieht, lauſig ſchön. Und von ſo was hängt das Heil meiner armen Seele ab!" Er ſchüttete alles Gold auf Gertruds Bettdecke, ſtreckte die Zunge heraus und kehrte ekelnd ſich hinweg.

Lenore hielt ihm das Glas Tokaier hin, ihre Augen ſchimmerten feucht.

„Nein, Lenore," ſagte er, „ich hab mirs verſcherzt heute. Hab in meinem Übermut gedacht, ich könnt was vorwärts bringen. Setz mich hin und brüte, aber es war nur ein Windei. Da iſt einem dann zumut, als hätte man einen falſchen Schwur getan. Zu was bin ich nütze, Lenore, zu was bin ich nütze, Frau? Sagt mir das doch!"

„Trink nur," bat Lenore, „vielleicht vergehn die Grillen." Und ſie ſtrich ihm mit der Hand über die Stirn.

Da rief Gertrud der Schweſter zu: „Laß ihn! Stell das Glas weg!“ Mit ſo harter Stimme rief ſie es, daß Lenore beſtürzt zurücktrat und Daniel ſich erhob.

„Laßt mich jetzt allein,“ ſagte ſie nach einer Weile, und Daniel und Lenore gingen aus dem Zimmer.

Drüben in der Wohnſtube ſetzte ſich Lenore an den Tiſch und ſtützte den Kopf in die Hand. „Was ſoll denn nun werden, Daniel?“ fragte ſie, und der Geigenton in ihrer Kehle hatte etwas Ergreifendes.

Daniel ſtellte die Kerze, die er getragen, in den Erker. Er beugte ſich über den Tiſch und faßte Lenores Hände bei den ſchmalen Gelenken. „Nimm das Bittre hin um des Süßen willen,“ murmelte er. „Glaub an mich, glaub an dich, glaub an das höhere Geſetz. Ich darfs mir nicht bloß eingebildet haben, daß es ein Flügelweſen für mich gibt. Ich muß mich an irgend etwas klammern können, an etwas Unzerſtörbares, ja, ich ſags gerade heraus, an etwas Übermenſchliches.“

„An etwas Übermenſchliches,“ wiederholte Lenore mechaniſch, und ſie dachte daran, daß er ja auch von der andern, von ſeinem Weib, das Übermenſchliche forderte. Mit einer unendlich ſcheuen Bewegung hob ſie den Zeigefinger, wie um ihn zu warnen.

Doch Daniel ſah es kaum. In ſeiner Anmaßung und Leidenſchaft hätte er den ganzen Weltbau zertrümmern und neu ſchaffen mögen, nur um dieſes einzige Geſchöpf ſo zu formen, wie er es wollte, grenzenlos gefügig und tätig liebend zugleich, ehrwürdige Gebote ſelbſtherrlich verwerfend und den aus Not und Trotz erzeugten heiter vertrauend.

„Mir iſts kalt,“ flüſterte Lenore erſchauernd und ſah in die tiefen Schatten des Raumes.

8

Dieſe Augen ſo nahe zu wiſſen und ihre reine Glut; dieſen aufrichtigen, kühlen, ſtummberedten Mund mit den Lippen berühren zu dürfen, dieſe Hände halten zu können, in denen Leidenſchaft

wohnte wie in der ſchweigſamen Unruhe eines Boten; dieſe bebende Geſtalt in ihrer Bereitwilligkeit, ihrem holden Zögern an die Bruſt zu preſſen, es war faſt zu viel für Daniel, es war ein Schmerz darin, eine Ungeduld, ein Durſt nach Mehr und immer Mehr, die ſein tägliches Tun und Treiben, ſeine Gedanken, Pläne und Verrichtungen aus dem Zuſammenhange riſſen.

Mit Perſonen, die er kannte, ſprach er wie mit Fremden; Unbekannte ſetzte er durch treuherzige Vertraulichkeit in Erſtaunen; er vergaß ſeinen Hut aufzuſetzen, wenn er auf die Straße ging, und legte bei zahlloſen Anläſſen eine Zerſtreutheit an den Tag, die ihn dem Gelächter preisgab. Er wußte nicht, wann es Mittag war; er kam um drei Uhr und dachte, es ſei zwölf; einmal wäre er auf ein Haar am Mariengraben von galoppierenden Pferden niedergeriſſen worden; ein anderes Mal wurde ihm am Ludwigsbahnhof ſein Regenſchirm aus der Hand geſtohlen, ohne daß er es merkte.

O, Flügelweſen, Flügelweſen, ſagte er bisweilen vor ſich hin und lächelte wie ein Nachtwandler. Tief in ſeiner Seele brauſte ein aufgeregtes Meer von Tönen; er dachte nur hin, trotz gelegentlich hervorbrechenden Zornes über ein Mißlingen des Beſitzes und künftiger Windſtille ſicher. Er lebte ſo in ſich ſelbſt verſponnen, daß er kaum den Himmel ſah, und Häuſer und Menſchen und Tiere und was zur Notdurft des Daſeins gehört, nur wie im Traum.

Flügelweſen, Flügelweſen!

9

Als Gertrud vom Wochenbett aufgeſtanden war, folgte Lenore einer Einladung Martha Rübſams und begleitete die Freundin nach Altdorf, zu ihrer Tante Seelenfromm. Der Aufenthalt ſollte vierzehn Tage dauern, und Lenore betrachtete dies als eine Probe, ob ſie ſich ſelber noch etwas ſein könne, ſich allein, ohne Daniel.

Aber sie sah, daß sie ohne ihn nicht mehr zu leben vermochte. In dem einsamen Forsthaus kam sie zu der Erkenntnis, daß ihre Liebe groß genug war, um das Ungeheure des ihr auferlegten Schicksals tragen zu können, daß weder Flucht, noch Sichverbergen imstande war, sie zu retten, Daniel zu heilen und Gertrud das Verlorene zu ersetzen.

Freilich gab es Stunden, wo sie sich fragte, ob es denn wahr und wirklich, ob es überhaupt möglich sei. Sie wandelte in der Schwärze, von Dämonen umringt; ihre Natur war in die tiefste und seltenste Verwirrung gestürzt und wehrte sich mit leidvollen Gebärden gegen das Unerbittliche.

Doch in einer ihrer schlaflosen Nächte schien es ihr, als überflamme sie Daniels Geist und als rufe seine Stimme nach ihr mit niegekannter Macht.

So wie er lebendig war, wars keiner, den sie je gesehen. Ihre schlummernde Phantasie war aufgewacht unter seinem Laut und Atem. Sie fand, daß ihm die Menschen vieles schuldig seien und daß, da sich niemand anheischig machte, diese Schuld zu zahlen, es an ihr liege, das Versäumnis nachzuholen.

Die Wege seiner Kunst überblickte sie nicht. Der Musiker in ihm sagte ihr nichts Sonderbares und Besonderes. Sie faßte und fühlte nur ihn selbst. Faßte und fühlte nur den Mann, der zu Hohem und Höchstem geboren und entschlossen war und über das Schlechte und Niedrige schweigend hinwegschritt; der sich erwählt wußte und auf Herrschaft verzichten sollte; der stumm erglüht in Waffen stand, um ein stets bedrohtes Heiligtum zu hüten.

Von einem solchen Mann, einem Ritter und einem Kämpfer, hatte sie schon in Kindertagen fromm geträumt. Denn wiewohl sie alle Dinge und Verhältnisse mit Blicken der Wahrheit ergriff, war doch ihre Seele voll heimlicher Schwärmerei gewesen. Hinter lieblich sich bewährender Tätigkeit webten Genien der Romantik ihre bunten Fäden und hatten auch die gläserne Kugel gebaut, in der sie sich so lange vor der Welt verborgen hatte.

Am Morgen nach jener Nacht erklärte sie ihrer Freundin, daß sie heimfahren wolle. Martha versuchte, sie davon abzubringen, aber sie blieb beharrlich. War sie doch vor Sehnsucht beinahe krank.

Martha ließ sie ziehen; sie hatte die traurigsten Gedanken über Lenores Zukunft, da ihr ja zu Ohren gedrungen war, was in dem unglücklichen Hause vor sich ging. Nicht aus Gründen der Moral sorgte sie sich, dazu war sie nicht die Frau; sondern aus echter Zuneigung. Es tat ihr weh, Lenore nicht mehr bewundern zu können.

10

Indessen hatte Daniel seiner Frau gesagt, daß ein Kind von ihm bei der Mutter in Eschenbach lebte und daß er dies erst an dem Tage erfahren, als ihn Lenore hingeführt. Er sagte ihr den Namen des Kindes und wie alt es sei und wer die Mutter war und schilderte ihr jene wildgärende Neujahrsnacht, in der er die Magd umarmt. Er erzählte, wie er damals vor dem Haus drunten gestanden sei, Gertrud mit allen Sinnen zu sich gewünscht habe, und wie es ihm jetzt beim Anblick der kleinen Eva zumut gewesen, als ob die Vorsehung sich nur zum Schein des Leibes einer Fremden bedient habe und das Kind in Wirklichkeit Gertruds Kind sei.

Darauf antwortete Gertrud: „Ich will das Kind nie sehen."

„Wenn du Eva einmal kennst, wirst du dich dieses Wortes schämen," versetzte Daniel. „Du solltest nicht eifersüchtig sein auf ein Wesen, durch das Gott die Erde hat schöner machen wollen."

„Sprich nicht von Gott!" sagte Gertrud rasch und mit erhobener Hand. Dann, nach einer Pause, während der Daniel sie unwillig betrachtet hatte, fügte sie schmerzlich lächelnd hinzu: „Ich eifersüchtig? O nein, Daniel."

Die Art, wie sie die Hände auf die Brust preßte, überzeugte Daniel sehr nachdrücklich davon, daß sie ein solches Gefühl nicht kannte. Er schwieg, blieb aber lange bei ihr in der Stube sitzen. Als

ſie den Brotlaib anſchnitt, fiel ihr das Meſſer herunter; er ſprang ſchnell hin und hob es auf. Niemals früher hatte er dies getan. Gertrud ſchaute auf ihn nieder, indes er ſich bückte. Ihr Auge erloſch, flammte auf, erloſch wieder.

Sprich nicht von Gott! Dieſe Worte wollten Daniel nicht aus dem Sinn.

Wie nun Lenore zurückkam, erſchrak ſie bei Daniels Anblick. Er war verſtört, ſeine Lider waren entzündet, als habe auch er die Nächte ſchlaflos verbracht, er konnte kaum ſprechen, und endlich forderte er einen Schwur von ihr, daß ſie nicht mehr weggehen werde.

Sie weigerte ſich ſanft, zu ſchwören, aber er wurde immer wilder und wilder, da ſchwor ſie es ihm zu. Und als er ſie ungeſtüm in ſeine Arme ſchloß, ging die Tür auf und Gertrud ſtand auf der Schwelle. Daniel eilte hin und wollte ſie bei der Hand faſſen, doch ſie wich Schritt um Schritt zurück, bis ſie an ihrer Schlafkammertür angelangt war.

Es war Abend, und vier Gedecke befanden ſich auf dem Tiſch in der Wohnſtube, denn auch der Inſpektor ſollte unten eſſen. Er kam pünktlich, Lenore trug die Speiſen herein, aber Gertrud ließ ſich nicht blicken. Da ging Lenore zu ihr. Sie ſaß an der Wiege und kämmte mit Bedächtigkeit ihre Haare.

„Willſt du nicht mit uns eſſen, Gertrud?“ fragte Lenore.

Gertrud ſchien nicht gehört zu haben. Nach etlichen Minuten erhob ſie ſich, ſchritt an die Wand, wo der Spiegel hing, drückte mit beiden flachen Händen das Haar an beide Wangen, und ſo, mit weitgeöffneten Augen, ſchaute ſie in den Spiegel.

„Komm doch, Gertrud,“ rief Lenore zaghaft, „Daniel wartet ſchon.“

„Daß man da drinnen noch einmal da iſt,“ murmelte Gertrud, „es iſt wie Sünde.“ Sie drehte ſich um und winkte Lenore zu ſich her.

Gehorſam trat Lenore an ihre Seite. Gertrud ſchlang den Arm um Lenores Nacken, bis deren linke Schläfe ihre eigene rechte berührte und nur Gertruds Haar wie ein Vorhang zwiſchen den Geſichtern lag. Gertrud ſchaute wieder in den Spiegel, ihr Blick wurde ſtarr, und ſie ſagte: „Ja, du biſt ſchöner, du biſt viel ſchöner, du biſt hundertmal ſchöner.“

Da regte ſich das Kind, und weil Gertrud noch immer wie verſunken ſtand, ſchritt Lenore zur Wiege. Kaum aber hatte Gertrud dies bemerkt, als ſie hinſtürzte und mit einer befremdlichen Rauheit ausrief: „Rührs nicht an! Rührs nicht an!“ Sie riß das Kind aus der Wiege, trug es mit fliegender Eile bis an ihr Bett und ſagte leiſe und drohend: „Es gehört mir, mir ganz allein.“

Seit dieſer Stunde wußte Lenore, daß eine furchtbare Veränderung mit Gertrud vor ſich ging.

Sie wußte nicht, ob andere Leute es bemerkten, ja, nicht einmal, ob Daniel deſſen inne wurde, aber ſie ſah es, und mit Bangigkeit.

An einem Nachmittag, zur Dämmerungszeit, kam ſie dazu, wie Gertrud im Vorplatz kniete und mit der Bürſte den Fußboden rieb.

„Das ſollteſt du nicht tun, Gertrud, du biſt noch nicht geſund genug, es ſchadet dir, wenn du ſo grobe Arbeiten verrichteſt,“ ſagte Lenore.

Gertrud gab keine Antwort und rieb weiter.

„Warum ziehſt du dich nicht mehr hübſch an?“ fuhr Lenore betrübt fort. „Daniel mags nicht, wenn du ſo herumſchlampſt, immer in dem häßlichen Kittel, glaub mir, er ärgert ſich darüber.“

Gertrud richtete ſich auf den Knien empor und entgegnete mit ſonderbarer Demut: „Schmück du dich nur. Es iſt nicht gut, wenn zwei ſich ſchmücken. Was ſoll ich tun?“ fragte ſie und ließ den Kopf ſinken; „du trägſt dein goldnes Kettlein und die Korallen in den Ohren. Das gefällt mir, und es ſoll auch ſo ſein. Aber ich hab kein goldnes Kettlein und keine Korallen, und hätte ich ſie auch, ich trüg ſie nicht, und trüg ich ſie auch, ſo wärs von Übel.“

„Ach, Gertrud, wie redeſt du denn!“ klagte Lenore.

Da tönten plötzlich die Kirchenglocken in den Flur. Mit einer ſtrengen Feierlichkeit faltete Gertrud die Hände zum Gebet, und es war, als ſei ſie in ihrer knienden Stellung verſteinert.

Schweren Herzens ging Lenore in die Stube.

II

Durch trennende Räume wurden Daniel und Lenore unwiderſtehlich zueinander gezogen. In ihren Gedanken begleiteten ſie einander, und jedes erriet des andern Wunſch und Meinung. Kam er verſtimmt und gereizt nach Hauſe, war ſie geängſtigt und ruhelos, ſo brauchten ſie ſich nur Seite an Seite zu ſetzen, und es war Friede in ihnen.

War Daniels Überredungsgewalt groß, ſo war es bei Lenore die Macht des Beiſpiels. Eine Speiſe war verdorben, und Daniel mochte ſie nicht eſſen; Lenore aß ſie nicht bloß, ſondern gewann es auch über ſich, ſie zu loben, da aß er gleichfalls, und ſie ſchmeckte ihm. Gertrud hatte die Speiſe zubereitet, und Lenore glaubte die Schweſter ſchonen zu ſollen; aber Gertrud wollte nicht geſchont ſein, ſie legte Meſſer und Gabel hin und ſagte: „Daniel hat recht, man kanns nicht eſſen.“ Sie ſtand auf und ging in die Küche, um einen Milchbrei zu kochen und ſo für das verdorbene Gericht Erſatz zu ſchaffen. So war ſie nun, immer ergeben, ſtumm befliſſen; ſtumm bemüht, keine Pflicht zu verabſäumen. Daniel und Lenore ſchauten einander verlegen an, bald jedoch verwandelte ſich die Verlegenheit in wechſelſeitiges Entzücken, und ſie konnten die Blicke nicht mehr eins vom andern losreißen.

In Daniels ſinnlicher Anlage war nichts von Verführertum. Dafür war er von ſeinen Wünſchen und Begierden in hohem Grad abhängig, und in ſeinem leidenſchaftlichen Eigenſinn wurde er nicht ſelten rückſichtslos. Doch hatte dann Lenore eine tiefkundige Ruhe,

heitere Bestimmtheit an ihrem Ort und Nachgiebigkeit an ihrem Ort. So viel Ansprüche an Geduld und Maß hätten einen politisch gestählten Geist und das erfahrenste Herz müde machen können, sie aber fand sich durch den unbeirrbaren Instinkt ihrer Natur zurecht und war niemals müde.

Wogegen er sich am häufigsten aufbäumte, war das, was er die bürgerliche Vorsicht an ihr nannte, die Wahrung des notwendigen Scheins. Er wollte die Stunden seiner Liebe nicht wie ein erstohlenes Gut in Besitz nehmen, nicht über Flur und Stiege schleichen, nicht flüstern, nicht die heimlichste Stunde abwarten, nicht mit Bangen und Zagen kommen und gehen.

Es ist nicht erforderlich, diesen Heimlichkeiten nachzulauschen; wir wollen nicht dem bösen Geist Asmodei ins Handwerk pfuschen, der die Dächer durchsichtig macht und in die Schlafkammern blickt, wir wollen nicht Daniels Spion sein, wenn er in mitternächtiger Stunde die Mansarde verläßt und auf Filzschuhen sich am Geländer heruntertastet, wir wollen nichts von Lenores Qual und Verlangen, von ihrem Harren, von ihrem Flüchten, von ihrer Abwehr, von ihrem Unterliegen erzählen; über diese Dinge wollen wir hinwegsehen, ein erbarmender Vorhang falle über sie, denn sie sind gar zu menschenhaft und wunderlos.

Nur an eine einzige Nacht sei gerührt, wo Daniel in Lenores Kammer trat und zu ihr sagte: „Ich habe dich noch nie gesehen wie ein Liebender seine Geliebte.“ Lenore saß auf dem Rand ihres Bettes und begann zu zittern. Darnach blies sie die Kerze aus, Daniel hörte das Rascheln ihrer Gewänder, und nun ging sie zum Ofen, machte das Feuertürchen auf, und weil im Ofen helle Kohlenglut war, stand sie von Purpurdunst beleuchtet da, und der magere, zarte, nackte Leib, eigentümlich figurenhaft, war von der harmonischesten Beseelung erfüllt. Und da nun das Spiel der Glieder, als sie das Licht wußten, plötzlich von Scham gehemmt wurde, bog Lenore den Kopf zur Wand, wo immer noch die Maske der Zinga-

rella hing, die Daniel ihr gelaſſen hatte. Sie nahm die Maske vom Nagel, hielt ſie mit beiden Händen, ſo daß die Glut auch auf den weißen Gips fiel, dabei ſenkten ſich ihre Augen, und ſie lächelte in einer Weiſe, die Daniel durch und durch erſchütterte. Etwas Ewiges langte an ſein Herz, Ahnung des Endes, Schickſalsfurcht.

Zur gleichen Zeit hatte ſich Gertrud in ihrem Bett aufgerichtet und ſtarrte mit Augen, als erblicke ſie dorten wen, gegen ihre Stubentür. Nachdem ſie lange hingeſtarrt hatte, erhob ſie ſich, öffnete die Tür, ging unhörbar in den Flur, kehrte wieder um, ging noch einmal hinaus und begab ſich dann, die Tür offen laſſend, wieder ins Bett, wo ſie aufrecht ſitzen blieb und nun auf die Tür draußen überm Flur ſtarrte, hinter welcher ſie Daniel und Lenore wußte. Von ihrem Haupt hing links und rechts ein Zopf herab, und inmitten des dunkeln Haars oben und der dunkeln Zöpfe an den Seiten glich ihr Geſicht einer Wachsform in einem düſtern alten Rahmen.

Kein Zucken der Muskeln gab Kunde von den Bildern, die ſich in ihrem Geiſte drängten.

Hinter jener Tür lag für ſie die ganze Welt. Ihr ſchien, ſie könne es nicht mehr aushalten, das Wiſſen darum. Überall ſchlichen ſie über die Gänge der Wohnungen, überall lockte ein Weib, zu jedem Weib geſellte ſich ein Mann, und ſie umſchlangen einander und gruben einander die Zähne ins Fleiſch. Es war ſo läſterlich als unſinnig, ein Elend und ein Grauen. Überall ſah ſie das verwerflich Entblößte, alle Kleider waren wie aus Glas, ſie konnte weder Weib noch Mann anſchauen, ohne zu erbleichen. Sie hatte nur eine einzige Zuflucht, an der Wiege des Kindes hinzuſtürzen und zu beten. Stand ſie aber wieder auf, ſo atmete ſie wieder in der vergifteten Luft, und das Verlangen, ſich zu reinigen von dem Verbrechen, an dem ſie ſich ſchuldig fühlte, ohne daß ſie bis jetzt hatte ergründen können, was für ein Verbrechen es eigentlich war, raubte ihr den Schlaf. Ihr war nur zumut, als hänge über ihrem Kopf ein

ſchwerer Stein, der ſich langſam löſte und jeden Tag ſchrecklicher mit ſeinem Sturz drohte.

Stunde um Stunde war verronnen, da trat endlich Daniel in den Vorplatz. Er erſchrak nicht wenig, als er den Lampenſchein und die aufrecht im Bett ſitzende Gertrud gewahrte.

Er ging in die Kammer, ſchloß die Tür, ging an die Wiege, ſchaute auf das ſchlummernde Kind nieder und trat dann zu Gertrud. Sie heftete einen unendlich aufmerkſamen Blick in ſein Geſicht, einen Blick, der um ein Urteil zu fragen, um einen Richterſpruch zu flehen ſchien. Zugleich aber ſtreckte ſie abwehrend die Arme gegen ihn, und als er betroffen ſtehen blieb, milderte ſich der Ausdruck ihrer Augen, und ſie ſagte: „Gib mir die Hand.“

Sie nahm ſeine Rechte, ſtreichelte ſie und flüſterte: „Die arme Hand, die arme Hand.“

Daniel biß die Zähne zuſammen. „O, Frau,“ ſagte er.

Er ſetzte ſich an den Rand des Bettes und ſchwieg. Gertrud ſah ihn wieder mit demſelben geſpannten und flehenden Ausdruck an wie vorhin. Aber er ließ ſich neben ſie hinſinken, und den Kopf an ihre Bruſt gelehnt, ſchlief er ein.

Sie hielt noch immer ſeine Hand. Sie ſchaute in ſein fahles, ſchmales Geſicht und auf die geeckte Stirn, deren Haut unter den wirr hängenden Haaren bisweilen leiſe zuckte. Das Öl in der Lampe ging zur Neige, und der Docht fing an zu riechen, aber ſie getraute ſich nicht, die Lampe auszublaſen, aus Furcht, Daniel könnte erwachen. Sie ſah ſtill zu, wie das Licht verloſch und an ſeiner Statt ein rotes Glimmern war, bis auch dieſes erloſch und es finſter wurde.

12

Seit einiger Zeit bemerkte Lenore, daß der Bäckergeſelle, ſtatt des Morgens die Semmeln in das Säckchen zu legen, wie er ſtets getan, ſie achtlos durch das Gatter auf die Erde warf.

Der Zeitungsträger grüßte sie nicht mehr, der Postbote lächelte höhnisch, und sogar die Bettler, so schien es ihr, forderten Almosen mit unverschämter Miene.

Einmal kam sie durch die Schmausengasse, da lehnte ein Weib am Fenster eines Hauses, rief bei ihrem Anblick etwas in die Stube zurück, und sogleich stürzten ein junger Mensch und drei halbwüchsige Mädchen ans Fenster, tauschten Bemerkungen aus und stierten sie mit Blicken an, die sie erbleichen ließen.

Ein andermal brachte ihr Daniel eine Freikarte zu einem Konzert. Sie ging hin, und schon bei ihrem Eintritt fiel ihr das gierige und unanständige Schauen der Leute auf. Eine geputzte Dame rückte von ihrer Seite weg, einige Herren vor ihr drehten sich beständig um und grinsten sie an. Sie konnte nicht bis zum Ende bleiben und floh.

Bewegung in freier Luft hatte ihr schon über manche böse Stunde hinweggeholfen; sie ging zum Schlittschuhlaufen aufs Eis. Als man sie gewahrte, entstand ein Wispern. Sie kümmerte sich nicht darum, sie lief ihre schönen Bogen und Figuren. Aus einer Gruppe junger Mädchen wurde mit Fingern auf sie gedeutet. Mit stolz blitzenden Augen näherte sie sich der Schar, und alle stoben auseinander. Die ihr früher gehuldigt hatten, mieden sie jetzt. Ihr Gefühl war in Aufruhr und lohte bei der Erfahrung von so viel unerwarteter und zurückweichender Gemeinheit in edlem Trotz empor.

An einem Dezembertag schritt sie über den Weinmarkt und wollte durch ein enges Gäßchen zum Hallertor. Vor dem Gäßchen standen einige Männer im Gespräch. Sie erkannte Alfons Diruf unter ihnen. Sie dachte, die Leute würden Platz machen, um sie durchzulassen, aber keiner rührte sich. Sie starrten sie frech an. Nun hätte sie ja weitergehen und einen andern Weg wählen können, doch jener Trotz zwang sie, zu verharren, und unter der Flammenbläue ihrer Augen bequemten sich die Niederträchtigen endlich zu trägem Ausweichen. Sie bildeten ein Spalier, durch welches sie gehen mußte, und ärger als dieses war es, sich von den unzüchtigen

Blicken verfolgt zu fühlen, das Lachen vernehmen zu müſſen, das ſonſt bei Nacht aus Wirtshäuſern klang, wenn ſie beieinander hockten und Zoten erzählten.

Manchmal in der Dämmerung und am Abend dünkte es ihr, es gehe jemand hinter ihr her. Einſt drehte ſie ſich um, und wirklich ſah ſie einen Menſchen. Der Menſch trug einen Havelock; er trat dann haſtig in ein Tor. Wenige Tage ſpäter ereignete ſich das gleiche, aber nun erſchrak ſie zu tiefſt, weil ſie Herrn Carovius erkannt zu haben glaubte.

Eines Abends verließ ſie das Haus, da bemerkte ſie dieſelbe Geſtalt an der Kirche drüben. Und als ſie zögerte und überlegte, kam noch eine andere Geſtalt hinzu. Es ſchien ihr, als ob dies Philippine ſei. Sie ſprachen leiſe miteinander, aber Lenore konnte ſie nicht genau ſehen, der Schnee fiel zu dicht, die Laterne war zu weit.

Sie wußte nicht, weshalb, aber plötzlich hatte ſie Angſt um Daniel. Bloß um ihn; ihm drohte Gefahr, ſo ſchien es ihr, wenn ſie nicht umkehrte. Und ſie ſtürmte die Treppe hinauf bis zur Dachkammer. Sie pochte an die Tür; kein Laut. Sie öffnete; es war finſter. Aber ſie ſah, daß ſich ſein Körper im finſteren Raum gegen das Schneelicht draußen abhob. Er ſaß am Klavier, hatte die Arme auf den Deckel und den Kopf zwiſchen die Hände geſtützt. Mit einem ſüßen Weheton eilte Lenore hin und umſchlang ihn.

Daniel nahm ſie auf ſeinen Schoß, drückte ihren Kopf an ſeine Bruſt und lachte mit offenem Mund und gleißenden Zähnen, aber ohne einen Laut. So lachte er jetzt oft.

13

So lachte er über die Ränke, die die Sängerin Varini, ſeine erbittertſte Feindin, gegen ihn ſpann und die zur Folge hatten, daß er beim Theater überall auf Widerſtand und Mißtrauen ſtieß.

So lachte er über die anonymen Schmähbriefe, mit denen ihn seine Mitbürger bedachten, und die er in naiver Wißbegier las, weil er erfahren wollte, bis wohin sich Unflätigkeit und hündisch-feiger Haß verirrten.

So lachte er, als die Absage der Freifrau von Auffenberg kam. Sie schrieb ihm, daß ihre Konstitution geschwächt sei und daß sie infolgedessen den Winter auf ihrem Landgut bei Hersbruck verbringen werde. Aber Daniel erfuhr, daß sie häufig in der Stadt war und die Einrichtung regelmäßiger musikalischer Abende getroffen hatte, was sie unter seiner Herrschaft nie zu tun gewagt. Andreas Döderlein war nun ihr Beirat; da konnte sie schwelgen und schwärmen und in Stickluft und künstlichem Aroma ihre kraftlose Seele bis zum Überdruß betäuben.

Und so lachte er über die wöchentlich wiederkehrenden Angriffe des „Fränkischen Herold", die ihm ins Haus geschickt wurden; es waren schlaue und bissige Sticheleien, erschnüffelte Heimlichkeiten, breitgewalktes Hörensagen, perfide Verdächtigungen des Künstlers, des Menschen.

In den Artikeln war stets vom Gänsemännchen die Rede. Daniel fragte sich verwundert, worauf der Name zielen mochte. Das Gänsemännchen wurde zu einer Art von humoristischem Original erhoben. Was gibt es denn Neues vom Gänsemännchen? lautete etwa der Titel, oder man stieß auf folgende kurze Notiz: Das Gänsemännchen lenkt schon wieder die Aufmerksamkeit der Musikfreunde auf sich; es versteift sich darauf, die Oper Stradella durch Einfügung eines Trauermarsches eigenen Fabrikats genießbarer zu machen, und die ergebenen Hausvögel, die es unter den Armen trägt, haben es für dieses Vornehmen mit lieblichem Dankesgeschnatter belohnt.

Die Geburtsstätte dieser ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiet journalistischen Witzes war der Stammtisch im Krokodil. Wenn je in der Welt ehrliche Mannestränen gelacht wurden, so

geschah es bei Abfassung solcher Nachrichten über das Leben und Treiben des Gänsemännchens. Der Redakteur Weibezahl war der Protokollführer dieser geistigen Wettkämpfe, bei denen sich am meisten Herr Carovius hervortat. Herr Carovius schöpfte aus sicheren Quellen, wie es im Zeitungsdeutsch hieß, und jeden Abend überraschte er die Tafelrunde mit neuen Köstlichkeiten für Weibezahls Aktentasche.

Davon wußte Daniel nichts, aber das Gänsemännchen, als Wort wie als Gestalt, verwob sich in sein Denken und gewann irgendwo und wie im Zeitverlauf eine verwandelte Wesenheit.

14

Eines Tages schrieb die Hofrätin Kirschner an Daniel und ließ ihn wissen, daß sie nichts mehr mit ihm zu schaffen haben wolle. Zugleich forderte sie das Geld zurück, das sie ihm geliehen hatte, und er konnte es nicht aufbringen. Im Theater stand er bereits in Vorschuß; einen Freund besaß er nicht; Monsieur Rivière, der einzige, der vielleicht hätte helfen können, war nach Frankreich abgereist.

Die Sache lief den üblichen Weg; ein Advokat stellte eine Frist; als die verstrichen war, wurde der gerichtliche Zahlungsbefehl ausgefertigt, dann kam der Gerichtsvollzieher, und in Ermangelung anderer Gegenstände von Wert pfändete er den Flügel.

Der Einspruch Daniels hatte keine aufhaltende Rechtskraft. Noch ein paar Tage, und das Klavier mußte versteigert werden.

Es war ein trüber Januarmorgen, da trat Philippine in seine Kammer.

„Du, Daniel," begann sie, „willst Geld von mir haben?"

Daniel drehte langsam den Kopf und musterte sie erstaunt.

„Hab Geld genug," fuhr sie mit heiserer Stimme fort, und ihre Augen glitzerten gläsern unter den Simpelfransen, „habs pfennigweis zusammengescharrt von kleinauf, Jahr um Jahr; kann dir

geben, was d'für die Hofrätin brauchſt. Schmeiß es ihr hin, der alten Hadltruht. Sag zu mir: bitt dich, Philippine, gib mir das Geld, und es liegt aufm Tiſch."

„Du biſt wohl närriſch?" erwiderte Daniel, dem das Mädchen auf einmal unheimlich wurde, „mach, daß du hinauskommſt."

Da packte Philippine, außer ſich vor Wut, ſeine Hand, und ehe er es hindern konnte, biß ſie ihn unterhalb des kleinen Fingers ziemlich tief ins Fleiſch. Mit einem dumpfen Schrei ſchüttelte Daniel ſie ab und ſtieß ſie zurück. Sie ſah ihn frohlockend an, doch ihr Geſicht war gelb geworden.

„Geh zu, Daniel," ſagte ſie bettelnd, „ſei nit ſo garſtig mit mir. Alleweil ſo garſtig, alleweil ſo neidiſch, geh zu."

Dies infame Lächeln, und die Haare über den Augen, und die roten, plumpen Hände, und die Schneeflocken auf dem zu kurzen Mantel, und unten der Saum des knallroten Kleids, und auf dem Hut das giftgrüne Band; Daniel verſpürte ein Grauſen wie beim Anblick des häßlichſten und verderblichſten Bildes, das ihm aus der Menſchenwelt entgegentreten konnte. Aber indem er die Augen abwandte, kam Mitleid über ihn, als ahne er plötzlich, daß dieſes Weſen an ihn gekettet war durch Bande, die erſt in allen Finſterniſſen unterirdiſcher Labyrinthe liefen, bevor ſie zu ihm gelangten. Was ſie getan, hatte ihn in Beſtürzung verſetzt, doch als Offenbarung einer Natur überraſchte es ihn zugleich und gab ihm zu denken.

Er ging zum Waſchtiſch, um die blutende Hand ins Waſſer zu tauchen. Philippine nahm ein friſches Schnupftuch aus der Kommode und reichte es ihm zum Verbinden. Er ſah ſie durchdringend an und ſagte: „Was biſt denn du für eine? Was ſteckt denn für ein Teufel in dir? Nimm dich in acht, du Jaſonphilippstochter, nimm dich in acht."

Da aus dieſen Worten ein Ton von Güte klang, vibrierte es ſeltſam in Philippines Geſicht. Ihre Züge waren wie zum Grinſen verzerrt; aber es war dennoch kein Grinſen. Nach einer kurzen

Weile zog sie eine lederne Börse aus ihrer Manteltasche und brachte zwei in ein Papier gewickelte Hundertmarkscheine sowie ein Goldstück hervor. Sie entfaltete die Scheine und das Papier, legte erstere samt dem Goldstück auf den Tisch und reichte Daniel das beschriebene Blatt.

Er las: Ich unterzeichneter Daniel Nothafft bin der Philippine Schimmelweis zweihundertundzwanzig Mark schuldig und werde ihr das Geld vom heutigen Tage an mit fünf Prozent verzinsen.

„Damit zahlst den Gerichtsvollzieher und bist aus der Schlemassel," redete Philippine eigentümlich dringend auf ihn ein. „Kannst doch nit aufm Nudelholz Klavier spielen, ist ja dein Handwerkszeug, der Klapperkasten. Unterschreib und du hast Ruh."

„Woher ist das Geld?" fragte Daniel. „Wie kommst du zu so viel Geld? Sprich die Wahrheit!" Und er hörte auf einmal Thereses Stimme: das viele schöne Geld, das viele schöne Geld . . .

Philippine biß an ihren Nägeln. „Das geht dich nix an," erwiderte sie grob, „gstohlen is es nit. Übrigens kann ich dirs ja sagen," fuhr sie eilig fort, als sie sein Mißtrauen bedrohlich werden fühlte, „die Mutter hat mirs zugesteckt. Damit ich nit ganz armselig dasteh, wenn was passiert. Denn der Vater, der möcht mich am liebsten verrecken lassen. Heimlich hat sies beiseite geschafft, und ich hab ihr beim Kruzifix schwören müssen, daß niemand was erfährt."

Diese Schauergeschichte veranlaßte Daniel zu bedenklichem Kopfschütteln. Er spürte die Lüge, aber von Philippines Blick und Wort ging eine sonderbare Gewalt aus. Er war unschlüssig, er überlegte. Seine Arbeit stand auf dem Spiel. Wochen konnten verfließen, Monate, ehe er wieder zu einem Instrument gelangte. Philippines Dienstwilligkeit war ihm rätselhaft, alles, was sie sagte, war abstoßend und gemein, aber sie brachte Hilfe, und dem gegenüber mußte er die warnenden Stimmen ersticken.

Ist ja nur Geld, dachte er verächtlich und setzte sich hin, um seinen Namen auf den Zettel zu schreiben.

Philippine zog die Schultern hoch hinauf und wagte nicht zu atmen, bis er ihr den Zettel wortlos überreichte. Dann blickte sie ihn flehend an und sagte: „So, Daniel, jetzt darfst mich aber nimmer wie eine räudige Katz behandeln."

15

Man versprach sich heuer sehr viel vom Fastnachtszug, und am Karnevalsdienstag war nachmittags die ganze Stadt auf den Beinen.

Daniel war gerade auf dem Nachhauseweg, als er an der Ecke der Theresiengasse in den Tumult geriet. In lässiger Neugier blieb er stehen, und bald zeigten sich die ersten Gruppen des Zuges: drei Herolde in prächtigen, mittelalterlichen Gewändern, und hinter ihnen berittene Ratsherren.

Hernach kam auf einem Schubkarren eine zum Tod verurteilte Hexe; ihr Gesicht war scheußlich bemalt, und in der Hand schwang sie eine gewaltige Schnapsflasche. Darauf folgte eine Schar bezopfter Chinesen, denen wieder eine Gesellschaft tanzender Kameruner. Dann kam ein Riese, der siebenundzwanzig Maßkrüge trug; dann eine Damenkapelle, aus lauter alten Weibern bestehend; dann ein Bauerngemeindewagen mit der Aufschrift: die Steueranbeter; dann ein Rauchklub mit dem schwedischen Zündholzhändler; dann ein Wagen mit dem aus Bierfässern gebauten Spittlertor; dann die sogenannte Funkengarde; ferner eine Amme mit einem erwachsenen Wickelkind, welches Husarenstiefel trug; die sieben Schwaben dann, die auf Velozipeden fuhren; eine Chaise mit einer lustig herausgeputzten englischen Familie; ein Fuhrwerk, auf welchem Schriftgelehrte saßen und das eine Tafel zeigte: die Undsoweiterer, auch Etceteristen geheißen.

Zuletzt kam ein Wagen, auf dem sich eine aus Brettern, Reifen, Ton, alten Lappen und altem Eisen geschickt verfertigte Nachahmung des Gänsemännchen-Brunnens befand. Das Männchen selbst war mit einem zerschlissenen Sammetröckchen bekleidet, aus

dessen Taschen überall gerollte Notenblätter hervorschauten. Statt des Hütchens hatte es eine verrostete Pfanne auf dem Kopf, und an den Füßen staken ein paar alte Lackschuhe. Unter jedem Arm trug es eine Gans. Die Gänse waren aus Brotteig hergestellt und hatten nicht Gänseköpfe, sondern die Köpfe von Frauen, künstlich bemalt und mit sogenannten Schussern in den Augenhöhlen. Das Gesicht zur Linken sah melancholisch, das zur Rechten vergnügt aus.

Um diesen Wagen herrschte das größte Gedränge, und ein unbändiges Hallo erhob sich jedesmal, wenn er neuen Zuschauergruppen in Sicht kam, auch dort, wo die Leute das Beziehentliche der Darstellung nicht verstanden. Pulzinells hieben mit ihren Pritschen in die Luft, Indianerhäuptlinge umtanzten ihn schreiend, ein Mephistopheles machte Purzelbäume, auf Steckenpferden reitende Ritter salutierten, und Kinder mit Wachsmasken vor den Gesichtern schrien ohrenbetäubend.

Mit ziemlich teilnahmlosen Blicken hatte Daniel den vorbergehenden Schabernack betrachtet, der ihm nur als eine Ausgeburt spießbürgerlichen Behagens erschien. Da kam der Wagen mit dem falschen Gänsemännchen. Oben stand der Bildhauer Schwalbe, toll und voll betrunken, neben ihm, trotz der Kälte in Hemdärmeln, der Maler Krapotkin. Ein ungeheuer dicker Jüngling, seines Zeichens Schulamtskandidat, hatte den Einfall, den Titeldruck von einem Exemplar des „Fränkischen Herold" an das Hütchen des Gänsemännchens zu heften und erntete damit bei den Wissenden großen Jubel.

Der Maler Krapotkin erkannte Daniel. Er rief ihn an, warf Kußhände hinunter, ließ sich eine Pritsche reichen und ahmte damit die Gesten eines Musikdirigenten nach, der Schulamtskandidat schleuderte eine Handvoll Bretzeln gegen den Platz, wo Daniel stand, eine Posaune begann zu schmettern, der Engländer streckte erst den Kopf aus der Chaise und hopste dann mit einer Stange, auf welcher weibliche Gewänder und ein Federhut mit einem Schleier hingen, auf Daniel zu, auf dem Gambrinuswagen wurde

ein frisches Bierfaß angezapft, und an den Fenstern der Häuser drängten sich lachende Menschen.

„Ihr habt ja das Gitter vergessen!“ rief Daniel mit lauter Stimme denen auf dem Gänsemännchen-Wagen zu.

„Was hat er gesagt?“ fragten sie und sahen einander verblüfft an. In der Zuschauermenge trat ein neugieriges Schweigen ein, und viele blickten verwundert auf Daniel.

„Ihr habt das Gitter vergessen!“ wiederholte er mit blitzenden Augen, „das geschmiedete Gitter. Ohne seinen Schutz ist das arme Gänsemännchen freilich euer Hanswurst.“

Er lachte still, mit offenem Munde und gleißenden Zähnen und entzog sich eilig den zahllosen Gaffern. Und in einem einsamen Gäßchen angelangt, fing er mit frenetischem Gesichtsausdruck an zu singen: „Den du nicht verlässest, Genius, wirst ihn heben mit den Feuerflügeln; wandeln wird er wie mit Blumenfüßen über Deukalions Flutschlamm, Python tötend, leicht, groß, Pythius Apollo!“

16

Einige Wochen darnach ereignete es sich, daß eine wirkliche Sängerin zu Daniel kam, und daß er von ihr, in wunderbarer Vollendung des Gesangs, mehrere von den Liedern hörte, die er komponiert und die er schon gänzlich von der Welt vergessen geglaubt.

Es war dies ein sehr geheimnisvoller Besuch. Eines Nachmittags, bei schrecklichem Schneetreiben, hatte es an der Wohnung unten geläutet, und als Gertrud öffnete, sah sie eine schwarzverschleierte Dame vor sich stehen, die den Kapellmeister Nothafft zu sprechen verlangte. Gertrud führte sie zu Daniel hinauf; die Fremde sagte ihm, sie habe sich seit langem gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen, und da sie, auf der Durchreise nach Italien begriffen, durch die Erkrankung einer nahen Angehörigen genötigt, hier habe Aufenthalt nehmen müssen, sei ihr dies wie ein Wink des Schicksals

erſchienen, und ſie komme nun, ihn zu begrüßen, vor allem aber, ihm für die Lieder zu danken, die ihr einſtmals, in einer ſchweren Stunde ihres Lebens, ein Freund geſchenkt habe.

Sie ſprach mit einem Akzent, der nordiſch klang, dabei leicht, fließend und wie jemand aus der großen Welt. Daniel fragte, mit wem er das Vergnügen habe, da lächelte ſie und bat um die Erlaubnis, ihm ihren Namen vorenthalten zu dürfen; es ſei ja nächſt daran gelegen, wie ſie heiße; vielleicht denke er ſpäterhin lieber an eine Unbekannte, die ihm nur ihre Verehrung und Dankbarkeit habe beweiſen wollen, als an ein Fräulein Soundſo; als Namenloſe hoffe ſie beſſer in ſeinem Gedächtnis zu bleiben wie als eine, von der man nur wiſſe, was alle von ihr wüßten.

Die Miſchung von Scherz und Ernſt, von Geiſt und Empfindung in den Worten der Fremden behagte Daniel wohl. Er antwortete zwar knapp und kühl, es war jedoch zu bemerken, daß er ſich mit der Beſucherin freute, brachte ſie ihm doch zum Bewußtſein, daß ſein Geſchaffenes nicht in einen echoloſen Abgrund geſunken war. Nach einer Weile kam das Geſpräch neuerdings auf die Lieder, und da ſagte die Fremde, ſie möchte ihm gern das eine oder das andere Lied vorſingen. Daniel war gleich damit einverſtanden, er holte die Noten hervor, ſetzte ſich ans Klavier, und die rätſelhafte Frau fing an zu ſingen. Schon bei den erſten Tönen horchte Daniel hoch auf, eine ſolche Stimme hatte er noch nie vernommen; ſo weich, ſo rein, ſo ſeelenvoll, ſo über alle Schule und Konvention hinaus. Nach dem erſten Lied ſah er befangen an der Sängerin empor und murmelte: „Wer ſind Sie denn? Wer ſind Sie?“

„Keine Recherchen, bitte,“ erwiderte die Sängerin lachend und über das mittelbare Lob, das ihr ſein Benehmen ſpendete, froh errötend, „das nächſte noch, das Eichendorffſche.“

Gertrud, die ſich in ihrem vernachläſſigten Anzug nicht länger als nötig war hatte zeigen wollen, war wieder in ihre Küche hinuntergegangen; jetzt trat, nach ſchüchternem Pochen, Lenore ein.

Als ſie die Stimme gehört, war ſie überraſcht in den Flur geeilt, und dann hatte ſie nicht widerſtehen können, ſie wollte die Sängerin ſehen.

Daniel nickte ihr mit ſtrahlenden Augen zu, die Fremde grüßte gelaſſen und heiter, hierauf begann ſie das nächſte Lied, dann das dritte, und ſo alle ſechs. Hinter der Tür aber ſtand der alte Jordan, hatte die Hände vor das Geſicht gedrückt und lauſchte erſchüttert.

„So, nun muß ich aber fort," ſagte die Fremde, als ſie das letzte Lied geendet hatte. Sie reichte Daniel die Hand und fügte hinzu: „Es war eine ſchöne Stunde."

„Es war eine der ſchönſten, die ich erlebt habe," antwortete Daniel.

„Leben Sie wohl."

„Leben Sie wohl."

Und die fremde Dame ging und hinterließ nichts als die Erinnerung an ein Glück, das je märchenhafter wurde, je weiter es die ſtürmiſche Zeit entrückte. Daniel ſah ſie nie wieder, hörte nie wieder von ihr.

17

Während des Geſanges war auch Gertrud unten im Flur geſtanden und hatte gelauſcht. Sie kannte jeden Ton eines jeden Liedes; jede melodiſche Figur in der Begleitung war ihr wie ein altvertrautes Bild, und ſie hatte auch ſogleich begriffen, daß da eine begnadete Künſtlerin ſang.

Aber wie eigen es doch war: ſie ſpürte nichts dabei. Es regte ſich nichts in ihr. Ihr war, als ſei ein lebendiger Strom in ihrer Bruſt verſiegt und hätte nur Sand und Steine übrig gelaſſen. Dieſes Nichtfühlen äußerte ſich wie eine bohrende Gewiſſensqual.

„Mein Gott, mein Gott," ſtöhnte ſie, „was iſt mit mir geſchehen!" Sie ſchlug die Hände zuſammen.

Am Abend ging ſie in die Frauenkirche und betete lange. Das Gebet beruhigte ſie jedoch nicht und verſtörter als ſie ausgegangen war, kehrte ſie wieder heim.

Die Wohnzimmertür war offen; Daniel und Lenore saßen unter der Lampe und lasen gemeinsam in einem Buch. Der Säugling in der Wiege regte sich eben; Lenore hatte deshalb die Türe offen gelassen, damit sie das Kind hören konnte, wenn es aufwachte. Gertrud nahm das Kind in die Arme, beschwichtigte es und trat mit ihm auf die Schwelle des Wohnzimmers. Die beiden wandten ihr den Rücken zu und waren in ihrer Lektüre so vertieft, daß sie von Gertruds Anwesenheit nichts merkten.

Da kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über Gertrud, und sie wußte um ihre Schuld, die Schuld, die zu ergründen sie so viele Wochen vergeblich gegrübelt hatte.

Sie besaß nicht Liebeskraft genug, das war ihre Schuld. Sie hatte etwas auf sich genommen, was über ihr Vermögen ging. Sie hatte eine Ehe auf sich genommen ohne die dazu erforderliche Stärke des Herzens.

Die Ehe war ihr als das Heiligtum der Heiligtümer erschienen. Die Verbundenheit mit dem Mann, den sie geliebt, war ihr gleichen Sinnes gewesen wie die Verbundenheit mit Gott. Als sie aber dieses Band zerrissen sah, stürzte die Welt in einen Abgrund, unermeßlich weit weg von Gott. Und nicht ihr Gatte erschien ihr als der Ungetreue, nicht ihre Schwester war ihr eine Schuldige, nein, sie selbst war ungetreu und schuldig in ihren Augen. Sie hatte sich nicht bewährt, hatte sich über ihre Kraft vermessen, und Gott hatte sie verworfen. Diese Überzeugung befestigte sich unumstößlich in ihrer Brust.

Und da ihr im Bunde mit Daniel die Musik ein Göttliches geworden war, erblickte sie jetzt, wo dieser Bund zerstört war, das Gefährliche und zu Meidende wie ehedem darin, und sie verstand es also, warum ihr Gefühl stumm geblieben war.

Doch wollte sie sich eine letzte Gewißheit verschaffen. Eines Morgens ging sie zu Daniel hinauf und bat ihn, ihr eine Stelle aus der „Harzreise" vorzuspielen, den Schluß des langsamen Mittelsatzes, der sie immer ganz besonders ergriffen hatte. Ihre Bitte

klang ſo dringlich, ja angſtvoll, daß Daniel ihr willfahrte, trotzdem er keineswegs in der Stimmung war. Indes Gertrud zuhörte, wurde ſie bleicher von Minute zu Minute. Alles beſtätigte ſich furchtbar; was früher Wonne geweſen, war nun Qual; die Töne und Harmonien wirkten wie etwas Ätzendes auf ihr Inneres, und der Schmerz, den ſie empfand, war ſo ungeheuer, daß ſie nur mit großer Selbſtbeherrſchung imſtande war, aufrechten Schrittes das Zimmer zu verlaſſen. Voll Unruhe ſchaute ihr Daniel nach.

Als ſie unten angelangt war, vernahm ſie ein wunderlich klingendes Geräuſch aus ihrer Kammer. Sie ging hin und ſah, daß die kleine Agnes in die Ecke des Raumes gekrochen war, wo die Harfe ſtand, und mit einem Meſſinglöffelchen emſig gegen die Saiten ſchlug, wobei ſie freudig lallte. Gertrud ſpürte einen unbeſtimmten Schrecken; ſie packte die Harfe und ſchleppte ſie in die Küche hinaus, und dort ſchraubte ſie die Saiten aus dem Rahmen, rollte ſie zuſammen, verſteckte ſie in eine Schublade und trug den leeren Rahmen in die Rumpelkammer auf den Dachboden.

„Was ſoll ich tun?“ flüſterte ſie vor ſich hin und ſah ſich hilfeſuchend auf dem Dachboden um. Sie hatte Sehnſucht nach Frieden, und hier ſchien es ihr friedlich, darum blieb ſie eine Weile und lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen an einen Balken.

Was ſoll ich tun? fragte ſie ſich Tag und Nacht. Ich kann meinem Mann nichts mehr ſein; nur des Kindes halber ihm im Weg zu ſtehen, dazu habe ich kein Recht, argumentierte ſie. Sie ſah, wie er litt und wie Lenore litt, jedes durch ſich ſelbſt und eins durchs andere und dann noch durch die Gemeinheit der Menſchen, da dachte ſie: wär ich nicht da, alles wäre gut. Ihr dünkte, ja, ſie war endlich deſſen ſicher, daß alle Wahrheit, die er ihr gegeben, nur den Zweck gehabt hatte, die eine Lüge zu übertünchen, die ſie glauben laſſen ſollte, ihr Daſein ſei eine Notwendigkeit für ihn. Das Gewicht dieſer Lüge drückte ihn zu Boden, das wußte ſie, und ſie wollte ihn davon befreien; aber wie, das wußte ſie nicht. Und

wenn Daniel und Lenore einander in Ehren angehörten, dann ſtanden ſie auch vor der Welt gerechtfertigt da, vor der Welt und vor Gott; aber wie das zu erreichen wäre, wußte ſie nicht.

Und ſie ſuchte und ſuchte, mit ſchwerfälligen, jedoch beharrlichen Gedanken. Es war, als liefe ſie fortwährend um einen Punkt im Kreiſe herum und könne nichts anderes tun als auf dieſen einen Punkt ſtarren. Jeden Morgen um fünf Uhr ſtand ſie auf und ging in die Kirche. Sie betete mit einer Leidenſchaft, die ihr Herz phyſiſch erſchöpfte.

Eines Morgens kniete ſie noch verzweifelter als ſonſt am Altar, da glaubte ſie plötzlich ein Stimmchen zu hören, welches ihr zurief: du mußt dich umbringen.

Sie fiel in Ohnmacht, und Leute eilten herbei, die ihre Stirn mit Waſſer benetzten. Da konnte ſie aufſtehen und nach Hauſe gehen. Ein eigentümlich weher und verträumter Zug lag um ihren Mund.

Sie wollte ſticken, ſie erinnerte ſich, daß ihr dieſe Beſchäftigung, als ſie noch Mädchen geweſen, die beklommenſten Gedanken verſcheucht hatte. Aber jedes Gewebe ihrer Hand wurde zu dem Spruch: du mußt dich umbringen.

Schluchzend ſank ſie an der Wiege der kleinen Agnes hin, aber das Kind ſagte deutlich: du mußt dich umbringen, Mutter.

Lenore trat zur Tür herein; um ihre Stirn leuchtete genoſſenes Glück, ihr ganzer Leib war Glück, ihre Lippen zitterten vor Glück, und ihre Augen ſprachen: du mußt dich umbringen, Schweſter.

Philippine ſtand am Herd und raunte es in die Kohlenglut: bring dich um, Gertrud, und der Vater holte ſich ſeinen Teller mit Eſſen, bedankte ſich ſchüchtern und murmelte im Hinausgehen: bring dich um, Tochter, glaub mir, es iſt das beſte.

Ging ſie an einem Brunnen vorüber, ſo zwang es ſie an den Rand, und die Tiefe lockte mächtig. Aus jedem Becher, den ſie hielt, um zu trinken, ſchaute ihr Ebenbild ſie an mit Blicken von jenſeits des Grabes. An einem Sonntag ſtieg ſie auf den Weſtnerturm, ihr Auge

ſchweifte mit Abſchiedskummer über das ebene Land, und in wohligem Grauen lehnte ſie ſich über die Brüſtung des Fenſterchens. Doch der Türmer hatte ſie beobachtet und umklammerte gebieteriſch ihre Arme.

Der Hahn, der krähte, krähte den Tod. Die Uhr, die tickte, tickte den Tod. Der Wind, der wehte, wehte den Tod. Du mußt dich umbringen, du mußt dich umbringen, davon war die Luft voll, die Erde, das Haus, die Kirche, der Morgen, der Abend und der Traum.

Im April wurde Lenore krank und bekam das Fieber. Gertrud wachte Tag und Nacht an ihrem Bett und pflegte ſie mit Aufopferung. Aus Angſt um Lenore irrte Daniel verſtört umher, und wenn er an ihr Lager trat, hatte er für Gertrud keinen Blick. Als es Lenore beſſer ging, legte ſich Gertrud zum Schlafen nieder, denn ſie war ſehr müde. Sie konnte aber nicht ſchlafen, und ſie ſtand wieder auf.

Mit bloßen Füßen ging ſie in die Küche, wußte jedoch nicht, was ſie dorten ſolle. Es war nur die brennende Unruhe ihres Herzens geweſen, die ſie von ihrem Lager aufgeſcheucht hatte. Die Glieder waren ihr ſo ſchwer, aber an keinem Platz mochte ſie weilen. Später kam Daniel aus der Stadt und brachte ihr eine ſilberne Spange, die er an ihrem Handgelenk befeſtigte. Hierauf berührte er ihre Stirn mit den Lippen und ſagte: „Ich danke dir, daß du ſo gut zu Lenore warſt.“

Gertrud blieb wie angewurzelt ſtehen. In ihrem Innern ſchrie es fortwährend; es war, als wälze ſich in ihrer Bruſt ein tödlich verwundetes Tier in ſeinem Blut. Daniel war ſchon längſt in ſeiner Stube, aber ſie ſtand noch immer. In düſterer Bedächtigkeit löſte ſie die Spange wieder von ihrem Gelenk, und ſie glaubte ein häßliches Mal dort wahrzunehmen, wo das Metall die Haut berührt hatte. Sie ging in ihre Kammer, öffnete das Spind und vergrub das Schmuckſtück tief unter einem Stoß weißer Wäſche.

Sie hatte nur den einen Wunſch, zu ſchlafen. Aber ſobald ſie die Augen zumachte, begann ihr Herz mit verdoppelter, verdreifachter Geſchwindigkeit zu klopfen. Dann mußte ſie, nach Atem ringend, in der Stube auf- und abgehen.

Ein paar Tage ſpäter geſchah es, daß ſie bei ſtrömendem Regen ziellos in den Straßen herumlief. Jeden Augenblick fürchtete, hoffte ſie, umzufallen und nichts mehr von ſich und der Welt zu wiſſen. An zwei Kirchen war ſie vorüber gekommen; die Tore waren verſperrt geweſen. Es dämmerte ſchon, da kam ſie zur Pflaumſchen Apotheke. Sie ſchaute durch die Glastüre in den Laden. Der Proviſor Seelenfromm ſtand an dem langen Tiſch und rieb eine Mixtur in einem Mörſer. Endlich ging ſie hinein und fragte den Proviſor, ob er ihr kein Schlafmittel verkaufen könne. Er antwortete, ja, das könne er und was es denn ſein ſolle. „Eines, bei dem man halt recht lang nicht mehr aufwacht," ſagte ſie und lächelte ihm zu, um ihn ihrer Bitte geneigt zu machen. Es war das erſte Lächeln, das ſeit vielen Tagen ihr abgehärmtes Geſicht verſchönte. Der Proviſor wollte ihr eben ein Mittel vorſchlagen und ſetzte ſich hierzu in eine etwas eitle Poſitur, da er die Gelegenheit benutzen wollte, um ein wenig mit der von ihm bewunderten Frau zu ſchäkern, da kam der Apotheker ſelbſt, und als er vernommen hatte, worum es ſich handelte, warf er einen durchdringenden Blick auf Gertrud und ſagte: „Gehen Sie nur erſt zum Doktor, liebe Frau, und laſſen Sie ſich was verſchreiben. Ich habe mit ſolchen Sachen ſchon mancherlei Unannehmlichkeiten gehabt."

Als Gertrud ſich endlich bis nach Hauſe geſchleppt hatte, ſaß Philippine an der Wiege der kleinen Agnes und ſchaukelte die Wiege unter leiſem Geſumm. „Wo iſt denn Lenore?" fragte Gertrud.

„Wo ſoll ſie ſein," erwiderte Philippine gehäſſig, „bei deinem Mann droben."

Gertrud hörte, daß Daniel Klavier ſpielte. Sie hob lauſchend den Kopf.

„Sie hat geſagt, ich ſoll ſie nach Glaisbammer begleiten," fuhr Philippine fort, „ſie will zu einer Waſchfrau gehn, die ſoll für euch waſchen."

„Ach, wozu brauchen wir denn eine Waſchfrau," antwortete Gertrud müde, „dazu ſind wir ja zu arm. Das koſtet ja alles Geld. Alles ein Stück Herzblut von Daniel. Nein, laß das nur. Geh nicht nach Glaishammer. Ich will ſelber waſchen."

In derſelben Sekunde wußte ſie aber ſchon, daß ſie nie mehr waſchen werde. Die Lampe brannte ſo traurig, das Kindergeſichtchen lugte ſo blaß aus dem Linnen, Philippine kauerte ſo unheilvoll auf der Erde, aber das war nur jetzt, nur jetzt, ſie konnte das alles mit hinauftragen in eine beſſere Welt.

Sie beugte ſich über das ſchlafende Kind und küßte es lange, lange, mit heißen Lippen, inbrünſtig. Eine lauernde Unruhe malte ſich in Philippines Zügen. „Du, Gertrud, du kommſt mir aber ſpaniſch vor," ſagte ſie.

Gertrud ging in Lenores Stube hinüber; zitternd ſtand ſie im Finſtern und überlegte. Manchmal zuckte ſie zuſammen, weil ſie Schritte vernahm und das Öffnen der Tür erwartete. Die Ungeduld, die ſie fühlte, war kaum mehr auszuhalten. Da erinnerte ſie ſich des Dachbodens und wie ſtill es neulich droben geweſen war. Dort konnte ſie keiner ſtören. Sie beſchloß hinaufzugehen, und auf dem Weg ging ſie noch in die Küche und nahm eine dicke Schnur mit, die von einem Zuckerhut ſtammte.

Als ſie an Daniels Zimmer vorbeikam, ſah ſie, daß die Tür halb offen war. Er ſpielte noch, zwei Kerzen ſtanden auf dem Klavier, Lenore war an der Seite hingelehnt, hatte den Kopf auf den Arm geſtützt und trug ein Kleid von kargem Blau, welches an ihrer ſchönen Geſtalt ruhig herabfloß.

Mit großen Augen betrachtete Gertrud dieſes Bild. Ein unſägliches Drängen, ein Emporlangen und ſchmerzliches Zurückſinken lag in Daniels Spiel. Gertrud ging unhörbar weiter, ins Dunkel hinauf, und taſtend fand ſie ſich zurecht.

Als eine halbe Stunde verfloſſen war, begann ſich Philippine über das Ausbleiben Gertruds zu wundern. Sie ſchaute im Wohnzimmer nach, dann in Lenores Zimmer, dann eilte ſie die Stiege hinauf und ſpähte durch die offene Tür in Daniels Stube. Daniel hatte aufgehört zu ſpielen und unterhielt ſich mit Lenore. Philippine kehrte um; auf der Stiege begegnete ihr der Inſpektor, der von ſeinem abendlichen Gang nach Hauſe kam. Sie zündete eine Kerze an und ſchaute in der Küche nach. Gertrud war nicht drinnen.

Es regnet doch, und ihr Mantel hängt am Halter und ihr Schirm ſteht da, fortgegangen kann ſie alſo nicht ſein, dachte Philippine. Sie ſetzte ſich auf das Küchenbänkchen und ſtarrte vor ſich hin.

Etwas gräßlich Ahnungsvolles war in ihr. Sie witterte ein Unglück in der Luft. Abermals war eine halbe Stunde vergangen, da erhob ſie ſich mit der brennenden Kerze in der Hand, und es jagte ſie hin und her, von der Stiege in die Stuben und zurück.

Plötzlich fiel ihr der Dachboden ein. Als ſie ſich des Ausſehens Gertruds entſann, wie ſie das Kind geküßt hatte, fiel ihr der Dachboden ein. War doch in jedem Hauſe und in dieſem beſonders, der Dachboden der Raum, der die größte Anziehung auf ſie ausübte und den ihre lichtſcheuen Phantaſien ſtets zum Schauplatz erwählten.

Raſch und geräuſchlos ſtieg ſie hinauf. Sie hielt den Leuchter vor ſich her, ſtarrte gegen den Balken, an dem eine Geſtalt in Frauenröcken hing, und drehte ſich mit einem erſtickten Gurgellaut rund um ihre Achſe. Es erfaßte ſie eine Art von Trunkenheit, ein fürchterlicher Trieb zu tanzen, und ſie erhob das eine Bein, während die Zähne krampfhaft an den Nägeln der rechten Hand herumbiſſen. Gleichzeitig dünkte es ſie, als befehle ihr jemand mit ſtarker Stimme: Zünde an! Zünde an!

Neben der Kaminmauer war ein Haufen von Papier und alten Zeitungen. Sie ſtürzte auf die Knie und ſchrie. „Lichterloh!“ ſchrie

ſie, „lichterloh!“ Dann ſtieß ſie Laute aus, die wie Huhu und ioi-ioi klangen, halb ſchaudernd und halb jauchzend.

Der Papierhaufen flammte auf, dann lief ſie mit markerſchütterndem Gebrüll die Stiegen hinunter.

Ein paar Minuten ſpäter war das Haus in Aufruhr. Daniel ſtürzte die Treppe empor, hinter ihm Lenore. Aus den tiefer gelegenen Wohnungen kamen die Frauen und kreiſchten nach Waſſer. Daniel und Lenore kehrten um und ſchleppten ein großes mit Waſſer gefülltes Schaff hinauf. Schon wurde auf dem Platz Feuer gerufen, fremde Männer drangen ins Haus, und mit Hilfe der vielen Arme wurde der Brand im Keim gelöſcht.

Der Inſpektor war es, der die tote Gertrud zuerſt entdeckte. In Glut und Aſche ſtehend, brach er mit dumpfem Seufzen, wie von einem Beilhieb getroffen, zuſammen. Die fremden Männer trugen den Leichnam herab, an dem die angeſengten Kleider noch rauchten.

Philippine war verſchwunden.

Lenore

I

Es war nun alles vorüber.

Der Beſuch des Doktors war vorüber und der des Totenbeſchauers; die Nachſchau der behördlichen und der Feuerkommiſſion; die Verhöre, die Protokollierungen, die Feſtſtellungen.

Die Urſache des Brandes blieb unaufgeklärt; kein Schuldiger war zu finden. Philippine Schimmelweis hatte beteuert, die Flamme habe ſchon gelodert, als ſie den Dachboden betreten. So nahm man an, die Selbſtmörderin habe in ihren letzten Lebensminuten eine brennende Kerze umgeſtoßen.

Auch der Zudrang der Bekannten und der guten Freunde war vorüber. Dürre Gemüter übten ſich in wohlfeilem Mitleid mit dem

Kapellmeiſter Rothafft. Daß einer, der den Kopf ſo hoch getragen, ihn nun zur Erde beugen mußte, erweckte Befriedigung. Der beſtrafte Übeltäter gewann wieder öffentliche Gunſt. Damen der beſſeren Kreiſe erörterten die Frage, ob ein Verhältnis, welches mit Fug als ein verbrecheriſches hatte bezeichnet werden müſſen, ſolange die arme Frau am Leben geweſen, nach Ablauf der gebührenden Friſt zu einem geſetzlichen werden würde. In kuppleriſcher Milde waren ſie entſchloſſen, alles Vergangene zu vergeben, im Falle dieſes geſchah.

Und das Leichenbegängnis war vorüber. An einem ſtürmiſchen Tag war Gertrud in Sankt Johannis begraben worden.

Der Pfarrer hatte eine Predigt gehalten, die Leidtragenden hatten ihre Hände frierend in die Manteltaſchen und Müffe geſteckt. Als der Sarg in die Erde geſenkt wurde, rief der Inſpektor Jordan: „Lebwohl, Gertrud! Auf Wiederſehn, mein Kind!“

Ein Mann drängte ſich bis an den Rand des offenen Grabes vor. Das war Herr Carovius. Er ſtierte über ſeinen Zwicker hinweg den Inſpektor und Daniel und Lenore an. Es ſchien ihm, daß die letztere in ihrer Bläſſe und mit dem ſchwarzen Gewand ſchöner ſei als die ſchönſte Madonna, die je ein Italiener oder Spanier auf eine unvergängliche Leinwand gezaubert.

Er wandte erſchrocken den Blick ab und wäre beinahe über die aufgeworfene Erde geſtolpert.

Im Hinblick auf die Haltung Daniels ſagte der Apotheker Pflaum: „Ich hätte mehr Gram und Trauer erwartet, nicht ſolche Verbiſſenheit.“

„Ein harter Menſch, ein äußerſt harter Menſch,“ bemerkte der Proviſor Seelenfromm in ſeinem Schmerz.

Es wurde Daniel arg verdacht, daß er die Herren und Damen vom Theater, die ſich vollzählig auf dem Kirchhof eingefunden hatten, mit barſchem Hochmut behandelte. Als ihm mehrere die Hand reichten, nickte er nur kurz und verkniff die Augen hinter den kreisrunden Gläſern der Brille, die er ſeit einiger Zeit trug.

Der Amtsrichter Kleinlein sagte: „Er sollte dankbar sein für die christliche Bestattung, denn die behauptete Sinnesverwirrung der Frau ist trotz dahingehender Zeugenschaften durchaus nicht einwandfrei erwiesen.“

Lenore blickte in das offene Grab. Sie dachte: Schuld häuft sich auf, tiefe, tiefe Schuld.

Alles dies war jetzt vorüber. Daniel und Lenore und der alte Jordan waren in ihr Haus zurückgekehrt.

2

In den Stuben war ihnen öde zumut. Der Inspektor schloß sich in seine Kammer ein. Nur noch selten trat er seine abendlichen Gänge an, und seine Rockärmel und seine Hosenenden bekamen immer längere Fransen. Er verfiel; sein Haar wurde schlohweiß, sein Schritt unsicher, und sein Auge erlosch. Aber er war niemals krank, er beklagte sein Schicksal nie. Er war ein stiller Kostgänger, ein stiller Mann.

Lenore zog wieder zum Vater hinauf, und Daniel bewohnte wieder sein Zimmer neben der Eßstube. Auf einmal war so viel Raum geworden; er wunderte sich, daß das Fortgehen eines einzigen Menschen so viel Raum schaffen könne.

Den Tag über blieb Lenore bei der kleinen Agnes, bis Philippine kam und sie ablöste. Dort arbeitete sie auch.

Wenn sie mit dem Schreiben fertig war, mußte sie sich um die Wirtschaft kümmern. Sie konnte nicht kochen und hatte auch eine Abneigung dagegen, es zu lernen. Deshalb hatte sie es eingerichtet, daß dreimal in der Woche eine Frau kam, die jedesmal für zwei, am Montag für drei Mittage das Essen bereitete. Die Frau war bescheiden und verlangte nicht viel. Die aufgehobenen Speisen brauchten dann nur gewärmt zu werden, und am Abend gab es Wurst und Butterbrot.

Es war eine praktiſche Anordnung, aber niemand lobte ſie dafür.

Zuerſt hatte ſie auch die Nächte bei dem Kind verbracht, in Gertruds Kammer. Sie ertrug es bloß drei Wochen lang. Entweder konnte ſie kein Auge ſchließen, oder ſie hatte die ſchrecklichſten Träume.

Da nahm ſie das Kind am Abend mit in ihre eigene Stube und machte ihm ein Bettchen auf dem Sofa. Das Kind war oben viel unruhiger als dort, wo es früher geweſen, und Lenore merkte wohl, daß ſie bei einem ſo aufreibenden Leben von Kräften kam.

Oft in der Nacht, wenn ſie bang und matt das weinende Kind in den Armen hielt, faßte ſie den Vorſatz, mit Daniel zu reden, aber ſobald es Tag geworden, konnte ſie es nicht über ſich gewinnen. Ihr dünkte, als ermahne ſie Gertruds Stimme aus dem Land der Toten zur Geduld.

Indes fühlte ſie mit Angſt die Zeit nahen, wo ſie der harten Pflicht erliegen mußte, und da erſchien wieder Philippine als Helferin.

3

Im Anfang, als Jaſon Philipp erfahren hatte, daß Philippine täglich zu den Jordanſchen Töchtern ging, hatte er ihr dieſen Verkehr ſtreng unterſagt und zu wiederholten Malen. Philippine kümmerte ſich nicht darum und tat, was ihr beliebte.

„Ich ſchlag dich tot," ſchrie Jaſon Philipp das Mädchen an.

Philippine zuckte die Achſeln und lachte frech.

Da ſah Jaſon Philipp, daß eine erwachſene Perſon vor ihm ſtand; er fürchtete ſich vor dem tückiſchen Blick ſeiner Tochter.

Lange wußte er nicht, was ſie zu ſeinen Feinden trieb; dann kam er dahinter, daß ſie in der Nachbarſchaft, bei Bekannten und Fremden, überall, wohin ſie den Fuß ſetzte, die bosheftſten Gerüchte über Daniel und deſſen Familie ausſtreute. Nun wurde er zahmer und wollte auch etwas von dem Ohrenſchmaus abkriegen. Bisweilen ließ er ſich herbei, mit Philippine ein Geſpräch anzuknüpfen,

und wenn ſie ihm ihre Neuigkeiten erzählte, freute er ſich diebiſch. „Der Tag wird auch noch kommen, wo ich mein Mütchen an dem Muſikenmacher kühlen kann," ſagte er.

Thereſe lag noch immer im Bett. Willibald mußte ihr in ſeinen freien Stunden vorleſen, entweder aus der Zeitung oder aus einem Schundroman. War ſie allein, ſo ſtarrte ſie regungslos gegen die Zimmerdecke.

Dann kam die Zeit, wo Willibald die Schule verließ und zu einem Fabrikanten nach Fürth in die Lehre gegeben wurde. Es war kein Zweifel, daß er einer von den pflichttreuen und nüchternen Arbeitsmenſchen werden würde, die der Stolz ihrer Eltern ſind und mit jedem Jahr um dreißig Mark Gehalt mehr auf der ſozialen Stufenleiter emporſteigen.

Der einäugige Markus trat in die väterliche Buchhandlung und wußte alsbald in der Romanliteratur von Dumas und Luiſe Mühlbach bis Ohnet und Zola Beſcheid, und in den populären Wiſſenſchaften von Darwin bis Mantegazza. Sein Gehirn war ein Bücherkatalog und ſein Mund ein Orakel des Geſchmacks von der letzten Oſtermeſſe. Aber er liebte die Bücher nicht nur nicht, ſondern all das gedruckte Zeug erſchien ihm als ein luſtiger Betrug an Leuten, die nicht wiſſen, was ſie mit ihrem Geld anfangen ſollen. Der Kommis Zwanziger hatte die Witwe eines Käſehändlers geheiratet und betrieb einen Laden auf der Regensburger Chauſſee.

„Ein miſerabler Geſchäftsgang," äußerte ſich Jaſon Philipp bei jedem Wochenabſchluß. „Ich war Zeit meines Lebens ein zu großer Idealiſt," pflegte er hinzuzufügen; „hätt ich mich mehr für mein eigenes als für das Wohl der andern eingeſetzt, ich ſtünde heute nicht ſo bekümmert da."

Und er ging ins Wirtshaus und politiſierte. Er hatte ſich allmählich zu einem richtigen Querulanten herausgebildet, dem niemand etwas recht machte, weder die Regierung, noch die Oppoſition. Wenn man ihn hörte, mußte man glauben, daß die Gegen-

ſätze ſich mit Notwendigkeit auf einen geiſtigen Zweikampf zwiſchen dem Fürſten Bismarck und Jaſon Philipp Schimmelweis zuſpitzten. Als der Kaiſer Wilhelm ſtarb, trug Jaſon Philipp eine Miene zur Schau, wie wenn er demnächſt das Reichskanzlerpalais beziehen ſollte, und als wenige Monate ſpäter in dieſem denkwürdigen Jahr auch der Kaiſer Friedrich ſeinem Leiden erlag, glich Jaſon Philipp dem Steuermann, von deſſen Unerſchrockenheit allein die Rettung des vom Sturm umhergeworfenen Schiffes abhängt.

Geborene Helden erobern ſtets ein Forum, wo ſie ſich betätigen können; hat ſie das öffentliche Leben zurückgeſtoßen, ſo finden ſie in der Kneipe ein freundliches Element.

Eines Tages erhob ſich Thereſe von dem Lager, auf welchem ſie fünfzehn Monate verbracht hatte und ſchien plötzlich wieder geſund. Der Arzt ſagte, es ſei der eigentümlichſte Fall, der ihm je untergekommen. Jaſon Philipp erwiderte: „Das iſt der Triumph einer guten Konſtitution.“ Und er ging ins Wirtshaus, trank Bier, hielt zündende Reden und ſpielte Skat.

Aber Thereſe ſtand auf nicht wie eine Frau von ſechsundvierzig Jahren, ſo viel zählte ſie, ſondern von ſiebzig. Sie hatte nur noch ſpärliche graue Haare auf dem viereckigen Kopf, ihr Geſicht war voller Runzeln, ihr Auge hart und kalt. Von der Zeit an ſchien ſie jedoch nicht weiter zu altern; ſie keifte nicht mehr, traf ihre Verfügungen kurz und beſtimmt und betrachtete die wachſende Verarmung mit Ruhe.

Heringe, Kartoffeln und Kaffee bildeten ihre Nahrung; auch Philippine und Markus bekamen nichts anderes; Markus, als der ihrem Herzen Nächſte, durfte ſich ein Stück Zucker zum Kaffee nehmen, das war der ganze Unterſchied. Auch Jaſon Philipp wurde auf ſchmale Koſt geſetzt. Er wagte nicht aufzumucken.

Eine Weile ſah Philippine dies mit an; endlich ſagte ſie zu ihrer Mutter: „Ich mag die Zichorienbrüh nimmer.“

„Dann ſauf Waſſer,“ entgegnete Thereſe.

„Nein, in Dienſt will ich gehen," ſagte Philippine.

„So geh in Dienſt," war die Antwort; „ein Maul weniger."

„Deine Tochter will in Dienſt gehen," meldete ſie, als Jaſon Philipp nach Haus kam.

Jaſon Philipp hatte im Kartenſpiel verloren. „Meinetwegen geht ſie zum Teufel," erwiderte er übellaunig.

Am Morgen ſchlich Philippine auf den Dachboden und holte ihre Barſchaft aus dem Loch in der Mauer. Es waren neunhundertundvierzig Mark, zumeiſt in Goldſtücken, die ſie im Lauf der Jahre gegen die Kleinmünze umgewechſelt hatte. Durch die offene Luke fiel die Junifonne in ihr Geſicht, das niemals jung geweſen war und das nun vor der Beute langjähriger Verbrechen wie das einer Hexe ausſah.

Sie ſteckte das Geld in einen mitgebrachten Wollſtrumpf, wickelte dieſen zu einem Knäuel und ſchob ihn in ihr Korſett zwiſchen die Brüſte, wobei ſie ſich bekreuzigte und einen ihrer albernen Heilſprüche murmelte. Ihre Kleider, Bänder und ſonſtigen Beſitztümer hatte ſie ſchon in einem Korb verpackt; den trug ſie die Stiege hinunter, und ohne von jemand Abſchied zu nehmen, verließ ſie das Haus.

Ihr Bruder Markus ſtand mit geſpreizten Beinen im Sonnenſchein vor der Ladentüre und pfiff ein Liedchen. Er blickte ſie mit ſeinem einzigen Auge an und lächelte höhniſch. „Gute Wanderſchaft!" rief er ihr zu.

Philippine drehte den Kopf gegen ihn und ſagte: „Du Gezeichneter, du, auf dir iſt kein Segen. Dir wirds noch roßig ſchlecht ergehn, das merk dir."

So alſo kam ſie zu Daniel. Sie ſagte: „Ich will bei dir bleiben; brauchſt nichts zu zahlen, wennſt nicht kannſt."

Daniel hatte es längſt geſpürt, daß Lenore den Anſtrengungen nicht mehr gewachſen war, die durch die Umſtände an ſie geſtellt wurden.

„Willſt du das Kind pflegen und bei ihm ſchlafen?" fragte Daniel Philippine.

Philippine nickte. Sie ſchaute zu Boden.

„Wenn du dich ſeiner annimmſt und es treulich meinſt mit ihm und mir, das wollt ich dir danken," ſagte er aufatmend.

Da ſchlug Philippine die Hände vors Geſicht, und es ſchüttelte ſie von oben bis unten. Nicht als ob ſie geweint hätte; es war etwas viel Düſtereres denn Weinen. Eine dämoniſche Gewalt ſchien ſie zu durchwühlen, ein geſpenſtiſcher Traum ſie in einem Augenblick höheren Bewußtſeins ſchrecklich anzufaſſen. Sie kehrte ſich um und trottete in die Kammer, wo das Kind war und mit einem hölzernen Pferdchen ſpielte.

Sie ſetzte ſich auf einen Schemel und ſtarrte verſunken auf das ruheloſe kleine Weſen nieder.

Daniel blieb ſtehen und ſah ihr trübe ſinnend nach.

4

Während einer Probe zur Traviata herrſchte Daniel die Sängerin Varini an: „Achten Sie auf den Einſatz und rennen Sie nicht aus dem Tempo. Es iſt ja um verrückt zu werden, wie ſchamlos Sie in die Galerie hinaufquietſchen; das ſoll doch Geſang ſein und nicht Beifallsgebettel."

Die Sängerin trat hochbuſig an die Rampe. Ihre beleidigte Würde bildete etwas wie einen Pfauenſchweif rund um ihre Hüften. „Wie können Sie es wagen?" ſchmetterte ſie; „ſofort leiſten Sie Abbitte, oder Sie fliegen noch heute. Meine Macht werden Sie kennenlernen."

Daniel verſchränkte die Arme und ließ den Blick über die Muſiker ſchweifen. Er ſagte: „Leben Sie wohl, meine Herren. Da der Direktor zwiſchen mir und dieſer Dame zu wählen hat, beſteht kein Zweifel, daß meine Wirkſamkeit hier zu Ende iſt. In einem Inſtitut, wo das Fleiſch höher im Wert ſteht als die Muſik, bin ich ohnedies überflüſſig."

Die übrigen Sänger und Sängerinnen hatten ſich aus den Kuliſſen auf die Bühne gedrängt und ſchauten ſchweigend ins Orcheſter. Als Daniel ſeinen Platz am Dirigentenpult verließ, erhoben ſich auf einmal ſämtliche Muſiker von ihren Sitzen. Es war ein unwillkürlicher und beinahe ergreifender Ausdruck von ſtummer Ehrerbietung. Hatten ſie dieſen Mann auch nicht geliebt, ihn auch ſtets wie einen fremden, böſen Störenfried im Bezirk ihrer gemütlichen Neigungen empfunden, ſo ahnten ſie doch ſeine Markigkeit und ſeinen Adel.

Die Sängerin Varini erlitt einen hyſteriſchen Weinkrampf. Der Direktor wurde herbeigerufen. Er verſprach Abhilfe und forderte Daniel in einem Brief auf, ſich bei der Sängerin zu entſchuldigen.

In aller Kürze ſchrieb Daniel zurück, daß er bei ſeinem kundgegebenen Vorſatz beharre; er könne mit der Sängerin Varini nicht mehr arbeiten und wenn ſie nicht das Feld räume, müſſe er es tun. Darauf wurde er von ſeiner Entlaſſung verſtändigt.

Am gleichen Abend ſaß er mit Lenore bei Tiſch und nach einem langen Schweigen teilte er ihr in wenigen Worten das Geſchehene mit. Lenore hatte nur einen erſchrockenen Blick als Antwort.

„Es war höchſte Zeit," ſagte Daniel, ohne von ſeinem Teller emporzuſchauen, „ich habs ſatt gehabt, über und über ſatt."

„Und wovon willſt du leben, du und dein Kind?" ſtammelte Lenore.

Sein Auge wurde noch finſterer, als es bisher geweſen. „Du weißt doch, der Gott, der die Lilien auf dem Felde . . ., ich kenn das Sprüchlein nicht weiter; bin ſchwach in der Bibel."

Sie ſprachen dann nichts mehr. Das Fenſter war offen; in der Erde war ein geheimes Beben, die warme Luft ſchmeckte widrig wie ſüßes Öl.

Als es von den Türmen zehn Uhr ſchlug, erhob ſich Lenore und ſagte gute Nacht.

„Gute Nacht," antwortete Daniel mit geſenktem Haupt.

So war es nun jeden Abend zwischen den beiden, denn am Tage sahen sie sich kaum.

Stundenlang saß Daniel, ohne sich zu rühren, und brütete.

Er konnte nicht vergessen. Den angesengten, rauchenden Kleidsaum nicht; die Schuhe nicht, an denen Kot von der Straße klebte; das Antlitz nicht mit der verzogenen Oberlippe, die Haare, armselig in ihrem Gewirr, die ängstlich verzogene Braue.

Im Spind unter der Wäsche hatte er die Armspange gefunden, die er ihr geschenkt. Warum hat sie das Schmuckstück dort vergraben? fragte er sich. Der Seelenzustand, in welchem sie das Spind geöffnet und die silberne Spange versteckt hatte, wurde ihm so lebhaft gegenwärtig, daß er mit seinem eigenen verschmolz.

Dann entdeckte er die Harfe ohne Saiten. Er stellte sie in seine Stube, und wenn er sie anschaute, glich sie einem Gesicht ohne Fleisch.

Bin ich dir zu schwer? tönte es aus der Vergangenheit herüber. Und das andere Wort: ich will deine junggewordene Mutter sein; und dieses: ich bin ja auch eine Kreatur.

Er erinnerte sich an einige alte Briefe von ihr, die er aufbewahrt hatte. Er las sie mit der Aufmerksamkeit durch, mit der man Verträge studiert, in denen es um Gut und Blut geht. Und es waren Stickereien aus ihrer Mädchenzeit vorhanden, deren er sich jetzt versicherte, um sie wie Heiligtümer zu verschließen.

Sie wurde ihm von Tag zu Tag lebendiger. So oft er daran dachte, wie sie dagesessen, wenn er gespielt oder über sein Geschaffenes gesprochen, würgte es ihn im Halse. Und wie sie einst hergekrochen war und die Stirn auf seinen Schenkel gelegt hatte, dieses Bild war vom Schauer des unergründlichsten Geheimnisses umweht.

Es war nicht Schuldgefühl, was ihn so an die Tote schmiedete. Auch nicht Reue oder Selbstvorwurf oder die Sehnsucht, die durch die Empfindung gehäufter Versäumnisse zum Ausdruck kommt.

Die Phantaſie wehrte ſich gegen den Tod. In ihrem ſchöpferiſchen Trotz verlieh ſie der Hingegangenen eine Wirklichkeit, die ſie nie beſeſſen hatte, ſolange ſie als wirkliche Geſtalt auf der Erde gewandelt war.

Für Daniel wurde ſie erſt jetzt zur Geſtalt. Dies iſt das Wunderbare und das Laſterhafte am Muſiker. Ihm gehören die Dinge und die Menſchen nicht, während ſie ſein eigen ſind. Er lebt mit Schatten, und nur, was er verloren hat, wird ein Lebendiges. Losgelöſt vom Augenblick greift er nach dem, der geweſen iſt, nach dem geſtrigen Tag und ſtürmt ungeduldig in den morgigen. Was er in Händen trägt, iſt verdorrt, was hinter ihm am Wege liegt, iſt in Blüte. Sein Denken iſt ein Winter zwiſchen zwei Frühlingen, dem wahren, der vorüber iſt, und dem kommenden, den er nur träumt und, wenn er einbricht, verſäumt. Er ſieht nicht, er hat geſehen; er liebt nicht, er hat geliebt; er iſt nicht glücklich, er war nur glücklich. Gebrochene Augen öffnen ſich im Grabe und die lebenden, die hineinblicken, jetzt alles erblicken, alles verſtehen, alles verklären und ſchmücken, erſcheinen ſich vom Tod und ſeiner immerwährenden Dauer wie betrogen.

Jetzt wurde Gertrud zur Melodie. Was ſie getan und gewirkt, war Melodie. Ihr Dumpfes wurde wach, ihr Schweigen beredt. Einſt hatte er ſie und Lenore geſchaut, im braunen Kleid die eine, im blauen die andere, Moll und Dur, die Endpunkte ſeiner Welt. Nun ſtieg das Moll empor gleich der Nacht über der einſamen Erde und hüllte alles in Trauer. Der Schmerz nährte ſich an Bildern, die einſt alltäglich geweſen waren, nun aber die Leuchtkraft einer Viſion bekamen.

Wie ſie im Bett gelegen, rechts und links die Zöpfe und das Geſicht wächſern aus dem dunkeln Rahmen geleuchtet hatte. Wie ſie eine Schüſſel ins Zimmer getragen, eine Nadel eingefädelt, ein Glas an die Lippen geſetzt, einen Schuh am Fuß feſtgebunden, und welchen Ausdruck das Auge gehabt, wenn es warnte, bat, ſtaunte oder lächelte. Wie unvergleichlich ſternenhaft war dieſes Auge auf

einmal! Immer emporgeſchlagen, immer erfüllt, immer gegen ihn gewendet. Unter dieſem Blick fand er in einer Dämmerungsſtunde das dämoniſch rufende Motiv einer B-moll-Sonate; eine Gebärde, deren er ſich entſann, es war damals geweſen, als Lenore mit dem Myrtenkranz vorm Spiegel geſtanden, gab den Impuls zu dem unterirdiſch wühlenden Preſto im erſten Satz eines Quartetts, und den zweiundzwanzigſten Pſalm, der mit den Worten beginnt: mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen, ſkizzierte er, als er von einem Traum erwachte, in welchem ihm Gertrud in ſtiller Haltung, unendlich blaß, das Kinn auf die Hand geſtützt, erſchienen war.

Doch arbeitete er nicht. Was ſo zu Papier gebracht wurde, drang wie aus fieberhaften Anfällen hervor. In aller Eile kritzelte er Noten hin, in ſchuldbewußter Eile gleichſam. Er ſtahl es ſich ſelbſt. Töne dünkten ihm Verbrechen. Als die ergreifende Hauptmelodie des Pſalms in ihm entſtand, zitterte er vom Kopf bis zu den Füßen, und wie von Furien gepeitſcht verließ er das Haus, trotzdem es mitten in der Nacht war. Die wiederkehrende Baßfigur des Preſtos klang wie ein ſchaurig-angſtvoll geſtammeltes: Menſch, halt den Atem an, Menſch, halt den Atem an. Und er hielt den Atem an, voller Angſt, indes ſeine Eingebungen den eiſigen Bann durchbrachen, in welchen ſie eine leidenſchaftliche Verhaltenheit ſeiner Natur gezwungen.

Denn in immer weiterem Umkreis ſah er die Menſchheit von ſich zurückweichen, und da er ſich nicht von der Zeit gefordert fühlte, verſchmähte er die Zeit. Es kam dahin, daß er ſeine Produkte als etwas behandelte, das für die Welt in keinem Sinn beſtimmt war, gegen niemand davon ſprach und nie den Wunſch hatte, daß jemand von ihnen erfuhr. Je geheimer er ſie hielt, je wahrhaftiger wurden ſie ihm, und der Gedanke, man könne ein Werk der Muſik für Geld hingeben, war ihm allmählich ſo unſinnig geworden wie der, daß man ſeine Mutter, ſeine Geliebte, ſein Kind oder eines ſeiner Gliedmaßen veräußern könne.

Infolgedessen empfand er nur Ekel, wenn er von den geschickten Händlern hörte, die von der Mode hochgetragen wurden. Es graute ihm vor allem, was berühmt war, denn der Ruhm der Mitwelt schmeckte und roch nach dem Gelde. Es graute ihm vor der Wirrnis der Meinungen und Urteile, vor dem Streit über Schulen und Richtungen, vor den herumziehenden Virtuosen aller Zonen und Nationen, dem Lärm, den sie zu entfachen wußten, den Wahrheiten, die sie verkünden ließen, den Lügen, in denen sie plätscherten. Es graute ihm vor Konzertsälen und Theatern, vor dem Geklimper aus den Fenstern der Bürger, vor der falschen Andacht der Menge und ihrer ohnmächtigen Verzückung.

Ihre ganze Musik roch und schmeckte nach Geld.

Er hatte sich die Lebensbeschreibungen der großen Meister angeschafft. Er erfuhr deren Not und Mühsal und kleinliche Umstände, die schale Alltäglichkeit, die zu ihrem unsterblichen Bild nun nicht mehr hinaufreichte. Doch als er eines Tages las, daß Mozarts Leichnam in einem Massengrab verscharrt worden war, schleuderte er das Buch fort und verschwor sich, dergleichen Bücher nie wieder anzufassen. In das Feuer der Vergötterung schlug der beißende Rauch des Menschenhasses; er wollte keinen sehen, er eilte aus der Stadt und hatte nicht eher Ruhe, als bis er sich in der tiefen Abgeschiedenheit eines Waldes vor jedem Menschentritt und -blick geborgen fühlte.

In der Nacht ging er durch die Gassen, stets schnell und mit gesenktem Kopf. Wenn er müde war, landete er in einer kleinen Kneipe, wo er sicher sein konnte, keinen Bekannten zu treffen. Begegnete ihm einer auf der Straße, so grüßte er nicht, sprach ihn einer an, so war er überlaut und sonderbar in seinen Antworten und entfernte sich mit einem kaustischen Witz.

Die Stube zu betreten, in der Philippine mit dem Kind hauste, hatte er im Anfang nur mit Widerwillen vermocht. Später rührte ihn an dem Kind die Bewegung und die Gestalt, er kam ein paarmal am Tage, immer nur für wenige Minuten, nahm es auf den

Arm, ließ ſich von ſeinen Händchen betaſten, duldete, daß es an ſeiner Brille zerrte und lauſchte verwundert auf ſein Lallen und Plappern. Philippine ſtand währenddeſſen in der Ecke, hatte die Augen niedergeſchlagen und war ſchweigſam. Da wurde er ſich drückend der Verpflichtung bewußt, die ihm durch die rätſelhafte Treue dieſer Perſon auferlegt wurde und die er auf keine Weiſe einlöſen konnte, auch quälte es ihn, das Kind ſo mutterlos, ſo ſeltſam verlaſſen zu ſehen, der helle Blick, die ausgeſtreckten Ärmchen quälten ihn, er hatte Furcht vor dem in der Kinderbruſt noch tief ſchlummernden Gefühl, und es trieb ihn hinaus.

Eines Morgens im Auguſt erhob er ſich bei Sonnenaufgang, bereitete ſich ſein Frühſtück in der Küche ſelbſt, und als er fertig war, griff er nach ſeinem Stock und verließ das Haus. Er wollte zu Fuß nach Eſchenbach wandern.

Er wanderte den ganzen Tag mit kurzen Raſten. Nur während der heißeſten Mittagszeit erbat er ſich von einem Bauern, der ihn mit ſeinem Leiterwagen einholte, die Erlaubnis, ein Stück mitfahren zu dürfen.

Er hatte keine beſtimmte Abſicht, keinen Plan. Etwas Dunkles, dem er nicht widerſtehen konnte, zog ihn in die Heimat.

Als er endlich das Städtchen erreicht hatte, war es tiefe Nacht und der Mond ſchien. Die Gaſſen waren wie ausgeſtorben. Die Fenſter am Haus der Mutter waren alle ſchwarz, er ſetzte ſich auf die oberſte Stufe am Tor hin und es war ihm, als höre er die Atemzüge der alten Frau und des jungen Kindes, das ſie behütete, durch die Fugen der Tür dringen.

Es war ihm ſonderbar, zu denken, daß die Mutter von ſeinem Hierſein nichts wußte. Hätte ſie darum gewußt, ſie hätte das Tor aufgeſperrt und ihn erſchüttert angeſehen, und wenn er nicht hätte reden wollen, hätte er den Kopf in ihren Schoß legen und ſtill weinen müſſen. Etwas anderes war nicht möglich; zu reden war nicht möglich; die Furcht aber, er werde dennoch reden, er werde

erzählen müſſen, packte ihn ſo heftig, daß er beſchloß, ſich wieder auf den Rückweg zu begeben, ohne die Mutter und ſein Kind geſehen zu haben. Die eigentümliche Unruhe, die ihn hergetrieben, war beſchwichtigt, ſeit er im Schatten des Häuschens ſaß.

Aber weil er ſehr müde war, verſank er in Schlaf. Er träumte, das Kind und die Greiſin ſtünden vor ihm, und jenes trug Trauben in der Hand, indes dieſe eine Schaufel hielt und mit trauriger Miene die Erde aufgrub. Eva dünkte ihm noch viel ſchöner als vor einem Jahr, und er fühlte zu dem Kind eine unbezwingbare, ſchmerzhafte Liebe, die in einer wunderlichen Beziehung zu dem Tun der Mutter ſtand. Je länger ſich die alte Frau mit dem Aufſchaufeln der Erde abmühte, je ſchwerer wurde ihm ums Herz, aber er konnte nichts ſagen, und es war ihm, als ob aus ſeinem Innern ein herrlicher Geſang ſtröme, deſſengleichen er nie zuvor gehört. In dem Entzücken darüber wachte er auf; zuerſt glaubte er den Geſang noch zu vernehmen, doch es war nur das Plätſchern des Waſſers am Wolframsbrunnen.

Der Mond ſtand hoch am Himmel. Daniel ging hinüber zum Brunnen, da kam der Nachtwächter daher, blies ſein Pfeifchen und ſang: „Hört ihr Herrn und laßt euch ſagen, unſre Glock hat zwei geſchlagen.“ Er wurde des einſamen Menſchen am Brunnen gewahr, ſtutzte, fuhr aber dann in ſeinem Geſang fort.

Schon oft, als Kind und als Jüngling, hatte Daniel geleſen, was auf dem Sockel der Wolframsfigur geſchrieben war. Heute las er die vom Mond beſtrahlten Worte mit ganz andern Augen.

Vom Waſſer kommt der Bäume Saft, Befruchtung gibt des Waſſers
Kraft aller Kreatur der Welt.
Vom Waſſer wird das Aug erhellt,
Waſſer wäſcht manche Seele rein, daß kein Engel mag lichter ſein.

Er tauchte ſeine Hände in das Becken, ſtrich damit über ſeine ſchlaftrunkenen Augen, und nachdem er noch einen Blick auf das Haus der Mutter geworfen, wandte er ſeinen Fuß gegen die Landſtraße.

Im Feld war es überall zu feucht, als daß er dort hätte ruhen können. Bei einem alleinſtehenden Bauernhaus befand ſich ein Heuſchober, und er ging hinein und legte ſich nieder.

6

Eine immer gleiche Angſt erfüllte Lenores Bruſt, wenn ſie Daniel betrachtete. Sie begriff ihn nicht, nichts an ihm begriff ſie, und Freudigkeit haftete ihr nur noch aus vergangenen Tagen an.

Er ſchien ſich ihrer kaum mehr zu entſinnen. Ein Wort hätte ſie von ihrem Kummer befreit, irgendein Wort. Aber er ſprach mit ihr wie er mit Philippine ſprach, oder mit Frau Kütt, der Zugeherin.

Schlimm, mit Philippine zu hauſen, den ſteten Haß der Unbeinlichen zu ſpüren; zu ahnen, daß ſie um Dinge wußte, die das Licht ſcheuten. Ihr das Kind ausgeliefert zu ſehen, welches ſie als ihr gehörig behandelte und mit ſolcher Eiferſucht bewachte, daß ſich ihr Geſicht vor Wut verzerrte, wenn Lenore bloß fünf Minuten bei ihm weilte.

Schlimm auch die Geſellſchaft des ſtummen alten Vaters, der Tag und Nacht ſeinen myſteriöſen Verrichtungen oblag und friedlos einem unbekannten Ziel zuſtrebte. Es war ſo ſchaurig oft, in den Stuben unten und in denen oben; Lenore hatte Angſt vor dem Winter. Manchmal war ihr, als habe ihre Stimme einen unwirklichen Klang, und das Gewöhnlichſte, was ſie ſagte, hatte einen düſteren Widerhall.

Sie flüchtete in ihre früheren Sehnſuchtsbilder, die Landſchaften des Südens mit Hainen, Statuen und einem Meer von ſagenhafter Bläue. Aber ſie war nun doch zu reif, um ſich an leeren Traumſpielen dauernd zu genügen, lieber wollte ſie ſich in mühſeligſter Arbeit vergeſſen. Erſt wenn die Feder ihrer Hand entſank, in dem Leid um die ſchmuckloſen Stunden, drängte es ſie mit Macht ins Bilder- und Geiſterreich zurück, aber da ſuchte ſie Anhalt bei den Gegenſtänden ihrer ſichtbaren Welt.

Da nahm sie etwa eine Birne und sann sich in das Innere der Frucht hinein, wie wenn es möglich wäre, drinnen in der engsten Sphäre Schutz zu gewinnen. Oder sie hielt ein farbiges Glas zwischen den Fingern und schaute hindurch, damit das Gewohnte schöner werde. Oder sie sah ins Herdfeuer und beobachtete lächelnd das romantische Züngeln der Flammen; oder sie hatte Begierde nach alten Gemälden, da feierte sie einen Morgen lang und ging ins Germanische Museum. Dort stand sie vor einer Kreuzigung, einem Abendmahl, ganz Auge, das Herz voll fließender Bewegung.

Dann regte sich ihre Vorliebe für Blumen stärker als je, und sie fing an, sich mit den Blumen abzugeben. Die meisten pflückte sie selbst, die nur in Gärten wuchsen, kaufte sie billig bei einigen Gärtnern. Nachdem sie mehrere Male gekommen war, nahmen die Gärtner kein Geld mehr und schenkten ihr Blumen, so viel und welche sie haben wollte. Sie trug sie heim und band sie zu Sträußen.

Eines Abends wurde sie dabei von Philippine gestört, die sie rief, weil die kleine Agnes fieberte. Lenore holte den Doktor, der beruhigte sie, und als sie wieder hinaufkam, blieb sie verwundert auf der Schwelle stehen. Der Blumenstrauß, den sie gebunden, erschien ihr so schön, im Zusammenklang der Farben so eigen, daß sie sich unwillkürlich umschaute, im Wahn, ein Fremder habe während ihrer Abwesenheit das kunstvolle Werk getan.

Indessen meldete sich der Mangel im Hause. Metzger und Bäcker wollten die Waren nicht mehr auf Kredit liefern; fünf Menschen konnte Lenore aber mit ihrer Schreibarbeit nicht ernähren, von der Kleidung und der Miete zu schweigen. Wenn sie sich auch noch so sehr anstrengte, konnte sie bloß das Notdürftigste beschaffen, und ihre Sorge wurde von Tag zu Tag größer.

Vom Schuldenmachen war sie eine Feindin, aber man konnte ja nicht hungern, und so mußten eben Schulden gemacht werden. Da waren denn bittere Demütigungen unvermeidlich, und mit Bangigkeit blickte Lenore in die Zukunft. Sie zerbrach sich den Kopf mit

Pläneſchmieden, beklagte ihre Schwäche, ihre lückenhafte Bildung, ihre und Daniels Verlaſſenheit und bemerkte voller Furcht, wie Philippine an der zunehmenden Bedrängnis ihre Freude zu haben ſchien.

Zweimal am Tag ſchickte der Drogiſt um das Geld für die letzte Rechnung, endlich kam er ſelber. Am Abend kam er und läutete. Philippine war grob mit ihm, darauf wurde er unverſchämt und ſchrie, daß die Bewohner der untern Stockwerke ans Stiegengeländer eilten. Lenore lief herab, mit gefalteten Händen ſtand ſie vor dem Manne, auch der Inſpektor trat aus ſeiner Kammer und ſchaute ſeufzend über die Stiege.

Auch andere kamen am Abend und machten Skandal. Da buſelte Philippine zu Lenore und ſagte mit einem Lachen im Geſicht, als ob ſie wunder was für ein Glück zu berichten habe: „Es iſt ſchon wieder einer drunten; komm, Lenore, und geh ihm ein bißchen um den Bart, ſonſt holt er vielleicht gar die Polizei.“

War es dann ſtill im Haus geworden, ſo räſonierte Philippine und maulte vor ſich hin. „Schön dumm iſt der Daniel. Könnts haben wie ein Kaiſer, wenn er ſich an die richtige Perſon wenden tät. Ich weiß eine, die hat Geld und kriegt noch viel mehr, aber ſo ein Stockfiſch wie der hat ja keinen Schimmer vom menſchlichen Leben.“ Und ſie lachte ingrimmig oder ſchmiß irgendeinen Gegenſtand wütend auf den Boden.

Lenore hörte nicht, was ſie ſagte. Ihr war alle Hoffnung geraubt. Drei Monate war es nun her, daß Daniel in rätſelhafter Untätigkeit verharrte. Bald war die Miete fällig und was ſollte dann geſchehen?

Eines Morgens trat ſie in Daniels Zimmer und redete ihn an: „Daniel, es iſt kein Geld mehr da.“

Er ſaß leſend am Tiſch und ſchaute ſie an, als müſſe er ſich erſt beſinnen, wer ſie ſei. „Nur Geduld,“ antwortete er, „ihr werdet nicht umkommen.“

„Ich tue ja, was möglich iſt," fuhr Lenore fort, „aber du, Daniel, wie willſt dus nun einrichten mit der Wirtſchaft? Ich kann mir nimmer helfen. Faß dich doch, Daniel, ſag mir, wie du dirs denkſt."

„Ein Muſiker muß arm ſein, Lenore," entgegnete Daniel mit Augen, die wie gefroren ausſahen.

„Aber er muß auch leben, ſollt ich meinen."

„Vom Fraß allein kann man nicht leben, und für den Fraß kann ich nicht ſchuften."

„Daniel, ach Daniel, wo biſt du mit deinem Geiſt und Herzen!" rief Lenore verzweifelt.

„Dort, wo ich ſchon längſt hätte ſein ſollen," war ſeine finſtere Erwiderung. Er erhob ſich und ſprach halblaut, das Geſicht von Lenore weggekehrt: „Nur jetzt keine Argumente, keine Triftigkeiten, keine Zwangsmaßregeln. Nur jetzt nicht, wo ich mit meinem Lichtſtumpf noch an der Erde krieche und den Ausweg aus der Höhle ſuche. Man verreckt nicht ſo ſchnell, Lenore; der Magen iſt ein elaſtiſches Stück Haut."

Er ging in die andere Stube, ſetzte ſich an den Flügel und ſchlug ein ſchleppendes Baßmotiv an.

Lenore wandte ſich gegen die Mauer und drückte die heiße Stirn in die verſchränkten Hände.

7

Es lag aber nicht in Lenores Art, ſich ohne äußerſte Kraftanſtrengung in ein Unglück zu fügen.

Sie ſchrieb vierzehn bis ſechzehn Stunden am Tage. Die Folge war, daß ſie mit ihrem Quantum viel ſchneller fertig wurde und mehr als dieſes Quantum wurde nicht von ihr verlangt.

Dann ſah ſie ſich nach einer einträglicheren Beſchäftigung um. Es war vergeblich; Frauenzimmerarbeit ſtand nirgends hoch im Preis; auch hatte ſie keine Empfehlungen, keine Zeugniſſe, nichts, worauf ſie hinweiſen konnte.

Schließlich hatte sie den Einfall, ob sie nicht ihre Blumenkünste verwerten könne. Sie ging zu einem Blumenhändler am Lorenzerplatz und nahm einen aus Nelken und Reseden gewundenen Kranz mit, den sie tags zuvor verfertigt. Sie sagte, sie verstehe sich auf die Hantierung und habe auch hübsche Sträuße gemacht.

Der Mann lachte und antwortete, für dergleichen habe er wenig Verwendung, und wenn sich auch Käufer fänden, sei die Bezahlung allzu gering, als daß dem Fräulein die Arbeit lohnen könne. Tief entmutigt trug Lenore ihren Kranz wieder heim. Sie sah ja selbst, was für ein vergängliches Ding es mit den Blumen war; am Abend welkten sie schon dahin.

Sie hatte nicht wahrgenommen, daß ein Herr, als sie den Laden des Blumenhändlers verlassen, auf der andern Seite der Straße stehen geblieben war, um ihr nachzuschauen. Es war ein hagerer, junger Herr von verdrossenem, blässlichem Aussehen, ein Herr mit einem Drosselbart-Kinn.

Er schaute lange in die Richtung, nach der sich Lenore entfernt hatte. Sicherlich hatte etwas im Wesen und im Gesichtsausdruck des Mädchens seine besondere Aufmerksamkeit erweckt, ein Gefühl, das edler war als Neugierde und ernster als das Wohlgefallen eines Müßiggängers.

Der junge Herr setzte sich endlich in Bewegung, stelzte gravitätisch über den Platz und betrat den Laden des Händlers. Eine Weile später riß der Blumenhändler, ein bejahrter Mann mit einer Säufernase, die Türe auf und zugleich sein Käppchen vom Kopf, und dies wie auch sein tiefer Bückling verkündeten den benachbarten Ladeninhabern, daß er ein nicht alltägliches Geschäft mit dem jungen Herrn abgeschlossen habe, der mit lässigen Schritten von dannen ging.

Am nächsten Morgen kam ein Bursch zu Lenore, der Abgesandte des Blumenhändlers, und richtete ihr aus, sie möge sogleich zu seinem Prinzipal kommen, er habe ihr was Wichtiges mitzuteilen.

Lenore folgte dem Ruf und als ſie im Laden des Händlers war, begrüßte ſie der mit einer ſeltſamen Artigkeit und ſagte ihr, es habe ſich geſtern noch ein Liebhaber für derlei Sträuße und Kränze gefunden, wie ſie ihm gezeigt, und er könne ihr in jeder Woche zwei, nötigenfalls auch drei Stück zu je zwanzig Mark abnehmen; ſie ſolle ſich nur fleißig dranhalten, bei ſolchem Glücksregen müſſe man das Schaff vor die Türe ſtellen. Das einzige, worum er ſie erſuche, ſei Verſchwiegenheit, die betreffende Kundſchaft wolle weder geſehen werden, noch ſich mit Namen nennen; offenbar ſtecke dahinter eine Schrulle, wie man ſie bei vornehmen Leuten häufig finde.

Wer war ſeliger als Lenore! Sie machte ſich gar keine Gedanken über das Ungereimte und Märchenhafte in dem Angebot eines Mannes, der ihr vorher ſo ſchlau und vorſichtig erſchienen war. Sie glaubte ohne weiteres an die wortreiche Erzählung des Händlers, glaubte, daß es in dieſer Stadt und unter ihren Menſchen einen Sonderling gäbe, der für ihre Blumengebinde ſolch fürſtliche Preiſe aus reiner Liebhaberei zahlen wolle. Sie war nicht verwöhnt vom Glück, dennoch erweckte die Wandlung der Umſtände durchaus keinen Argwohn, ja nicht einmal Befremdung in ihr; ſie war zu froh, um zu mißtrauen, zu dankbar, um zu zweifeln, und ſie dachte nur an Daniel und daß er nun gerettet war. Den ganzen Weg nach Hauſe lächelte ſie traumverloren.

Dann ſaß ſie Abend für Abend bei den Blumen, die ſie am Vormittag aus dem Wald, von den Wieſen und aus den Gärten hinter der Feſte geholt hatte. Dort war ein alter Gärtner, der ſie begleitete und ihr immer die prächtigſten Zierblumen ausſuchte. Auch hatte er einen lahmen Sohn, der verliebte ſich in Lenore und ſtand meiſt mit ſtrahlender Miene an der Pforte, wenn ſie kam. Er verſprach ihr auch für den Winter Blumen aus den Treibhäuſern.

Der Metzger wurde bezahlt, der Bäcker wurde bezahlt, der Droguiſt wurde bezahlt, die Miete wurde bezahlt, und Philippine riß die Augen auf, ſchüttelte den Kopf und ſagte, da ſei etwas nicht

geheuer; was es ſei, werde gewiß ans Tageslicht kommen, und wenns der Hinkel vom Miſt kratzen ſollte. Sie berichtete den Leuten von einem Geſpenſt, welches allnächtlich auf dem Dachboden des Hauſes ſein Unweſen treibe und einmal, bei Mondſchein, rannte ſie ſchreiend aus ihrer Kammer und beteuerte, ein knöcherner Finger habe ans Fenſter geklopft.

Lenore aber band Roſen und Levkoien und Tulpen und Stiefmütterchen und Moosblumen und allerlei anderes Gewächs zu reizenden, teppichartigen Gebilden oder zu Girlanden; mit vieler Liebe gab ſie ſich dieſer Beſchäftigung hin und atmete dabei in ſolchen Wohlgerüchen, daß ihr manchmal ſchwindlig wurde. Dann lehnte ſie ſich aus dem offenen Fenſter und ſang leiſe in die Nacht hinein.

Daniel wußte nichts von ihrer Tätigkeit. Wie er ſich um die Not nicht gekümmert hatte, ſo fragte er auch jetzt nicht, woher die Fülle kam.

8

Kurze Zeit nach dem Tod Gertrud Nothaffts war Eberhard von Auffenberg in die Stadt zurückgekommen. Die letzte große Summe, die er ein Jahr zuvor von Herrn Carovius erhalten hatte, war nahezu aufgebraucht. Er fand Herrn Carovius in ſeinem Betragen ihm gegenüber bedeutend verändert. Herr Carovius erklärte, daß er ruiniert ſei und kein Geld mehr aufbringen könne. Statt zu wehklagen oder zu prahlen oder ſeinen freiherrlichen Freund zu umſchmeicheln und anzuſtacheln, wie er ſonſt getan, hüllte er ſich in ein Schweigen, das nichts Gutes hoffen ließ.

Eberhard hatte nicht Luſt, zu bitten. Die Perſon des Herrn Carovius war ihm zu verächtlich, als daß er Betrachtungen hätte über ihn anſtellen mögen. Seine Gedanken gingen andre Wege.

Der Klatſch, der über Lenore im Schwung geweſen, war natürlich auch zu ihm gelangt. Herr Carovius hatte es an Andeutungen, brieflichen wie mündlichen, nicht fehlen laſſen. Jedoch Eberhard

hatte ſie ignoriert. Unglimpf, der ſich an Lenore wagte, hatte ihm nicht glaubhafter gedünkt als Straßenſchmutz am ſtrahlenden Mond.

Eines Tages mußte er eines Wechſelproteſtes halber Herrn Carovius aufſuchen. Sie beſprachen die Angelegenheit ganz trocken und geſchäftlich, plötzlich fixierte Carovius den Freiherrn mit durchdringendem Blick, wanderte ſodann in ſeinem Schlafrock beſtändig um den Tiſch herum und fing an, ſich über das ſchreckliche Ende von Daniel Nothaffts junger Frau zu verbreiten.

Er geriet in eine unbegreifliche Aufregung. „Nun wird aber das Kapellmeiſterlein hoffentlich zur Vernunft kommen," ſchrie er mit ſeiner Fiſtelſtimme. „Am Hungertuch nagt er ſowieſo ſchon. Bergab gehts, bergab. Man wird ſammeln müſſen für das verkannte Genie. Eine iſt dabei hin geworden; die andere zappelt noch. Wie gefällt Ihnen der zappelnde Engel, Baron? Tuts Ihnen nicht leid um den netten Heiligenſchein, der wie alter Trödel an einer ehebrecheriſchen Bettſtatt hängt? Freilich, dem Genie iſt ja alles erlaubt. O, Lenore! Verfratzte Lüge, die du biſt, heuchleriſche, duckmäuſeriſche Lüge!"

Ganz gelaſſen ſchritt Eberhard auf den entfeſſelten Dämon im Schlafrock zu, packte ſeine Kehle und drückte ſie mit eiſernem Griff derart zuſammen, daß Herr Carovius in die Knie brach und im Geſicht blau wurde wie ein geſottener Karpfen. Später war er merkwürdig ſtill; er verkroch ſich. Bisweilen kicherte er einfältig, bisweilen ſchoß ein giftiger Blick unter ſeinen Lidern hervor.

Eberhard goß Waſſer in ein Becken, tauchte die Hände hinein, trocknete ſie und ging fort.

Das Bild des winſelnden Menſchen mit den herausgequollenen Augen und dem blauen Geſicht war unverwiſchbar. Er hatte die Wolluſt des Mordens geſpürt; ihm war geweſen, als richte und ſtrafe er nicht nur ſeinen Peiniger und Verfolger, ſondern zugleich den heimlichen Feind der Menſchheit, den Erzböſewicht, den hämiſchen Zerſtörer aller edlen Saat.

Desungeachtet hatte der exaltierte Ausbruch des Herrn Carovius gerade diejenige Wirkung, die Eberhard am wenigſten erwartet hatte. Sein Vertrauen in die Schuldloſigkeit Lenores war plötzlich erſchüttert. Vielleicht war bei aller feigen Verleumderwut ein Etwas in Herrn Carovius Stimme aufgeklungen, das wahrer zeugte, als der Elende ſelbſt es ahnte, und Eberhard erblickte in dieſer Stunde die angebetete Geſtalt zum erſten Male als Gleichgeartete unter den Menſchen und erfuhr das Geſchehene wie durch ein Ferngeſicht.

Sein Illuſionen waren vernichtet.

Entſagt hatte er in ſeinem Innern ſchon längſt. Seine leidenſchaftlichen Wünſche von ehemals hatten einen Verblutungsprozeß durchgemacht. Er hatte gelernt, ſich ins Unabänderliche zu fügen; er hatte darum gerungen. Wenn er das Leben überſchaute, das er in den vergangenen fünf Jahren geführt, ſo glich es trotz ſeiner Unſtetheit und dem fortwährenden Wechſel der Städte und Länder dem Aufenthalt in einem Raum mit geſchloſſenen Läden.

Als er in die Stadt zurückgekommen war, die er nur deshalb liebte, weil ſie Lenore beherbergte, hatte er nicht die Abſicht gehabt, Lenore an die abgelaufene Friſt zu mahnen. Es wäre ihm geſchmacklos erſchienen, neuerdings als läſtiger Bewerber aufzutreten und das Garn dort wieder anzuknüpfen, wo es vor fünf Jahren geriſſen war. Er hatte ſich vorgenommen, Lenore in keiner Weiſe zu beunruhigen. Aber zu ihr gehen, mit ihr zu ſprechen, das war die lichtvolle Hoffnung in all den öden Jahren geweſen.

Nach dem Vorfall mit Herrn Carovius hatte er den Entſchluß gefaßt, Lenore aus dem Weg zu gehen.

Seine Barmittel waren auf wenige hundert Mark zuſammengeſchrumpft. Er entließ ſeinen Diener, veräußerte einen Teil ſeiner Schmuckſachen und mietete ſich in einem der winzigen Häuschen ein, die gegenüber den Felſen, auf denen die Burg ſteht, wie Weſpenneſter eins am andern kleben. Das betreffende Häuschen hatte vordem ein Pfragnersehepaar bewohnt, und es war mitſamt ſeinen drei

Kammern nicht viel geräumiger als ein mittlerer Tierkäfig in einer Menagerie. Doch er hatte ſichs in den Kopf geſetzt, dort oben zu reſidieren. Er kaufte ſich einige alte Möbel und ſchmückte die krummen Wände der altertümlichen Baracke mit den Bildern, die er beſaß.

Eines Abends wurde an die grüne Tür des Häuschens gepocht. Eberhard öffnete und ſah Herrn Carovius vor ſich ſtehen.

Herr Carovius trat in die puppenhaft kleine Wohnſtube des Freiherrn, ſchaute ſich verwundert um und ſagte ſchließlich, ganz bleich: „Straf mich Gott, aber mir ſcheint, Sie wollen hier den Eremiten ſpielen. Daraus wird nichts, lieber Baron, das iſt kein Quartier für einen Edelmann, die Schande laß ich nicht auf mir ſitzen, das kann nicht ſein, das dürfen Sie mir nicht antun.“

Eberhard griff nach dem Buch, in dem er geleſen, einem Band von Carl du Prels Schriften, und las weiter, ohne zu antworten und ohne auf die Gegenwart des Herrn Carovius zu achten.

Herr Carovius trippelte von einem Fuß auf den andern. „Vielleicht geruhen Euer Gnaden, dero Konto in Augenſchein zu nehmen,“ ſagte er mit ſonderbar flehentlichem Hohn. „Ich bin in einer böſen Klemme. Das Kapital futſch und eine Zinſenſchuld, die anſchwillt wie die Pegnitz im Frühjahr. Wollen Sie wiſſen, wovon ich ſeit drei Monaten lebe? Von Rüben lebe ich, von Wurſtabfällen, von Backſteinkäſe. Alles für Sie, alles für meinen Baron.“

„Es intereſſiert mich nicht, wovon Sie leben,“ erwiderte Eberhard hochmütig und las weiter.

Herr Carovius fuhr mit einem albernem Ausdruck von Schmollen fort: „Wie Sie neulich von mir weggegangen ſind, nach dem kleinen Zank, den wir wegen dem Gänſemännchen hatten, da dacht ich nicht, daß Sie blutigen Ernſt machen würden. Was ſich liebt, das neckt ſich, dacht ich mir. Kommſt ſchon wieder, Barönlein, dacht ich, kommſt ſo ſicher wies Lachen aufs Kitzeln. Na, ich habe mich geirrt. Habe Sie für ſanftmütiger gehalten, für nachſichtiger mit einem alten Freund. Man irrt ſich eben.“

Eberhard blieb ſtumm.

Nun ſeufzte Herr Carovius und ſetzte ſich ſchüchtern auf das ſchmale Kanapee, das an der gelbgetünchten Mauer ſtand. Faſt eine Stunde lang ſaß er ſchweigend da und Eberhard empfand weder das Lächerliche noch das Unheimliche in dieſem Schweigen und in dem Benehmen ſeines Gaſtes. Er las.

Auf einmal zog Herr Carovius ſeine Brieftaſche aus dem Rockfutter, klappte ſie auf, nahm mit zitternden Fingern einen Tauſendmarkſchein heraus, legte ihn nebſt einem Quittungsformular mit einer haſtigen Gebärde auf das Blatt, über welches Eberhards Auge glitt, und ehe ſich der Freiherr von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, war er bereits verſchwunden, hatte die Haustür zugeſchlagen und von der Gaſſe tönte ſein geſchwindes Trippeln in die Stube.

Was für ſeltſame Lebendige haſt du, Welt, und was für ſeltſame Tote, ging es Eberhard durch den Sinn.

9

Daß zwei ſo grundverſchieden geartete Naturen wie Eberhard und Daniel eben zu der Zeit, wo beide freiwillig auf den Verkehr mit Menſchen verzichtet hatten, einander begegneten und näher traten, beruhte auf einer jener Fügungen, die ein Geſetz der Kriſtalliſation oder der Anziehung polarer Kräfte enthalten, ſo zufällig ſie auch ſcheinen.

Das Zuſammentreffen ereignete ſich am Tag nach jener Wanderung, die Daniel nach Eſchenbach unternommen hatte. Als der Morgen anbrach, hatte er ſich entſchloſſen, den Rückweg über Schwabach einzuſchlagen, ſowohl der Abwechſlung wie der geringeren Dauer wegen. Die Sonne brannte noch ſengender vom Himmel als am Tag vorher und in den Stunden der größten Glut legte ſich Daniel in den Wald. Wie er nun ſpät am Nachmittag in die Nähe von Schwabach kam, zogen ſchwere Wolken von Weſten herauf, ein unheilverkündender Sturm begann zu wehen, Blitze

zuckten über das finſtere Firmament, und ſo ſehr auch Daniel ſeinen Schritt beſchleunigte, das Wetter überfiel ihn doch: ehe er den Schutz eines Hauſes erreichte, war er am ganzen Leibe naß.

Es goß in Strömen weiter; nach langem Harren mußte er in den Regen hinaus und, vor Näſſe und Kälte ſchlotternd, gelangte er auf den Bahnhof. Als er das Billett nehmen wollte, ſtand am Schalter vor ihm ein hagerer, apart gekleideter Mann. Daniel mochte ſich wohl in ſeinem Ärger und Unbehagen zu hart an ihn gedrängt haben, denn der Herr wandte ſich unwillig um, und Daniel erkannte den jungen Freiherrn in ihm. Eberhard ſeinerſeits erkannte auch Daniel ſofort. Es gab nicht leicht ein Geſicht, das ſo ſehr nur einem einzigen Menſchen gehören konnte wie das Daniels.

Was den Freiherrn nach Schwabach geführt hatte, war die Anhänglichkeit an einen beſtimmten Menſchen, die er ſich ſeit ſeiner Kindheit bewahrt hatte. Es lebte dort ſeine Amme, eine Frau, die ihm von jeher mit rührender Liebe ergeben war, die ſtolz auf ihn war, als hätte ſie in ihm das erleſenſte Exemplar der Männerwelt an ihrer Bruſt geſäugt, und an deren Märchen und Geſchichten er ſich noch jetzt oft und gern erinnerte. Sie hatte den Werkführer einer Zinngießerei geheiratet, beſaß nun ſelber ſchon Söhne und Töchter, und Eberhard hatte ſich ſeit Jahren vorgenommen, ſie einmal zu beſuchen. Dies war nun geſchehen. Er hatte nicht viel Freude davon gehabt, er mußte ſich ſagen, daß ihm der Beſuch eine innere Geſtalt geraubt hatte, und ob die Amme bei dem Anblick des grämlichen, ſteifen und hochaufgeſchoſſenen Milchſohnes das Entzücken empfunden, das ſie ſich ausgemalt, bleibe dahingeſtellt.

Als Eberhard den Zuſtand gewahrte, in welchem ſich Daniel befand, regte ſich ſein ritterliches Gefühl. Tapfer beſiegte er eine Abneigung, die ſo alt war wie ſein Wiſſen von dieſem Mann, und der ſich vor wenigen Wochen Abſcheu und quälende Eiferſucht beigeſellt hatten. „Sie ſind ins Unwetter gekommen?“ fragte er höflich, obſchon in ſtrenger und abweiſender Haltung.

„Wie ſie ſehen," antwortete Daniel kurz und muſterte den Freiherrn mit gerunzelter Stirn.

„Sie werden ſich erkälten, darf ich Ihnen nicht meinen Mantel anbieten?" fuhr Eberhard noch höflicher fort, und es war ihm, als tauche hinter Daniel Lenores Antlitz auf, von Blumen umgeben, und lächele ihm freudig und dankbar zu. Er preßte die Lippen zuſammen und verfärbte ſich.

Daniel ſchüttelte den Kopf. „Ich bin an allerlei Wetterſtürze gewöhnt," gab er zurück; „danke."

„So wickeln Sie wenigſtens das hier um den Hals; das Waſſer läuft Ihnen ja von den Haaren herunter." Und Eberhard reichte ihm ein weißes Seidentuch, das er aus der Taſche ſeines Mantels zog. Daniel machte eine Grimaſſe, nahm aber das Tuch, ſchlang es um den Nacken und band einen Knoten unter dem Kinn.

„Sie haben recht," geſtand er dann und zog den Kopf zwiſchen die Schultern, „es erinnert einen gleich an ein warmes Bett."

Eberhard ſtarrte gegen die Lokomotive des einfahrenden Zuges. Plebejer, dachte er geringſchätzig.

Gleichwohl ſetzte er ſich zu dieſem Plebejer ins Kupee dritter Klaſſe; und er hatte ein Billett erſter Klaſſe gekauft. War es das weißſeidene Tuch, das ihn plötzlich an den Plebejer feſſelte? Was konnte es anders ſein, da ſie während der ganzen Fahrt einander ſchweigend gegenüber ſaßen, ein höchſt wunderliches Paar, der eine im armſeligen, feuchtglänzenden Anzug, einem Hut, der halb an einen Tünchermeiſter, halb an einen zigeunernden Barden gemahnte, und einer Rieſenbrille, aus der die Augen grün und flackrig blitzten; der andere wie aus dem Ei geſchält, ſtäubchenlos, in Lackſtiefletten, engliſchem Strohhut und einer amerikaniſchen Zigarette im Mund.

Daneben ſaß eine Bäuerin mit einem Geflügelkorb, ein rotbaariges Mädchen, welches das Hinterteil eines Schweins auf den Knien hielt und ein Arbeiter, deſſen Geſicht verbunden war.

Bisweilen trafen sich ihre Blicke. Dann senkte der Freiherr erschreckt die Lider, und Daniel schaute gelangweilt in den Regen hinaus. Aber es mußte irgendeine Mitteilung oder Verständigung in der kurzen Begegnung der Blicke verborgen gewesen sein, denn als sie am Ziel ihrer Reise das Kupee und den Bahnhof verlassen hatten, schritten sie friedlich nebeneinander durch die Straßen, wie wenn es sich von selbst verstehe, daß sie jetzt beisammen blieben.

Der Mensch sucht den Menschen. Da hilft kein Trotz und keine Verschlossenheit, da ist etwas, das den Stärksten zwingt, wenn er einen spürt, der willig ist, sich zu geben, und das geglaubte Genügen an der Einsamkeit enthüllt sich als Selbstbetrug.

„Sie werden wohl nach Hause gehn und sich umkleiden," sagte Eberhard und blieb an einer Straßenkreuzung stehen.

„Ich bin schon trocken," antwortete Daniel, „und zum Heimgehn hab ich keine Lust. Da drüben an der Insel Schütt ist ein kleines Gasthaus, nennt sich zum Peter Vischer. Ich mags gern, weil bloß alte Leute drin verkehren, die von alten Zeiten erzählen, und weils auf einer Brücke liegt, so daß man in einem Schiff zu schwimmen meint."

Eberhard ging mit. Sie saßen von acht Uhr bis Mitternacht einander gegenüber. Ihre Unterhaltung beschränkte sich auf Wendungen wie: „Es ist wirklich recht angenehm still hier." — „Es scheint, der Regen hat aufgehört." - „Ja, er hat aufgehört." — „Der weißbärtige Schwätzer am Ofen ist ein Uhrmacher vom Unschlittplatz." — „So? er sieht noch recht rüstig aus." — „Er soll die Schlacht bei Wörth mitgemacht haben." Und dergleichen mehr.

Als sie sich trennten, wußte Eberhard, daß Daniel am nächsten Mittwoch wieder beim Peter Vischer sein, und Daniel, daß er den Freiherrn dort finden werde.

Philippine kniete am Herd und ſchob Spreiſel in das Feuerloch, Lenore ſaß vor der Anricht und addierte in einem ſchmalen Heftchen die Ausgaben der Woche.

„Du ſollteſt heiraten, Lenore," ſagte Philippine und blies auf einen glimmenden Span, „es wär ſchon Zeit für dich."

„Laß mich zufrieden mit ſolchem Gerede," erwiderte Lenore unmutig.

Philippine kauerte ſich noch tiefer am Herd hin. „Ich meins dir gut," ſagte ſie. „Du rackerſt dir ja deine Jugend vom Leib. Mit einer ſo feinen weißen Haut und ſo zuckrigen Augen, ioi! da wollt ich ſchon einen kapern, wenn ich du wär. Die Mannsbilder ſind ja alle ſo ſaudumm."

„Sei ſtill," ſagte Lenore und zählte: „ſieben von fünfzehn, bleibt acht . . ."

„Ein Englein hats Bett gemacht," warf Philippine kichernd ein. „Ich wüßt jemand für dich," fuhr ſie dann fort, und ihr Blick lauerte, „einen Reichen; einen, der ſich in dich vergafft hat. Wenn ich zu dem geh und ſag ihm: die Lenore Jordan hat nichts dagegen, ich glaub, der tät mir einen Sack voll Gold ſchenken, der alte Spitzbub. Ehr und Seligkeit, Lenore, s iſt ein feiner Mann, und Klavier ſpielen kann er ſo gut wie der Daniel, wenn nicht noch ſchöner. Da fliegen die Fetzen nur ſo, wenn der ſpielt."

Lenore erhob ſich und ſchlug das Heft zu. „Willſt dir einen Kuppelpelz verdienen, Philippine?" ſprach ſie, mutleidig lächelnd; „und fragſt bei mir an? Geh doch zu, du Närrin."

„Komm Wind und weh mein Feuer an, damit mein Süpplein kochen kann," raunte Philippine mit einem finſtern Geſicht.

Lenore verließ die Küche und ſtieg die Treppe hinauf. Sie ſehnte ſich; ihr Herz wollte ſchier berſten vor Sehnſucht.

II

Es war Anfang Oktober, als Daniel den Freiherrn zum erstenmal in seinem Zwergenhaus an der Burg oben besuchte.

Sie hatten sich am Abend in dem Wirtshaus auf der Schütt getroffen, dort aber waren eines Fischessens halber mehr Gäste als sonst gewesen, der Lärm war ihnen unbequem, und sie waren beizeiten aufgebrochen.

Sie gingen schweigend bis zum Rathaus, da sagte Eberhard: „Kommen Sie noch auf eine Stunde zu mir.“ Daniel nickte.

In dem winzigen Stübchen zündete Eberhard die sechs Kerzen eines Leuchters an. Daniels verwunderten Blick bemerkend, sagte er: „Mir ist nichts widerwärtiger als Petroleum oder Gas. Das da ist Licht, das andere illuminierter Gestank.“

Eine Weile blieb es still. Daniel hatte sich aufs Kanapee gerekelt.

„Illuminierter Gestank,“ wiederholte er plötzlich mit befriedigtem Auflachen; „nicht übel. Das ist eben die neue Zeit. Ich glaube, sie heißens fin de siècle. Nichts soll blühen mehr, alles wird fabriziert. Die Männer sind Amerikaner, greuelhaft ernüchtert vom Erwerbsrausch, die Weiber verlieren den edlen Eigensinn des Instinkts, die Städte sind zu ungeheuren Dampfmaschinen geworden, alt und jung liegt vor den sogenannten Wundern der Technik auf dem Bauch, als ob es für die Menschheit wirklich etwas zu bedeuten hätte, wenn irgendein Faulenzer in Paris schon beim Frühstück erfährt, daß der Papst gut geschlafen hat, oder wenn eine Gewehrkugel vierzehn Leute hintereinander durchbohrt statt wie bisher sieben. Wer will da noch aus seiner innern Seele schaffen? Es ist wie Wahnsinn und Unzucht.“

„Doch, man kann aus seiner innern Seele schaffen,“ sagte der Freiherr, in dessen Gesicht der verdrossene Ausdruck einem angespannten wich, „man kann den unsichtbaren Geist in die Sichtbarkeit bannen.“

Daniel, der noch nicht ahnte, daß der Freiherr gewiſſermaßen aus einem ganz andern Land und mit einer ganz andern Sprache redete, fuhr fort: „Aller Verrat von Anteil und Enthuſiasmus, den die Nation zu vergeben hat, iſt aufgezehrt. Die altehrwürdigen Werke beſtehen in ihrer Gültigkeit, ſie werden beſtaunt und geprieſen, zeugende und umbildende Kraft haben ſie nicht mehr. Sonſt gedeiht nur der Hokuspokus, und wer ihm nicht vergibt, dem wird nicht vergeben. Das Leben aber iſt kurz, ich ſpüre an jedem Tag, und hegt man die Pflanze nicht, ſo welkt ſie hin."

„Es iſt nicht nur Hokuspokus," erwiderte Eberhard, der jetzt völlig verwandelt war, jedoch auch ſeinerſeits die ſchmerzliche Empörung des Muſikers nicht begriff; „ſehen Sie, ich habe mit Menſchen wenig verkehrt; meine Zuflucht war das Reich der Abgeſchiedenen, der unſichtbaren Geiſter, die in die Erſcheinung treten, wenn das gläubige Gemüt nach ihnen ruft. Meine Aufgabe war es, mich zu entſinnlichen, zu entmaterialiſieren, dann bekamen die Geiſter Stoff und Geſtalt."

Daniel richtete ſich überraſcht empor und ſah, was für einen bleichen Blick der Freiherr hatte. Ihm ſchien, daß ſie ganz nah und ungeheuer fern voneinander waren. Er mußte aber ſeinen Faden weiterſpinnen. „Ja, ja, ja," rief er mit demſelben kurzen Auflachen wie am Anfang des Geſprächs, „auch meine Geiſterchen verlangen Gläubigkeit und wimmern und klagen um Form und Geſtalt. Das haben Sie fein ausgedrückt, Baron."

„Und haben Sie ihnen gegenüber, den Geiſtern gegenüber, auch Verzicht geleiſtet?" fragte Eberhard ſtreng.

„Verzicht? Worauf? Denken Sie, das brauchts bei mir? Ich bin das Widerſpiel zu Kronos. Mich freſſen meine Kinder, und das bei lebendigem Leibe. Ich beſchwöre Geiſter und geb ihnen Fleiſch und Blut, dafür machen ſie mich zum Schatten. Es ſind rebelliſche Burſchen, ſag ich Ihnen, die kein Erbarmen kennen. Ich ſoll eine zur Gleichgültigkeit erſtarrte Bürgerwelt für ſie alarmieren. Was

mich kränkt und ekelt, ſoll ich auf die leichte Achſel nehmen; ich ſoll ihre Hure ſein und mich feilbieten; ich ſoll ihr Krämer ſein und für ſie ſchachern. Kampf iſt ja was ganz Schönes, und wenns gegen Feinde geht, kann man ſich ins Zeug legen. Aber meine Geiſterchen wollen bejubelt und verhätſchelt werden, und was ſich an Haß in mir aufhäuft, iſt vielleicht nur die Wut über das vergebliche Werben. Nein, es iſt kein ehrlicher Haß, weil ich nach jedem Lumpenkerl ſchmachte, der nichts von meinen Geiſtern wiſſen will, weil meine ganze Exiſtenz darin beſteht, Gehör von denen zu erbetteln, die nicht hören mögen, Liebespfennige bei denen zuſammenſcharren, die nicht lieben können, weil mir einer oder zwei oder drei nicht genügen, ſondern weil ich Tauſende haben muß, weil ich nichts bin ohne die Tauſende, und mich in Angſt und Not verblute, wenn ich mir nicht einbilden kann, die Welt geht nach meinem Schritt und Takt. Den Michel Pfifferling kann ich verachten, der ſich beſoffen zu ſeinem Weibe legt und für den der Name Beethoven ein unverſtändlicher Schall iſt; Jaſon Philipp Schimmelweis macht mich lachen, wenn er mir ins Geſicht ſchreit: die ganze Kunſt iſt mir piepe. Aber es ſteckt doch wieder Menſchheit in ihnen, und ſoweit Menſchheit in ihnen ſteckt, muß ich ſie haben, muß ſie von mir überzeugen, und wenn ſie mir das Herz darüber aus dem Buſen reißen. Iſt das ein Leben? Einen Kirchhof aus den Gräbern graben und den Leichnamen Atem einhauchen müſſen, damit ſie tanzen? Und immer mit dem Bewußtſein: dieſer Augenblick iſt der einzige! Ich bin, ich bin; da ſteht der Tiſch, da brennen die Kerzen, da vor mir ſitzt ein Menſch, und wenn ich aufgehört habe zu reden, iſt ſchon alles anders, als ob ein Jahr vergangen wäre, alles unwiederbringlich. Zeigt mir einen Weg zur Menſchheit, ihr Menſchen, dann glaub ich an Gott."

Dem Freiherrn wurde es ſchwül zu Sinn. Er mußte an gewiſſe aufregende Zuſammenkünfte denken, wo man ihn zitternder Erwartung im Dunkel geſeſſen war, und dann war eine Stimme aus

dem Jenſeits gekommen, bei der einem das Mark in den Knochen gefror. Er wagte kaum nach der Stelle hinzuſehen, wo Daniel ſich befand; die Worte des Muſikers verurſachten ihm eine tiefe Pein; es lag in ihnen eine Gefräßigkeit, eine Schamloſigkeit und eine Grauſamkeit, die ihm Schrecken einflößten.

Beinahe hätte er gefragt: und Lenore? und Lenore?

Aber ſo ſehr er ſich, aus ſeiner Erziehung, ſeinen Gewohnheiten und Lebensanſichten heraus, abgeſtoßen fühlte, es war da noch etwas anderes, wovor er ſich beugte. Er hätte nicht genau ſagen können, was es war; es ſchloß Empfindungen zwiſchen Furcht und Erſchütterung in ſich.

Während er darüber nachdachte, vernahm er ein Klirren der Fenſterſcheibe. Er blickte hin und ſah das Geſicht des Herrn Carovius, angepreßt an die Scheibe, ſo daß die Naſe ſchier plattgedruckt war und die Zwickergläſer zwei ſchillernden Fettflecken auf dem Waſſer ähnelten.

Auch Daniel ſchaute empor; auch er gewahrte das von Ingrimm und Drohung verzerrte Geſicht des Herrn Carovius. Beſtürzt ſah er den Freiherrn an. Dieſer erhob ſich und ſagte: „Entſchuldigen Sie die Störung; ich habe vergeſſen, den Vorhang herunterzulaſſen.“

Er ging ans Fenſter und ließ den dunklen Vorhang über das Geſicht des Herrn Carovius fallen.

12

In derſelben Nacht, als Daniel über den Flur in ſeine Stube treten wollte, fiel ihm ein intenſiver Blumenduft auf. Schon mehrmals hatte er den Geruch verſpürt, nur war er nie ſo ſtark geweſen; dazu kam, daß die Jahreszeit eine ſolche Wahrnehmung doppelt ungewöhnlich machte.

Er ſchnupperte eine Weile und bemerkte dann, daß im oberen Stock Lenores Kammer offen war. Der Lichtſchein drang auf die Stiege.

Wenn Daniel am Abend nicht zu Hauſe war, öffnete Lenore immer die Tür ihrer Stube, damit ſie ihn hören konnte, wenn er heimkehrte. Davon wußte Daniel nichts; er hatte in keiner früheren Nacht den Lichtſchein geſehen.

Er beſann ſich eine Weile, ſchloß hernach das Gatter wieder auf und ging die Treppe empor. Aber Lenore mußte wohl ſeinen nahenden Schritt erlauſcht haben; ſie trat haſtig auf den kleinen Vorplatz und ſagte befangen: „Bleib unten, Daniel, der Vater ſchläft. Iſt dirs angenehm, ſo komm ich noch auf eine Viertelſtunde ins Wohnzimmer hinunter.“

Sie wartete ſeine Antwort nicht ab, ging in die Kammer zurück, holte die Stehlampe und folgte Daniel ins Wohnzimmer. Daniel machte das Fenſter zu und ſchüttelte ſich fröſtlich, denn es war nicht geheizt und die Nacht war kühl.

„Was iſt das für ein Blumengeruch im Hauſe?“ fragte er. „Haſt du ſo viele Blumen oben?“

„Ja, ich hab Blumen,“ erwiderte Lenore und errötete.

Er blickte ſie ſcharf an, wollte jedoch nicht weiter forſchen, oder es intereſſierte ihn nicht, zu erfahren, was es bedeutete. Die Hände in den Taſchen vergraben, ging er im Zimmer herum.

Lenore hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt und ließ den Auf- und Abſchreitenden nicht aus den Augen.

„Du, Daniel,“ ſagte ſie plötzlich, und der Wohllaut ihrer Geigenſtimme riß ihn aus ſeinem dumpfen Sinnen, „ich weiß jetzt, was der Vater treibt.“

„Nun alſo, was treibt er, der Alte?“ fragte Daniel zerſtreut.

„Er arbeitet an einer Puppe, Daniel.“

„An einer Puppe? Hältſt du mich zum beſten?“

Lenore, deren Wangen wieder blaß geworden waren, erzählte: „Geſtern, gegen Abend, hat er das ſchöne Wetter benutzt und iſt, zum erſtenmal nach langer Zeit, ſpazieren gegangen. Wie er fort war, bin ich in ſeine Stube hinein, um ein bißchen Ordnung zu

machen. Da ſeh ich, daß die Türe von dem großen Schrank nicht zugeſperrt iſt wie ſonſt immer, ſondern bloß angelehnt. Wahrſcheinlich hat er vergeſſen, ſie zuzuſperren. Ich denke mir nichts Arges und mach die Schranktür auf und da ſeh ich nun eine große Puppe, ſo groß wie ein vierjähriges Kind vielleicht, ein Wachsgeſicht, und die offenen Augen und langes gelbes Haar. Aber keine Kleider; und von dem Leib nur der hintere Rumpf, der vordere Teil vom Hals bis an die Beine war weggenommen. Und im Innern, da, wo bei Menſchen Herz und Eingeweide ſind, da war ein Gewirr von Rädern und Schrauben und dünnen Röhrchen und Draht, alles aus purem Metall."

„Sonderbar," ſagte Daniel, „wirklich ſonderbar. Was hältſt du davon?"

„Er konſtruiert etwas," fuhr Lenore fort, „ſo viel iſt klar. Doch wenn ich dir nur ſchildern könnte, wie mir dabei zumut geweſen iſt, Daniel! Ich war ſo traurig wie noch nie in meinem Leben. Ich bin mir ſo lieblos gegen ihn erſchienen, wie es das Schickſal gegen ihn war. Und alles, die Luft und das Licht und die Menſchen und was man für die Menſchen fühlt und was Menſchen für einen fühlen, alles iſt mir ſo unbeſchreiblich lieblos erſchienen, daß ich mich vor die Puppe mit ihrer Maſchine im Leib habe hinſetzen müſſen und weinen. Der arme Mann! Der arme alte Mann!"

„Sonderbar, wirklich ſonderbar," ſagte Daniel immer nur.

Nach einer Weile nahm er ſchuldbewußt am Tiſch neben ihr Platz. Da ſtand aber Lenore auf, trat zum Fenſter und lehnte die Stirn ans Glas.

„Komm zu mir, Lenore," ſagte er mit veränderter Stimme.

Sie kam. Er ergriff ihre Hand und ſchaute ihr ins Geſicht. „Wie haſt dus eigentlich die ganze Zeit her mit dem Haushalt zuſtande gebracht?" fragte er in der Erleuchtung ſeines Schuldgefühls.

Lenore ſenkte die Augen. „Ich hab geſchrieben," erwiderte ſie; „und mit dem Blumenbinden hat ſichs auch glücklich gefügt. Hab

ſogar einiges ſparen können. Schau mich nicht ſo an, Daniel; es war nichts Großes, haſt mir nichts zu verdanken."

Er zog ſie auf ſeine Knie und umſchlang ihre Schultern. „Du meinſt vielleicht, ich hab dich vergeſſen," ſagte er leidvoll und blickte in die Höhe; „meine Lenore vergeſſen? meine Geiſterſchweſter? Nein, nein, du liebes, gutes Herz, du weißt ja längſt, daß wir unſere Wanderſchaft zuſammen auf Leben und Tod angetreten haben."

Lenore lag in ſeinem Arm, vollkommen weiß im Geſicht, vollkommen ſtarr am Körper. Ihre Augen waren geſchloſſen.

Daniel küßte ihre Augen. „Du mußt mich halten, auch wenn ich dich ſcheinbar laſſe," murmelte er.

Dann trug er ſie auf den Armen durch die Tür in ſeine Stube.

„Ich hab mich ſo geſehnt," hauchte Lenore, mit den Lippen an ſeinem Hals.

13

Schneller als man gedacht, kam der Winter, und der Platz mit der Kirche lag im Schnee.

Lenore war aufs Eis gegangen, und als ſie zurückkehrte, wartete ſie in der Wohnſtube auf Daniel. Mit ihrem Pelzkäppchen ſaß ſie da, müd und verſonnen und hielt am Riemen die Schlittſchuhe in der Hand.

Als nun Daniel ins Zimmer getreten war und ſie begrüßt hatte, blickte ſie empor und ſagte mit leiſer Stimme: „Ich bin guter Hoffnung, Daniel. Seit heute weiß ichs."

Da ließ er ſich auf die Knie vor ihr nieder und küßte ihre Fingerſpitzen. Lenore atmete auf, und ein Lächeln von traumhafter Heiterkeit glitt über ihre Züge.

Am andern Tag ging Daniel aufs Rathaus und beſtellte das Aufgebot.

Kaum hatte Philippine gehört, daß Daniel und Lenore im Februar heiraten ſollten, ſo verſchwand ſie ſpurlos. Die kleine

Agnes rief umſonſt nach ihrer „Pine“. Erſt am ſechſten Tag erſchien die Unheimliche wieder, ebenſo plötzlich wie ſie fortgegangen war. Ihre Züge waren abſchreckend finſter, ihre Haare zerzauſt, ihre Kleider zerdrückt und an ihren Stiefeln hingen die Sohlen in Fetzen. Sie war ſtumm wie ein Klotz und blieb es wochenlang.

Kein Menſch wußte, und keiner hat es je erfahren, was ſie während dieſer ſechs Tage getan und wo ſie ſich aufgehalten hatte.

Eine kirchliche Trauung war Lenores inniger Wunſch und deſſen Erfüllung verurſachte Daniel manche Mühe und manchen verdrießlichen Weg. Aber er nahm es auf ſich, weil er Lenore nichts von ihrem Glück abhandeln mochte. Und Lenore nähte ſich ſelbſt ihr weißes Kleid und ihren Schleier. Giſela Degen, eine jüngere Schweſter von Martha Rübſam, und Elſe Schneider, die Tochter des Pfarrers von Sankt Egydien, ſollten Brautjungfern ſein. Auch Marianne Rothafft und Eva ſollten von Eſchenbach hereinkommen; Lenore hatte ihnen ſchon das Reiſegeld geſchickt.

„Hilf mir nähen, Philippine,“ ſagte Lenore eines Abends zu der finſtern Hausgenoſſin, und ſie reichte Philippine den Schleier, an welchem der Saum zu nähen war.

Philippine ſetzte ſich ſchweigend Lenore gegenüber und fing an zu nähen. Unterdes fiel die kleine Agnes bei ihren Gehübungen auf den Boden und ſchrie kläglich. Lenore eilte hin und hob das Kind auf, da kniſterte es plötzlich und wie ſie ſich umwandte, ſah ſie, daß der Schleier einen langen Riß hatte. „Was machſt du, Philippine, du böſes Ding!“ rief ſie aus.

„Ich hab nichts getan, er iſt von ſelber entzwei geriſſen,“ brummte Philippine, und ihr Blick entfloh feig.

„Laß es ſein, laß die Hände davon, du nähſt böſe Gedanken hinein,“ erwiderte Lenore ahnungsvoll.

Philippine erhob ſich. „Zerriſſen iſt er nun einmal, der Schleier,“ ſagte ſie in düſterm Trotz; „ſolls Böſes bedeuten, ſo kommt das Böſe doch, ob du mich fortſchickſt oder nicht.“ Sie ging hinaus.

Der Schaden war nicht ſo arg, wie Lenore gefürchtet. Das zerriſſene Stück konnte abgetrennt werden und der Schleier war auch dann noch brauchbar.

Aber von jener Stunde an war eine Traurigkeit über Lenore gebreitet wie erſter Nebel des Herbſtes über eine ſchöne Landſchaft. Vielleicht war nicht der Riß im Schleier daran ſchuld; in ihrem Gemüt war kein Schatten eines Aberglaubens; vielleicht war es nur das Glück und die Erfüllung. Es mochte ſein, daß Glück und Erfüllung ihr als ein Ende erſchienen, weil hernach nichts kommen konnte als der Alltag, der nicht mehr ſpendet, nur noch raubt.

Vielleicht auch wurde ihr Sinn von dem verſpürten Leben in ihrem Leibe umdunkelt, denn das Werdende ſtrahlt ſeine Melancholien aus ſo wie das Vergehende. Warum ſollte eine reingeſtimmte Seele nicht innerliche Kunde haben von dem Schickſal, das ihrer harrt und in ihren Träumen nicht um das Unabänderliche wiſſen?

Anmerken konnte man ihr nichts. Ihr Auge war hell, ihr Blick voll Ruhe. Oft ſaß ſie vor der Maske der Zingarella, die ſie jeden Tag mit friſchen Blumen umkränzte und die ihr ein geheimnisvolles Bild alles deſſen war, was ihr Daſein in ſich faßte.

Marianne Rothaſſt kam allein zur Trauung. Wie damals bei Gertruds Hochzeit hatte ſie Eva zu einer Nachbarin gegeben. Sie ſagte zu Daniel und Lenore, daß ſie es nicht hätte über ſich gewinnen können, das Kind mitten im Winter auf die Reiſe mitzunehmen. Sie ſprach von Eva nur mit halblauter Stimme, und ein zärtliches Lächeln ſpielte um ihren harten Mund.

Bei der Trauung in der Cyprienkirche waren der Notar und die Notarin Rübſam anweſend, der Archivrat Bock, der Impreſario Dörmaul, Philippine Schimmelweis, ferner Marianne und der Inſpektor Jordan. Auf der letzten Bank ſaß der Herr Carovius, und unter einem Pfeiler ſtand, ungeſehen von den meiſten, Eberhard von Auffenberg.

Philippine hockte häßlich zusammengekauert neben dem Inspektor, und hätte sie nicht an ihren Fingernageln gebissen, so hätte man glauben müssen, sie schlafe.

Während das Brautpaar zum Altar schritt, fiel plötzlich die volle Sonne durch die Kirchenfenster, und es wirkte eigentümlich rührend, als dabei Lenore das Haupt erhob, den Schleier zurückstreifte und mit schimmernden Augen das goldene Licht empfing.

Der alte Jordan hatte die Stirn auf das Betpult gelegt und sein Rücken zuckte.

14

Spät in der Nacht, und in unsinniger Erregung, weil eines hochzeitlichen Bettes denkend, das ihn den äußersten Qualen der Eifersucht preisgab, spielte Herr Carovius auf seinem Klavier die Revolutionsetüde von Chopin. Immer wieder begann er von vorn, immer wuchtiger wurde sein Anschlag, immer toller das Tempo, immer großartiger der Schwung seiner Gebärden und immer drohender sein Gesicht.

Er hielt Abrechnung mit dem Weibe, das er leibhaftig vor sein neronisches Tribunal nicht ziehen konnte, und schüttete, was er gegen den Musiker Rothaft auf dem Herzen hatte, in die Musik eines andern. Der Neid des Nachempfinders vergriff sich am Schöpfer, die Ohnmacht des Schmeckers roste gegen den Koch. Es war, wie wenn ein durchgefallener Komödiant in der Wildnis deklamiert, wo ihm nur das Echo seiner eigenen Stimme antwortet.

Sein Haß gegen das Allgemeine, gegen die Einrichtungen der Gesellschaft, gegen Gesetz und Wohlfahrt, Staat und Familie, Liebe und Ehe, Weib und Mann war zur höchsten Flamme aufgelodert. Selten hat einer so sich selber aufgerissen, zerfleischt und besudelt wie dieser entbürgerte Bürger, indem er musizierte. Er machte die Musik zu einer ausschweifenden Orgie, zu einem erniedrigenden Laster.

„Genug!“ röchelte er, mit einer grellen Disharmonie schließend. Er schlug krachend den Deckel des Instruments zu und warf sich in einen abgeschabten Ledersessel.

Was sein inneres Auge sah, spottet des Wortes. Er war in dem Haus dort. Er hatte die Macht, seinen Nebenbuhler zu zerschmettern. Er durfte das Weib mißhandeln, das ihm durch die Tücke der Umstände versagt war. Er züchtigte sie, er zog die Wimmernde bei den Haaren aus dem Bette der Lust. Er weidete sich an ihrer Scham, wie auch an den zornigen Zuckungen des geknebelten Musikers. Er ersparte ihnen keine Beschimpfung, die ganze Stadt war Zeuge seines Strafgerichts, und alle Menschen fürchteten sich vor ihm.

So befriedigt der Kleinbürger seinen Rachedurst. So ahndet der Nero unserer Zeit die Verbrechen, die die Menschheit dadurch an ihm verübt, daß sie sich Genüsse und Glücksgüter verschafft, deren er nicht teilhaftig werden kann.

Weil er aber heute mehr als je seine grauenhafte Verlassenheit empfand und ihm das Unrecht zu Bewußtsein kam, welches ihm der eine Mensch zufügte, an dem er seit Jahren mit bündischer Treue hing und der ihn jetzt mied, wie man einen zum Dienst nicht mehr tauglichen Hund meidet, so beschloß er in seinem erbitterten Gemüt, hierfür eine Sühne zu nehmen, die nicht in bloßen Phantasiespielen bestand.

Mit diesem Vorsatz suchte er endlich den Schlaf.

15

Der Inspektor hauste nun allein in den beiden Dachstuben. Er hatte sich von selbst erbötig gemacht, an Lenores Stelle die Schreibarbeiten anzufertigen, und die Arbeitgeber hatten sich damit einverstanden erklärt. So verdiente er wenigstens die Miete und konnte auch ein paar Taler für seine Beköstigung zahlen.

Lenore und Daniel ſchliefen in dem vorderen Eckzimmer; in der Wohnſtube, wo jetzt auch das Klavier ſtand, arbeitete Daniel. Philippine und Agnes blieben in der Kammer neben der Küche.

Noch immer band Lenore Blumen, noch immer bezog ſie von dem myſteriöſen Unbekannten reichlichen Lohn dafür. Sie trieb dieſe Beſchäftigung nicht in Daniels Nähe, ſondern in ihrem früheren Stübchen unterm Dach.

Da ſaß oft der Vater bei ihr und ſchaute ihr gedankenvoll zu. Sie hatte bisweilen das Gefühl, als ob er um alles gewußt habe, was zwiſchen ihr und Gertrud und Daniel vorgefallen war, und als habe er nur in unendlicher Zartheit und Beſcheidenheit, wohl auch in Furcht und Schmerz, darüber geſchwiegen. Denn vor dieſer Zeit war er nie bei ihr geweſen, hatte ſie nie ſo ſtill angeſchaut, war immer vorübergegangen, immer beſtrebt geweſen, allein zu ſein.

Es dünkte ihr, als wiſſe er überhaupt vieles von Menſchen und Dingen und ſchweige nur aus ſanfter und mitleidiger Überlegenheit.

Daniel lebte nicht viel anders denn vor der Hochzeit. Nächtelang ſaß er am Tiſch und ſchrieb. Oft traf ihn die frühaufſtehende Lenore, mit der Feder in der Hand und eingeſchlummert. Dann lächelte ſie ihn an und weckte ihn durch einen Kuß auf die Stirn.

Er ſchrieb die Noten aus dem Kopf wie andere Leute ihre Briefe. Er brauchte gar kein Inſtrument mehr zur Probe und Unterſtützung.

Einmal zeigte er Lenore achtzehn verſchiedene Faſſungen von ein und derſelben Melodie. Die ganze Arbeit der Nacht hatte darin beſtanden, zu ändern und wieder und wieder zu ändern. Lenores Herz war beklommen, und beinahe hätte ſie gefragt: Für wen, Daniel? Alles für die Truhe?

Langſam fing ſie an zu begreifen, daß nicht der grübelnde Verſtand die Stufenfolge der Vollendung erzwingt, ſondern der ſittliche Wille. Es kam wie ein Blitz, daß ſie eines Tages das dämoniſche Element in dieſem Trieb erkannte, den ſie ehedem ſeiner Baſtelſucht und ſeinem nörgleriſchen Weſen hatte zuſchreiben wollen. Da

ſchauderte ſie vor der ungeahnten Not und fühlte Erbarmen mit dem Mann, der ſich in Finſternis vergrub, um die Welt lichter zu machen.

Die Welt? Was wußte die Welt von den Gebilden ihres Daniel? Opus auf Opus lag in der großen Truhe, und kein Menſch bekümmerte ſich um die in einem Sarg ruhenden Schätze von Muſik.

Das ging nimmermehr mit rechten Dingen zu. Es war etwas verdorben im Uhrwerk der Zeit; es war etwas krank in den Menſchen, da war irgendein Gift, irgendein Übel, irgendein arges Verſäumnis.

Sie konnte an gar nichts anderes mehr denken. Eines Tages machte ſie ſich auf und beſuchte den alten Herold. Zuerſt ließ er ſie bärbeißig an, dann hörte er immer aufmerkſamer zu. Ihre Züge waren wunderbar belebt, während ſie ſprach, und Profeſſor Herold äußerte ſich ſpäter: „Wenn man mir die ewige Seligkeit dafür verſpräche, daß ich das Bild dieſer ſchwangeren Frau vergeſſen ſoll, wie ſie vor mir ſtand, um in Sachen Daniel Rothafft gegen Publikus zu plädieren, ich täts nicht, ich könnts nicht vergeſſen.“

Der Alte bat Lenore, ſie möge ihm womöglich eine von Daniels letzten Kompoſitionen bringen. Sie ſagte es zu und entwendete am anderen Morgen das Streichquartett in B-Moll aus der Truhe. Sie trug es zum Profeſſor hin, er ſchlug die Partitur auf und begann zu leſen. Lenore ſetzte ſich und betrachtete geduldig die vielen gemalten Bilderchen, die an den Wänden der Stube hingen.

Eine Stunde war verfloſſen. Der weißhaarige Mann ſchlug das letzte Blatt um, ſtemmte die geballte Fauſt auf das Papier, und um ſeinen Löwenmund zuckte es halb grimmig, halb im erſchütterten Gefühl, als er ſagte: „Der Prozeß wird in Gang gebracht, Sie würdigſte aller Lenoren, oder ich bin nicht mehr der Herold.“

Er ſchritt erregt hin und her, rang die Hände und rief: „Welch ein Aufbau! welche Klangfarbe! was für ein Reichtum an Melodie, an Rhythmus, an Urſprünglichkeit! Welche Bändigung! welche Süßigkeit! welche Kraft! Was für ein Kerl überhaupt! Und ſo einer lebt! Hier unter uns lebt ſo einer, plagt ſich, ſorgt ſich.

Schimpf und Schande! Marſch, liebe Frau, gehen wir zu ihm, ich muß ihn an meine Bruſt drücken ..."

Aber Lenore, deren Geſicht heiß war vor Glück, unterbrach ihn und ſagte: „Dann würden Sie alles verderben. Raten Sie mir lieber, was zu tun iſt. Er wird immer eigenſinniger und immer biſſiger, wenn nicht endlich ein Sonnenſtrahl von außen auf ſein Geſchaffenes fällt."

Der Alte ſann. „Laſſen Sie mir die Partitur, ich möchte was damit unternehmen," erwiderte er nach einer Weile.

Voll Hoffnung ging Lenore von ihm weg.

Das Quartett wurde nach Berlin geſchickt und kam in die Hände eines Mannes von Einfluß und Verſtändnis. Einige Leute vom Fach lernten alsbald die Kompoſition kennen. Profeſſor Herold erhielt einige begeiſterte Briefe und beantwortete ſie klug. Es bildete ſich dort ein Sagenkreis um die Perſon des unbekannten Meiſters. Man erzählte ſich, daß er als Klausner in den fränkiſchen Wäldern lebe und Entbaltſamkeit von irdiſchen Genüſſen predige.

In Leipzig wurde das Quartett einem Zirkel von Muſikfreunden vorgeſpielt. Der Beifall klang ganz anders, als man ihn bei einer mit muſikaliſchen Neuigkeiten überfütterten Verſammlung gewohnt war.

Dadurch erfuhr Daniel endlich das Geſchehene. Eines Tages bekam er einen Brief von dem Veranſtalter des Konzerts, einem Geheimrat Löwenberg. Der Brief ſchloß mit den Worten: „Eine Gemeinde von Verehrern iſt nach Ihren Schöpfungen begierig und grüßt Sie in herzlicher Dankbarkeit."

Daniel traute ſeinen Augen nicht. Es war wie Hexerei. Stumm reichte er den Brief Lenore. Sie las ihn und blickte Daniel ruhig an.

„Ja, ich bin ſchuld," ſagte ſie, „ich habe das Quartett geſtohlen."

„Soſo; weiß-t du denn auch, was du mir damit angetan haſt, Lenore?"

In Lenores Geſicht malte ſich Verwunderung und Schrecken.

„Du ſollſt es wiſſen," ſprach er ernſt, „vielleicht vergeht dir künftighin die Luſt zu ſolchen Weiberſtreichen."

Er ging auf und ab und blieb dann dicht vor ihr ſtehen. „Du hältſt mich wahrſcheinlich für einen Dickkopf und Juſtamentſchädel; für einen, dem einmal der Froſt die Finger zerbeult hat und der nun hinterm Ofen ſitzt und raunzt und das Wetter ſcheut. Da biſt du auf dem Holzweg. Früher war etwas Ähnliches bei mir im Verzug, jetzt hats keine Gefahr mehr.“

Er ging wieder auf und ab, blieb wieder ſtehen. „Nicht weil ſie mir zu gut ſcheinen, oder weil ich zu faul und zu feig bin, verwahr ich meine Elaborate unter Schloß und Riegel. Da müßt ich ja Heu im Kopf haben, wenn ich nicht begriffen hätte, daß die Wirkung zum Werk gehört wie die Wärme zum Feuer. Ein Werk, das nicht zu den Menſchen redet, iſt ſo gut wie nicht geſchaffen. Es ſind Lügner, die ſich einbilden, ſie könnten auf Anerkennung oder Erfolg verzichten. Was ich gemacht habe, iſt gar nicht mehr mein Eigentum; es ſtrebt zur Welt und iſt ein Stück der Welt und ich muß es ihr geben, wohlgemerkt, falls es etwas Lebendiges iſt.“

„Nun alſo, Daniel,“ kam es erleichtert von Leneres Lippen.

„Eben, da liegt der Haſe im Pfeffer,“ fuhr er unbeirrt fort, „um die Lebendigkeit handelts ſich, um die wahre Weſenhaftigkeit. Wozu die Leute mit dem Halbfertigen und Unausgereiften abſpeiſen? Sie haben ſich mit zu vielem von der Art zu plagen. Zu viele wollen, zu viele können heutzutage, aber es iſt kein Himmelszwang dabei, kein göttliches Muß. Mein Unvollkommenes würde meinem Vollkommenen nur die Bahn ſperren. Hat einen das Publikum mal verführt, daß man ſich am Halben genügt, dann wird das Ohr taub und die Seele blind, eh mans recht weiß, und man iſt dem Teufel verfallen. Der falſche Schritt iſt ſchnell getan, ein Zurück gibts nicht, denn ſo zahllos wie die Möglichkeiten, ſo einmalig iſt die Tat, und ſo erſprießlich die Ermunterung von außen ſein kann, ſo mörderiſch iſt ſie, wenn ſie das Gewiſſen überlärmt. Was ich da in all den Jahren verfertigt habe, es ſind ja gute Sachen, aber es ſind ſchließlich nur Verſuche zu dem Großen, was mir vorſchwebt. Vielleicht ſchmeichl ich mir mit Trug

und Traum, vielleicht überſchätz ich meine Kraft, aber es ſteckt in mir drinnen und muß an den Tag. Es wird ſich ja dann zeigen, was für eine Kreatur es iſt. Dann hat das Dahinſtehen ein Ende, dann will ich mich ſchon rühren, dann tret ich hinaus, dann will ich auch als der gelten, der ich bin. Darauf kannſt du dich verlaſſen."

Kaum jemals hatte Daniel ſo zu Lenore geſprochen. Als ſie ihn anſchaute, von der Leidenſchaft ſeiner Worte bezwungen und ihn daſtehen ſah, ſo furchtlos, ſo ehern unerbittlich, hob ein Seufzer ihre Bruſt, und ſie ſagte: „Gebe Gott, daß es gelingt und daß dus erlebſt."

„Es iſt alles Schickſal, Lenore," entgegnete er.

Er forderte und erhielt das Quartett zurück.

Von da an unterdrückte Lenore jede Regung der Unzufriedenheit in ſich. Sie ſpürte, daß er Grauſamkeit und Härte für das kleine Leben brauchte, um Geduld und Liebe für das große zu bewahren.

Ja, ſie betete zur Vorſehung, daß ſie ihn grauſam und hart bleiben laſſe.

16

Lenore iſt mein Weib, ſagte ſich Daniel bisweilen, und es geſchah, daß er mitten auf einem Weg innehielt, um die Süßigkeit dieſes Bewußtſeins ganz zu halten.

Er wußte es immer. Doch wenn er bei Lenore war, vergaß er nicht ſelten ihre Gegenwart. Es gab Tage, wo er an ihr vorüberging wie an einem zufälligen Gaſt.

Es gab andere Tage, wo das Glück ihn zweifelſüchtig ſtummte und ihn fragen ließ: iſt es denn das Glück? warum empfinde ichs nicht ſchauriger, glühender?

Oft prüfte er ihre Geſtalt, ihre Hände, ihren Schritt und wünſchte ſich neue Augen, um ſie neu zu ſehen. Und er ging fort, um ſie beſſer zu ſehen. Wenn er nachts mit der Kerze an ihr Bett trat, wich ein ſanftes Leid aus ihren Zügen, und die Flammenbläue ihres Blicks ließ ſeine Pulſe raſcher ſchlagen.

Es iſt ein Punkt, wo die keuſcheſte Frau ſich nicht von einer Dirne unterſcheidet; das macht den tiefſten Schmerz des Mannes, welcher liebt, und kein Weib kann dieſen Schmerz verſtehen oder nur ahnen.

So grübelnd und bildlos hadernd, in den Armen der Geliebten, empfing er das abgründig wehvolle Eingangsmotiv in D-Moll der Symphonie, die allmählich zur großen Viſion ſeines Lebens wurde und der, viele Jahre ſpäter, eine Anhängerin den Namen der prometheiſchen verlieh. Beim Erklingen des Themas brüllte er auf wie ein Tier, aber vor Freude. Ihm war, als ſei in dieſem Augenblick die Muſik überhaupt erſt geboren worden.

Er preßte Lenore ſo heftig an ſich, daß ihr der Atem verging und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Man hat nur die Wahl, aneinander ſtumpf oder aneinander wund zu werden.“

„Die Maske, die Maske,“ flüſterte Lenore bang und wies in die Ecke, wo die Maske der Zingarella aus der Halbdunkelheit wie ein unheimlich-ſchönes Geſpenſterantlitz leuchtete.

Vor der Tür ſtand Philippine und horchte. Sie hatte eine Ratte gefangen, hatte ſie getötet und legte den Kadaver auf die Schwelle. Als Lenore am andern Morgen in die Küche gehen wollte, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und wankte zitternd in die Stube zurück.

Daniel ſtrich über ihr Haar und ſagte: „Kränk dich nicht, Lenore, auch Ratten gehören in die Ehe, ſo gut wie verſalzene Suppen, zerbrochene Kochtöpfe und Löcher in den Strümpfen.“

„Ach, Daniel, ſoll das ein Vorwurf ſein?“ fragte Lenore mit ihrem melancholiſchen Kinderlächeln.

„Nein, Liebe, kein Vorwurf, nur ein Bild der Welt. Du haſt eine Prinzeſſinnenſeele, du weißt nichts von den Ratten. Sieh einmal die ſtarren ſchwarzen Perlenaugen, ſie erinnern mich an Jaſon Philipp Schimmelweis und an Alphons Diruf und an Alexander Dörmaul und an Stammtiſche und Kaffeekränzchen und Schweißfüße und Vereinsabende und alles, was unappetitlich, gemein und

böſe iſt. Schau mich nicht ſo erſtaunt an, Lenore, ich hab einen häßlichen Traum gehabt, nichts weiter. Ein lumpig ausſehender Menſch wollte immerfort deinen Namen wiſſen, ich kennt ihn aber nicht nennen, denke dir, es war mir ganz entfallen, wie du heißt. Es war unerhört quälend. Lebwohl, lebwohl."

Er hatte ſeinen Hut aufgeſetzt und ging. Er rannte in die Gegend von Feucht und blieb den ganzen Tag im Freien, ohne etwas anderes zu ſich zu nehmen als Schwarzbrot und Milch. Dafür ſtaken ſeine Taſchen am Abend bei der Rückkehr voll von Notenſkizzen.

Er machte den Umweg über den Burgberg und klopfte am Häuschen Eberhards von Auffenberg an. Da nicht geöffnet wurde, ſchlenderte er eine Weile an dem alten Gemäuer entlang und kam gegen neun Uhr wieder. Auch jetzt waren die Fenſter noch ſchwarz.

Seit zwei Monaten hatte er Eberhard nicht geſehen. Er entſann ſich jetzt des bedrückten und erregten Weſens des Freiherrn, als er ihn zuletzt, Ende März war es geweſen, aufgeſucht hatte. Eberhard hatte wenig geſprochen und mit eigentümlich blicklos Augen vor ſich hingeſtarrt; er hatte den Eindruck eines Menſchen gemacht, der im Begriff iſt, Ungewöhnliches, ja ſogar Schreckliches zu erleben.

Dies kam Daniel erſt jetzt zum Bewußtſein, er hatte in den vergangenen Wochen nicht mehr daran gedacht und bedauerte, ſich nicht um Eberhard gekümmert zu haben.

17

Als er nach Hauſe kam, lag Lenore in verfrühten Wehen. Philippine empfing ihn mit den Worten: „Es gibt Familienzuwachs, Daniel." Und ſie ſchlug ein rohes Gelächter auf.

„Schweig, Kröte!" herrſchte Daniel ſie an; „ſeit wann hat ſie Schmerzen? Warum holſt du nicht die Hebamme?"

„Kann ichs Kind allein laſſen? Schimpf einen nicht ſo," erwiderte Philippine mürriſch und drohend. Sie ging fort und holte

die Hebamme. Nach einer halben Stunde kehrte ſie mit der Frau zurück. Es war Frau Hadebuſch.

Daniel war unangenehm berührt. Er wollte fragen und Widerſpruch erheben, Frau Hadebuſch kam ihm mit ihrer alten Zungengeläufigkeit zuvor. Grinſend, knickſend, augenverdrehend und auf alle Weiſe ſchöntuend, berichtete ſie, daß ihr Ehegeſpons vor drei Jahren das Zeitliche geſegnet habe und daß ſie ſich und ihren armen Heinrich, den Idioten, als Geburtshelferin ſchlecht und recht ernähre. Sie ſchien ſich ſchon mit Lenore ins Einvernehmen geſetzt zu haben, denn als ſie ins Zimmer trat, wurde ſie von dieſer wie eine Bekannte begrüßt.

Während Daniel ein paar Minuten mit Lenore allein war, fragte er entrüſtet: „Wie kommſt du denn zu dem läſterlichen Weib?“

Sanft und arglos antwortete Lenore: „Sie iſt halt eines Tages dageweſen und hat mir zugeredet. Sie hat von dir geſchwärmt und hat mir erzählt, daß du bei ihr gewohnt haſt, und da hab ich gedacht: es iſt ja gleich, welche es iſt, und hab ſie beſtellt.“

Mit Mühe ſprach ſie zu Ende. Ihr Geſicht, weiß wie Papier, ſpannte ſich im Ausdruck ungeheurer Qual. Sie langte nach Daniels Hand und umklammerte ſie ſo ſtark, daß ihm vor Angſt kalt wurde.

Als ſie zu ſtöhnen begann, wandte er ſich ab und drückte die Fäuſte gegeneinander. Frau Hadebuſch trug einen Kübel voll heißen Waſſers herein. „Hier hat kein Mannsbild was zu tun!“ kreiſchte ſie mit freundlicher Geſichtsverzerrung, packte Daniel bei der Schulter und ſchob ihn durch die Tür.

Die kleine Agnes ſtand im Flur und ſagte: „Vater.“

„Bring das Kind zu Bett,“ ſchrie Daniel Philippine an.

Der Inſpektor trat aus der Küche. Er hielt ein irdenes Näpfchen, in welchem ſich Suppe befand, die man ihm aufgehoben hatte und die er ſich ſelbſt überm Herdfeuer gewärmt hatte. Er ging auf Daniel zu und ſagte mit bebendem Kinn: „Unſer Herrgott ſchütze ſie und verfahre gnädig mit ihr!“

„Laß das, Vater," antwortete Daniel ungeduldig. „Unser Herrgott regiert mit Vorbehalten, die mich toll machen."

„Willst der Agnes nicht Gutnacht sagen?" fragte Philippine in unwirschem Ton aus der Kammer.

Er ging hinein. Das Kind schaute ihm furchtsam entgegen. Je mehr es zum Menschen heranwuchs, je größer wurde seine Scheu vor diesem Kind. Vollends unerträglich war ihm stets das Beisammensein Lenores mit dem Kind gewesen. Ergründen hatte er das Gefühl nicht können. Er wußte nur so viel, daß er Lenore nicht mehr eigentlebend sah, wenn das Kind mit seinen großen Gertrudsaugen und dem gebogenen Lenorenmund daneben war, sondern daß sie sich plötzlich in die Schwester jener andern verwandelte, daß sie nur noch Schwester war. Und dies empfand er als etwas Verhängnisvolles.

Aus Agnes' großen Kinderaugen blickten ihn beide Schwestern an, zu einem einzigen Wesen verschmelzen, und ein vorauswissendes Entsetzen beschlich ihn. Schwestern! Das Wort klang auf einmal feierlich in seinen Ohren, voll dunkler Beziehung, mythisch groß.

„Schlaf, Kindla, schlaf, da draußen stehn zwei Schaf, ein schwarzes und ein wei -ißes . . ." plärrte Philippine. Wunderlich, wie viel Lösartigkeit in ihrem Singsang lag.

Daniel hielt es in der Wohnung nicht aus und irrte bis weit über Mitternacht in den Straßen herum. Immer, wenn er den Entschluß faßte, heimzukehren, mußte er daran denken, daß ihm Frau Hadebusch in den Weg treten würde, und da hätte er sich lieber aufs Pflaster legen und warten mögen, bis ihm jemand Kunde zutrug, wie es mit Lenore ging.

18

Es schlug eins, als er das Haustor öffnete. Am Stiegengeländer standen die Magd vom ersten und die Magd vom zweiten Stock. Sie hatten nicht Schlaf finden können. In ihren Kammern hatten sie die Schreie der jungen Frau vernommen. Jetzt hatten sie sich zueinander gesellt und lauschten zitternd. Und raunten.

Daniel hörte die eine ſagen: „Da ſollte der Kapellmeiſter doch um den Doktor ſchicken.“

Die andere ſeufzte und erwiderte: „Ein Doktor kann auch nicht beten.“

„Jeſus, Jeſus,“ riefen nun alle beide, als wieder ein mark-erſchütternder Schrei durch das öde Haus hallte.

Daniel ſtürmte die Treppen hinauf. „Zum Doktor Müller, ſo ſchnell du kannſt,“ ſagte er keuchend zu Philippine, die mit ſtruppig aufgelöſten Haaren und barfuß in der Küche ſtand und Tee kochte. Dann eilte er zu Lenore hinein. Frau Hadebuſch wollte ihn nicht zu ihr laſſen, er ſtieß ſie zähneknirſchend beiſeite und warf ſich am Bett nieder.

Lenore hob den Kopf. Sie war totenbleich, ihr Geſicht war von Schweiß überſtrömt. „Daniel, du darfſt hier nicht ſein, darfſt mich ſo nicht ſehen,“ ſtammelte ſie mit Anſtrengung, aber ihr Ton war ſo beſtimmt und ſo gebieteriſch, daß Daniel aufſtand und zögernd aus dem Zimmer ging. Ein ſeltſamer, raſender Zorn erfaßte ihn. Er trank in der Küche Waſſer und ſchleuderte das Glas zu Boden, daß es in hundert Scherben zerſprang.

Frau Hadebuſch war ihm gefolgt. Sie ſah finſter aus. Als er dies bemerkte, ſchwindelte ihn, und er mußte ſich ſetzen. „Der Doktor wird kommen,“ ſagte er rauh.

„Herrjemine, was es jetzet für kotzwehleidige Leut gibt,“ keifte die Alte, doch war ihr die Nachricht erſichtlich ganz angenehm. Sie fand ſich durch den heutigen Fall in Schwierigkeiten verſtrickt, denen ſie ſich nicht gewachſen fühlte. „Der Satan ſoll ſo ein zartgebautes Weibsvolk holen,“ hatte ſie vor einer Stunde gegen die grinſende Philippine bemerkt.

Philippine kam zurück und meldete, der Doktor Müller ſei auf Urlaub. „Iſt denn nur der eine in der Stadt, du Vieh?“ heulte Daniel, „ſo geh zum Doktor Dingolfinger. Der wohnt noch näher, gleich neben dem Pellerhaus. Oder bleib da, ich lauf ſelber.“

Doktor Dingolfinger war ein jüdiſcher Arzt, ein ziemlich bejahrter Mann ſchon, und es dauerte lange, bis ihn Daniel aus dem Schlaf

geläutet hatte. Endlich schritt er an seiner Seite über den Platz. Er hatte das Lämpchen im Tor stehen lassen und leuchtete dem Doktor voran.

Dann saß er auf dem Küchenbänkchen, wie lange, das wußte er nicht, den Rumpf vorgeneigt, den Kopf in die Arme gestützt. Die Schreie wurden immer ärger. Es war nicht mehr Veneres Stimme, es war eine entmenschte, eine entseelte Stimme. Daniel hörte, dachte, fühlte nichts anderes als diese Stimme. Bisweilen durchzuckte ihn der schauerliche Ruf: Schwestern! Schwestern!

Frau Hadebusch holte mehrmals heißes Wasser. Der gelbe Zahn starrte aus ihrem Unterkiefer wie ein geiles und abenteuerliches Überbleibsel des Lebens. Einmal erschien Doktor Dinaelsinger, kramte in seiner Ledertasche, die er im Flur aufgehangt hatte, erblickte Daniel und sagte mit abirrenden Augen: „Es wird schon gehen, es wird schon werden." Danach schlurfte Philippine an den Herd und warf Kohlen zu. Mit heimlichem Schielen beobachtete sie Daniel und ging wieder. Von Stunde zu Stunde pochte der alte Jordan am Gatter, damit Philippine ihm Bericht erstatte.

Es mochte vier Uhr sein, die düsteren Steinquadern der Hofgebäude schimmerten bereits im rosigen Frühlicht, da erschallte ein Schrei so fürchterlich, so namenlos wild, daß Daniel aufsprang und an allen Gliedern bebend stehen blieb.

Dann wurde es ruhig, unheimlich ruhig.

19

Er setzte sich wieder hin. Nach einer Weile fielen ihm die Augen zu, und er schlief ein.

Eine halbe Stunde mochte er geschlafen haben, da weckten ihn Schritte.

Rings um ihn standen der Doktor, Frau Hadebusch und Philippine. Der Doktor sagte etwas, wozu Daniel den Kopf schüttelte. Es klang wie: „Leider kann ich Ihnen die traurige Mitteilung nicht

erſparen.“ Daniel verſtand ihn nicht. Er zog die Lippen auseinander und dachte: ſo wirres Zeug zu träumen!

„Mutter und Kind, beide tot,“ ſagte der alte Doktor mit Tränen in den Augen, „beide tot. Ein Knäblein wars geweſen. Hier war die menſchliche Wiſſenſchaft ohnmächtig, iſt die feindſelige Natur ſtärker geweſen. Die Verblutung war nicht aufzuhalten.“

„So zart gebaut,“ murmelte Frau Hadebuſch mißbilligend, „wie ein Pflanzenſtengel ſo zart.“

Als Daniel allgemach die Überzeugung erlangte, daß er nicht träumte, daß dies Philippines glitzernde Augen wirklich, Frau Hadebuſchs geiler Zahn wirklich, Doktor Dingolfingers Silberbart wirklich war und daß er wirkliche Worte gehört, fiel er um und verlor die Beſinnung.

20

Schmerz, Trauer, Verzweiflung, das waren nicht die Worte, die ſeinen Zuſtand bezeichneten.

Er wußte nichts von ſich und hatte keine Gedanken. Er lag auf dem Kanapee in der Wohnſtube, Tag und Nacht, aß nicht, ſprach nicht, rührte ſich nicht.

Als ſie den leeren Sarg in die Sterbekammer trugen, wühlte er das Geſicht tief in die Ecke des Kanapees. Der alte Jordan wankte durch den Raum, um ſein totes Kind noch einmal zu ſehen. „Er hat ſich verſündigt,“ ſchluchzte er drinnen auf, „er hat ſich an unſerm Herrgott verſündigt.“

Im Flur draußen wurde getuſchelt. Martha Rübſam und ihr Mann, der Notar, hatten ſich eingefunden. Martha weinte ſtill. Ihre ſchmale Geſtalt mit dem blaſſen Geſicht ſtand im Türrahmen, und ſie ſuchte Daniel mit den Blicken.

„Willſt deine Lenore nicht noch anſchauen, vor ſie den Sarg zumachen?“ fragte Philippine dumpf.

Er rührte ſich nicht; ſeine Züge verzerrten ſich grauenhaft.

Neben ihm auf dem Tiſch ſtanden kaltgewordene Speiſen, auch Brot und Äpfel.

Sie trugen den Sarg hinaus. Es ſchien ihm, als ſei an der Stelle ſeines Herzens ein ſchwarzer, leerer Raum. Die Glocken läuten, ans Fenſter klatſchte Regen.

In der zweiten Nacht darauf verſpürte er eine wunderliche Lockerung ſeines Gemüts. Dann ein kurzes Aufflammen, dann wurde es brennend naß in ſeinen Augen. Lautlos ergab er ſich und ihm war, als begriffe er zum erſtenmal in ſeinem Leben die Schönheit des reinen Dur-Dreiklangs.

Es verging noch ein Tag. Er vernahm, wie der alte Jordan über ihm herumging, mit ſchweren Schritten, unabläſſig. Es fror ihn, und als Philippine ins Zimmer huſchte, bat er ſie um eine Decke. Philippine war überaus eifrig, ihm zu willfahren. Da bimmelte das Flurglöckchen. Philippine ging hinaus und öffnete.

Vor ihr ſtanden ein Herr und eine Dame. Sie hatten etwas ſo Vornehmes, daß Philippine nicht wagte, ſie zurückzuhalten, als ſie zur Tür der Wohnſtube ſchritten, die nicht zugemacht war und durch die man Daniel auf dem Kanapee liegen ſah.

Daniel ſchaute den Eintretenden gleichgültig entgegen. Ganz allmählich kamen Sammlung und Erinnerung in ſeinen Blick.

Es waren Eberhard von Auffenberg und ſeine Kuſine, Sylvia von Erfft, die ihn beſuchten. Sie waren ein verlobtes Paar.

In bedeutenden Umwälzungen ſeines Lebens ſtehend, hatte Eberhard erſt vor wenigen Stunden vom Tod Lenores Kunde erhalten.

Es war ein ſeltſamer Beſuch. Keines von den dreien ſprach ein Wort, und Daniel blieb unter ſeiner Decke regungslos liegen. Nur als Sylvia ſich erhob, ſagte ſie, zu Daniel gewandt: „Ich kannte Lenore nicht, aber es iſt mir doch, wie wenn wir Freundinnen geweſen wären.“

Eberhard ſtieß ſein Droſſelbartkinn in die Luft und war blaß und ſtumm.

Sie kamen an den folgenden Tagen wieder, und nach und nach übte die Gegenwart der beiden einen wohltuenden Einfluß auf Daniel aus.

Dritter Teil

Das Zimmer mit den verwelkten Blumen

I

Herr Carovius führte den Vorſatz, den er in der Erbitterung über Leonores Heirat gefaßt hatte, wenige Tage ſpäter aus.

Es war Ende März geweſen; er hatte erfahren, daß der alte Freiherr eben aus Berlin zurückgekehrt ſei. Er ging hin und ließ ſich melden. Es wurde ihm geſagt, der Herr Baron empfange niemand, er möge ſein Anliegen ſchriftlich vorbringen.

Herr Carovius wollte aber ſeinem Schuldner Aug in Auge gegenübertreten, das war ja gerade ſein Traum, und als er bei einem zweiten Verſuch wieder abgewieſen wurde, machte er einen gewaltigen Lärm und verlangte, man ſolle ihn dann wenigſtens zur Freifrau führen.

Die Freifrau hatte ihre Muſikſtunde. Die fünfzehnjährige Dorothea Döderlein, die eine hoffnungsvolle Virtuoſin auf der Geige war, ſpielte mit der Freifrau Sonaten.

Andreas Döderlein hatte ihr Talent ſchon früh erkannt. Seit ihrem zehnten Jahr hatte ſie täglich ſechs Stunden üben müſſen. Sie hatte verſchiedene Lehrer gehabt, die ſie alle durch ihre Ungebärdigkeit zur Verzweiflung brachte. Nur vor ihrem Vater duckte ſie ſich.

Mit Worten voll objektiver Anerkennung hatte Andreas Döderlein der Freifrau ſeine Tochter empfohlen. Die Freifrau erklärte ſich bereit, mit ihr zu muſizieren, und Andreas Döderlein ſagte zu Dorothea: „Du haſt nun eine Gelegenheit, durch Protektion emporzukommen; verſäume ſie nicht. Die Baronin liebt das Gefühlvolle. Sei gefühlvoll. Manchmal verlangt ſie etwas Dämoniſches. Tu ihr den

Wallen. Nach Art reicher Leute häuſchelt ſie irgendeinen Luxuskummer. Störe ſie darin nicht."

Dorothea war gelehrig.

Sie ſpielten die Frühlingsſonate von Beethoven, als der Lärm auf dem Vorplatz erſcholl. Die Zofe kam und flüſterte ihrer Herrin etwas zu. Die Freifrau erhob ſich und ſchritt zur Türe, Dorothea ließ den Geigenbogen ſinken und blickte mit etwas erkünſtelter Verwunderung um ſich, als erwache ſie aus einem Traum.

Auf einen Wink der Freifrau gab der alte Diener Herrn Carovius den Weg frei. Mit rotem Geſicht trat er ins Zimmer und machte einen lächerlichen Kratzfuß. Seine Augen verſchlangen die ſeidenen Portieren, den geſchliffenen Spiegel, die Kriſtallvaſen, die Bronzeſiguren, dabei hatte er den rechten Arm in die Hüfte geſtemmt, ein Bein elegant vor das andere geſetzt und ſah aus wie ein Provinztanzmeiſter.

Er ſchimpfte über die Anmaßung der Domeſtiken und verſicherte die Freifrau ſeiner Ehrerbietung. Er ſprach von ſeinem guten Willen und vom Druck der Umſtände. Als ihn die ungeduldige Miene der Zuhörerin endlich veranlaßte, auf den Zweck ſeines Beſuches zu kommen, zuckte die Freifrau zuſammen, denn von dem ganzen Schwall von Worten vernahm ſie nichts weiter als den Namen ihres Sohnes.

Mit bauchenden Lauten näherte ſie ſich Herrn Carovius und packte ihn beim Ärmel. Ihre glanzlos ſchwarzen Augen wurden kugelrund, der flehentliche Blick darin war Balſam für Herrn Carovius.

Da genoß er ſich; da wurde er frech; da wollte er ſich an der Mutter für die Hoffart des Sohnes rächen. Er ſah, daß die Freifrau der Vorſtellung nicht entſprach, die er ſich vom Weſen einer Ariſtokratin gemacht. In ſeiner Phantaſie und Erinnerung lebte ſie als eine gebieteriſche und unzugängliche Erſcheinung, nun ſtand vor ihm eine fette, ängſtliche alte Dame. Infolgedeſſen verlieh er ſeiner Stimme einen ſchrilleren Klang, ſeinem Geſicht einen boshafteren Ausdruck, als er die unglückliche Lage zu ſchildern begann, in die er durch Eberhard geraten.

Seine Gutmütigkeit ſei an allem ſchuld. Freilich, ohne ihn hätte das Barönlein verhungern oder ſonſtwie im Elend verkommen müſſen, denn mit der moraliſchen Widerſtandskraft ſehe es bei dem jungen Herrn windig aus. Aber was habe er davon gehabt? Undank, bitteren Undank.

„Hat mich ausgeplündert bis auf den letzten Heller und dann ſo getan, als wärs meine verdammte Pflicht geweſen, für Seine freiherrliche Gnaden ins Feuer zu ſpringen," ſchrie Herr Carovius. „Ehedem war ich ein vermöglicher Mann, ein Mann, der ſich ſattеſſen konnte, ein Mann, der hin und wieder die Annehmlichkeiten des Daſeins genoß. Heute bin ich ruiniert. Mein Geld iſt hin, mein Haus mit Hypotheken überlaſtet, meine Seelenruhe beim Teufel. Zweimalhundertſechsundſiebzigtauſend Mark iſt der junge Herr mir und meinen Geſchäftsfreunden ſchuldig, alles hübſch aufgeſchrieben und unterſchrieben und bei Zins und Zinſeszins ſummiert. Soll ich mir dafür noch die Tür vor der Naſe zuſchlagen laſſen? Das müſſen Sie doch ſelbſt einſehen, Frau Baronin, daß das nicht angeht. Dafür hab ich mir ſchon ein bißchen Reſpekt verdient."

Die Freifrau hatte die Hände zuſammengepreßt und erregt vor ſich hingeſtarrt. Jetzt ließ ſie ſich, in gramvoller Schwäche, auf einen Seſſel fallen. Ein Grinſen irrte über das Geſicht des Herrn Carovius; er drehte den Kalabreſer zwiſchen den Fingern, und ſeine Blicke liefen leer an den Wänden entlang. Da gewahrte er Dorothea Döderlein, die er bis jetzt in ſeinem Glücks- und Wutrauſch überſehen hatte.

Als Herr Carovius eingetreten war, hatte ſich Dorothea mit dem Wiſſen um Diskretion, aber ohne ernſtlichen Vorſatz dazu in den entfernteſten Winkel des Raumes geſchmiegt. Zitternd vor neugieriger Erregung, hatte ſie in den gegenüberhängenden Spiegel geſchaut und ſich ſo klein wie möglich gemacht, weil ſie von ihrem Onkel Carovius, deſſen ſie ſich ſchämte, nicht erkannt werden wollte.

Sie hielt ihn für einen komiſchen Sonderling, der ohne Nahrungsſorgen, jedoch in ziemlich beſchränkten Verhältniſſen lebte. Wie er nun die Summe nannte, die ihm das freiherrliche Haus Auffenberg

ſchuldete, erfüllte ſie ein verwunderter und freudiger Schrecken, und ſie ſah ihn plötzlich mit ganz andern Augen an.

Herr Carovius ſeinerſeits hatte Dorothea in den letzten Jahren ſelten zu Geſicht bekommen. War er ihr begegnet, ſo war ſie haſtig vorübergehuſcht. Daß ſie das Violinſpiel lernte, wußte er; zum Grauen oft hatte er das ihm abſcheulich klingende Gefiedel auf Flur und Stiege vernommen.

Er fixierte das Mädchen und rief auf einmal aus: „Ein Roß will ich ſein, wenn das nicht die Döderleinſche iſt! Wie kommſt du denn daher, Nichtchen? Gehſt wohl in die Häuſer und produzierſt dich? Iſt euch die Muſik noch nicht genug auf dem Hund, dir und deinem Erzeuger?“

Die Freifrau, ſich der Anweſenheit des jungen Mädchens entſinnend, hob den Kopf und ſah Dorothea vorwurfsvoll an. Zum erſtenmal dünkte es ſie, daß die Hilfsquellen verſiegt ſeien, die ſie einem Leben der Verlaſſenheit abgetrotzt; zum erſtenmal überlief ſie ein Schauder, als ſie ihrer muſikaliſchen Betäubungen gedachte.

Sie ſagte zu Herrn Carovius, er möge ſich einige Tage gedulden, er werde von ihr hören, ſobald ſie mit ihrem Mann geſprochen. Seine eifrige Erwiderung ſchnitt ſie mit einer Geſte ab, die ihn einſchüchterte, dann nickte ſie auch Dorothea verabſchiedend zu, die ihre Geige einpackte, den Kaſten in die Hand nahm, einen Knicks machte und ihrem Onkel aus dem Zimmer folgte.

Sie blieb an ſeiner Seite. Sie gingen zuſammen durch die Straßen. Herr Carovius wandte ſich bisweilen mit ein paar hämiſchen Worten an ſie. Sie lächelte beſcheiden.

Damit begann das wunderliche Verhältnis, das von nun ab zwiſchen den beiden herrſchte.

2

Seit einiger Zeit hatte es den Anſchein, als habe ſich der Freiherr von Auffenberg vom Schauplatz der Politik zurückgezogen. In den Kreiſen, die ihn früher hoch gewürdigt hatten, galt er als eine gefallene Größe.

Seine Freunde ſuchten die Urſache in den fortwährenden Beeinträchtigungen, welche die Partei erlitten hatte; in der allenthalben zutage tretenden Umwandlung des öffentlichen Geiſtes, dem heftiger werdenden Druck von oben, der wachſenden Gärung von unten; in der fieberhaften Bewegung, von der das Bürgertum ergriffen war, und in der ſeine Geſtalt, ſeine Lebensformen, ſeine Ideale, ſeine Überzeugungen einen bedeutungsvollen Umwandlungsprozeß erlitten, in der ſchwierigeren Behandlung, die alle Fragen der nationalen Kultur boten.

Aber dies konnte nicht den Zug ſteinernen Widerwillens erklären, den dieſes Antlitz früher unter Menſchen nie gezeigt; den harten Blick, die finſtere Ungeduld nicht, und die Schweigſamkeit, die er auch dort übte, wo er ehemals durch ſein ſchwarmantes Plaudertalent entzückt hatte.

Im Innern freilich hatte er ſeine Geſinnungsgenoſſen ſtets verachtet, ihr Reden und ihr Tun, ihre Begeiſterung und ihre Empörung. Aber er hatte ſich trotzdem nicht von ihnen losgeſagt, denn er hatte die Entdeckung gemacht, daß Geringſchätzung und Herzenskälte ſich ſehr gut eignen, um die Menſchen zu beherrſchen.

Wennſchon er im Anfang ſeiner Laufbahn mit dem Schwung, den ihm ſeine Begabung verliehen, für Freiheit und Toleranz gekämpft hatte, ſo war ihm doch der ganze Liberalismus nicht viel mehr als eine Zeitungsphraſe geworden, ein Mittel, um den denkfaulen Bürger zu beſchäftigen und dem gehaßten, heimlich bewunderten Bismarck Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Er hatte Macht ausgeübt im Bewußtſein der Lüge, nur durch Gebärde, nur durch Berechnung, nur durch Gewandtheit. Dies aber frißt am Mark des Lebens.

In ſeinen Augen war nichts von Beſtand als jenes ungeſchriebene, doch in allen Zeiten ſiegende Geſetz, das die Kleinen unter die Großen, die Schwachen unter die Starken, die Unmündigen unter die Erfahrenen, die Armen unter die Reichen zwang. Demnach teilte ſich ihm die Menſchheit in zwei Lager: hier diejenigen, die ſich dem Geſetz beugten, dort die Verworfenen, die ſich dagegen auflehnten.

Von den Verworfenen der Verworfenſte war ſein Sohn Eberhard.

Mit dem ſchmerzenden Stachel in der Bruſt, mußten eines larvenhaften und lügneriſchen Daſeins von dem Gefühl der Einſamkeit bedrängt, von einem täglich zunehmenden Abſcheu gegen den Überfluß und die Verweichlichung ſeiner Exiſtenz erfüllt, hatte er aus der Geſtalt des Sohnes etwas wie ein leibhaftiges böſes Prinzip gemacht.

Er erblickte ihn in Verkommenheit und in Ausſchweifungen jeder Art; als einen Verräter ſeines Namens von Stufe zu Stufe ſinkend; wie in einem grauſam befriedigenden Traum ſah er ihn im Bund mit den Elenden und Gezeichneten, im Verkehr mit Dieben, Straßenräubern, Hochſtaplern, Falſchmünzern, Anarchiſten, Dirnen und Literaten. Er ſah ihn in ſchmutzigen Spelunken, und flüchtig auf einer Landſtraße, und betrunken in einer Spielhölle, und als Bettler auf einem Jahrmarkt und als Angeklagter vor der Juſtiz.

Den Vorſatz, ſo lange zu warten, bis der Entartete vor aller Welt gebrandmarkt war, hatte er aufgegeben. Seine Ungeduld, Frieden zu finden, die Larven abzuwerfen, nichts mehr zu wiſſen von den Verſtrickungen, Verſtellungen und dem gewohnten Wohlleben war ſo groß, daß er dem Tag, der ihn erlöſte, wie einer Neugeburt entgegenſah.

Doch warum zögerte er? War noch ein Zweifel in ſeiner Bruſt, ſchlummerte vielleicht ganz in der Tiefe ſeines Herzens, wohin Bitterkeit und Rachſucht nicht dringen konnten, ein anderes Bild des Sohnes? Warum zögerte er von Woche zu Woche, von Monat zu Monat?

Inzwiſchen hatte er viele Hunderttauſende für Armenhäuſer, Spitäler, Stiftungen und Spenden ausgegeben. Er wollte noch Millionen verteilen, ſo viel jedenfalls, daß den Erben nur die Abraſe blieb. Die Nutznießerin der Brauereibetriebe und der Landgüter ſollte Emilie werden.

Dies ſtand feſt, und als ihm ſeine Frau berichtet hatte, in welcher Lage ſich Eberhard befand, hielt er ſich für berechtigt, ſeine Verfügungen zu treffen. Der Nachweis unwürdigen Wandels konnte jetzt erbracht werden; die Schuldenlaſt, die Verſtrickung, der betrü-

gerisch auf den Namen des Vaters gehäuft war, verurteilte ihn zur Genüge. Und wenn nicht, mochten sie über seinem Grab zanken; mochte ihnen sein letzter Wille als Gespenst alle Freuden vergällen.

Seit sieben Jahren lag der Testamentsentwurf bereit; es war nichts weiter erforderlich, als den Notar rufen zu lassen.

Aber warum zögerte der Freiherr? Ging mit verkniffenen Lippen Tag und Nacht in seinem Zimmer umher? Rief seinen Diener, um ihm zu befehlen, den Notar zu holen und verlangte dann irgend etwas anderes?

„Dépêche-toi, mon bon garçon," krächzte der Papagei.

3

Im Lauf dreier Tage hatte die Freifrau fünf Unterredungen mit ihrem Gatten. Er schlug ihre Bitte, die Verhältnisse des Sohnes zu regeln, jedesmal rundweg ab, und wenn sie immer dringender flehte, verstummte er.

Bei dem letzten Versuch, den sie machte, hörten die Dienstleute sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit reden. Als sie dann das Zimmer des Freiherrn verließ, gab sie, vor Erregung am ganzen Körper bebend, den Auftrag, daß man ihre Koffer packe und den Wagen anspannen lasse.

Eine Stunde später fuhr sie in Begleitung ihrer Zofe auf das sechzehn Kilometer entfernte Gut Siegmundshof. Sie fand dort jedoch keine Ruhe, ging bei Tage, dumpf vor sich hinjammernd, durch die Zimmer und lag des nachts schlaflos. Am vierten Tag kehrte sie in die Stadt zurück, ließ den Wagen bis vor das Haus des Grafen Urlich fahren und schickte den Kutscher hinauf, um die Gräfin zu holen. Emilie kam und fragte erschrocken nach dem Begehren der Mutter. Die Freifrau wünschte, daß ihre Tochter sie zu Herrn Carovius begleite, dessen Wohnung sie aus dem Adreßbuch erfahren hatte.

Herr Carovius hatte umsonst auf die Nachricht gewartet, die ihm die Freifrau versprochen. Der Ärger übermannte ihn, er beschloß, ein

Exempel zu ſtatuieren und betrat das Auffenbergſche Haus wie die ſtrafende Gerechtigkeit in Perſon. Als ihm geſagt wurde, daß er nicht vorgelaſſen werden könne, begann er wieder Skandal zu machen, die ganze Dienerſchaft lief herzu, ſchließlich kam ſogar ein Poliziſt, der ihn zur Rede ſtellte, der Portier drängte ihn aus dem Torgang, und er ſtand in dem Menſchenauflauf vor dem Haus mit bloßem Kopf und fuchtelnden Armen, ein Bild der Wut.

Alsbald bekamen die ſtillen Hintermänner Wind von ſeinen vergeblichen Verſuchen, die Bezahlung der Schuld zu erlangen. Sie wurden beſorgt, rannten Herrn Carovius die Türen ein und betrauten ſchließlich einen Advokaten mit der Führung des Prozeſſes. Herr Carovius hatte mittlerweile durch einen Späher Kunde erhalten, daß es zwiſchen dem Freiherrn und der Freifrau zum Bruch gekommen, daß die Freifrau bei Nacht und Nebel geflohen ſei und unter den Dienſtleuten und Freunden des Hauſes große Beſtürzung herrſche.

Ein wollüſtiges Leuchten huſchte über ſein Geſicht. Niederlage und Verzweiflung; Heulen und Zähneklappern; Beſſeres konnte er ſich nicht wünſchen. Er erſchien ſich als der Vertilger der geſamten Ariſtokratie, und wenn es ſchon ein beglückendes Gefühl iſt, das zerſtört zu ſehen, was man verachtet, um wie viel mehr erſt, was man liebt und bewundert.

In dieſer Stimmung trafen ihn die Freifrau und ihre Tochter. Der Anblick der beiden Damen beraubte ihn der Sprache. Er vergaß, zu grüßen, er dachte nicht daran, ſie ins Zimmer zu bitten.

Die Freifrau wollte wiſſen, wo ſich Eberhard befand. Sie war entſchloſſen, zu ihm zu reiſen. Als ihr Herr Carovius ſtotternd mitteilte, der junge Freiherr wohne kaum dreihundert Schritte von hier, fing ſie an zu zittern und lehnte ſich kraftlos an die Mauer. Darauf war ſie nicht gefaßt geweſen. Sie hatte ſich immer vorgeſtellt, Eberhard weile an einem geheimnisvollen Ort in geheimnisvoller Ferne.

Herr Carovius machte ſich ſogleich anheiſchig, die Damen hinzuführen, aber die Freifrau erklärte plötzlich, ſie fühle ſich nicht fähig,

es werde vielleicht ihr Tod sein. „Bring mich zu dir nach Hause,“ flehte sie ihre Tochter an, „und sprich erst mit Eberhard.“

Jedoch Emilie hatte ihren Bruder in den neun Jahren ihrer Ehe nicht gesehen und fürchtete sich vor der Begegnung noch mehr als ihre Mutter. Die Freifrau in ihre Wohnung zu bringen, daran war ganz und gar nicht zu denken; die alte Dame hatte offenbar vergessen, daß sie dem Grafen Urlich vor mehreren Jahren, als es bekannt geworden war, daß er die Bonne seines Kindes geschwängert, in den stärksten Ausdrücken ihr Haus verboten hatte.

Da sich die Freifrau beharrlich weigerte, in ihre Stadtwohnung zurückzukehren und ebensowenig Lust bezeigte, wieder nach Siegmundshof zu fahren, blieb Emilie nichts anderes übrig, als sie in ein Hotel zu führen. Herr Carovius, der den zwei Damen auf die Straße gefolgt war und ihr klägliches Gebaren mit innigem Genuß verfolgt hatte, schlug den Bayrischen Hof vor. Er setzte sich auf den Bock, gab dem Kutscher mit leutseliger Miene Anweisung und blickte triumphierend auf die Fußgänger hinunter.

Gräfin Emilie, die sich keinen Rat mehr wußte, sandte eine Depesche an ihre Tante Agathe. Am nächsten Mittag kam Frau von Erfft mit ihrer Tochter Sylvia. „Clotilde ist wie von Sinnen,“ sagte sie zu Emilie, nachdem sie eine Stunde lang im Zimmer der Schwester gewesen war; „ich gehe jetzt zu deinem Vater, ich muß einmal mit Siegmund reden.“

Der Freiherr empfing seine Schwägerin nicht eben freundlich, trotzdem er gerade vor ihr immer große Achtung gehabt hatte.

Frau von Erfft vermied es klüglich, über die Familienverhältnisse zu sprechen. Sie erzählte von Sylvia, daß die nun Siebenundzwanzigjährige alle Heiratsvorschläge gleichmütig abgewiesen habe und daß sie und ihr Mann darüber in Sorge seien.

„Sie will sich nicht begnügen,“ sagte Frau Agathe, „sie sucht in der Ehe eine Mission und fürchtet nichts so sehr wie den Verlust ihrer Freiheit. So sind unsere Kinder, lieber Siegmund, und wenn wir sie anders zur Welt gebracht hätten, wären sie anders. Zu unserer

Zeit war Gehorſam das Ideal, jetzt haben ſie die Pflicht gegen ſich ſelbſt entdeckt.“

„Dann ſollen ſie nur ſich ſelber helfen,“ antwortete der Freiherr, der die Anſpielung verſtand, mit finſterem Blick.

Aus den wirren Reden ihrer Schweſter hatte Agathe doch entnommen, was zwiſchen den Eheleuten vorgefallen war. Sie kannte die ſchmerzliche Vergangenheit, und als ſie nun in das Geſicht des Mannes ſchaute, erriet ſie, was hier nötig war. Sie faßte den Entſchluß, Eberhard zu ſeinem Vater zu fahren.

Vor allem wollte ſie Clotilde beruhigen und zur Rückkehr in ihre Häuslichkeit veranlaſſen. Die Aufgabe war bei der Schwäche und Haltloſigkeit der Freifrau nicht ſchwer. Sylvia blieb bei ihrer Tante, und ihre ſtille Feſtigkeit übte einen wohltuenden Einfluß auf ſie aus. Agathe hatte ſich unterdeſſen Eberhards Adreſſe verſchafft. Nach einigem Suchen fand ſie das Haus; Eberhard war daheim.

4

Die erſte Unterredung mit ihm verlief ohne Reſultat. Er wich ihren mutigen Worten aus und überhörte, was er nicht hören wollte. Er war zugeknöpft, höflich und verdroſſen. Voll Ärger berichtete Agathe ihrer Tochter von der Enttäuſchung, die ſie erlitten, da äußerte Sylvia den Wunſch, ihre Mutter zu begleiten, wenn ſie wieder zu Eberhard ging. Agathe ſchüttelte den Kopf, doch war ſie keineswegs geſonnen, ihre Abſicht aufzugeben.

Im freiherrlichen Hauſe änderte ſich nichts. Boronin Clotilde befand ſich dauernd in einer Erregung, die ſie und alle, die um ſie waren, quälte, und der Baron bildete ein beunruhigendes Rätſel für ſeine Umgebung. Er verließ ſeine Zimmer nie, in denen er viele Stunden lang mit gleichmäßigen Schritten, die Hände auf dem Rücken, hin und her wanderte.

Agathe kam ein zweites, ein drittes, ein viertes Mal zu ihrem Neffen. Wenn auch Eberhards Kälte unüberwindlich ſchien und er

ſich um nichts nachgiebiger zeigte, ſo gelang es ihr allmählich doch, ihn aus ſeinen Hinterhalten zu reißen, und als ſie dann Sylvia mitbrachte, die bei der Mutter wie gewöhnlich ihren Willen durchgeſetzt hatte, eröffnete er ſich plötzlich ganz unerwartet, und man ſah, wie es in ſeinem Innern kämpfte.

Stockend und in ſeiner nicht ſelten geſpreizten und ſchnörkelhaften Redeweiſe erzählte er von ſeiner Jugend, dem ewigen Unfrieden zwiſchen Vater und Mutter, dem häßlichen Gezänke; daß die Mutter, kaum hatte ſie einen Befehl erteilt, ſtets Gegenbefehl vom Vater erfahren; wie die Kinder bald gemerkt, daß der Vater ſeine eigenen Wege ging und die Mutter ihre eigenen; daß ſie einander mißtraut, einander Fallen gelegt; daß die Mutter bei all ihrer liebenswürdigen Sanftmut doch in dem einen Punkt von geradezu teufliſch zu nennendem Drang beſeſſen geweſen ſei, den Mann immer wieder dort zu reizen, zu ſtacheln und zu verwunden, wo ſie ihn ſchon tauſendmal gereizt, geſtachelt und verwundet hatte; daß dieſer Mangel an Vernunft und Überlegenheit auf der einen und von Güte und Offenheit auf der andern Seite das Haus allmählich zu einer Hölle gemacht, die Herzen der aufwachſenden Kinder zerriſſen und in der Zerriſſenheit verhärtet habe und ſie keine freundliche Miene irgend eines Menſchen für aufrichtig genommen, jede Hand, die ſich ihnen entgegengeſtreckt, gemieden hätten. Wie dann in dieſer liebeleeren Ödnis ſich Bruder und Schweſter leidenſchaftlich aneinander geklammert und dieſe Beziehung ſowohl in Eberhards wie in Emiliens Innern heiligſter, unantaſtbarer Beſitz geworden und ſie förmlich einen Bund gegen alle übrige Welt geſchloſſen, ſich alles mitgeteilt, ſtets beraten, jedes Buch gemeinſam geleſen, Glück und Unglück gemeinſam getragen hätten; wie dann eines Tages der Vater vor Emilie hingetreten, um ihr zu ſagen, daß Graf Urlich um ihre Hand angehalten und daß er ſie ihm verſprochen hätte.

Hier ſchwieg Eberhard, preßte die Lippen zuſammen und ſein fahler Blick, der Agathe nie ſo ſehr wie jetzt an den des alten Freiherrn erinnert hatte, bekundete einen unheilbaren Schmerz.

In groben Zügen kannte Agathe diese Geschichte; so aber, wie sie sie jetzt gehört hatte, regte sie ihr tiefstes Gefühl auf. „Man muß vergessen können," sagte sie.

„Vergessen? Nein, das kann ich nicht, hab ich nie gekonnt. Mag ein Laster sein oder eine Tugend, vergessen kann ich nicht. Emilie, die noch ein halbes Kind war, wurde mit der Zeit gefügig gemacht. Aber daß meine Mutter damals nicht alles aufgeboten hat, um diese Greueltat zu verhindern, daß sie darüber in ihre wehselige Schwäche versunken ist, das war die furchtbarste Erfahrung meines Lebens."

„Es ist deine Mutter, Eberhard. Nie und nimmer hat ein Sohn das Recht, die Mutter zu verurteilen."

„Nicht daß ich wüßte," antwortete Eberhard trotzig. „Auch Mütter sind Menschen. Auch Mütter können sündigen, wenn sie uns den Wurmfraß des Zweifels und des Lebensekels als Mitgift geben. Vater und Mutter, Eltern; sie sind ein Symbol, ein herrliches, wenn sie über uns schweben, verehrungswert. Sie sind nur Begriffe, Schemen nur, wenn nichts als Pflicht mich an sie bindet. Es gibt keine andere Pflicht als die Liebe."

Sylvia hatte nichts gesprochen. Unbewußt befolgte sie das schönste Gesetz harmonischer Seelen, nicht durch Worte und Gründe, sondern durch reines Sein zu wirken. Zustimmung und Abwehr lagen wie Licht und Schatten auf ihrer Stirn.

Dadurch erinnerte sie Eberhard immer mehr und mehr an Venere.

Vielleicht war es die Macht dieser Erinnerung, die ihn im Lauf des Abends endlich zu dem Versprechen bewog, am nächsten Tag mit Agathe zu seiner Mutter zu gehen. Die einzige Bedingung, die er stellte, war, daß man ihn vor einem Zusammentreffen mit seinem Vater sicherte.

Als Frau von Erfft ihn hierin unerbittlich sah, gab sie sich zufrieden, hatte aber die vertrauensvolle Vorahnung, daß die Ereignisse und die Stunde stärker sein würden als Wille und Absicht.

Beim Betreten des Boudoirs seiner Mutter fiel Eberhards erster Blick auf die Alabasteruhr, deren Zifferblatt von drei Figuren getragen wurde, welche die Töchter der Zeit darstellten. In seinen Knabenjahren hatte ihm die Uhr immer etwas höchst Poetisches bedeutet, etwas wie die Erfüllung sehnsüchtiger Wünsche.

Die Freifrau war von ihrer Schwester vorbereitet worden. Während Eberhard mit Sylvia im Erkerzimmer gewartet hatte, waren einige Leute von der Dienerschaft an der Tür gestanden und hatten scheu miteinander geflüstert.

Eberhard ging auf seine Mutter zu und küßte ihr die Hand. Das Gesicht der Freifrau hatte eine Färbung wie Blei. Ihre Augen waren weit aufgerissen, gleichwohl schien sie fast ohne Besinnung. Abseits stand Emilie; die Finger ihrer auf die Brust gedrückten Hände bewegten sich wie in Konvulsionen.

Frau Agathe suchte der Situation das Feierliche und Unnatürliche zu nehmen und begann in launigen Worten von Eberhards Asyl auf dem Burgberg zu erzählen. Baronin Clotilde schaute ihren Sohn gespannt und furchtsam an. „Ich erkenne ihn ja kaum," sagte sie mit heiserer Stimme; „er hat sich so verändert."

„Auch du, Mutter, hast dich verändert," brachte Eberhard hervor, und das Drosselbartkinn verkroch sich in den Ausschnitt des Rocks. Er war steifsteif. Agathe musterte ihn voll Ärger und Befremdung. Er sah aus, als quäle ihn während des ganzen Vorgangs die unsäglichste Langeweile.

Aber es war nur eine Maske. Indem er die Mutter anschaute, das alte, verschwommene, müde, zaghafte Gesicht, wurde er sich seiner Verfehlung bewußt, spürte er, daß es nicht galt, das Wort: „Mütter sind auch Menschen." Er hatte hier etwas gut zu machen, hier war eine Tat notwendig, und es schien ihm, daß schon sein nächster Schritt

zu unabwendbarer Selbſtverachtung führen müſſe, wenn er die ſittliche Tat der Reue unterließ.

Als er ſo mit ſich rang und wie gelähmt in den Aufruhr ſeines Innern ſtarrte, war der Blick eines Augenpaars hinter die ſchemenhafte Unempfindlichkeit gedrungen. Über Sylvias Wangen ſchoß eine jähe Röte; ſie ſchritt auf ihren Vetter zu und packte ſeine Hand. Er ſchrak ſichtlich zuſammen; ſofort begriff er, daß ſie ihn erraten hatte und ſeinen Kampf zur Entſcheidung bringen wollte. Sie führte ihn aus dem Zimmer; er folgte ihr; ſie führte ihn durch den Speiſeſaal, den Empfangsraum, das Rauchzimmer, die Bibliothek bis zu den Zimmern des Freiherrn. Agathe, Emilie und die Baronin hatten ſich ſtaunend einander angeſehen. Sie waren zur Schwelle des Boudoirs gegangen und lauſchten in atemloſem Schweigen.

Mutig öffnete Sylvia die Tür. Der alte Freiherr ſaß auf dem Lederſeſſel vor dem Ofen. Seine Beine waren in einen Schal gewickelt; der Ausdruck ſeines Geſichts war von einer geradezu ſteinernen Kälte.

Kaum hatte er die beiden gewahrt, ſo ſprang er empor, als hätte der Blitz neben ihm gezündet. Er wankte; er taſtete um ſich; ein erſticktes Gurgeln kam aus ſeiner Kehle.

Da trat ihm Eberhard gegenüber und ſtreckte die Hand aus.

Eine Sekunde lang ſchien es, als wolle der alte Mann niederbrechen. Eine letzte Flamme von Groll und Haß zuckte wild aus ſeinen blauen Augen, dann ſtreckte auch er die Hand aus, und ſein Arm zitterte, während ſich auf den Backen dicke, bebende Muskelknoten bildeten. Sylvia hatte die Türe leiſe zugemacht und war verſchwunden.

Bange Minuten verfloſſen, und nichts geſchah, als daß jeder des andern Hand in der ſeinen hielt und ſeinen Blick in das Auge des andern bohrte. Nur das Kniſtern des Ofenfeuers unterbrach die Stille.

„Gerade noch zu rechter Zeit,“ murmelte der alte Freiherr ohne aufzublicken verloren vor ſich hin, „gerade noch zu rechter Zeit.“

Eberhard antwortete nicht. Er ſtand regungslos da, die Hacken geſchloſſen, wie ein junger Offizier vor ſeinem Vorgeſetzten.

Nach einer Weile drehte er ſich um und verließ langſam das Zimmer.

In der Bibliothek wartete Sylvia. Die Dämmerung ließ nur den Umriß ihrer Geſtalt erkennen.

Eberhard faßte ſie an und flüſterte: „Ich glaube, ich habe doch keinen Vater mehr.“

6

Noch in derſelben Nacht war der alte Freiherr abgereiſt. Mitten in der Nacht; um vier Uhr hatte ihn ſein Diener auf die Bahn begleitet.

Auf ſeinem Schreibtiſch fand man am Morgen zwei Briefe; einer war an Eberhard gerichtet, der andere an die Freifrau. Der letztere enthielt nur einen Abſchiedsgruß, jener war etwas ausführlicher gefaßt, gab die Genugtuung darüber kund, daß Eberhard, den er als Chef des Hauſes willkommen hieß, zu ſeiner Familie zurückgekehrt ſei, deutete an, daß er ihm alle geſetzlichen Machtbefugniſſe binnen kurzer Friſt erteilen werde und ſchloß mit dem überraſchenden Satz: „Was mich ſelbſt betrifft, ſo werde ich nunmehr in die katholiſche Religionsgenoſſenſchaft eintreten, um den Reſt meines verfehlten Lebens zu Viterbo im Dominikanerkonvent della Guercia zu verbringen.“

Keine Gefühlsergüſſe, keine Erklärungen, keine Bekenntniſſe, nur die nackte Tatſache.

Die Freifrau war weder erſtaunt, noch erſchrocken. Sie fiel in dumpfes Sinnen, dann ſagte ſie: „Er war niemals froh. Er war niemals in ſeinem ganzen Leben froh. Ich habe ihn niemals von Herzen lachen hören, und an ſeiner Seite hab ich das Lachen verlernt. Von jeher iſt ſeine Bruſt ein Kloſter geweſen, ein Ort der Düſterkeit und Strenge. Er hat heimgefunden, weiter nichts, und mag wohl müde ſein von dem langen Weg zu ſeiner Seele.“

„Dummes Zeug, Clotilde!“ rief da Frau von Erfft heftig. „Das mit dem Lachen mag ſchon ſtimmen, und ein Menſch, der nicht lachen kann, iſt ein halbes Tier. Aber muß deswegen ein gebildeter Mann zu ſolchem Mittel greifen, um zum Frieden mit ſich und ſeinem Gott

zu gelangen? Ein Mann, der ein Beiſpiel zu geben verpflichtet iſt? Iſt noch nicht genug Finſternis in den Köpfen? Maß man die Fackeln auslöſchen, bei denen man Wache gehalten hat? Hier hat mein Verzeihen ein Ende, da bin ich Weltkind ganz und gar und ſteh lieber bei denen, die für Heiden gelten und uns Werke des Lichts und der Erleuchtung geſchaffen haben."

Bei dieſen Worten trat Eberhard ein, und als ſie in ſein Geſicht ſchaute, war Frau von Erffas Gedanke: auch er kann nicht lachen.

Der Glaubenswechſel des Freiherrn von Auffenberg verurſachte überall im Lande die größte Erregung. Die liberalen Zeitungen brachten gehärniſchte Artikel, in den liberalen Vereinen wurden flammende Proteſte gegen die ſchleichenden Umtriebe Roms erhoben; die ultramontanen Parteigänger jubelten und benutzten die wunderbare Rückkehr eines Ungläubigen in den Schoß der allein ſeligmachenden Kirche kräftig zur Werbung neuer Junger und Anfeuerung alter. Durch die Bürgerſtuben wehte ein Schauer von Prieſtertrauma und Geiſtesknechtung.

Wenig berührt vom Wirrwarr der Meinungen, fand ſich Eberhard raſch in die veränderte Lebenslage. Plötzlich Herr zu werden über ſo vieles und ſo viele, das erforderte Ernſt und Haltung, klaren Blick und feſte Hand. Übereifer und Dünkel waren ſeinem Weſen keine Gefahr, eher Bedenklichkeit und Vorliebe für den Platz im Schatten. Seltſam, die Fülle der Verantwortung heiterte ſein Gemüt auf; was der Anteil an der ihm zugewachſenen, ſehr äußerlich bewegten Welt nicht vermochte, das vollendete Sylvias Einfluß.

Im Mai begleitete er ſie und ihre Mutter nach Erfft. Sie machten dort täglich gemeinſame Spaziergänge, und immer wieder erzählte Eberhard von Lenore; erſt ſehen und verhalten, dann, als er tieferes Vertrauen zu ſeiner Zuhörerin gefaßt hatte, ſo offen, daß dieſe Offenheit ſchon ein Zeichen innerer Befreiung war.

Als er von Lenores Heirat mit Daniel Reinhart berichtete, unterbrach ihn Sylvia lebhaft und ſtellte einige Fragen in bezug auf

Daniel. „Ach, das iſt ja unſer Gaſt von damals," ſagte ſie, „das iſt ja der Kapellmeiſter." Und nun erzählte ſie ihrerſeits von dem Aufenthalt Daniels in Erfft, mit einem Lächeln, in dem Nachſicht und wiedererwachte Verwunderung lag.

Auch dieſes Lächeln erſchien Eberhard eigentümlich lenorenhaft. Doch kam er in Sylvias Nähe, gerade weil bei ihr alles ein wenig abgeſchwächt war, deutlicher zur Erkenntnis, was ihn ſo machtvoll zu Lenore hingezogen hatte. Er konnte es nicht in Worte oder Begriffe ſchließen, er fühlte nur, es war das ihm unbekannte Reich der Klänge, der unbekannte Schmelz innerer Melodie, die tönende Ordnung der in Seele verwandelten Muſik.

Anfangs Juni fuhr Sylvia mit Eberhard und ihren beiden Eltern nach Nürnberg zurück. Ein paar Tage ſpäter fand im freiherrlichen Haus die Verlobung ſtatt.

7

Herr Carovius war bezahlt worden. Das Konſortium ſtiller Hintermänner hatte ſich aufgelöſt.

Nie hat es einen befriedigten Gläubiger gegeben, der ſo unglücklich war wie Herr Carovius. Er hatte kein Wegziel mehr; auch die Wegweiſer waren zerbrochen. Das Geld hatte er bekommen, ſchön; auf ſeinen Teil war ſogar ein Profit von über ſechzigtauſend Mark gefallen. Aber was wog das gegen die Erwartung des großen Kladderadatſchs? Was bedeutete Wohlleben und Beſitz gegen den Genuß, den man beim Fall von Geſtirnen empfindet? Was hatte noch Reiz in der Welt, nachdem dieſe hoffnungsvolle Angelegenheit, die als eine Tragödie begonnen und ſich ſo geſteigert hatte, daß man glauben durfte, alle Gegenſätze der menſchlichen Natur würden vernichtend zuſammenprallen, als ein gemeines Rührſtück mit allſeitiger Verſöhnung geendet hatte?

Aber es lag nicht an dem allein, daß Herr Carovius, bisher eine elaſtiſche Geſtalt, einer von den unverwüſtlichen Junggeſellen, denen

keine Schranke geſetzt ſcheint, ſich plötzlich alt werden fühlte. Eine Unruhe war in ſeinem Gemüt, eine böſe Ahnung, eine Angſt vor Wetterwechſel.

Er ſpürte einen inneren Hunger und hatte gleichwohl keinen rechten Appetit mehr auf die Dinge. Verloren, ſeufzte es in ihm, verſpielt und vertan. Doch es konnte denen, die ſich auf ſeine Koſten bereichert hatten, nicht zum Gedeihen ausſchlagen, das wußte er.

Seine Haare fielen aus, und er bekam das Reißen in den Gliedern. Bei zehn Grad Wärme ſchepperte er, und wenn es regnete, blieb er zu Hauſe. Er fing an, ſich auf eigene Fauſt mit der Medizin zu beſchäftigen, namentlich mit der Heilwiſſenſchaft der Altvordern. Er las die Schriften des Paracelſus und erklärte alle, die nach Paracelſus geſchrieben und geforſcht hatten, für Quackſalber und Giftmiſcher.

So wurde er auch in allem Muſikaliſchen immer krauſer und wunderlicher. Er hatte einen altnürnbergiſchen Komponiſten entdeckt, des Namens Staden, und in deſſen Oper Seelewig, der erſten deutſchen Oper überhaupt, wollte er den Gipfel der Kunſt erblicken, über Mozart und Bach hinaus. Er ſpielte ſeiner Nichte Dorothea Arien und Chöre aus „Seelewig“ vor.

„Wenn du das kapierſt,“ eiferte er, „wenn du es ſo weit bringſt, daß ich in deinem Spiel hören kann, was da drinnen liegt, Himmel und Hölle in einem Griff und Bogenſtrich, dann, du Maulaffe, bin ich imſtand und ſetz dich zu meiner Erbin ein.“

Das war das ſehnlich erwartete Wort für Dorothea. Es beſtätigte ihre Berechnung, es krönte ihre Träume. Um es endlich zu vernehmen, war ihr keine Mühe des Werbens zu viel geweſen.

Herr Carovius war ja nicht verwöhnt. Seit ihm die Schweſter den Haushalt geführt, hatte ſich nie ein Frauenzimmer um ihn bekümmert. Aber damals war er jung geweſen; hatte ſich noch im Wahn befunden, ſie warteten auf ihn, die Weiber, und er habe bloß nötig, mit dem Finger zu winken, damit ſie ſcharenweiſe herbeiſtürzten. Und nur weil er die Mißlichkeit der Wahl und die Unkoſten geſcheut,

hatte er es unterlassen zu winken und ihnen großmütig die Freiheit geschenkt.

Daß so eine kleine weiche Frauenhand wie die Berührung eines Zauberstabs wirken konnte, erfuhr er jetzt. Was für eine angenehme Fratze das Döderleinsche Erzeugnis hat, dachte er. Und wenn Dorothea, die ihm noch immer einredete, daß sie ihn heimlich besuchte, als sie sich der Zustimmung ihres Vaters schon lang versichert hatte, einige Tage hindurch ausblieb, wurde er ganz wild und hackte Holz in seiner Küche, um nur etwas zerschlagen zu können.

Übrigens gaben die musikalischen Unterweisungen, die er Dorothea angedeihen ließ, dem jungen Mädchen einen neuen Begriff von ihrer Kunst und weckten ihren Ehrgeiz. Befriedigt von ihrer Willigkeit und ihren Fortschritten, nannte sie Herr Carovius bisweilen scherzhaft den künftigen weiblichen Paganini des Zeitalters und dichtete für sich selbst die Rolle eines dämonischen Impresarios.

Aber was ihm an Dorothea immer mehr auffiel und ihn erstaunen machte, war ihr Verhältnis zu den Spiegeln.

Der Spiegel übte eine unwiderstehliche Gewalt auf sie aus. Begehrliches Entzücken malte sich in ihrem Gesicht, wenn sie beim Vorübergehen ihr Bild im Spiegel fing und hielt, eine lüsterne Unruhe vorher, zurückziehende Ungewißheit nachher. Im Glanz der Augen lag stets Verlangen nach dem Spiegel, Schritt und Gebärde schienen sich im Spiegelgefühl Aufgaben zu stellen und Überraschungen zu bereiten. Die ganze Person lebte wie in Gemeinschaft mit einer geisterhaften Spiegelschwester, deren geliebten Anblick sie sich so oft als möglich zu verschaffen trachtete.

8

Es war Dorothea gelungen, ihrem Vater den Vorteil klar zu machen, der sich für sie, als der nächsten Anverwandten, aus einer liebevollen Beziehung zu Herrn Carovius ergeben mußte. Andreas

Döderlein ſträubte ſich eine Weile, aber er konnte dem vorausblickenden Scharfblick ſeiner Tochter die Anerkennung nicht verſagen.

Als ſie ihm den Auftritt im freiherrlichen Haus erzählt und die ungeheure Summe genannt hatte, die Herr Carovius mit Siegermiene eingefordert, hatte Döderlein ernſt vor ſich hingeblickt. Des verjährten Zwiſtes gedenkend, wahrte er den Schein der Unnahbarkeit und ſagte: „Wir wollen uns nicht des elenden Mammons wegen erniedrigen.“

Ein paar Tage ſpäter jedoch ſagte er ganz von ſelbſt, ſeufzend wie ein Mann, der einen ſchweren ſittlichen Kampf glorreich beſtanden hat: „Tu was du willſt, mein Kind, aber laß es mich nicht wiſſen.“

Man war ja arm. Man lebte von der Hand in den Mund. Das geringe Heiratsgut, das Herr Carovius ſeiner Schweſter mitgegeben, war aufgebraucht. Margaret hätte Anſpruch auf dreißigtauſend Mark gehabt, Herr Carovius hatte ihr nur zwölftauſend ausbezahlt, und dagegen war kein Appell möglich, denn Herr Carovius hatte ſich von ſeiner ſklaviſch ergebenen Schweſter um den Preis ſeiner Einwilligung in die Heirat eine ſchriftliche Verzichtserklärung ausſtellen laſſen.

„Ich bin düpiert worden,“ ſagte Andreas Döderlein und trug ſeinen Groll mit Würde.

Der Direktor der Muſikſchule ſtarb, und Andreas Döderlein, der kraft ſeiner Leiſtungen und auch ſeiner Perſönlichkeit die nächſte Anwartſchaft auf dieſes Amt hatte, erhielt die Beſtallung. Seine ehemaligen Kollegen behaupteten, daß er, um dieſes Ziel zu erreichen, manchen ſauren Gang zu den Machthabern unternommen habe. Döderlein las in ihren Augen den Neid und lächelte.

Aber es war doch ein mühſeliges Leben. „Die Kunſt geht nach Brot,“ ſagte Döderlein mit einem heroiſchen Fernblick. „Was für eine Poſition könnte ich einnehmen, was für Werke könnte ich ſchaffen, wenn ich Zeit hätte! Man gebe mir Zeit, und,“ mit einer Handbewegung nach oben, — „die Adler werden mich grüßen.“

Herr Carovius und der Tod waren gute Freunde. So oft der Tod sein trauriges Geschäft zu verrichten hatte, klopfte er bei Herrn Carovius an, gleich als suche er neben denen, die sein Handwerk mißbilligten und verwünschten, auch einen, der es zu schätzen wußte.

Aber als Herr Carovius erfuhr, daß Lenore Nothafft gestorben sei, fand er, daß sein alter Freund diesmal des Guten zuviel getan habe. Der Fall ging ihm nah. Er hatte ein zusammenziehendes Gefühl in der Magengegend und sperrte sich für die Dauer eines ganzen Tages in seinem Gerichtszimmer ein. Dort verfiel er in eine Art von Katalepsie; sein Gesicht veränderte sich grauenhaft, wie wenn alle Bosheit, alle Hoffnungslosigkeit und alle Verzweiflung des durch Liebe nie entsühnten Menschen für alle Zeiten darin versteinert wären.

Die Vorahnung hatte sich erfüllt.

Es war ein regnerischer Junitag, als sie Lenore begruben, und Herr Carovius, in den schäbigen gelben Überzieher mit den großen Taschen gehüllt, war zugegen. Auch viele andere Menschen gaben Lenore das letzte Geleit. Jede Miene war ergriffen, jedes Auge aufgelockert wie die Erde ringsum. Die sie nicht gekannt, hatten doch von ihr gehört; sie hatten gewußt, daß sie dagewesen war, auf irgendeine Weise, wie man von Himmelserscheinungen hört, und wußten jetzt, daß sie fort war. Einen Augenblick lang wurden sie zu tiefen, schauenden, fühlenden Wesen, einen Augenblick lang entäußerten sie sich ihres nichtigen Tuns, ihrer kleinen Laster, Begierden, Sorgen und Eitelkeiten und wurden inne, daß es nun weniger Wahrheit, weniger Reinheit, weniger Lieblichkeit und weniger Liebe auf der Welt gab.

Herr Carovius ging nach Hause und kochte sich einen Lindenblütentee. Der half ihm oft gegen übles Befinden.

Das Regenwasser tropfte auf das Sims am Küchenfenster, und Herr Carovius sagte vor sich hin: „Das war die letzte Leiche; von nun an geh ich zu keiner mehr."

Um die Abendzeit kam Dorothea, und gleich nach ihr erschien auch Philippine Schimmelweis. Herr Carovius hatte ihr manches Fünfzigpfennigstück zugesteckt für die Spionendienste, die sie ihm geleistet, und jetzt wollte sie erfahren, was er zu dem Unglück sagte. Sein verliebtes Interesse an allem, was die Person Lenores betraf, hatte sie heimlich belustigt, doch hatte sie sich wohl gehütet, ihn dies merken zu lassen, sondern hatte bei seinen Fragen, Aufträgen, Belehrungen und bittern Betrachtungen stets einen scheinheiligen Ernst gezeigt, hatte ihn aufgestachelt, ihm plump geschmeichelt und jede Gelegenheit benutzt, seine lächerlichen Hoffnungen zu nähren. Dadurch war eine wachsende Vertraulichkeit zwischen ihnen entstanden, und die greisenhafte Liebestollheit des Herrn Carovius hatte in Philippine niedrige und verworfene Lüste geweckt.

Sie sagte, sie müsse bald wieder heim; das Kind sei eingeschlafen, das Gatter habe sie zugesperrt, aber man wisse doch nicht, was geschehen könne; mein Gott, in einem solchen Haus geschehe gar viel, da sei es nicht wie in andern Bürgerhäusern.

Die Gegenwart Dorotheas störte und ärgerte sie. Sie setzte sich auf die Ofenbank und sah das junge Mädchen mit giftigen Blicken an. Dorothea ihrerseits konnte ihren Abscheu vor Philippines unbeschreiblicher Häßlichkeit kaum verhehlen. Ihr Mund zuckte, und sie ließ das mit krächzender Stimme redende, mit verbundenem Kopf dasitzende Geschöpf nicht aus den Augen.

Philippine hatte nämlich Zahnweh, und deshalb trug sie das Gesicht eingebunden. Das Tuch war abenteuerlich bunt gesprenkelt, und unter dem Hut ragten zwei Zipfel heraus.

Mit Selbstgefälligkeit und Gruselfreude erzählte sie, einen wie schweren Tod Lenore habe sterben müssen. Nun sitze der alte Jordan flennend in seiner Dachkammer, der Daniel esse nicht und trinke nicht und sehe einen mit Augen an, geradewegs zum Fürchten.

So weit habe es nun gebracht, schmälte sie; zwei Frauen unter der Erde, ein hilfloses Kind im Haus, keine Arbeit, keinen Verdienst,

was für ein Ende werde das nehmen? Die Koſten für die Beerdigung habe die Notarin Rübſam ausgelegt, der Daniel habe ja nicht einmal verſtanden, was man zu ihm geredet, und der Alte habe keine zwanzig Mark im Vermögen gehabt. Sie werde das Elend nicht mehr lang mitanſehen; wenn der Daniel die brotloſe Muſiziererei und Klimperei nicht bald an den Nagel hänge, werde ſie wiſſen, wo der Zimmermann das Loch gemacht.

Gegen ſeine ſonſtige Gepflogenheit unterließ Herr Carovius alle Zeichen der Zuſtimmung. Auch feixte und zwinkerte er nicht, ſondern ſtarrte tiefſinnig und düſter vor ſich hin. Dieſes Schweigen machte Philippine wütend. Sie ſprang plötzlich auf, ging ohne Gruß davon und ſchlug erſt die Zimmer-, dann die Flurtüre hinter ſich zu.

Dorothea ſtand beim Klavier und ſtöberte in den Notenheften. Ihre Gedanken waren mit dem beſchäftigt, was ſie eben gehört hatte.

Sie erinnerte ſich Daniel Rothaffts wohl. Sie wußte, daß zwiſchen ihm und ihrem Vater ein unverſöhnlicher Haß herrſchte. Sie hatte ihn geſehen; man hatte ihr den grimmig blickenden Menſchen auf der Gaſſe gezeigt. Es war ihr damals geweſen, als habe ſie ſchon mit ihm geſprochen, doch wußte ſie nicht mehr wann und wo. Sie wußte ungefähr, was man ſich über ihn erzählte und daß er in der Stadt wie der böſe Feind geachtet war.

Ein zielloſes Verlangen regte ſich in ihrem Innern. Ihr Blut kam ins Prickeln, die ſtockige Umwelt geriet in Bewegung, auf einmal ergriff ſie Geige und Bogen und begann mit lachendem Geſicht und verwegen blitzenden Augen einen ungariſchen Tanz zu ſpielen.

Herr Carovius erhob den Kopf. „Tempo!“ befahl er, „Tempo!“ ſchlug den Takt mit den Händen und ſtampfte mit dem Fuß.

Dorothea lachte, ſchüttelte die Haare und ſpielte immer ſchneller.

„Tempo!“ heulte Herr Carovius, „Tempo!“

Vom Hof herein drang ein krankes Bellen. Es war Cäſar, der Hund, der in den letzten Zügen lag.

Daniels Mutter war gekommen; ſie hatte die kleine Eva mitgebracht.

Aus der Zeitung hatte Marianne den Tod Lenores erfahren; niemand hatte ihrer gedacht, niemand hatte an ſie geſchrieben. Und in der Zeitung hatte nicht einmal ſie ſelbſt es geleſen, ſondern der Eſchenbacher Doktor, der auf den Fränkiſchen Herold abonniert war, hatte ihr eines Morgens das Blatt gereicht und zaghaft auf die Todesanzeigen gewieſen.

Das Begräbnis hatte ſie verſäumt. Sie ging aber auf den Kirchhof und betete an Lenores Grab.

Daniels Verluſt begriff ſie ganz. So wie ſie ihn antraf, ſo hatte ſie ſich vorgeſtellt, daß er ſein würde. In der Maßloſigkeit ſeines Schmerzes, in der ſtummen Verzweiflung erkannte ſie ihren Sohn, er war ihr näher dadurch als irgendwann vorher. Sie würdigte dieſen Schmerz, ſie hatte nicht das Bedürfnis, ihn zu verringern oder abzulenken. Sie ſchwieg, wie Daniel ſelber ſchwieg und legte bloß bisweilen die Hand auf ſeine Stirn. Da murmelte er: „Mutter, ach Mutter!“ Und ſie antwortete: „Laß nur; acht nicht meiner.“

Sie ſagte ſich: Wenn eine Lenore dahingeben muß, in der Jugend Blüte, dann muß man trauern, bis die Seele von ſelber wieder hungrig wird nach Leben.

Eva hatte anfangs verſucht, mit ihrem Stiefſchweſterchen zu ſpielen, wurde aber von Philippine ſtets aus dem Zimmer gejagt. Einmal kehrte ſie ſich gegen die Wütende und rief aus: „Ich werds meinem Vater ſagen.“

„So? Deinem Vater? Sags ihm nur, deinem Vater,“ verſetzte Philippine höhniſch. „Wer is er denn, dein Vater? Was is er, wo is er? Im Pommerland vielleicht?“ Und ſie fügte ſingend hinzu: „Pommerland is abgebrannt – Maikäfer flieg!“

„Mein Vater? der iſt doch da; drinnen iſt er,“ erwiderte Eva verwundert und gekränkt; „biſt ja in ſeinem Haus. Und das Agneslein iſt ja meine Schweſter.“

Philippine riß Mund und Augen auf. „Dein Vater – iſt drinnen ?“ ſtotterte ſie, „und das Agneslein – deine Schweſter ?“ Sie erhob ſich, packte Eva roh an der Schulter und zerrte ſie mit ſich über den Flur in die Stube, wo Marianne und Daniel waren. Mit einem Lachen, das irr klang, und einem Ausdruck von Frechheit und Raſerei im Geſicht keuchte ſie: „Der Balg behauptet, Daniel wär ſein Vater und das Agneslein ſeine Schweſter. So ein hundsföttiſcher Balg!“

Voll Schrecken ſtand Marianne auf und eilte zu Eva hin, die bleich, das Geſicht von Tränen überſtrömt, die Arme nach ihr ſtreckte. „Loslaſſen!“ befahl ſie. Philippine ließ das Kind los und wich zurück. „Iſt denn wahr?“ lispelte ſie plötzlich furchtſam, „iſts denn wahr?“

Marianne kniete auf dem Boden und hob ihr Pflegekind empor. „Geh deiner Wege, du Racker,“ ſagte ſie finſter zu Philippine.

„Daniel?“ machte Philippine fragend, mit aufgehobenen Händen zu Daniel gewandt, und wieder: „Daniel?“ So, als wolle ſie ihn auffordern, zu ſprechen, als wolle ſie ihm verwerfen, daß er ſie betrogen. Es hatte einen unbeſchreiblichen Ton, dies fragende: Daniel, Daniel.

„Geh zu deinem Agneslein,“ antwortete Daniel gequält. Er fühlte ſich je länger, je mehr in Philippines Schuld; und jetzt gar, was ſollte er beginnen ohne ſie, die die einzige Hüterin ſeines Mundes war. Die Mutter konnte nicht in der Stadt bleiben, ſie hatte draußen ihr Brot, und Eva wuchs bei ihr in Frieden auf. Das Agneslein durfte man Philippine nicht rauben, auch wenn es die Mutter hätte übernehmen wollen; an dem Kind hing Philippine mit einer richtigen Affenliebe. Auch für den alten Jordan war Philippine unentbehrlich; Daniel konnte ihm nicht die Stube aufräumen, konnte nicht für ſein Eſſen ſorgen.

Und Philippine ging hinaus. „Der Luderskerl,“ ſagte ſie vor der Türe und ballte die Fauſt, „der Luderskerl! Noch ein Bankert hat er, der Luderskerl! Wart nur, Bankert! Dir kratz ich die Augen aus.“

Das in ſich hineinſchluchzende Kind auf dem Schoß haltend, ſaß Marianne neben Daniel. „Du nicht weinen, Eva,“ tröſtete ſie, „bald fahren wir wieder heim.“

Da schaute Daniel seiner Mutter aufmerksam ins Gesicht, und er erzählte ihr, wie Philippine ins Haus gekommen sei; und erzählte ihr den Betrug Jason Philipps und wie die eigene Tochter den Vater verraten hatte; erzählte ihr, daß sein Vater die anvertrauten Taler zu Jason Philipp getragen und daß Jason Philipp damals, als der alte Jordan in der schlimmen Not wegen seines Sohnes gebeten, einen Teil des Geldes hergegeben und daß er, Daniel, auf das übrige verzichtet habe.

Mariannes Kopf sank tief auf die Brust. „Dein Vater war ein wunderbarer Mann, Daniel," sagte sie nach langem Schweigen, „aber auf die Menschen hat er sich nicht verstanden, und vom Geld hat er erst recht nicht gekannt. Er war wie einer, der blind ist und das Blindsein verbergen will und geht und nicht weiß, wohin und steht und nicht weiß, wo. Nimmst nur auch du so vor, Daniel. Mach die Augen auf! Bitte dich, Daniel, mach die Augen auf!"

Das Kind in ihrem Schoß war eingeschlafen. Als Daniel in sein Gesichtchen blickte (ja, er machte die Augen auf, als er das hatte, süße, holdselige Antlitz der Schlafenden so nah, der sich, vermochte er nicht mehr an sich zu halten, er drückte sie gegen die Brust und schrie, wie wenn es ihm das Herz zerriß: „Ich bin ein Mörder!"

„Nein, Daniel," sagte Marianne leise; „aber jeder, der lebt, ist an dem Toten ein Mörder gewesen."

Aber Daniel krümmte sich in seinem Schmerz und seine Seele knirschte.

„Drunten ist der Vater," flüsterte Eva im Traum.

II

Am schwersten fiel Marianne das Zusammensein mit dem alten Jordan, denn der war nur noch ein Schatten seiner selbst. Zu Daniel in die Stube kam er nicht, sie ging immer zu ihm hinauf, und da saß er, still, hilflos, ausgelöscht, ein Bild der Verlassenheit.

Er ſprach nicht von ſeinem Kummer, er geriet in Unruhe, wenn er in Mariannes Miene Mitleid las. In ſeinem Benehmen war dann etwas Höfliches, ja Weltmänniſches, das im Verein mit ſeinem armſeligen Ausſehen und der armſeligen Umgebung erſchütternd wirkte.

Marianne hoffte von ihm einigen Aufſchluß über Daniels Lebenslage zu bekommen. Die ſehr bedrängten Verhältniſſe des Sohnes waren ihr bekannt, und ſie war deshalb ſchon in großer Sorge; aber ſie wollte auch wiſſen, was er in der Welt galt, und ob das Muſikantentum wirklich eine Sache ſei, auf die ein Menſch ſeine Exiſtenz ſtellen könne. In dieſem Punkt war ihr Mißtrauen und ihre Furcht noch von gleicher Stärke wie ehemals; nur im Hinblick auf Lenore hatte ſie in den letzten Jahren Vertrauen gefaßt; es war, wie wenn ihr Lenores Art, Lenores Gegenwart eine dunkelferne Ahnung von Muſik gegeben hätte. Jetzt kehrten alle Zweifel zurück.

Jordan aber zeigte ſich verſchloſſen, ſobald ſie von Daniel redete. Seine Augen hatten dann einen gepeinigten Ausdruck. Er ſchaute nach der Tür, ſteckte die Hände in die Rockärmel und zog den Kopf zwiſchen die Schultern.

Einmal ſagte er: „Können Sie mir erklären, liebe Frau, weshalb ich lebe? Können Sie mir ſo einen paradoxen Unſinn erklären, wie es mein jetziges Daſein iſt? Der Sohn, ein Lump, ſpurlos verſchollen für die Welt, und für mich nicht mehr vorhanden. Die Töchter im Grab; beide; beide im Grab, liebe Frau. Ich bin ein Mann geweſen, ich bin ein Gatte geweſen, ich bin ein Vater geweſen. Ein Vater geweſen! Was für ein Hohn der Natur! Eſſen, trinken, ſchlafen – was für widerliche Beſchäftigungen! Und doch, wenn ich nicht eſſe, hungert mich, wenn ich nicht trinke, dürſtet mich und wenn ich nicht ſchlafe, bin ich krank. Wie einfältig, wie zwecklos! Für mich ſingen keine Vögel mehr, läuten keine Glocken mehr und haben die Muſiker keine Muſik mehr.“

Da aber Marianne irgendeine Beruhigung um jeden Preis gewinnen wollte, ſo wandte ſie ſich an Eberhard und Sylvia, die faſt

täglich zu Daniel kamen. Die zwei Menschen gefielen ihr; es war so viel Rücksicht in ihrem Betragen, so viel Zartheit in allem, was sie sagten. Das Fräulein nahm nicht den geringsten Anstoß an Daniels finsterer Schweigsamkeit; sie behandelte ihn mit einer Achtung, die Marianne wohltat, weil sie ihr bewies, daß er bei den Guten und Edlen geschätzt war. Der Freiherr schien auf geheimnisvolle Weise immer von Venere zu sprechen, ohne je ihren Namen zu nennen. Es war eine Trauer in seinen Augen, die mit unerbittlicher Gewalt an die Vergangenheit mahnte. Oft war es Marianne zumute, als seien Daniel und dieser Fremde Brüder und zugleich Feinde im Schmerz der Erinnerung. Auch Sylvia schien es zu feuern und sich nicht dagegen zu wehren.

Als Marianne die beiden einmal auf den Flur begleitete, faßte sie sich ein Herz. „Wie wird's ihm denn nun ergehen?" fragte sie, „er hat kein Amt, spricht nie von Arbeit, was soll da werden?"

„Wir haben daran gedacht," antwortete Sylvia, „und ich glaube, es ist ein Weg gefunden. Er wird bald Näheres hören, nur, denke ich, darf er nicht wissen, daß wir die Hand im Spiel haben." Sie schaute ihren Verlobten an, und dieser nickte. Marianne atmete auf.

Darüber waren sich Eberhard und Sylvia von Anfang an klar, daß man Daniel in keiner Form Geld anbieten konnte. Kleine oder große Gaben, sie demütigten ihn, entwürdigten ihn. Von der bedürftigen zur tiefsten Stufe des Seins es bedarf oft nur eines Schritts. Die Hilfsbereitschaft auf unüberwindliche Hindernisse; es ist keine Tatkraft möglich, keine Klugheit, kein liebevoller Betrug, da steht der Reichtum vor der Armut so ratlos wie diese vor ihm.

Entschlossen, der Not des Freundes zu steuern, hatte sich Sylvia an ihre Mutter gewendet. Auf den Beistand der Freifrau war nicht zu zählen, sie war von Andreas Doderlein so nachhaltig gegen Daniel beeinflußt worden, daß sie drohend die Stirn runzelte, wenn man von ihm redete.

Agathe von Erfft setzte sich mit einigen Personen in Korrespondenz, die ihr dienliche Winke geben konnten. Durch diese wurde sie insofern

gefördert, als ſie ohne zeitraubende Irrwege an die rechte Stelle gelangte. Eines Tages erſchien ſie vor Eberhard und Sylvia mit dem fertigen Projekt.

Ein angeſehenes Mainzer Verlagshaus hegte ſchon ſeit Jahren die Abſicht, eine Sammlung mittelalterlicher Kirchenmuſik zu veranſtalten und herauszugeben. Viel Material lag ſchon vor, ein inzwiſchen verſtorbener Muſikſchriftſteller hatte es zuſammengetragen; anderes mußte erſt beſchafft werden; hiezu waren Reiſen nötig, bedeutende Geldopfer, ein Mann vor allem, der die Mühe nicht ſcheute und deſſen Sachkenntnis keinen Zweifel zuließ. Da nun ſchon im Beginn des Unternehmens die Koſten den zu hoffenden Ertrag bei weitem überſtiegen hatten, war der Verleger bedenklich geworden und hatte, weil auch eine geeignete Kraft fehlte, auf die Ausführung des Planes verzichtet.

Agathe hatte ſchon früher davon gehört. Daß die Angelegenheit wieder in Fluß gebracht werden konnte, erfuhr ſie durch eine mittelbare Erkundigung, eine unmittelbare beſtätigte es. Der Verleger wollte jedoch die geſchäftliche Gefahr nicht mehr allein tragen, er ſuchte einen Mäzen, der ſich mit einem Kapital beteiligte. Kam dies zuſtande, ſo war er bereit, Daniel Rothafft, deſſen Name ihm von ungefähr bekannt war, die verantwortungsvolle Aufgabe anzuvertrauen. Da die verſchiedenen Arbeiten, als: das Sammeln in Archiven, Bibliotheken und Klöſtern; die Korrekturen; Erläuterungen; Überwachung des Drucks, und ſo weiter, ſich über eine Reihe von Jahren erſtrecken würden, mußte man ihn der Firma verpflichten und ſei erbötig, ihm bis zur Beendigung des Werkes ein Jahresgehalt von dreitauſend Mark zu zahlen.

Eberhard zog verläßliche Nachrichten über den Ruf und Kredit jenes Hauſes ein, und da dieſe günſtig lauteten, erklärte er, die bedungene Kapitalshilfe leiſten zu wollen.

Ein paar Tage nach dem Geſpräch zwiſchen Sylvia und Marianne erhielt Daniel mit der Frühpoſt einen Brief des Verlags Pfalander

und Söhne, worin er aufgefordert wurde, dem nach Art und Ziel genau bezeichneten Unternehmen seine Dienste zu widmen. Im Falle seiner Einwilligung hatte er nur seine Unterschrift auf den mitgeschickten Kontrakt zu setzen.

Er las alles ruhig von Anfang bis zu Ende durch. Seine Miene erhellte sich nicht. Er schritt einige Male auf und ab, trat dann ans Fenster und schaute hinaus. „In diesem Sommer scheints bloß Regen zu geben," sagte er.

Marianne war zum Tisch gegangen. Sie nahm den Brief samt dem Vertrag und las beides. Ihre Pulse klopften vor Freude, doch drängte sie jede Äußerung aus Furcht vor Daniels Widerspruchsgeist und unberechenbarer Laune zurück. Kaum traute sie sich nach ihm hinzublicken und wartete bang auf das, was er tun würde.

Endlich trat er wieder an den Tisch, zog eine Grimasse, starrte eine Weile auf die Schriftstücke und sagte lakonisch: „Kirchenmusik? Ja; das will ich machen." Langte nach dem Federhalter, tauchte ihn ein und kritzelte seinen Namen unter den Vertrag.

„Gott sei Dank!" flüsterte Marianne.

Am selben Mittag verabschiedete sie sich von Daniel. Eva hing am Hals ihres Vaters und wollte sich gar nicht trennen. Ohne Scheu küßte sie ihn unzählige Male voll naturhafter, sprudelnder Leidenschaft und lachte dabei. Daniel ließ es geschehen. Er blieb ernst. Wenn sein Blick dem Blick des Kindes begegnete, schauderte ihm vor der grenzenlosen Fülle des Lebens, aber er empfand auch eine Verheißung, und dagegen sträubte er sich mit aller Macht.

12

Es war ein sonniger Septembertag. Eberhard, der den ganzen August in Erfft verbracht hatte, war zurückgekehrt, um einige dringende Geschäfte zu erledigen, sowie die Anstalten zur bevorstehenden Hochzeit zu beschleunigen.

Um die Stunde, wo die Gassen voll von spielenden Kindern waren, schritt er versonnen den Burgberg hinan. Er wollte sein Häuschen aufsuchen, das er seit Monaten nicht betreten hatte, es verlangte ihn nach der Stille dort, der tiefen Stille, nach einem Blick in die Vergangenheit, nach einem der schattenhaften Bilder seiner selbst, die er in allen Zeiten wandeln sah, in allen Räumen, wo er gewesen, auf vielen Wegen, wo er gegangen, auf den vergilbten Seiten von Büchern sogar, die er in der Einsamkeit zu Gefährten gehabt.

Er zögerte häufig, blieb stehen, schien unschlüssig. Auf einmal kehrte er um und wandte sich mit ziemlich raschen Schritten gegen den Eyckenplatz. Als er die Tenne von Daniels Wohnhaus betrat, kam dieser die Treppe herunter. Daniel begrüßte Eberhard und reichte ihm die Hand.

„Ich wollte Sie gerade abholen," sagte der Freiherr, „wollte Sie bitten, mit mir in meine Eremitage zu gehen."

Daniel schaute durch seine Brillengläser einer Schwalbe nach, die in fabelhaftem Schwung über die ganze Weite des Platzes schnellte. „Offengestanden, Baron, zum Schwatzen fehlt mir die Lust," antwortete er so schonend, wie es ihm möglich war, zu sein.

„Es muß nicht geschwatzt werden," sagte Eberhard. „Mich drückt ein Geheimnis, und ich kann es Ihnen mitteilen, ohne daß wir zu reden brauchen."

Daniel ging mit.

In dem Häuschen herrschte eine muffige Luft. Eberhard machte aber die Fenster nicht auf; es sollte so still bleiben, wie es war. Daniel setzte sich auf einen der Stühle in der ehemaligen Wohnstube des Freiherrn, Eberhard meinte, er setze sich aus Müdigkeit und nahm gegenüber seinem Gaste Platz. Die Abendsonne fiel schräg auf einen alten Stahlstich, der eine Schäferszene darstellte; eine Maus rumorte in einer Ecke.

„Was ist es also mit dem Geheimnis?" fragte Daniel nach langem Schweigen ziemlich brusk.

Eberhard erhob sich und machte eine Gebärde, die Daniel aufforderte, ihm zu folgen. Sie schritten über den schmalen Gang, eine

winzige Treppe hinauf, und oben, auf dem winzigen Treppenabsatz, entdeckte Eberhard eine Tür, die in die Dachkammer des Hauses führte.

Ein betäubender Modergeruch schlug ihnen entgegen. Daniel hielt sich unwillkürlich ab, der Freiherr jedoch deutete stumm auf die Wände.

„Was ist das? Was für ein Raum ist das?“ flüsterte Daniel heiser.

Alle vier Wände des Raumes waren vollständig von Sträußen, Girlanden und Kränzen verwelkter Blumen bekleidet. Von den meisten Blumen waren längst die Blütenblätter abgefallen und bedeckten ringsherum den Boden. Die grün gewesenen Blätter waren braun geworden, hingen zusammengeschrumpft da, die Stengel waren zerfasert, die Zweige morsch. Manche Sträuße und Girlanden hatten Bänder, deren Rot oder Blau abgeblaßt war, manche hatten Wollfäden, an denen sich Moos angesetzt hatte. Nur manche hatte die schwarze Sonne, wie unten auf den Stabkissen mit der Zahnradspitze, und in den purpurnen Strahlen zitterte ein bitterer Strom von Staub.

Es war ein Blumengrab-Gewölbe, eine Totenkammer der Erinnerungen. Daniel würgte. Schwer lag es in der Luft, um zu ersticken, Frost überlief seinen Rücken, und als Eberhard nun die Tür schloß, wälzte es sich glutendheiß und naß in seine Augen.

„Die Blumen sind von ihren Händen gepflückt und gebunden worden, von Lenores Händen,“ sagte Eberhard. Dann, nach einer Pause: „Sie hat die Sträuße für einen Händler angefertigt, und ich habe sie, ohne daß sie es wußte, gekauft.“ Dann sagte er nichts mehr.

Da schaute Daniel in sein Leben zurück, als wäre ihm ein unsichtbarer Arm auf einen Scheitel. Und er schaute, und seine Seele verging vor Angst und Qual und Reue.

Was war ihm denn geblieben? Zwei Federn waren geblieben. Und eine zerbrochene Harfe; und verwelkte Blumen; und eine Maske aus Gips.

Er sah die abgestorbenen Stengel und die zerfallenen Zweige; einst hatten Lenores Finger sie alle berührt, und wie Liebkosungen ruhten die Finger noch um die toten Blumen. In den staubigen Gespinnen gewoben nisteten die ungenutzten Stunden, versäumte gute Werke,

verſäumter Troſt, verſäumte Aufmunterung, verſäumte Rückſicht, verſäumtes Glück. O, dies Nichtwiſſen um eine Gegenwart, um ein lebendiges Leben, um den wunderbaren Tag, die atmende Stunde, dies Hinſchlurfen, Hinſtürzen, Hinwüten in die Nacht des Wunſchs und Wahns, dies eitle, verbrecheriſch eitle Ungenügen! O, Flügelweſen, Flügelweſen, wo biſt du, wo ruft man dich an?

Nichts geblieben als zwei Gräber, eine zerbrochene Harfe und verwelkte Blumen und eine Maske. Und ein helles Kind dort und ein dunkles hier, und ein drittes, das ins Leben getreten war, um zu ſterben. Und über alldem, hoch über dem Gipfel noch, das Ungeheure, Unausdrückbare, das Meer der Träume, erträumten Klänge, Odem Gottes und hölliſcher Finſternis Verkündigung, Botſchaft der Ewigkeit und Wunder der Zeitlichkeit, Tanz und Schalmei, Donnerſchall und ſüßes Weben, Muſik!

Es war Abend geworden. Der Freiherr ſchloß die Tür. Daniel reichte ihm ſchweigend die Hand und ging nach Hauſe.

Prometheiſche Symphonie

I

Herbſt und Winter hindurch führte Daniel ein ſchweigſames, einſames Leben. Im Frühjahr ſchrieb ihm Sylvia von Auffenberg, er möge zu ihr und Eberhard nach Siegmundshof kommen und einige Wochen bei ihnen zubringen. Er ſchlug es ab, verſprach ſpäter zu kommen.

Bisweilen beſuchte ihn der alte Herold. Er erzählte von den Mißſtänden, die unter Döderleins Regiment an der Schule eingeriſſen waren und ſagte, die Welt ſei drauf und dran, ein Taubenſtall zu werden.

Auch der Provinzler Seelenfromm ſtellte ſich ein, ferner der Architekt mit dem Zungenfehler, und Martha Rübſam kam hie und da. Gegen Ende des Winters erſchien auch Herr Carovius. Er hatte ein um-

gänglicheres Weſen denn ehedem und gab originelle Anſichten über Muſik zum beſten.

Alles Reden klang an Daniels Ohr vorüber. Oft waren mehrere Menſchen um ihn, er ſchien ihnen zuzuhören, und doch war in ſeinem Geſicht eine vollſtändige Geiſtesabweſenheit. Wandte ſich jemand mit einer Frage an ihn, ſo geſchah es nicht ſelten, daß ein kindliches Lächeln auf ſeine Lippen trat. Keiner hatte dieſes Lächeln früher an ihm bemerkt.

Er gab Philippine das Geld zurück, das ſie ihm damals geliehen, als das Klavier gepfändet worden war. Philippine ſagte: „Ei! mir ſcheint, Daniel, du ſchwimmſt in Geld.“ Sie brachte ihm den Schuldſchein, trug das Geld in ihre Kammer und rechnete lang auf einem Stück Papier, ob die Zinſen ſtimmten.

Das Agneslein ſaß am Boden und ſchnullte an einem Puſſholz. Es freute ſich, wenn Philippine da war. Vor ſeinem Vater hatte es Angſt.

Die Freunde hatten gemeint, die Wohnung ſei jetzt zu geräumig, Daniel möge ſie aufgeben und eine kleinere und billigere nehmen. Da war er aufgebrauſt und hatte erklärt, freiwillig werde er ſich hierzu nie verſtehen, das Haus bedeute ihm noch was anderes als ein gemietetes Quartier, und es müſſe alles ſo bleiben, wie es bisher geweſen.

Eines Tages im Frühjahr ſagte er zu Philippine: „Ich geh jetzt fort für lange Zeit. Gib acht auf das Kind, und daß es dem alten Mann droben an nichts fehlt. An jedem Erſten ſchick ich dir das Geld für die Wirtſchaft, und du biſt mir verantwortlich für alles, was geſchieht. Und noch was: ich will dir Lohn zahlen. Du ſollſt mir nicht umſonſt dienen. Ich will dir fünf Taler im Monat geben.“

Das Schüttern, das Daniel ſchon öfter beobachtet hatte, lief über Philippines Züge. Sie ruckte mit den Schultern, machte ihr dümmſtes Geſicht und antwortete: „Spar deine Batzen, wirſt ſie ſelber brauchen, muſt nit gleich 'n großen Herrn ſpielen; kauf lieber dem Agneslein ordentliche Schuh und ordentliche Kleider, is gſcheiter.“ Daniel ließ ſie ſtehen.

Schwerlich war ihre Geldgier geringer geworden, ſeit ſie bei ihren Eltern geſtohlen hatte; ſie liebte das Metall; ſie liebte, es zu ſehen und zu betaſten; ſie liebte die Scheine, liebte es, ſie glatt zu ſtreichen; ſie liebte die Vorſtellung, daß die Menſchen ſie für arm hielten und daß ſie, ihnen zum Poſſen gleichſam, in einem alten Strumpf zwiſchen ihren Brüſten mehr als tauſend Mark herumtrug. Sie liebte es, wenn andre über die ſchlechten Zeiten jammerten, wenn Bettler auf der Straße ihr die Hand entgegenſtreckten. Dann dachte ſie an ihren Schatz, blähte ein wenig den Leib auf, um den alten Strumpf beſſer zu ſpüren, und freute ſich der Sicherheit, die ſie ſich bei ſo jungen Jahren bereits verſchafft hatte.

Trotzdem war ihr zumut, wie wenn ſie Daniel mit den Fingernägeln die Augen auskratzen müßte, als er von Lohn für ihre Dienſte ſprach. Sie empfand es als ſchwärzeſten Undank; wenn in ihrer dunklen, neidiſchen und boshaften Seele ein Kummer überhaupt Wurzel ſchlagen konnte, ſo war es jetzt und aus dieſem Grund.

Sie lief in die Küche und ſchmiß Meſſer und Gabeln voll Wut in den Spülbottich. Nach einer Weile begab ſie ſich zum alten Jordan, klopfte an ſeine verſchloſſene Kammer, und nachdem er ihr geöffnet hatte, teilte ſie ihm erbittert mit, daß Daniel verreiſen wolle. „Kaum iſt ein übriger Groſchen im Haus, ſo treibts ihn ſchon auf die Fuchtel," räſonierte ſie. „Da ſteckt doch ganz gewiß wieder ſo ein Teufelsfrauenzimmer dahinter. Sagen Sies ihm nur, Herr Inſpektor, ſagen Sies ihm nur, was das für eine Gemeinheit iſt, ſein Kind und den alten Vater im Stich laſſen. Sagen Sies ihm, dann kriegen S' zum Sonntag Kartoffelklöß mit Lebkuchenſaft."

Jordan ſchaute Philippine ſcheu ins Geſicht. In ſeinem Auge war etwas wie Hunger nach der verſprochenen Speiſe, denn Philippine hielt ihn bei ſchmaler Koſt, und manchmal ging er heimlich, nur um ſich zu ſättigen, in einen Wurſtladen und kaufte ſich für zehn Pfennige Preßſack.

„Ich will mich nach dem Zweck ſeiner Reiſe erkundigen," murmelte er; „aber ich glaube nicht, daß ich da etwas über ihn vermag."

„Jetzt gehn S' naus, gehn S' a bissla spazieren," befahl Philippine, „die Fenster müssen geputzt wern, die starren ja vor Dreck."

Am späten Abend noch kam Daniel zu Jordan, um sich von ihm zu verabschieden.

„Wohin geht denn die Fahrt?" fragte der alte Mann.

„Will mir ein wenig das deutsche Reich ansehn," erwiderte Daniel. „Hab im Norden droben zu tun, in Städten und auf dem Land."

„Glück zu," sagte Jordan bedrückt, „Glück zu, lieber Sohn. Wie lang bleibst du denn fort?"

„Weiß noch nicht. Kann sein, Jahre."

„Kann sein, Jahre," sprach Jordan, und seine Blicke suchten auf dem Boden Halt; „da werden wir uns auf ewig Lebewohl sagen müssen, scheint mir."

Daniel schüttelte den Kopf. „Wann immer ich auch zurückkomme, ich treff dich noch hier," sagte er mit seltsamer Bestimmtheit. „Hat das Schicksal zu arg mit einem Menschen getrieben, dann geht es ihm aus dem Weg. Es kommt mir vor, als wärst du jetzt ganz schicksalslos."

Jordan antwortete nicht. Seine Augen weiteten sich wie vor Furcht, und er seufzte.

Am andern Morgen verließ Daniel sein Heim. Er hatte eine braune Joppe an, die bis zum Hals mit Hirschhornknöpfen geschlossen war. Darüber hing ein Mantel mit einer Pelerine. Der breitkrempige Hut überschattete das Gesicht, welches jung aussah, obgleich es so ernst, so abgekehrt, daß Stimmen, Blicke und Gerüche von ihm abzuprallen schienen wie bewegtes Wasser von einer steinernen Mauer.

Philippine trug ihm den Koffer zum Bahnhof. Der Mond war mit grellfarbigen Bändern geradezu übersät. Die Weiber auf dem Markt bekamen den Hetscher vor Lachen.

Als Daniel ihr adieu sagte und ins Kupee stieg, tat sie den Mund nicht auf. Mit gerunzelter Stirn, die Fingerspitzen aneinander reibend, stand sie da und schaute beharrlich zur Erde. Nachdem der Zug längst aus der Halle gefahren war, stand sie immer noch da, bis ein

Beamter ſich ihr näherte und ſie, mit ſchlecht verhehltem Spott über die rare Erſcheinung, befragte, worauf ſie warte.

Sie kehrte ihm den Rücken und ging. Sie machte einen Umweg über den Jakobsplatz und ſprach für ein Viertelſtündchen bei ihrer Freundin, der Frau Hadebuſch, vor. Es war ein Sonntag. Benjamin Dorn kam eben von der Kirche und machte Philippine eine tiefe Verbeugung.

Frau Hadebuſch klopfte Philippine auf den Schenkel und zwinkerte bedeutungsvoll.

Herr Francke wohnte nicht mehr bei Frau Hadebuſch. Herr Francke wohnte im Gefängnis. Er hatte einer herrſchaftlichen Köchin die Ehe verſprochen, hatte ſich aber nicht damit beeilt, ſondern einſtweilen nur die Erſparniſſe ſeiner Braut im Billardſpiel vertan.

2

Daniel hatte Empfehlungen an den Prior des Kloſters zu Löhriedt. Dort ſuchte er nach einer Handſchrift, die von einem Zeitgenoſſen des Orlando di Laſſo, wenn nicht von dieſem ſelbſt ſein ſollte.

Er blieb über zwei Monate und arbeitete an dem Sammelwerk. Den Verkehr mit den Mönchen fand er angenehm und war auch bei ihnen wohl gelitten. Einer, der ihn wegen ſeines Orgelſpiels beſonders ſchätzte, aber von ſtrenger Frömmigkeit war, gab ihm zu verſtehen, wie ſehr er es bedauerte, daß er ihm als Proteſtanten nicht mit jenem Vertrauen entgegenkommen könne, mit dem ein Mann ſeinesgleichen ausgezeichnet zu werden verdiene.

„Ei, da wollt ich doch, daß ich ein Jud wär," erwiderte ihm Daniel, „dann könntet ihr erſt recht ſehn, was unſer Herrgott ohne euer Zutun zu machen imſtande iſt."

Der betreffende Kloſterbruder hieß Pater Leonhardt und war ein kleiner, ſehniger Menſch mit ſchwarzen Augen und dunklem Teint. Er ſchien viel erlebt, ſchien manchen Anlaß zu Reue und Buße zu haben, denn ſeine religiöſen Übungen hatten nichts Gewohnheits-

mäßiges, ſondern echte Inbrunſt und Hingebung. Seine Gläubigkeit ergriff Daniel, aber er hatte Angſt vor dem Zuſchauer in ſeinem Innern; er hielt den Zuſchauer für einen Feind, für einen Philiſter, und daher ſah er den Pater Leonhardt lieber gar nicht an.

Er wohnte in der Nähe des Kloſters bei einem Baumeiſter, und einmal beſuchte ihn der Pater Leonhardt. Daniel ſaß am Fenſter und wollte noch raſch eine Korrektur beenden, der Pater ſchaute ſich im Zimmer um, und ſeine Blicke fielen auf eine runde, hölzerne Schachtel, die auf einem Stuhle lag und einer Tortenſchachtel ähnlich war.

„Da haben ſie Ihnen wohl aus der Heimat was zum Schleckern geſchickt,“ bemerkte der Pater, als ſich Daniel erhob.

Daniels Blick folgte dem des Mönchs. Er nahm die Schachtel, zögerte eine Weile und machte dann den Deckel auf. In der Schachtel befand ſich, ganz in Sägeſpäne gebettet, die Maske der Zingarella. Sie war ein Teil von Daniels geringem Gepäck, und er führte ſie überall mit ſich.

Erſchrocken prallte Pater Leonhardt zurück. „Was bedeutet das?“ fragte er.

„Es bedeutet Sünde, und es bedeutet Reinigung,“ antwortete Daniel, indem er die Maske gegen das vergehende Tageslicht hielt; „es bedeutet Schmerz und bedeutet Erlöſung, es bedeutet Verzweiflung und bedeutet Gnade, es bedeutet Liebe und bedeutet Tod, es bedeutet Chaos und bedeutet Geſtalt.“

Von dem Tag ab richtete Pater Leonhardt das Wort nicht mehr an Daniel. Und wenn der fremde Muſiker die Orgel ſpielte, verließ er eilends die Kirche und floh an einen Ort, wohin die Töne nicht drangen.

3

Im Sommer kam Daniel nach Aachen und in die Gegend von Lüttich, Löwen und Mecheln, von da an wanderte er zu Fuß weiter, nach Gent und nach Brügge.

An den Stellen, wo er Nachforſchungen zu betreiben hatte, konnte er ſich meiſt nur durch Briefe verſtändlich machen, die ihm das Verlagshaus geſchickt hatte. Zur Stummheit verurteilt, lebte er fremd und allein.

Sehenswürdigkeiten lockten ihn nicht. Selten ſtand er vor einem alten Gemälde; nur wenn das Schöne ſeinen Weg verſperrte, zwang es ihn zum Aufenthalt. Er ging immer wie zwiſchen zwei Mauern, immer der Naſe nach, kehrte ungern um und ſpürte erſt Müdigkeit, wenn er ſich zum Schlafen hinlegte.

Auch in der Müdigkeit war noch ein nagendes Gefühl des Beraubtſeins, Unruhe auch noch im Schlummer. Haſt drückte ſich aus in ſeinem Auge, in ſeinem Gang, in ſeinen Verrichtungen. Haſtig nahm er die Mahlzeiten, haſtig ſchrieb er ſeine Briefe, haſtig redete er.

Die Blicke der Menſchen auf ſich gerichtet zu wiſſen war ihm eine Pein. Obwohl er ſich in jedem Wirtshaus in die verborgenſte Ecke begab und jeden Anlaß vermied, der ihn zum Zielpunkt der Neugier machen konnte, wurde er doch überall ſofort geſehen, beobachtet und beſtaunt. Denn alles an ihm war auffallend, die Energie ſeiner Mimik, ſeine heftigen Geſten, das Fletſchen der Zähne, der eilige, hackende Schritt, mit dem er durch Gruppen ſchwatzender Leute ging.

Er hatte ſich auf den Anblick des Meeres gefreut. Auf Ungeheures war er gefaßt geweſen, auf ein titaniſch brodelndes Element, den Sturm der Apokalypſe. Das friedliche Schwanken und harmloſe Brauſen enttäuſchte ihn. Man ſollte die Dinge, vor denen einem die Phantaſie Ehrfurcht eingeimpft hat, nicht kennen lernen, dachte er.

Er konnte mit der Natur hadern wie mit einem Menſchen; was er ihre Unvollkommenheit nannte, erregte ſeinen Groll. Doch liebte er eine beſtimmte Stelle in einem Wald, wohin es ihn immer wieder trieb; oder einen Baum in der Ebene; oder die Abendſtunde an einem Kanal.

Am meiſten liebte er die engen Gaſſen der Städte, wenn aus offenen Fenſtern Stimmengemurmel drang und aus geſchloſſenen das Licht der Lampen; wenn er an Höfen und Kellern, an Toren und

Zäunen vorbeiging; eines alten Mannes Geſicht auftauchte, eines jungen Mädchens Geſicht, Arbeiter aus den Fabriken kamen, Soldaten aus den Kaſernen, Seeleute vom Hafen. Da war für ihn Erzählung drinnen; da war er wie der Leſer eines aufregenden Buches.

Einſt ging er in Cleve bei Nacht durch dunkle Straßen. Da ſah er vor einer Kirche einen Mann und eine Frau und fünf Kinder, armſelig gekleidet alle; vor ihnen auf dem Pflaſter lagen mehrere Bündel, die ihre Habe enthielten. Nach einer Weile kam ein Menſch und redete herriſch mit ihnen; ſie hoben die Bündel auf und folgten ihm in traurigem Zug. Es waren Auswanderer, ihr Führer hatte vom Schiff geſprochen.

Daniel dünkte es, als ſpanne ſich eine Saite in ſeiner Bruſt und ſchwinge tonlos. Die ſich entfernenden Schritte der acht Menſchen wurden zum rhythmiſchen Gefüge. Verworrenes teilte ſich ab; finſter Geweſenes ſchoß ins Licht. Voller Beklommenheit ging er ſeinen Weg, die Augen zu Boden geheftet, als ſuche er; und er ſah nicht mehr, hörte nicht mehr, wußte die Stunde nicht.

Nach einer Erſtarrung von anderthalb Jahren wehte Märzwind in ſeiner Seele.

Aber es war wie Krankheit. Ungeduld verzehrte ihn. Sein nächſtes Ziel war Kloſter Oeſede bei Osnabrück, von dort wollte er nach Berlin. Er konnte das Stillſitzen in der Eiſenbahn nicht aushalten; in Weſel gab er ſeinen Koffer als Fracht auf und wanderte mit Mantel und Rucksack weiter. Er marſchierte acht bis zehn Stunden täglich, trotz des ſchlechten Wetters. Es war Ende Oktober, die Morgen und Abende waren kalt, die Straßen naß, die Quartiere elend. Nichts beirrte ihn; er ging und ging, ſuchte und ſuchte, oft bis in die ſpäte Nacht, leidenſchaftlich in ſich verſunken.

Als er ins Eiſen- und Kohlenrevier kam, hob er immer öfter den Blick empor. Die Häuſer waren ſchwarz, die Luft war ſchwarz, die Erde ſchwarz, geſchwärzte Menſchen begegneten ihm. Kupferdrähte ſangen im Nebel, Hämmer dröhnten, gewaltige Räder ſurrten,

Schlöte rauchten, Dampfpfeifen gellten, es war wie Traumviſion, Landſchaft eines unbekannten, verfluchten Sterns.

Eines Abends trat er aus einer Kantine, wo er in Eile etwas zu ſich genommen hatte. Er war noch zehn Kilometer von Dortmund, wo er nächtigen wollte. Er hatte die Dorfſtraße verlaſſen, da flammten ringsum die Feuer der Hochöfen durch den Nebel, der infolgedeſſen blutrot glühte. Bergleute kamen ſchweigend auf das Dorf zu, und ihre müden Geſichter ſahen im Flammenſchein wie dämoniſche Fratzen aus. Fern oder nah, man konnte es nicht unterſcheiden, zog ein Pferd einen Karren über glitzernde Schienen; oben ſtand ein Mann und ſchwang die Peitſche. Tier, Karren und Menſch zeigten ſich rieſengroß, das Hüpott klang wie ein wilder Geiſterſchrei, und die eiſernen Laute aus den Werkſtätten glichen dem Brüllen gequälter Kreaturen.

Da fand Daniel, was er geſucht. Da fand er die wehevolle Melodie, welche ihn von Lenore am Tag ihres Todes fortgetrieben hatte. Wohl hatte er ſie damals aufs Papier gebracht, aber ſie war ohne Folge geblieben, war mit Lenore ins Grab gegangen.

Jetzt war ſie auferſtanden, und alle Folge mit ihr, in wunderbarem Bogen hingedehnt, gegliedert wie ein Leib, erfüllt wie eine Welt.

Aus der Maſchine war ihm die Muſik wiedergeboren worden.

4

Jaſon Philipp Schimmelweis hatte das Haus an der Muſeumsbrücke verlaſſen müſſen. Die Miete war zu teuer geworden, und die Geſchäfte gingen ſchlecht. Der Zufall wollte, daß in dem Haus am Kornmarkt, von welchem er vor zwanzig Jahren ſeinen Aufſtieg genommen, eine billige Wohnung frei war, und er zog dort ein.

Verſtand Jaſon Philipp ſeine Zeit nicht mehr? War er zu alt, zu ſtumpf, um dem Publikum die literariſche Nahrung mundgerecht zu machen? Waren ſeine Anpreiſungen ohne Kraft, die Reizmittel, die er erſann, ohne Würze? Niemand wollte mehr Prachtwerke und

Lexika auf Raten bei ihm kaufen, auch die reichen alten Herren, die nach zweideutiger Lektüre lüstern waren, kamen nicht mehr. Jason Philipp war ein säumiger Zahler geworden, die Verleger schickten ihm keine Kommissionsexemplare, er kam auf die schwarze Liste.

Und er schimpfte über die neueren Schriftsteller und sagte, es sei kein Wunder, daß das Bücherschreiben von lauter nichtswürdigen Subjekten ausgeübt werde, da ja die ganze Nation am Geburtsschwund leide.

Es half aber kein Räsonieren, der Zusammenbruch war nicht aufzuhalten. Ein Mann namens Rindskopf kaufte die Lagerbestände zu Makulaturpreisen, und die Firma Schimmelweis hatte aufgelöst zu sein.

In seiner Bedrängnis hatte Jason Philipp bei der liberalen Partei Unterstützung gesucht. Er pochte auf die Freundschaft, die ihn mit dem vormaligen Führer, dem Freiherrn von Auffenberg, verbunden hatte. Da kam er übel an. Ein Renegat beruft sich auf den andern, hieß es; natürlich, gleich und gleich gesellt sich gern.

Dann ging er den Freimaurern um den Bart und wollte in die Loge eintreten. Doch gab man ihm zu verstehen, daß man einigen Grund habe, der Reinheit seiner Gesinnung zu mißtrauen und daß seine Bemühungen deshalb vergeblich seien.

Eine Zeitlang wurde es ihm schwer, das tägliche Brot aufzubringen. Die Agentenstelle bei der Prudentia hatte er schon längst gekündigt. Seit einer Interpellation im Reichstag und einem großen Prozeß, der kurz hernach gegen die Gesellschaft anhängig gemacht worden war, und den sie verloren hatte, war es mit dem Ansehen des klug ersonnenen Brandschatzungs-Unternehmens vorbei.

Jason Philipp hatte keine andere Wahl: er mußte wieder zur Buchbinderei seine Zuflucht nehmen. Er mußte wieder leimen, schneiden und falzen. Von wo er als ehrgeiziger, plänereicher, selbstsüchtiger, streitbarer Mann ausgegangen war, dorthin kehrte er am Abend seines Lebens arm und verbittert zurück. Nichts hatte gefruchtet, Beredsamkeit nicht, Pfiffigkeit nicht, Wechsel der Überzeugung nicht, Einsicht in die wirtschaftlichen Konjunkturen nicht und Spekulation

nicht. Er hatte niemals an eine gerechte Weltordnung geglaubt, weder als Sozialiſt noch als ehrenfeſter Bürger, jetzt ſchien ſie ihm nicht einmal paſſend für einen Merkſpruch in einer Kinderfibel.

Willibald war nach wie vor ein braver Handlungskommis; Markus bekam einen Poſten in einem Möbelgeſchäft und lernte Volapük, denn er verfocht die Anſicht, daß ſich alle Völker der Erde binnen kurzem nur noch dieſer verbrüdernden Sprache bedienen würden.

Thereſe ſiedelte ſo ruhig in das Haus am Kornmarkt über, als ſei ſie ſchon ſeit Jahren mit dem Gedanken vertraut. Es befand ſich dort ein Erkerfenſter, an dieſem ſaß ſie, wenn die Arbeit in der Küche getan war, und ſtrickte Strümpfe für ihre Söhne. Bisweilen kratzte ſie mit der Nadel ihren grauen Kopf, bisweilen griff ſie nach einem Schälchen ungezuckerten, kalten Kaffees, das ſtets neben ihr ſtand. Ihr Blick war der trübſte Menſchenblick, den man wahrnehmen konnte, ihre Hand die ſchwieligſte, runzligſte Bauernhand, die je eine Städterin gehabt.

Ununterbrochen mußte ſie an das viele Geld denken, das in den zwei Dezennien, die ſie am Ladentiſch in der Plobenhofgaſſe verbracht hatte, durch ihre Hand gegangen war.

Sie malte ſich aus, wohin das viele Geld gerollt ſein konnte, wem es jetzt diente, wen es jetzt quälte. Denn ſie war nun ſeiner ledig, und ſie freute ſich in ihrem Innern, daß ſie ſeiner ledig war.

Eines Tages trat Jaſon Philipp aus ſeinem Arbeitsraum in die Stube, eine Zeitung in der Hand, und rief mit ſtrahlender Miene: „Endlich, meine Liebe, endlich! Ich bin gerächt. Jaſon Philipp Schimmelweis war doch ein guter Prophet. Nun, was meinſt du?“ fuhr er fort, als ihn Thereſe ohne ſonderliche Neugier anſchaute, „was meinſt du? Rate mal. Ich laſſ was draufgehen, wenn dus errätſt. Aber du errätſt es ja nicht, das kann kein Weiberſchädel faſſen.“ Er ſtieg auf einen Stuhl, hielt die Zeitung wie eine Fahne in die Höhe und jubelte: „Mit Bismarck iſts aus! Er wird gegangen! Der Kaiſer hat ihn gefeuert! Nun kann kommen, was will, ich habe nicht umſonſt gelebt.“

Jason Philipp hatte das Gefühl, als sei es hauptsächlich seinem Wirken zuzuschreiben, daß dem großen Kanzler die Zügel der Regierung entrissen worden waren. Seine Befriedigung äußerte sich auch weiterhin auf eine ebenso geräuschvolle wie seinem Alter unangemessene Weise. Er fiel die Bekannten auf der Gasse an und forderte Gratulationen von ihnen. Er spendierte in seinem Stammwirtshaus ein Faß Bier und legte in einer mit allerlei Sarkasmen und volkstümlichen Wendungen gespickten Rede die Gründe dar, weshalb er diesen Tag als den glücklichsten seines Lebens betrachte.

Er sprach: „Erwiese mir das Schicksal die Gunst, vor diesem Schädling, diesem gewissenlosen Tyrannen einmal Mann gegen Mann zu stehen, wahrhaftig, ich nähme mir kein Blatt vors Maul, und er sollte Dinge von mir zu hören kriegen, die ihm noch kein Sterblicher gesagt hat."

Mehrere Monate vergingen, und eines Tages unternahm der mit seinem Geschick hadernde Bismarck von seinem Sitz in Sachsenwald eine Reise nach München. Eine gewaltige Erregung machte sich in Nürnberg bemerkbar, als es hieß, der eiserne Kanzler werde um die und die Stunde den Bahnhof passieren.

Alles wollte ihn sehen, jung und alt, vornehm und gering, schon in der Morgenfrühe drängte sich das Volk in dichten Scharen durchs Königstor.

Bei diesem Schauspiel durfte Jason Philipp nicht fehlen. „Einen Tiger, dem die Krallen abgeschnitten und die Zähne ausgebrochen worden sind, zu beaugapfeln, ist ein Vergnügen, das sich meiner Mutter Sohn nicht entgehen läßt," sagte er.

Seine Ellenbogenkraft leistete ihm nützliche Dienste, und als der Zug in die Halle fuhr, stand unser Rebell in der vordersten Reihe der zu einer undurchdringlichen Masse zusammengeballten Menschen.

Der Zug hatte einige Minuten Aufenthalt, und unter dem betäubenden Hurrageschreides Volkes verließ der Fürst seinen Wagen. Er drückte dem Bürgermeister die Hand und begrüßte einige hohe Offi-

Jaſon Philipp rührte ſich nicht. Es fiel ihm nicht ein, Hurra zu rufen. Nein, es fiel ihm nicht ein. Ein ſäuerlich höhniſches Lächeln umſpielte ſeinen Mund, und ſein ſchon weißer Bart zuckte, wenn er die Lippenwinkel in ſataniſcher Genugtuung auseinanderzog. Es fiel ihm nicht ein, den Hut zu ziehen, trotzdem in ſeiner Nähe ein unheildrohendes Murren vernehmbar wurde. Ich bin konſequent, mein lieber Bismarck, dachte er; ich, Jaſon Philipp Schimmelweis, bin unbeſtechlich.

Doch ſchien ihm die Genugtuung, die wir als ſataniſch bezeichneten, nicht ganz begründet, da ſie in einem zu ſchroffen Gegenſatz zu dem rings um ihn herrſchenden Enthuſiasmus ſtand. Was war in den dummen Pöbel gefahren? Was raſte er? Sah den Feind vor ſich, den Henker, ſah ihn unſchädlich, im bürgerlichen Kleid, und gebärdete ſich, als ſei der Meſſias aus dem Extrazug geſtiegen!

Da dünkte es Jaſon Philipp, wie wenn die Blicke des Fürſten ſich geradeaus gegen ihn richteten, wie wenn der furchtbar große Mann mit dem ſeltſam kleinen Kopf und den ungeheuerlich blauen Augen Anſtoß an ſeinem Schweigen genommen, wie wenn er von ſeiner Geſinnung irgendwie Kunde erhalten hätte.

Das ſäuerlich höhniſche Lächeln erſtarb in Jaſon Philipps Geſicht, er verſpürte eine laue Unkraft, Angſtſchweiß perlte auf ſeiner Stirn, unwillkürlich drückte er die Knie durch und die Bruſt heraus, riß den Hut herunter, öffnete den Mund und ſchrie: „Hurra!“

Er ſchrie Hurra. Der Blick des Fürſten wandte ſich wieder von ihm ab.

Aber Jaſon Philipp hatte Hurra geſchrien.

Er ſchlich beſchämt nach Hauſe. Er zog die Pantoffeln an die Füße („dem Müden zum Troſt“); ſie waren ſchon recht zerfranſt, die Pantoffeln, ſie hatten gelitten im Lebenskampf; er ſtreckte ſich auf dem Sofa aus, das Geſicht zur Wand, den Rücken gegen das Fenſter, gegen die Welt gekehrt.

Wochenlang hatte Daniel in Berlin einsam gelebt, weit draußen, im Osten der riesigen Stadt. Da kam einer der Leiter des Hauses Philander und Söhne zu ihm. Er besuchte den Mann wiederum, und im Verlauf von zwei Stunden wurde er gegen seinen Willen mit einem ganzen Schwarm von Komponisten, Dirigenten, Virtuosen und Musikkritikern bekannt.

Einige hatten von ihm gehört, er erschien ihnen merkwürdig, sie warfen ihre Netze nach ihm aus, er entschlüpfte, mußte sich bei unvermuteten Begegnungen dennoch fangen lassen, mußte Rede stehen, sich enthüllen, fand sich verpflichtet, interessiert, aber keiner hatte Gewalt über ihn, er ging nur zwischen ihnen durch.

Sie lachten über seine Mundart und seine Unmanierlichkeit. Was sie anzog, war sein Selbstrespekt, was sie reizte, war sein verschlossenes Wesen, was sie originell fanden, war, daß er immer wieder für Monate aus ihrem Gesichtskreis schwand.

Eine geschiedene junge Frau, eine Jüdin, Regina Eußmann mit Namen, faßte eine Schwärmerei für ihn. Sie erkannte in Daniel die elementare Natur; je mehr er ihr auswich, je hartnäckiger warb sie um seine Beachtung. Manchmal tat es ihm wohl, wieder eine Frau zu spüren, den helleren Laut, den zarteren Schritt, den reineren Atem, doch glaubte er nicht an Regina Eußmann, weil sie ihm zu wissend schien. Da war nichts von jener Pflanzenart, ohne die ihm eine Frau bildlos und verwildert vorkam.

An einem Wintertag besuchte sie ihn in dem öden Mietszimmer, das er in der Greifswalder Straße bewohnte. Sie setzte sich an das Pianino und phantasierte vor sich hin. Zuerst war es wie Dunst; plötzlich lauschte er betroffen. Was er hörte, klang ihm auf eine halb unbehagliche, halb schmerzliche Weise vertraut. Es waren Motive aus dem Quartett, dem Leonoren-Quartett, wie er es für sich benannt hatte. Es stellte sich heraus, daß Regina Eußmann vor drei Jahren bei der Aufführung in Leipzig gewesen war.

Nach einer laſtenden Stille griff eine Frage Reginas kühn in ſein Inneres. Sie wollte Fäden vom Werk zum Menſchen knüpfen; ſie wollte von ſeinem unbekannten Schickſal den Schleier reißen. Er ſtieß ſie zurück. Danach tat ſie ihm leid, und zögernd fing er an, von ſeiner Symphonie zu ſprechen. Die leidenſchaftlich-ſtumme Teilnahme der Frau hatte etwas Verzauberndes; er verlor ſich, er vergaß ſich, er eröffnete ſich. Er baute das Werk in Worten vor ihr auf, die ſieben Sätze gleich ſieben Treppen eines Tempelturms, ein herrliches Empor in die oberen Sphären, ein tragiſcher Sturm mit tragiſch heitern Pauſen der Erinnerung und Beſinnung, von lächelnden Genien begleitet, welche die Pfeiler der Traumregion ſchmückten und bekränzten.

Dann begab er ſich ans Klavier, ſchlug das wehvolle Hauptmotiv an und die beiden Seitenthemen, kontrapunktierte ſie, ſteigerte, variierte, modulierte und ſang zugleich. Seine Pupillen hatten ſich erweitert und loderten hinter den Gläſern der Brille in grünem Feuer. Da kniete Regina Zußmann neben dem Inſtrument nieder. Vielleicht zwang ſie die Ergriffenheit, dies zu tun, vielleicht wollte ſie ihm einen ſichtbaren Beweis ihrer Andacht und Verehrung geben. Da wurde ihm die Frau plötzlich widerwärtig, das gelöſte Schmachten ihrer Augen erregte ſeinen Ekel, ihre kniende Stellung dünkte ihm wie Spott und Grimaſſe, eine Erinnerung war entweiht, er ſprang auf, eilte wortlos, mit zornig verkniffenen Lippen hinweg und ließ ſie, in ſeinem Zimmer, allein zurück. Als er ſpät in der Nacht heimkehrte, fürchtete er, ſie noch zu treffen, aber ſie war nicht mehr da. Nur ein Brief lag neben der Lampe auf dem Tiſch.

Sie ſchrieb, daß ſie ihn verſtanden habe; ſie habe verſtanden, daß er in ſeiner Vergangenheit wie in einer Feſtung wohne, und daß Schatten um ihn ſeien, die durch keine Anmaßung eines Lebendigen verſcheucht werden dürften. Sie wolle ſich nicht in ſein Inneres drängen, doch habe ſie Angſt um ſeine Zukunft und wie er den Hunger des Leibes, den Hunger des Herzens einſt niederkämpfen würde.

„Schamloſe," murmelte Daniel, „Lyonin!"

Sie habe seine Größe erkannt, hieß es in fast perverser Demut weiter, er sei der Genius, dem sie entgegengeharrt, und sie wünsche sonst nichts, als ihm zu dienen. In der Ferne, da er ihre Nähe nicht ertragen wolle; er möge es sich um seinet- und der Menschheit willen gefallen lassen.

Daniel verbrannte den Brief. In der Nacht wachte er auf und hatte Sehnsucht nach der zärtlichen Berührung einer Unberührten. Er träumte ein Lächeln auf dem Antlitz einer Liebesbegabten, Argles Spielenden, und es schauderte ihm vor sich selbst.

Kurze Zeit hernach fuhr er nach Dresden, wo er in der Königlichen Bibliothek zu arbeiten hatte.

Es kamen Menschen zu ihm, die für ihn wirken wollten. An vielen Zeichen merkte er, daß Regina Eußmann glühende Propaganda für ihn trieb.

Eines Tages erhielt er von einer Gesellschaft von Musikfreunden in Magdeburg die Aufforderung, dort ein Konzert zu leiten. Er schwankte lange, endlich willigte er ein. Äußerlich hatte der Abend nur geringen Erfolg, doch spürten die Hörer seine Macht. Stimmernde Musikanten, sich vergessend, wurden zu beseelten Sklaven seines Arms und Blicks. Ein ungewisses Glück, das er in den Guten weckte, rief ihn weiter auf der Bahn. Zwei Winter lang dirigierte er klassische Konzerte in den Provinzstädten des Nordens. Er war der erste, der damit begann, das Publikum an strenge Programme zu gewöhnen. Der erste erntet selten Dank. Hatte er sich nicht so puritanisch der Darbietung von Süßigkeiten enthalten, von Opernnummern und beliebten Tongemälden, sein Wirken hätte sich besser gelohnt. Er wurde mit Achtung genannt, dennoch ging er dunkel durch die Städte.

Regina Eußmann war immer dort, wo er ein Konzert gab. Er wußte es, auch wenn er sie nicht sah. Bisweilen gewahrte er sie in der vordersten Reihe. Sie näherte sich ihm niemals. Dann und wann erschienen begeisterte Artikel in den Zeitungen, die erkennbar von ihr beeinflußt waren. Einmal begegnete er ihr auf der Treppe eines Hotels. Sie blieb stehen, bleich mit gesenkten Augen. Er ging

vorüber. Da flammte wieder die Sehnſucht auf nach der zärtlichen Berührung einer Unberührten. Hungerte wirklich ſchon ſein Herz? Er biß die Zähne zuſammen und arbeitete die ganze Nacht hindurch. Es ſchien ihm, als bedrohe ihn die düſtere Nüchternheit ſeiner Zeit und ſeiner Welt ſchrecklich. Aber bedurfte es, um ſie abzuwenden, eines Weibes? Die Schatten wichen trauernd zurück, Gertrud und Lenore, ſchweſterlich umſchlungen.

Laß ab von deinem Tun! riefen ſie. Und er ſah, daß ihn die provinziellen Konzertreiſen zu falſchen Zielen lockten, falſchen Ehrgeiz entfachten, ſeine Kräfte zerteilten. Auch ertrug er die blendend hellen Säle nicht mehr, die geputzten Menſchen, die leer kamen, unverwandelt gingen. Es war alles wie Lüge. Da ließ er ab, gerade als die Verführung am ſtärkſten war, als ihn die Berliner Philharmonie eingeladen hatte, in ihren Räumen ſeine eigenen Schöpfungen zu dirigieren.

Plötzlich war er verſchollen. Ehe drei Monate vergingen, war ſein Name zur Sage geworden.

6

Sommer, Herbſt und Winter des Jahres 1893 verbrachte er mit unſtetem Wandern. Bald ſaß er an einem entlegenen Ort in Thüringen, bald in einem Tal der Rhön, bald im Erzgebirge, bald in einem Fiſcherdorf an der Oſtſee. Tagsüber arbeitete er an dem Sammelwerk, in der Nacht komponierte er. Und nur der Firma Philander war ſein jeweiliger Aufenthalt bekannt. Vor den Brotherren durfte er ſich nicht verſtecken.

Allmählich entwöhnte er ſich des Wortes ſo, daß es ihn Mühe koſtete, mit einem Wirt über den Preis eines Zimmers zu verhandeln. Das beſtändige Schweigen meißelte ſeine Lippen zu unheimlicher Schärfe aus.

Er hörte nichts von ſeiner Mutter, nichts von ſeinen Kindern. Es war, als hätte er vergeſſen, daß es Lebendige gab, die ſeiner mit Liebe, mit Angſt gedachten.

Die einzigen Boten aus der Welt waren Briefe, die er in Zwiſchenräumen von vier bis fünf Wochen durch das Verlagshaus in Mainz

nachgeſchickt bekam. Die Briefe waren von der Hand Regina Sußmanns, aber ſie trugen ihre Unterſchrift nicht, ſondern die Schreiberin nannte ſich „die Schwalbe“. Und ſie redete Daniel mit Du an.

Sie erzählte ihm von ihrem Leben, von Büchern, die ſie las, von Menſchen, die ſie ſah, und von ihren Ideen über Muſik. Ihre Mitteilungen wurden ihm nach und nach unentbehrlich, ihre Treue rührte ihn, und daß ſie ſich ihres Namens entäußert hatte, gefiel ihm. Sie hatte eine erſtaunliche Feinheit und Kraft im Ausdruck, und ſo unwahr, ſo geſpannt ſie im perſönlichen Verkehr auf ihn gewirkt hatte, ſo überzeugend und natürlich war alles, was ſie ſchrieb. Nie ein Wunſch, daß er geben möge, was er doch nicht geben konnte; nie eine Klage. Dafür eine Leidenſchaftlichkeit des Verſtandes, die ihm neu war, die er an Frauen noch nicht kannte, eine Glut und Sicherheit im Erfaſſen ſeines Weſens, vor der er ſich beugte wie vor einer höheren Stimme.

Er beantwortete keinen Brief, doch wartete er nicht ſelten mit Ungeduld auf den, der fällig war. Oft dachte er an die Schwalbe, in der Nacht, wenn er an ein ſchwarzes Fenſter trat; er dachte an ſie wie an einen allſehenden Geiſt, der in den Lüften haust. Die Schwalbe, das war ſinnvoll, die unruhige, zarte, ſchnelle Schwalbe. Und er ſah jene eine, die ſich damals in fabelhaftem Bogen über den Kirchenplatz geſchwungen hatte, als Eberhard von Außenberg gekommen war, um ihn zu den verwelkten Blumen zu führen.

Da ſchrieb er an Philippine: „Schmücke meine Gräber, kauf zwei Kränze und leg ſie auf die Gräber!“

„Du mußt zum Wolkengipfel hinan, ſonſt biſt du verloren, Daniel,“ lautete eine Stelle in einem der Schwalbenbriefe; „ſobald du um eine Einſamkeit weißt, mußt du in eine andere, unbewußte ſchlüpfen, ſobald ein Weg ſich dir bahnt, mußt du ins Dickicht ſtürmen, ſobald ein Arm dich umſchlingt, mußt du dich losreißen, und gibts auch Blut und Tränen. Du mußt über die Menſchen hinaus, du darfſt kein Bürger ſein, nichts Liebliches darf dir lieb werden, keinen Begleiter und keine Begleiterin darfſt du haben, kühl und ſtill

müſſen die Zeiten um dich ſchwingen, erzumſchloſſen bleibe dein Herz, denn die Muſik iſt eine Flamme, die im Menſchen, der ſie gebiert, alles durchbricht und verzehrt, bloß nicht den Stoff, den die Götter um den Auserwählten geſchmiedet haben."

Wie hätte da nicht vollends das Bild der rothaarigen Jüdin entſchwinden ſollen, vor der Daniel in Widerwillen geflohen war? Da war eine Muſe, wie ſie von Dichtern erträumt wird. Jüdin, wunderbare Jüdin, dachte Daniel, und dieſes Wort, Jüdin, erhielt für ihn eine eigene Bedeutung von Gemütsgewalt und prophetiſchem Flug.

„Das Werk, Daniel Nothafft, das Werk," ſchrieb dieſe zweite Rahel ein anderes Mal, „der Prometheusraub, wann ſchenkſt du ihn der verarmten Menſchheit? Die Zeit iſt wie erdig ſchmeckender Wein, dein Werk muß Filter ſein; ſie iſt wie ein epileptiſcher Körper im Starrkrampf, dein Werk ſei die heilende Hand, die man ihm auf die Stirn legt. Wann endlich gibſt du, Sparſamer, wann reifſt du, Baum, wann ergieſt du dich, Strom?"

Aber dem Baum eilte es nicht, die Früchte abzuwerfen; der Strom fand den Weg lang bis zum Meer; er hatte Gebirge zu durchhöhlen und Felſen zu zerbrechen. O, qualvolle Nächte, in denen beſtehende Form wieder und immer wieder verfiel! O hundert qualvolle Nächte, in denen kein Schlaf war, nur aufgeregtes Toben vieler Stimmen! Trübe Morgen, wo die Sonne auf zerfetzte Blätter ſchien und auf ein verſtörtes Geſicht, ein Geſicht voll alter, immer neuer Leiden. Und Mondnächte, wo einer ſingend dahinſchweift, nicht fröhlich ſingend, ſondern ſingend wie einſt die Ketzer auf den Marterbänken der Inquiſition; und Regennächte, Sturmnächte, Schneenächte, wo er dem Phantom einer Melodie nachraſt, die halb ſchon ſein Eigentum iſt, halb noch im grenzenloſen Raum unter den Sternen irrt.

Da wurde alle Landſchaft bleiche Viſion, Buſch und Gras und Blume wie Geſpinſt in einem Fieber, Menſchen, die vorübergingen, und Nebelſchwaden, die überm Wald faſerten, waren von ein und derſelben Beſchaffenheit; nichts war greifbar; der Gaumen ſchmeckte

den Biſſen nicht, die Finger ſpürten kein Ding. Schlechtes Wetter war das willkommene; es dämpfte die Geräuſche, machte die Menſchen ſtiller. Verflucht die Mühle, die klappert, verflucht der Zimmermann, der den Balken ſchlägt, verflucht der Fuhrknecht, der die Gäule anruft, verflucht das Lachen von Kindern, das Quaken der Fröſche, das Zwitſchern der Vögel! Ein Jubelloſer blickt auf euch, einer, der ſtumm und taub iſt, einer, der Kleid und Schmuck von der Welt reißen will, damit keine Farbe und kein Glanz ſein Auge ablenkt, einer, der bei Nacht zum Himmel fliegt, um das ewige Feuer zu ſtehlen, und bei Tag in Gräbern wühlt, ein Auswurfling.

Als das Frühjahr kam, begann er den dritten Satz, ein Andante mit Variationen. Es drückte den ſchauerlichen Frieden aus, den Leonores ſchlummerndes Antlitz eine Nacht vor ihrem Tod gezeigt. Da waren plötzlich alle Quellen erſchöpft, und er wußte nicht, warum ſeine Hand und ſeine Phantaſie erlahmten.

Eines Abends kehrte er von einer langen Wanderung nach Arnſtein zurück, einem Marktflecken im Unterfränkiſchen, wo er um dieſe Zeit ſein Quartier aufgeſchlagen hatte. Er wohnte bei einer Näherin, einer armen Witwe, und als er in ſein Zimmer trat, ſah er das Töchterchen der Witwe, ein zehnjähriges Kind, vor der geöffneten Schachtel ſtehen, in der ſich die Maske der Zingarella befand. In harmloſer Neugier hatte das Mädchen den Deckel heruntergenommen und war gebannt von dem unerwarteten Anblick.

Als es Daniel gewahr wurde, zuckte es erſchrocken zuſammen und wollte fliehen. Aber Daniel legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte: „Bleib nur!“ Er fühlte den mageren Körper, die furchtſam bebende Geſtalt unter ſeiner Hand, und eine ferne Erinnerung ſchlug ihm wie mit Krallen in die Bruſt. Der Mund der Maske ſchien zu ſprechen, Stirn und Wangen leuchteten weiß; wenn er die Augen abwendete, tanzte oben im Raum ein Elfchen, und das Elfchen erregte eine ſchuldvolle Unruhe in ſeinem Gemüt.

7

Philippine wollte nie erlauben, daß das Agneslein mit andern Kindern ſpielte.

Einmal war das Kind auf den Platz gegangen und hatte zugeſchaut, wie kleine Mädchen „Schneider, leih mir die Scher" ſpielten und lachend von Baum zu Baum liefen. Gern hätte es ſich zu ihnen geſellt, aber niemand forderte das blaſſe, ſcheue Weſen auf, am Spiele teilzunehmen. Da ſchoß Philippine wie eine Furie daher und rief erboſt: „Geh in die Stuben nauf, ſonſt kriegſt a Schelln, daß dir drei Tag lang die Zähn im Maul klappern."

Auch zog ſie immer ein ſchiefes Geſicht, wenn der alte Jordan ſich zu dem Kind ſetzte, um mit ihm zu reden. Beachtete er dies Zeichen ihres Unwillens nicht, ſo begann ſie erſt leiſe zu ſingen, dann lauter, dann ſchimpfte ſie in gehäſſiger Weiſe und gab ſich nicht eher zufrieden, als bis Jordan mit einem Seufzer aufſtand und hinausging. Er durfte es nicht wagen, Philippine zu trotzen; ſie beſtrafte ihn, indem ſie ihm ſchlechtes Eſſen und winzige Portionen verabreichte. Und er litt viel an Hunger. Er verdiente nur ein paar Groſchen in der Woche und mußte das Geld ſparen, damit er die Ausgaben beſtreiten konnte, die ihm durch die Arbeit an ſeiner Erfindung verurſacht wurden.

Er glaubte an die Erfindung. Sein Glaube ward mit den Jahren immer feſter. Kein Mißlingen beirrte ihn; im Gegenteil, er war überzeugt, daß ihn jeder Fehlſchlag näher zum Ziel brachte.

Einſt fragte er Philippine: „Warum wollen Sie denn nicht, daß ich mich ein bißchen mit meinem Enkelchen beſchäftige? Es tut mir ſo wohl, es lenkt mich ab, es mildert die Spannung meines Geiſtes."

„Blödes Geſchwätz," antwortete Philippine, „das Agneslein iſt mit ſeinem Vater übel genug dran, der Großvater, der fehlet mir noch, der tät das Kraut fett machen."

Ein andermal sagte der Greis: „Schließen wir einen Vertrag: Sie lassen mich täglich eine halbe Stunde bei dem Kind, und ich besorg Ihnen dafür die Gänge in der Stadt."

Philippine erwiderte grob: „Meine Gäng besorg ich mir selber, und das Agneslein gehört mir; basta."

Dabei war Philippine um jene Zeit besonders guter Laune. Es hatte sich nämlich gefügt, daß Benjamin Dorn, der zusammen mit Herrn Zutel von der „Prudentia" weggegangen und jetzt bei der Gesellschaft „Excelsior" beamtet war, sich lebhaft für sie interessierte. Philippine hatte einer Freundin, der Frau Hadebusch, in einer schwachen Stunde verraten, daß sie beträchtliche Ersparnisse besaß, und mit dieser Wissenschaft hatte Frau Hadebusch den Methodisten auf ernste Heiratsgedanken gebracht.

Der Methodist gab sich Mühe, Philippines Gunst zu gewinnen. An ihrer gottlosen Denkungsart nahm er freilich Anstoß und schüttelte betrübt den Kopf, wenn sie ihn einen Pfaffen nannte und erklärte, das fromme Getue sei ihr wurscht, die Hauptsache wäre, daß man Moneten im Sack habe, eine Meinung, der Frau Hadebusch mit allem Nachdruck beipflichtete. Frau Hadebusch sagte zu Benjamin Dorn, eine tüchtigere, drallere, vermöglichere, von oben bis unten besser ausstaffierte Person als das Fräulein Schimmelweis könne er auf dem ganzen Erdenrund nicht ausfindig machen, er und sie seien für die Ehe geschaffen wie Essig und Öl für den Salat. Man solle nur sehen, was für stattliche Gewänder die Person habe und wie sie sich zu putzen verstehe, und von guter Familienabstammung sei sie noch überdies; kurz, jedem Mann wäre zu gratulieren.

Und zu Philippine sagte Frau Hadebusch: „Der Dorn, das ist ein Schreiber, wie es ausgezeichneter keinen gibt. Der führt Ihnen eine Feder, daß es ein wahrer Staat ist. Er hockt ein basta, no ja; wie viele geben auf zwei gesunden Beinen und haben bloß Lumpereien im Kopf. Der aber, kein Wässerlein kann er trüben; er ist so sanft wie Zwetschgenmus, und wenn ihn ein Hund anbellt, gibt er ihm ein Stück Zucker. So ein Mann ist das."

Im Oktober gingen Benjamin Dorn und Philippine auf die Fürther Kirchweih, und das Agneslein wurde natürlich mitgenommen. Benjamin Dorn wußte, was er sich schuldig war; er ließ Philippine zweimal auf dem Karussell fahren, zahlte das Entree in ein Wachsfiguren-Kabinett und nahm ein Los am Glückshafen. Es war eine Niete. Da setzte er Philippine auseinander, daß es unmoralisch sei, in einer Lotterie zu spielen, und kaufte eine Tüte mit Pfeffernüssen, was doch ein solider Genuß war.

Philippine benahm sich außerordentlich kokett. Sie lachte grundlos, sie verdrehte die Augen, sie sprach mit gespitzten Lippen, sie wackelte mit den Hüften und ergriff jeden Anlaß, um ihre Bildung zu zeigen. Als sie mit der Eisenbahn zurückfuhren, sagte sie, sie habe Lust, einmal in einer Chaise zu sitzen; aber zwei Rosse müßten sein und ein Kutscher mit einem Zylinder. Benjamin Dorn entgegnete, solches ließe sich machen; und er deutete schalkhaft an, daß er eine gewisse feierliche Zeremonie nicht ohne ein derartiges Vehikel veranstalten würde. Philippine kicherte und sagte: „Joi, Sie sind ja ein ganz Geriebener.“ Worauf Benjamin Dorn glücklich und verlegen grinsend zu Boden schaute.

Dann trennten sie sich, denn das Agneslein war in Philippines Arm schon eingeschlafen.

Wie sich Philippine zu der Bewerbung des Methodisten innerlich verhielt, war schwer zu ermessen, obgleich sie so tat, als fühle sie sich geehrt und in ihren Erwartungen geschmeichelt. Benjamin Dorn war seiner Sache keineswegs sicher, und wenn Frau Hadebusch auch noch so resolut ins Zeug ging, mußte sie sich von Philippine immer wieder vertrösten lassen.

Nie zuvor aber hatte Philippine so viele Lieder geplärrt, nie waren ihre Bewegungen so burtig gewesen. Jeden Tag zog sie ihr Sonntagskleid an und schmückte es mit den erlesensten Bändern; und wusch ihre Hände mit Mandelseife und frisierte sich vor dem Spiegel. Einwelfransen waren nicht mehr modern, dafür baute sie aus ihren Haaren einen Turm und sah aus wie eine Chinesin.

Bisweilen besuchte sie Herrn Carovius, den sie stets allein traf, denn Dorothea Döderlein war von ihrem Vater nach München geschickt worden, wo sie sich in ihrer Kunst vervollkommnen sollte. Mit halben Worten, augenwinkernd, dumm und herausfordernd lachend, berichtete sie von Benjamin Dorn und seinen Absichten, wie wenn es gar nicht anders möglich sei, als daß Herr Carovius die brennendste Neugier nach ihren Erlebnissen trage. Herr Carovius war ihrer schon längst überdrüssig, mochte ihr aber die Tür nicht weisen. Es stand mit ihm so, daß er aufatmete, wenn er eine menschliche Stimme hörte. Es stand mit ihm so, daß er sich in seinen vier Wänden vor der Stille fürchtete. Keiner kam zu ihm, keiner sprach mit ihm, und er seinerseits getraute sich keinem zu nahen. Mit dem Hochmut von ehedem war es aus, und nun fand er keinen Weg mehr zu den Menschen. Ging er ins Paradies ein, so kannte ihn niemand. Die Brüder vom Jammertal waren gestorben, ein anderes Geschlecht saß da, von anderer Herkunft, mit andern Liedern, und er war alt.

Dorotheas Abwesenheit konnte er nicht verwinden. Er zählte die Tage bis zu ihrer Rückkunft, und das Klavier öffnete er nicht mehr, weil alle Musik, und die zumeist, die er liebte, einen Trübsinn aufschießen ließ, der die Stube erfüllte gleich Miasmen.

Der Nero unserer Zeit litt an der Cäsarenmelancholie. Der Menschbürger war in die unterste Tiefe des finstern Schachtes hinabgesunken, den er selber gebohrt, um alle Freuden, alles neue Werden, alle Flügelwesen darinnen zu verscharren.

Das schlimmste war, daß er keine Beschäftigung hatte und daß hiegegen kein Kopfzerbrechen half. Die Welt lief ihren Gang, rätselhaft, lief ihren Gang ohne seine Kritik, ohne seinen Beifall, ohne seinen Richterspruch und seine Totengräberei.

Philippine ärgerte sich über den schwatzhaften Schönbecker, und ihre Besuche wurden spärlicher. Mit Frau Hasenbusch wollte sie sich nicht aussprechen, die schien ihr zu nahe beteiligt bei der Sache; sei's hatte sie niemand, und sie mußte ihre Ungeduld und Aufregung im Zaum halten.

Es wurde Weihnachten. Am Heiligen Abend hatte ſie für Agnes einen kleinen Tannenbaum geſchmückt und Kerzen darauf angezündet. Als Chriſtgeſchenke für das Kind lagen ein großer, brauner Lebkuchen, ein Körbchen mit Äpfeln und Nüſſen und eine billige Puppe unter dem Baum. Für den alten Jordan hatte ſie ein paar Stiefel gekauft, deren er dringend bedurfte. Seit dem Herbſt ging er mit zerriſſenen Sohlen herum.

Der alte Jordan ſaß neben der Tür und hielt die Stiefel auf den Knien. Agnes betrachtete mit ihren traurigen Augen die Puppe, ohne ſie anzurühren. Nachdem der Inſpektor eine Weile in die flackernden Kerzenflammen geſtarrt hatte, ſagte er: „Dank Ihnen, Philippine, dank Ihnen. Sie ſind eine wirkliche Wohltäterin. Auch daß Sie des Kindes gedacht haben, dank ich Ihnen. 's iſt ja ein armſeliges Ding, ſo eine Puppe aus dem Fünfzigpfennigbaſar, aber wer Kindern ſchenkt, verdient ſich den Himmel, und es wird dabei nicht gewogen und nicht gezählt."

„Lamentieren S' doch nicht allewerl," wies ihn Philippine ſchnöd zurecht. Sie biß an ihren Nägeln und war kaum imſtande, ihre Erregung zu verbergen. Frau Hadebuſch hatte ihr Nachricht gegeben, daß Benjamin Dorn noch im Laufe dieſes Abends kommen werde, um ihr einen förmlichen Heiratsantrag zu machen.

„Warte nur, Agnes," fuhr der alte Jordan fort, „warte nur, bald wirſt du ein Wunderding von einer Puppe zu ſehen kriegen. Noch ein paar Jährchen, und die Welt wird ſtaunen. Du aber biſt die erſte, die das vollendete Werk ſchauen darf. Die erſte biſt du, Agneslein. Was haben wir denn heute, am heiligen Chriſtfeſt doch, zu eſſen?" wandte er ſich zaghaft an Philippine.

„Kalte Raundſcher und gſottne Mehlwürmer," erwiderte dieſe bölniſch.

„Und . . . und . . . keinen Brief von Daniel?" fragte er mit veränderter, trüber Stimme, „nichts? gar nichts?"

Philippine zuckte die Achſeln. Der alte Mann erhob ſich und ſchwankte hinaus, um in ſeine Kammer zu gehen.

Bald danach hörte Philippine humpelnde Schritte, und die Gatterglocke läutete. „Mach auf," befahl Philippine dem Kind. Agnes verließ die Stube und kehrte mit Benjamin Dorn zurück. Der Methodist trug einen schwarzen Anzug, und in der Hand hielt er ein schwarzes Filzhütchen, das flach wie ein Pfannkuchen war. Er verbeugte sich vor Philippine und fragte, ob er nicht störe. Philippine schob ihm einen Stuhl hin, er nahm umständlich Platz und lächelte scheu. Da Philippine schwieg und nur gespannt in sein Gesicht starrte, fing er an zu sprechen.

Zuerst verbreitete er sich über die Vorzüge des Ehestands im allgemeinen, dann, daß es für ihn im besondern wünschenswert sei, ein braves Weib heimzuführen. Er habe lange mit sich im Kampf gelegen, doch Gott habe ihn erleuchtet und auf den rechten Weg gewiesen. So trage er denn kein Bedenken mehr, dem Fräulein Schimmelweis Herz und Hand anzubieten, könne aber nicht umhin, den Wunsch auszudrücken, daß sie den wichtigen Schritt noch einmal in christlicher Weise reiflich erwäge.

Philippine war unruhig von einem Fuß auf den andern getreten. Plötzlich lachte sie. Sie beg den Oberkörper vor und lachte heftig. „No, Sie Kniedlaskopf," fing sie an, „Sie wolln gwiß nur mein Geld! Sagen S es aufrichtig, mein Geld wollen S haben, was?"

Während Benjamin Dorn dumm und bestürzt dreinsah, geriet sie mehr und mehr in Wut. „Das tät Ihnen schmecken, Sie Habenichtsnosn," schrie sie, „so a Madl, was gleich den Verstand verliert, wenn sich a Mannsbild blicken läßt, und die sich ihre paar Batzen zsammgspart hat, daß sich der Spratzl auf die Barenhaut legen kann. Da wird nix draus, die Philippin betackelt man nicht, die weiß, was ihr für Lumpenvolk seid. Marsch, fort mit Ihnen, fort! Hinaus!" Sie warf rabiat die Arme und wies nach der Tür.

Benjamin Dorn stand auf, stotterte erschrocken, zog sich rückwärts gehend nach der Tür zurück und verschwand dann so rasch, daß Philippine neuerdings in schrilles Gelächter ausbrach. „Kumm her,

Agneslein," ſagte ſie dann, ſetzte ſich auf den Tritt im Erker und nahm das Mädchen auf ihren Schoß.

Lange ſchwieg ſie, und das Kind getraute ſich nicht zu ſprechen. Beide ſchauten in die Kerzenlichter des Chriſtbaums. „Singen wir was," ſagte Philippine endlich. Mit heiſerer Baßſtimme begann ſie „Stille Nacht, heilige Nacht" zu ſingen, und mit hohem, mutloſem Stimmchen fiel Agnes ein.

Als ſie das Lied geſungen hatten, entſtand wieder ein Schweigen.

„Wo iſt denn mein Vater?" fragte Agnes plötzlich, ohne Philippine anzublicken. Es klang, als habe ſie ſeit Jahren auf die Gelegenheit gewartet, dieſe Frage zu ſtellen.

Philippines Geſicht wurde grau, ihre Zähne mahlten. „Dein Vater, der lungert im Land herum," antwortete ſie und blies ein Lichtchen aus, welches im Niederbrennen einen Zweig zum Glimmen gebracht hatte; „er hats auf Weibsleut abgeſehen und läßt alle Sieben grad ſein. Klimpern tut er und 's Papier vollſchmieren. Da kann eins verrecken, und er kümmert ſich nicht drum." Mit einem rohen Stoß ſetzte ſie das Kind auf die Erde, ſprang empor, ging zum Fenſter und riß es auf, als könne ſies vor Hitze nicht aushalten.

Sie beugte ſich über das ſchneebedeckte Sims.

„Es huſchert mich," klagte das Mädchen. Aber Philippine hörte ſie nicht.

8

Daniel ſchrieb an Eberhard und Sylvia, ob er zu ihnen kommen könne. Er dachte: dort ſind Freunde, vielleicht brauch ich wieder einmal Freunde.

Von einer fremden Hand erhielt er den Beſcheid, daß die Baronin bedaure, ihn in Siegmundshof jetzt nicht aufnehmen zu können, aber ſie liege im Wochenbett; ſie ſende ihm herzliche Grüße und laſſe ihm mitteilen, daß es ſowohl dem Neugeborenen wie auch dem andern Kind, welches nun ſchon drei Jahre alt ſei, gut gehe; beides ſeien Knaben.

„Überall wachsen Kinder auf," sagte Daniel, und er packte seinen Koffer und reiste langsam südwärts, der Heimat zu, so langsam, als fürchte er sich vor einem Ziel, wohin zu gehen es ihn doch zwang.

An einem Abend im April kam er in Nürnberg an. Als er in die Stube trat, schlug Philippine laut klatschend die Hände zusammen und blieb wie angewurzelt stehen.

Agnes maß den Vater mit scheuen Blicken. Sie war hochaufgeschossen, weit über ihre Jahre.

Der alte Jordan kam herunter. „Du siehst schlecht aus, Daniel," sagte er und wollte Daniels Hand nicht loslassen, „dürfen wir nun hoffen, dich hier zu behalten?"

„Ich weiß nicht," erwiderte Daniel und schaute geistesabwesend an den Wänden hin, „ich weiß nicht."

Am dritten Tag bemächtigte sich seiner eine ganz ungewohnte Bangigkeit. Ihm war, als sei er irre gegangen und als habe es ihn innerlich an einen andern Ort getrieben. Er ging zu Philippine in die Küche. Sie buk für ihn Kartoffelnudeln, in Schmalz. Es roch gut.

„Ich fahr nach Eschenbach hinaus," sagte er zu seiner eigenen Verwunderung, denn der Entschluß war mit dem Wort gekommen.

Philippine riß die Pfanne vom Feuerloch, das Feuer stieg jäh in die Höhe. „Meinetwegen fahrst hin, wo der Pfeffer wächst," knirschte sie ingrimmig. Beschienen von den Flammen, sah sie wie eine Hexe aus.

Daniel schaute sie prüfend an. „Was ist mit der Agnes?" fragte er nach einer Weile, „warum geht nur das Kind aus dem Weg?"

„Wird schon wissen warum," versetzte Philippine tückisch und stellte die Pfanne wieder aufs Feuer, „die ist keine Zulaufige."

Daniel verließ die Küche.

„Zu seinem Bankert fahrt er, der Luderkerl, zu seinem Bankert," murmelte Philippine. Sie kauerte sich auf den Schemel und starrte dumpf vor sich hin.

Die Kartoffelnudeln verkohlten.

Bei ſinkender Nacht betrat Daniel das Häuschen der Mutter. Als er die Mutter gewahrte, wußte er, daß ein Unglück geſchehen war.

Eva war fort. Eines Abends, vor vier Wochen, war ſie verſchwunden geweſen. Eine Seiltänzergeſellſchaft hatte Vorſtellungen im Städtchen gegeben, die wurde beſchuldigt, das ſchöne Kind geraubt zu haben. In dieſer Überzeugung hatten ſich die Eſchenbacher Leute auch dann nicht erſchüttern laſſen, als die Gendarmerie die umherreiſende Geſellſchaft aufgegriffen hatte, ohne des vermißten Mädchens habhaft zu werden.

Alle Gemeinden des Kreiſes waren alarmiert worden, im ganzen Land wurden die Nachforſchungen betrieben, noch bis zur Stunde; vergebens, es war nirgends eine Spur zu finden, der Fall war den Behörden wie den Einwohnern ein Rätſel.

Die Wälder wurden durchſucht, die Weiher abgelaſſen, die Landſtreicher befragt, vergebens. Da hatte eines Tages der Bürgermeiſter einen Brief ohne Unterſchrift bekommen, und ſein Inhalt war dieſer: „Das Mädchen, nach dem ihr fahndet, iſt wohl aufgehoben. Es iſt kein Zwang an ihr geübt worden, freiwillig und aus Liebe zur Kunſt iſt ſie mit denen gegangen, bei welchen ſie weilt. Sie ſchickt ihrer Großmutter zärtliche Grüße und hofft, ſie einſt wiederzuſehen, wenn ſie erreicht hat, was ſie ſich wünſcht.“

Darunter hatte Eva mit Federzügen, die Marianne Rothafft als ziemlich zweifellos von dem Kinde herrührend bezeichnet hatte, geſchrieben: Das iſt wahr. Lebwohl, Großmütterchen!

Die Leute, die mit Marianne um den Verluſt des Kindes von Eſchenbach trauerten, ſagten, wenn es Eva wirklich ſei, die dieſe Zeilen geſchrieben hatte, ſo ſei ſie eben von den Räubern dazu genötigt worden.

Der Brief trug den Poſtſtempel einer rheinpfälziſchen Stadt. Ein Telegramm ging hinüber, die Antwort lautete, es habe vor kurzem

eine Geſellſchaft von Gauklern dorten gaſtiert, aber ſie ſeien längſt abgereiſt; auf welcher Straße ſei nicht bekannt, wahrſcheinlich nach Frankreich hinüber.

Marianne war gebrochen. Sie hatte keine Lebensluſt mehr, ſogar über die Ankunft Daniels bekundete ſie keine Freude.

Und Daniel war es, wie wenn der hellſte Stern an ſeinem Himmel untergegangen ſei. Als er das Furchtbare aufgefaßt hatte, ſchlich er in die Dachſtube, warf ſich auf das verlaſſene Bett ſeiner Tochter und ſchluchzte. Weinſt du, Mann, weinſt du endlich? ſchien eine Stimme zu rufen.

An vielen Abenden ſaß er bei der Mutter, und ſie grübelten beide vor ſich hin. Einmal fing Marianne an zu ſprechen, und ſie erzählte von Eva. Die Vorliebe des Kindes für Schauſtellungen aller Art habe ſie ſtets beunruhigt; vor Jahren ſei eine Truppe wandernder Komödianten im Ort geweſen, da habe die damals erſt Achtjährige eine leidenſchaftliche Erregung gezeigt und ſich vom Morgen bis zum Abend vor der Bude herumgetrieben, in welcher die Leute geſpielt. Auch habe ſie Bekanntſchaft mit einigen von ihnen geſchloſſen, und eine junge Perſon habe ſie dann zu der Aufführung eines Stückes mitgenommen. So oft ein Zirkus auf dem Jahrmarkt geweſen, hätte man ſie kaum bändigen können; „bisweilen dacht ich nur, es muß Zigeunerblut in dem Kind ſein," ſagte Marianne traurig, „aber es war ein ſo gutes und folgſames Kind ſonſt."

Ein andermal erzählte ſie folgendes. An einem Sonntag im Frühjahr habe ſie einen Spaziergang mit Eva gemacht. Es ſei ſpät geworden, auf dem Rückweg ſei die Nacht eingebrochen, ſie hatten durch den Wald gehen gemußt, da habe ſie ſich müde auf einen Baumſtumpf geſetzt, um ein bißchen zu raſten. Der Mond habe geſchienen, es war eine kleine Lichtung da, plötzlich ſei Eva aufgeſprungen und habe zu tanzen begonnen. „Das war wunderlich anzuſehen," ſchloß Marianne ihren Bericht, „das ſchlanke, zarte Figürchen, wie es ſich im Mondſchein und auf dem Mooſe lautlos um ſich ſelbſt gedreht

hat. Aber mir hats das Herz zusammengeschnürt, und mir war, als sollte sie nicht mehr lange bei mir bleiben."

Daniel schwieg. O, zauberisches Ding du, dachte er, Erbteil und Geschick.

Drei Wochen blieb er bei der Mutter, dann engte ihn das Gewohnte zu sehr ein, Haus und Städtchen, und er nahm Abschied. Er fuhr nach Wien; dort hatte der Kustode an einem kaiserlichen Institut wichtige alte Handschriften für ihn liegen.

Anderthalb Monate später bekam er einen Brief, der ihn erst nach allerlei Irrfahrten erreicht hatte. Er meldete ihm den Tod seiner Mutter. Der Lehrer von Eschenbach schrieb ihm dieses mit dem Hinzufügen, daß die Greisin in der Nacht friedlich und schnell verschieden sei.

Ein zweiter Brief folgte, darin wurde er um Anweisungen gebeten, was mit dem Häuschen geschehen solle, und ob es zum Verkauf auszuschreiben sei; ein Nachbar, der Getreidehändler Merk, habe sich freiwillig angeboten, Daniels Interessen zu vertreten.

Daniel antwortete, sie möchten tun, was ihnen am besten schiene. Es lasteten Schulden auf dem Häuschen, und der Verkauf konnte keinen großen Ertrag bringen.

Er verkroch sich in eine Einöde.

10

In kleinen Städten und Dörfern an der Donau brachte er endlich den dritten Satz der prometheischen Symphonie zu Ende. Als er wie aus Fieberdelirien erwachte, war es Herbst geworden.

An einem Morgen im Oktober hörte er einen Heiligen die Orgel spielen. Es war in Sankt Florian bei Enns. Der große Künstler, einst hatte er im Stift gelebt, kam jetzt nur zuweilen, um Zwiesprache mit seinem Gott zu halten. Hingenommen bis ins Innerste, war es Daniel zumut, als sitze sein gekrönter Bruder oben an der Orgel; demütig und erschuttert lauschte er in einem Winkel. Als dann ein

Menſch an ihm vorüberging, ein gebückter, hagerer, etwas wunderlicher Greis mit einem ſorgendurchfurchten Geſicht und in einem ſchlechten Anzug, da überwältigte ihn das Grauen vor der Mörderlichkeit des Genies, und er erſchien ſich ſelber geſpenſterhaft.

Die Schwalbe ſchrieb: „Uns kann nur einer erleſen, der Muſiker. Die Zeit der Religionsſtifter, der Staatengründer, der Waffenhelden und der Entdecker iſt vorüber. Vielleicht ſogar die Zeit der Dichter. Die Dichter haben nur Worte, und unſere Ohren ſind müde von Worten; ſie haben nur Bilder und Geſtalten, und unſere Augen ſind müde vom Sehen. Der letzte Troſt der Seele liegt in der Muſik, deſſen bin ich gewiß. Wenn etwas die verlorenen Illuſionen des Glaubens zu erſetzen vermag, wenn etwas uns beſchwingen und verwandeln kann, wenn es noch eine Rettung vor dem Abgrund gibt, dem die Menſchheit mit verwilderten Sinnen zuraſt, iſt es die Muſik. Wo biſt du, Erlöſer? Heimatlos ziehſt du über die Erde, der ärmſte, der entbehrendſte, der ſchuldigſte, der verlaſſenſte Menſch. Wann bezahlſt du deine Schuld, Daniel Nothaft?“

Sieben Monate brachte Daniel in Ravenna, Ferrara, Florenz und Piſa zu. Er ſuchte nach Handſchriften von Frescobaldi, Vorgheſi und Ercole Pasquini. Als er die wichtigſten gefunden hatte, durfte er das Sammelwerk als abgeſchloſſen betrachten.

Die Menſchen erſchienen ihm wie Spielfiguren, die Landſchaften wie Malerei auf Glas, er ſehnte ſich nach Wäldern, und ſeine Träume wurden wüſt.

Von Genua wanderte er zu Fuß durch die Lombardei und über die Alpen. Er ſchlief in harten Betten, um die Erhitzungen des Blutes zu mindern, und nährte ſich von Brot und Käſe. Die Anfälle von Erſchöpfung, denen er ausgeſetzt war, beachtete er zuerſt nicht, aber in Augsburg ſtürzte er auf der Straße zuſammen. Er wurde in ein Spital geſchafft und lag dort drei Monate lang am Typhus. Vor ſeinem Fenſter aus ſah er Fabrikſchlöte und ewig ziehende Wolken. Es war Winter geworden, und der Schnee fiel.

Zwei Jahre nach seinem letzten Abschied betrat er wieder das Haus am Egydienplatz. Als ihn Philippine gewahrte, so abgezehrt und bleich, stieß sie einen Schreckensschrei aus.

Agnes war noch länger, noch dürrer, noch ernsthafter geworden. Bisweilen, wenn sie ihren Vater anschaute, hätte er ihr zornig zurufen mögen: Was soll dein Gefrage? Dabei war kein Wort über ihre Lippen gekommen.

Da Philippine sah, daß Daniel so einsam zurückgekehrt war, wie er ausgezogen war, legte sie in ihrem Benehmen gegen ihn eine eigentümliche Sanftheit an den Tag. Der alte Jordan lebte unverändert dahin. Alles ging seinen vorgeschriebenen Weg, alles war, wie wenn Daniel nicht sechs Jahre, sondern sechs Tage fortgewesen wäre.

Er fühlte sich noch nicht ganz gesund, trotzdem arbeitete er Nacht für Nacht. Der vierte Satz versprach ein Wunder an Polyphonie zu werden. Ursein, Ursehnsucht, Urschmerz tönten in ihm. Der ewige Wanderer gelangte an die Himmelspforte und wurde nicht eingelassen. Überirdisch bewegte Harmonien hatten ihn emporgetragen; dumpfe Paukenschläge bezeichneten sein flehendes Pochen an verschlossenen Toren; drinnen erklang das schauerliche Nein der Posaunen. Umsonst war das Bitten der Geigen, umsonst der Fürspruch des Engels, der zur Rechten stand, auf eine Harfe ohne Saiten gelehnt, umsonst die süße Beschwörung des andern, blumenbekränzten, zur Linken, umsonst der Elfenchor der oberen Stimmen, umsonst die aufschäumende Klage der unteren; wie führt kein Pfad, hieß es, wo ist für ihn kein Raum.

Eines Abends erblickte Daniel am Fenster seiner Stube ein fremdes Mädchen. Sie war schön. Betroffen erhob er sich, um sich ihr zu nahern. Da war sie verschwunden. Es war eine Halluzination gewesen. Er fürchtete sich vor sich selbst, verließ das Haus und wanderte wie in vergangenen Zeiten durch die Gassen.

Es war Faſchingstag, und die Straßen waren wieder einmal ſehr belebt. Maskierte Knaben und Mädchen zogen in lärmenden Scharen umher.

Als Daniel durch die Halle ging, ſtutzte er; die Fenſter in der Pardiſchen Wohnung waren erleuchtet. Da erinnerte er ſich, daß ihm der Proviſor Seelenfromm geſagt, Frau Pardia ſei ſchon vor langer Zeit aus Worms zurückgekehrt; ſie habe mit einer Nichte, denn ſie ſei völlig erblindet.

Er ſtieg die Treppe hinauf und läutete. Eine graubaarige, verwahrt ausſehende Frau öffnete ihm; es mußte wohl die Nichte ſein. Daniel ſagte ſeinen Namen, die Frau hatte von ihm gehört.

„Sie wiſſen ja wahrſcheinlich, daß Friedrich verſchollen iſt,“ ſagte ſie in ſchläfrig ſingendem Ton. „Acht Jahre ſind vergangen, ſeit er den letzten Brief aus Innerafrika geſchrieben hat. Wir haben ihn als alle Hoffnung verzichtet; auch in den Zeitungen iſt es ſchon ganz ſtill geworden.“

„Ich habe nie was geleſen,“ murmelte Daniel. „Aber Friedrich kann nicht tot ſein,“ fuhr er heftig fort, „daran glaub ich nun und nimmer.“ Er heftete ſeine Augen mit einem zugleich zerſtreuten und intenſiven Blick auf die Frau, die gekränkt auf ſeine Brillengläſer ſtarrte.

„Wir haben alles verſucht, was menſchenmöglich iſt,“ erwiderte ſie; „haben uns an die Konſulate, die militäriſchen Stationen und die Miſſionsvorſtände gewandt, es hatte gar keinen Erfolg.“ Nach einer Pauſe ſagte ſie ein wenig lebhafter: „Sie werden nicht wollen, daß ich Sie ins Zimmer führe. Es iſt qualvoll für die Tante, wenn ſie eine fremde Stimme hört, und daß Sie mit ihr reden, kann ich nicht zulaſſen, da würde der ganze Schmerz von neuem in ihr aufgewühlt.“

Daniel nickte und ging. Vom Flur herauf drang ein übermütiges Gelächter, das peinigend in ſeine dunkle Stimmung fiel. Sein Herzſchlag dünkte ihm matt; er empfand ein weiches Verlangen nach

etwas, wofür er keinen Namen wußte, nach etwas Süßem und Strahlendem.

Auf dem letzten Treppenabſatz blieb er verwundert ſtehen und ſchaute in den Flur hinunter.

Herr Carovius tänzelte wie ein Bajazzo vor ſeiner Wohnungstür herum. Er hatte eine ſilberpapierene Krone auf dem Kopf und ſuchte ſich mit einem greiſenhaften und zärtlichen Grinſen der mutwilligen Zudringlichkeit eines jungen Mädchens zu erwehren. Das Mädchen befand ſich in einem Karnevalsaufzug. Das dunkelblaue Sammetkleid, welches die üppige Geſtalt faſt ſchlank erſcheinen ließ, war über und über von Silberfäden behangen. Von ihren Schultern bis auf den Boden, wo es noch drei Schritte hinter ihr ſchleppte, hing ein ſchleierartiges, ſchwarzes Tuch herab, das mit glitzerndem Flitterwerk beſät war. In der Hand hielt ſie eine ſcheußliche Wachsmaske, das Geſicht eines Taufbolds mit einer roten Naſe darſtellend, und ihre Bemühungen zielten darauf hin, das Geſicht des Herrn Carovius mit der Maske zu bedecken.

Sie wollte, daß er ſich ihr füge, ſie verſicherte, ſie werde nicht eher vom Fleck gehen, als bis Herr Carovius die Maske aufgeſetzt habe. Herr Carovius rüttelte an der Tür, die zugefallen war, er kramte in ſeinen Taſchen nach dem Schlüſſel, aber das Mädchen gab ihm keine Ruhe.

„Komm, Butzi," rief ſie dabei, „komm, Onkelchen, ſei nicht langweilig," und näherte ſich immer wieder mit der Maske.

„Wart, ich will dich lehren, Reſpektsperſonen zum Narren zu halten," gilfte Herr Carovius in wohlwollendem Ärger und glich einem alten Hund, der Sprünge macht, wenn ſein Herr einen Spazierſtock ins Waſſer wirft. Da er aber in dem Eifer, das Attentat auf ſeine Würde zu verhindern, die Papierkrone auf ſeinem Haupt vergeſſen hatte und dieſe bei all ſeinen Bewegungen komiſch wackelte, geriet das junge Mädchen vor Lachen völlig außer Atem.

Nun trat eine Magd ins Tor und brachte Schnee, den ſie vom Hof geholt und in ihre Schürze getan hatte. Das Mädchen lief ihr

entgegen, füllte die Hand mit Schnee und tat ob sie scherzhaft drohend gegen Herrn Carovius. Herr Carovius winselte um Gnade, mit dem Schnee als wirksamem Zwangsmittel kam sie heran, und Herr Carovius hatte solche Furcht vor dem kalten Bombardement, daß er keinen Widerstand mehr leistete und sich die Larve umbinden ließ. Das Mädchen legte, erschöpft vom Lachen, die Stirn auf seine Schulter, und die Magd, es war Döderleins Magd, stieß vor Vergnügen Laute wie ein gackerndes Huhn aus.

Die Szene wurde vom dürftigen Licht eines an der Mauer hängenden Lämpchens beleuchtet und hatte deshalb auch ohne den Anblick des Herrn Carovius mit der Papierkrone und der Lasterlarve etwas Phantastisches gehabt.

Daß das Mädchen Dorothea Döderlein war, wußte Daniel nicht, obwohl er es halb und halb erriet. Doch wer sie auch sein mochte, er war betroffen von dieser Fröhlichkeit, dieser Lachlust, dieser unbändigen Ausgelassenheit. Er kannte dergleichen nicht, und wenn er es jemals gekannt hätte, erinnerte er sich nicht mehr daran. Die jungen Züge, die leuchtenden Augen, die weißen Zähne, die bebenden Hüften, das alles flößte ihm Ehrfurcht ein, und in seinen Augen malte sich ein erschüttertes Gemüt. Er fühlte sich so alt, so fremd; so ohne Sonne und ohne Blüte; ihm war, als zeige sich ihm das Leben mit einem Mal von einer neuen, freundlichen und verlockenden Seite.

Zögernd schritt er herab.

„Ists die Möglichkeit!" schrie Herr Carovius und riß die Larve von seinem Gesicht; „was sehen meine Augen! Unser Maestro! Oder ists sein Geist?"

„Er und sein Geist, beide," entgegnete Daniel trocken.

„Geister haben hier nichts zu tun," rief Dorothea und schleuderte einen Schneeball, der seine Schulter streifte.

Unter Daniels Blick errötete sie plötzlich und schaute Herrn Carovius fragend an. „Kennst du denn unsern Daniel Nathan nicht, du ungebildete Katze?" sagte dieser; „weißt du nichts von unsrer

Koryphäe? Wieder in der Heimat, Meiſter? Ruhmbedeckt zurückgekehrt?"

Zu anderer Zeit hätte der gallige Spott des Herrn Carovius Daniels Unwillen erweckt; jetzt bemerkte er ihn kaum. Wie jung ſie iſt, dachte er, indem er die befangen lächelnde Dorothea muſterte, wie herrlich jung.

Dorothea ärgerte ſich, daß ſie nicht ihr rotes Kleid anhatte, das ſie ſich in München hatte machen laſſen.

„Dorothea!" tönte eine gewaltige Stimme im erſten Stock.

„Och, der Vater!" flüſterte Dorothea erſchrocken und lief auf den Fußſpitzen, den langen Schleier raffend, die Treppe empor. Die Magd folgte ihr.

„Ein Teufel, ein wahrer Teufel, Maeſtro," wandte ſich Herr Carovius triumphierend zu Daniel. „Sie müſſen einmal zu mir kommen und hören, wie ſie den Fiedelbogen ſtreicht. Ein Teufel, ſag ich Ihnen."

Daniel wünſchte Herrn Carovius gute Nacht und trat geſenkten Hauptes auf die Straße.

12

Für unſere Provinz war Dorothea Döderlein, nachdem ſie aus der Hauptſtadt zurückgekehrt war, eine Erſcheinung, die alles Intereſſe auf ſich lenkte. Ihr Betragen erſchien zwar etwas frei, aber da ſie eine Künſtlerin war und ihr Name bisweilen in den Zeitungen genannt wurde, ſah man ihr vieles nach. Als ſie ihr erſtes Konzert gab, war der große Adlerſaal beinahe ausverkauft.

Der Muſikkritiker des „Herold" war begeiſtert von ihrem kapriziöſen Spiel. Er nannte ſie eine phänomenale Kraft und prophezeite ihr eine glänzende Zukunft. Andreas Döderlein nahm gönnerhaft die Gratulationen entgegen, Herr Carovius ſchwamm in Wonne. Von Kritik war bei dem ehemals ſo Geſtrengen keine Rede mehr; der Kultus, den er mit Dorothea trieb, machte ihn ganz urteilslos.

Anfangs fehlte es Dorothea nicht an Einladungen zu allerlei Kränzchen, Hausbällen und Familienaſſembleen. Sie wurde lebhaft

umschwärmt, und die heiratsfähigen Töchter konnten vor Neid nicht schlafen. Bald aber zogen sich die soliden jungen Männer, gestärkt durch ihre Mütter, Schwestern und Bäder, ängstlich zurück.

Es erregte Mißbilligung, daß sie mit ihren Verehrern öffentlich lustwandelte. Auch sah man sie häufig in Gesellschaft mehrerer Offiziere in der Eisenbeißschen Konditorei sitzen, wo sie Schokolade trank und ausgelassen lachte. Einmal war sie mit einem blonden Schweden von den Schuckertwerken im Tingeltangel gesehen worden; dann verbreitete sich das Gerücht, sie habe in München ein liederliches Leben geführt, die Nächte durchschwärmt, Champagner getrunken und mit allen möglichen Männern kokettiert.

Indessen tauchten doch einige ernsthafte Bewerber auf, die durch Andreas Döderleins diplomatisches Walten ins Haus gezogen wurden und am Sonntag mit Vater und Tochter spazieren. Aber Dorothea schien es nur darauf anzulegen, einen gegen den andern zu hetzen, und da es bürgerlich denkende Männer waren, wurden sie unsicher und verwirrt. Um sie geduldig zu stimmen, hielt ihnen Döderlein bisweilen Vorträge über die verwickelte Anlage der Mutternatur, oder er machte geheimnisvolle Andeutungen über die große Erbschaft, die seine Tochter zu gewärtigen habe.

Eben dieser Umstand nötigte ihn zur Rücksicht gegen Dorothea. Von ihrem Trotz und ihrer Unberechenbarkeit war zu befürchten, daß sie eine Dummheit beging und den alten Baron Carovius beleidigte. Es war ja schon eine große Hilfe, daß er Dorothea hie und da ein wenig Taschengeld gab.

Denn die Vermögenslage Andreas Döderleins war trostlos. Nur mit Mühe hielt er den Schein der Wohlhabenheit noch aufrecht. Die Hauptschuld hieran trug eine langjährige Beziehung zu einer Frau, mit der er drei Kinder gezeugt hatte. Diese zweite Familie zu ernähren, von deren Existenz niemand in seiner Umgebung etwas wußte, bürdete ihm eine Sorgenlast auf, unter der er oft seine Fürsorgepflicht kaum bewahren konnte.

Seit vierzehn Jahren führte er ein Doppelleben; seine regelmäßigen Gänge zu der Geliebten, die zurückgezogen am äußersten Ende einer Vorstadt hauste, unauffällig zu machen, das Verhältnis selbst mit all seinen Folgen vor den wachsamen Augen seiner Mitbürger zu verbergen, erforderte eine beständige Verstellung, Vorsicht und Schlauheit; unter dem Druck der Geldnot erfüllten sie den Mann, der sie üben mußte, mit stiller Wut und Furcht.

Er fürchtete sich auch vor Dorothea. Es gab Augenblicke, wo er sie am liebsten mit Fäusten traktiert hätte; und sah sich doch gezwungen, sie mit süßen Worten in Schach zu halten. Sie war ihm undurchdringlich. Dabei war sie immer da, immer in lästiger Weise gegenwärtig, immer voll von Wünschen, Plänen, Geschäften und Intrigen. Man glaubte sie zu beherrschen und entdeckte plötzlich, daß sie einen tyrannisierte. Eben war sie einer Lappalie wegen in Tränen ausgebrochen, jetzt lachte sie, als ob nichts gewesen wäre. Die Rosen, die ihr die ernsthaften und wohlhabenden Bewerber brachten, zerpflückte sie vor deren Augen und warf sie dann ins Kehrichtfaß. Man ließ ihr herzliche Ermahnungen im Hinblick auf Sittsamkeit und Haltung zuteil werden, sie hörte zu wie eine Heilige, fünf Minuten später lag sie am Fenster und liebäugelte mit einem Friseurgehilfen.

Ich bin ein unglücklicher Vater, sagte sich Andreas Döderlein, als er zu allem Überfluß auch an der künstlerischen Begabung Dorotheas zu zweifeln begann. Kurz nach dem Nürnberger Erfolg hatte sie in Frankfurt gespielt, aber es blieb ziemlich still danach. Dann produzierte sie sich in einigen Mittelstädten, wurde bejubelt und mit Lorbeerkränzen bedacht, doch davon war nicht viel zu halten.

Eines Abends lernte sie bei der Kommerzienrätin Feistmantel, einer Frau, deren Vergangenheit mancher stadtbekannte Skandal verunzierte, den Schauspieler Edmund Hahn kennen. Er hatte wollige, blonde Haare und ein aufgeschwemmtes blasses Gesicht. Er war ziemlich groß und hatte lange Beine. Dorothea schwärmte für lange Beine. Es war eine sinnliche Atmosphäre um ihn, und er verschlang

Dorothea mit frechen Blicken. Seine Perſon, ſein Auftreten, ſeine bald blaſierte, bald empfindſame Redeweiſe machten Eindruck auf Dorothea. Bei Tiſch ſaß er neben ihr und ſuchte mit ſeinen Füßen die Füße des Mädchens. Endlich erwiſchte er mit ſeinem linken Stiefel ihren Halbſchuh und trat darauf. Sie wollte den Fuß zurückziehen, er trat feſter darauf. Verwundert ſchaute ſie ihn an. Er lächelte zynisch. Bald hernach waren ſie ſehr ganz vertraut miteinander und zogen ſich in eine Ecke zurück, von wo man Dorothea lachen hörte.

Es wurde ein Stelldichein verabredet, und ſie trafen ſich in der Dunkelheit an einer Straßenecke. Er ſchenkte ihr Freikarten zu „Maria Stuart“ und zu den „Räubern“; er gab den Mortimer und den Mesinsky und brüllte, daß das Gebälk zitterte. Er machte Dorothea mit mehreren ſeiner Freunde bekannt, dieſe brachten ihre Freundinnen mit, und ſie ſaßen im Naſſauerkeller, bis der Morgen graute. Ein gewiſſer Samuelsky war darunter, Prokuriſt des Bankhauſes Reutlinger; er hatte die Manieren eines Lebemanns, zahlte Champagner und war von Dorothea ganz hingeriſſen. Sie ließ ſich ſeine Anbetung gefallen, auch nahm ſie kleine Geſchenke von ihm an, doch ſchien es ſtets, als ob ſie ſich zuvor der Zuſtimmung Edmund Nahns verſicherte. Einmal wollte er ſie küſſen, da gab ſie ihm eine ſchallende Ohrfeige. Er wiſchte ſich die Backe und nannte ſie eine Sirene.

Die Bezeichnung gefiel ihr. Sie ſtand bisweilen vor dem Spiegel und flüſterte lächelnd: „Sirene.“

Als Andreas Döderlein von dem Treiben erfuhr, bekam er einen Anfall von Raſerei. „Ich verſtoße dich,“ ſchäumte er, „ich ſchlage dich zu einem häßlichen Krüppel.“ Aber in ſeinen Augen war wieder jene Furcht, die ſeinen Berſerkerzorn Lügen ſtrafte.

„Eine Künſtlerin braucht ſich nicht nach den Vorſchriften der Philiſtermoral zu richten,“ ſagte Dorothea mit größter Unverfrorenheit; „es ſind feine Leute, mit denen ich verkehre; jeder iſt ein Herr.“

Ein Herr; das war ein Argument, gegen welches kein Einſpruch bei ihr galt. Der war ein Herr in ihren Augen, der ſichs was koſten

ließ, Kellnern und Kutſchern imponierte und gebügelte Hoſen trug. „Keiner darf mir zu nahe kommen," ſagte ſie ſtolz, und das entſprach der Wahrheit, denn noch keiner hatte ihre tiefſte Neugierde aufgeweckt, und ſie war entſchloſſen, ſich teuer zu verkaufen. Nur Edmund Hahn hatte Macht über ſie, weil er vollkommen fühllos war und eine Art von Schamloſigkeit beſaß, die ſie entwaffnete und erſchreckte.

Andreas Döderlein mußte ſie gewähren laſſen und ſich mit der Überlegung tröſten, daß eine echte Döderlein ſich nicht wegwerfen würde. War Dorothea eine echte Döderlein, ſo marſchierte ſie zielbewußt auf das Erſprießliche und Nützliche des Lebens zu; ging ſie darin fehl, ſo war eben ein Makel an ihrer Geburt. Und er hüllte ſich kühlbeſchauend in die Wolken ſeines Olymps.

Ihrem Onkel Carovius aber erzählte Dorothea ausführlich, wie ſie die jungen und die alten Courmacher zappeln ließ. Wie der Schauſpieler zappelte und der Bankmenſch zappelte und der Kerzenfabrikant zappelte und der Oberingenieur zappelte und wie ſie ſie alle miteinander an der Naſe zog. Da ſtrahlte Herr Carovius und hieß ſie ſeinen ſüßen Maulaffen und das Glück ſeines Alters. Er ſagte ſich, daß ſie eine echte Carovius und auserſehen ſei, Großes zu vollbringen.

„Du haſts nicht nötig, zu heiraten," eiferte er und rieb ſich die Hände; „wenn ein Graf kommt mit einem Schloß und ein paar Millionen im Hintergrund, darüber läßt ſich reden, aber daß dich der erſte beſte Schmierenkomödiant mir wegſtibitzt oder irgendein dickärſchiger Bureaugaul dich in ſeinen Stall ſchleppt, das wär noch ſchöner. Gibs ihnen nur, gibs ihnen tüchtig, den geilen Lumpenkerlen."

„Ach, Onkelchen," klagte dann Dorothea, „ich weiß, du meinſt es gut mit mir, du biſt der einzige, ders gut meint. Aber wenn ich nur nicht gar ſo armſelig daſtünd! Schau mich an, was ich für ein Kleid tragen muß! Eine Schande." Und ſie drückte das Geſicht in den aufgehobenen Arm und ſchluchzte.

Herr Carovius zerrte an ſeinem Schnurrbart, zog die Augenbrauen hoch, dann ging er zu ſeinem Sekretär, öffnete eine Lade, zog einen

Hundertmarkſchein heraus und reichte ihn Dorothea mit abgewendetem Kopf und mit Bewegungen, als fürchte er ſich vor dem erzürnten Schutzgeiſt des Geldſchranks.

So lagen die Dinge, als Daniel im Haus des Herrn Carovius der jungen Dorothea begegnete und mit ihrem unverlöſchlichen Bild in der Seele hinwegging.

13

Die nahenden Vierzig erſchienen Daniel wie ein mürbes Tor zum Niedergang. Erraffe, was noch zu erraffen iſt, rief eine Stimme in ihm, auf den Gräbern wächſt Gras.

Die Sinne tobten wider den Geiſt, wider das Herz. So wie jetzt hatte er Frauen nie angeblickt.

Eines Tages fuhr er nach Siegmundshof hinaus. Eberhard war auf Reiſen. In Sylvias Geſicht lag eine ſtille Melancholie. Sie hatte drei Kinder, eins hübſcher als das andre, aber wenn ihr Auge auf ihnen ruhte, war es voll Trauer. Frauen, die in der Ehe leiden, haben erloſchene Züge, und ihre Hände ſind durchſichtig und gelb.

Raſcher, als er gewollt, nahm Daniel wieder Abſchied. Er empfand einen egoiſtiſchen Unwillen gegen die Freudloſen.

Er ging zu Herrn Carovius. Die Lachende, die er ſuchte, traf er nicht.

Herr Carovius ſah ihn bisweilen argwöhniſch an. Das Geſicht ſeines alten Feindes gab ihm zu denken. Es war durchpflügt wie ein Acker und von Flammen verbrannt wie ein Herdſtein. Es war ein Sträflingsgeſicht, verbiſſen, ausgemergelt, gefaltet und bedrohlich umwittert. Herr Carovius verſtand ſich auf Geſichter.

Um dem leeren Gerede zu entkommen, ſpielte Daniel Herrn Carovius einige alte Motetten vor. Herr Carovius war ſo begeiſtert, daß er in ſeine Vorratskammer lief und ein halbes Dutzend Borsdorfer Äpfel holte, die er Daniel in die Taſchen ſteckte. Dieſe Äpfel kaufte er im Herbſt metzenweiſe und hütete ſie wie einen Schatz.

„Bei ſolcher Muſik könnte man wahrhaftig ein frommer Chriſt werden," äußerte er ſich.

„Es iſt Frühling drin," antwortete Daniel, „da iſt die Kunſt noch unſchuldig wie junge Saat. Aber Ihr Inſtrument iſt verſtimmt."

„Symbol, Symbol, geſchätzter Freund," rief Herr Carovius und blähte die Backen auf; „aber wenn Sie wiederkommen, iſt der Schaden gerichtet. Kommen Sie nur fleißig, Sie verdienen ſich einen Gotteslohn damit."

Herr Carovius, um Geſellſchaft bettelnd; es hatte etwas Ergreifendes. Daniel verſprach, einige von den Handſchriften mitzubringen, die er geſammelt. Als er ein paar Tage ſpäter kam, war Dorothea da, und dann jedesmal. Und ſeine Beſuche wurden immer länger. Als Herr Carovius bemerkte, daß nun auch Dorothea häufiger kam, ſetzte er alles daran, um Daniel zu bewegen, täglich zu kommen. Er überſchüttete ihn mit Vorwürfen, wenn er einmal ausblieb; ſelbſt bei Verſpätungen begrüßte er ihn mürriſch und ſcheute nicht vor indiskreten Fragen zurück. An den Nachmittagen, wo er allein war, rückte die Zeit nicht vom Fleck; da glich er einem Trinker, dem man das gewohnte Quantum Schnaps vorenthält. Die Gegenwart der beiden Menſchen wurde ihm ſo unentbehrlich, wie ihm in vergangenen Jahren die Zeitungslektüre, die Brüder vom Jammertal, die Bedrängniſſe Eberhards und die Beerdigungen unentbehrlich geweſen waren. Dem Kleinbürger wird jede Gewöhnung zur Leidenſchaft.

Wenn Daniel die alten Kirchenchöre ſpielte, hörte Dorothea ruhig zu, verhehlte aber die Langeweile nur ſchlecht, die ſie dabei empfand.

Einmal geriet die Rede auf ihr Geigenſpiel, und Herr Carovius drang in ſie, ſie möge doch etwas zum beſten geben. Sie weigerte ſich ohne Ziererei. Daniel ſprach kein Wort der Aufmunterung. Er fand, daß dieſe Beſcheidenheit ſie lieblich kleidete; er glaubte, Erkenntnis und Entſagung darin zu ſpüren und lächelte ihr freundlich zu.

„Erzählen Sie lieber etwas!" ſagte ſie zu Daniel. Allmählich trat es zutage, daß ſie keinen andern Wunſch hatte als dieſen.

„Ich bin ein ſchlechter Erzähler," verſetzte Daniel, „ich hab eine ſchwere Zunge."

Sie bat ihn aber mit geſtammelten Worten und flehentlichen Gebärden. Herr Carovius kicherte. Daniel nahm die Brille ab, putzte ſie und ſchaute das Mädchen mit verkniffenen Augen an. Es war, als hätte ihn die Brille gehindert, Dorothea genau zu ſehen, oder als ziehe er es vor, ſie undeutlich zu ſehen. „Wüßte nicht, was ich erzählen ſollte," meinte er kopfſchüttelnd.

„Alles, alles!" rief Dorothea in ſeltſamer Begehrlichkeit und ſtreckte die Hände aus. Ihm erſchien das kindlich. Er hatte nie einem Kind erzählt. Er hatte überhaupt nie erzählt; Gertrud und Lenore gegenüber hatte ihn die Not einer Stunde Bekenntnis und Klage entriſſen, mehr war es nicht geweſen, hatte es nicht ſein dürfen.

Plötzlich lockte ihn das Wort, in welchem ſein Schickſal ſich ruhig ſpiegeln würde; lockte ihn das feurig-junge Auge, in deſſen Glanz das Wirre einfach, das Dunkle hell werden konnte; lockte ihn der böſe alte Mann, dem in ſeinem Sumpfloch die ganze Welt zur giftigen Speiſe geworden war.

Und mit ſeiner brüchigen Stimme erzählte er von den Ländern, in denen er gewandert war; vom Meer und von den Städten am Meer; von den Alpen und ihren Seen, von Domen und Palaſten und Klöſtern, von wunderlichen Leuten, denen er begegnet war, von ſeiner Arbeit, ſeiner Einſamkeit, alles ohne rechten Zuſammenhang, trocken und lieblos. Trotz der Lockung wich er dem, was an inneres Erlebnis ſtreifte, im letzten Augenblick ſtets aus. Als er von der Jüdin ſprach, von der Schwalbe, beendete er ſogar den Satz nicht, machte eine lange Pauſe und ſchilderte dann ganz unvermittelt, wie er nach Eſchenbach gegangen war. Auch hier ſteckte er wieder.

Aber Dorothea fragte. Es war ihr alles zu allgemein, und ſie ſchien unzufrieden. „Was war in Eſchenbach?" fragte ſie kühn, „warum ſind Sie dort geweſen?"

Er täuſchte ſich über die brennende Begehrlichkeit in ihren Augen. Es überlief ihn wohlig, er glaubte edle Menſchenwärme zu ſpüren. Es ergriff ihn das Verlangen des reifen Mannes, eine unberührte Seele nach einem erträumten Bild zu formen. „Meine Mutter hat dort gelebt," antwortete er zögernd, „ſie iſt geſtorben."

„Ja, — und?" hauchte Dorothea. Sie hatte erfaßt, daß das nicht alles war.

Da fühlte er ſeine ſtarre Zurückhaltung wie Schuld. Noch zögernder, ſofort bereuend, fügte er hinzu: „Auch ein Kind von mir hat dort gelebt; elf Jahre alt. Es iſt verſchwunden, niemand weiß, wohin."

Dorothea faltete die Hände. „Ein Kind? Und verſchwunden? Ganz einfach verſchwunden?" flüſterte ſie erregt.

Herr Carovius ſah aus wie einer, der auf einem heißen Roſt ſitzt. „Elf Jahre alt?" fragte er ſenſationshungrig, „das war ja dann noch ... vor der Zeit ..."

„Ja, es war vor der Zeit," beſtätigte Daniel düſter. Er hatte ſich verraten; er war ſich gram. Er ſchwieg, und es war kein Wort mehr aus ihm herauszubringen.

Herr Carovius beobachtete, wie Dorothea mit ihren Blicken an Daniel hing. Ein quälender Verdacht ſtieg in ihm auf. „Geſtern auf dem Joſefsplatz hab ich einen deiner Verehrer geſprochen, den Kuliſſenzertrümmerer," begann er mit vorbedachter Bosheit; „der Kerl hat die Stirn gehabt, mir zu ſagen: Sorgen Sie nur, daß die Dorothea Döderlein bald einen Mann kriegt, ſonſt reden ſich die Leut noch die Zunge aus dem Hals."

„Das iſt nicht wahr!" rief Dorothea entrüſtet und wurde rot bis in die Haarwurzeln, „das hat er nicht geſagt."

Herr Carovius lachte ſchadenfroh; „wenns nicht wahr iſt, iſts doch gut gedichtet," ſagte er meckernd.

Als Daniel ſich verabſchiedete, ging auch Dorothea und begleitete ihn in den Hausflur.

„Schade," murmelte Daniel, „ſchade."

„Warum ſchade? Ich bin frei, keiner hat ein Recht auf mich.“ Sie ſah ihn mit einem mutigen Werberblick an.

„Es gibt Worte, die ſind wie Schmutzflecken,“ entgegnete er.

„Wer kann ſich hüten vorm Schmutz?“ fragte ſie faſt wild.

Daniel ließ ſein Auge prüfend auf ihrem Geſicht ruhen wie auf einem Gegenſtand. Langſam und ernſt ſagte er: „Laſſen Sie die Hände und Augen von mir, Dorothea. Ich bring kein Glück.“

Ihre Lippen öffneten ſich durſtig. „Möcht gern einmal mit Ihnen ſpazieren gehen,“ flüſterte ſie, und ihre Züge zitterten in einem Entzücken, von dem er betört glaubte, es gelte ihm, während es nur der Erwartung des Abenteuers galt und der Enthüllung des Geheimniſſes.

„Vor vielen Jahren,“ ſagte Daniel, „Sie werden ſich kaum mehr erinnern, hab ich Sie hier unterm Tor vor einem großen Hund in Schutz genommen. Erinnern Sie ſich?“

„Nein. Oder doch; ja, ganz dunkel erinner ich mich. Das waren Sie?“ Dorothea ergriff dankbar ſeine Hand.

„Gut, gehen wir morgen, gehen wir irgendwo hinaus,“ ſagte Daniel.

„Sie müſſen mir aber alles erzählen, alles, alles,“ drängte Dorothea wie vorhin im Zimmer, nur noch ungeſtümer und ungeduldiger.

Sie beſtimmten den Ort, wo ſie ſich treffen wollten.

14

Anfangs gingen ſie kurze Wege, die entlegen waren, dann dehnten ſie ihre Spaziergänge aus. Am Johannistag wanderten ſie nach Krafts-hof und zum Irrhain der Pegnitzſchäfer. Die Wege zu vermeiden, die er einſt mit Lenore gegangen, war Daniel unbewußt beſtrebt.

Nicht ſelten machte ihn Dorotheas überſchäumende Laune ſtill und ſchwer, und er ſpürte ſeine Jahre hyperbendruſch als Laſt. War es Schickſalsrache, daß er bisweilen, wenn ein Hügelanſtieg kam, den Schritt verlangſamen mußte, während Dorothea vorauseilte und lachend oben wartete?

Sie ſah keine Blumen, keine Bäume, keine Tiere, keine Wolken; aber wenn Menſchen ſichtbar wurden, geſchah immer eine Wandlung in ihr; da war immer eine Gebärde mehr; oder ein Zuſammenraffen, ein Überſpielen. War es auch bloß ein Bauernburſch oder ein Landſtreicher, ſie drehte ſich in den Hüften und lachte um einen Ton höher empor.

Die Jugend iſt ihr wie Wein zu Kopf geſtiegen, dachte Daniel dann.

Einmal brachte ſie eine Tüte Schokoladeplätzchen mit, und als ſie ſich ſatt gegeſſen hatte und Daniel nichts nehmen wollte, warf ſie, was übrig war, achtlos auf die Wieſe. Daniel tadelte ſie deshalb. „Warum ſoll ich mich ſchleppen?“ war ihre unbefangene Antwort; „wenn man an einer Sache genug hat, wirft man ſie weg.“ Sie zeigte ihre Zähne und ſog gierig die Luft ein.

Daniel betrachtete ſie. Die iſt gefeit, ſagte er ſich, die iſt unverwundbar in ihrer Wunſchkraft und Lebensfülle. Und es wollte ihm ſcheinen, als ſei ſie von der Art ſeiner Eva, der Art jener Lichtelfen, deren Heiterkeit manchmal etwas Grauſames an ſich hat. Aber nun nahm er ſich vor, nicht mehr das tückiſche Ungefähr walten zu laſſen, ſondern die Hand auszuſtrecken, wenn es not tat.

„Wann werden Sie endlich erzählen?“ fragte Dorothea; „ich muß, ich muß es wiſſen,“ fügte ſie mit Glut des Ausdrucks hinzu, „es gibt mir Tag und Nacht keine Ruhe.“

Das war die Wahrheit. Um in ſeine Vergangenheit einzudringen, die ſie ſich von bunten und leidenſchaftlichen Begebenheiten erfüllt vorſtellte, hätte ſie alles getan, was er von ihr gefordert hätte.

Daniel weigerte ſich ſtumm. Er glaubte, den reinen Sinn des Mädchens zu trüben, ihre Ahnungsloſigkeit zu gefährden. Und er hatte Furcht davor, die Schatten heraufzubeſchwören.

Eines Tages plauderte ſie in ihrer leichten Weiſe, und im Plaudern verſtrickte ſie ſich. Sie hatte begonnen, ihm von den Männern zu berichten, mit denen ſie ſich abgab, und war dabei unverſehens in den Ton gefallen, in welchem ſie darüber zu ihrem Onkel Carovius ſprach. Als ſie ihrer Unvorſichtigkeit inne wurde, ſtockte ſie verlegen. Daniels

ernſte Fragen zwangen ihr Geſtändniſſe ab, die ſie freiwillig nie gemacht hätte; da kam dann viel Trübes und Haßliches zutage, und es war ſchwer für ſie, ſich ganz unſchuldig und als Opfer hinzuſtellen. Zuletzt, da ſie nicht mehr entrinnen konnte, mußte ſie die Farben zum größten Bild und wartete ängſtlich und angenehm erregt auf die Wirkung.

Daniel ſchwieg eine Weile, dann bewegte er die flache Hand, als ſchnitte er etwas entzwei und ſagte ſchroff: „Weg von denen, Dorothea, oder weg von mir!“

Dorothea ſenkte den Kopf und ſah ihn ſcheu von unten her an. Die Entſchiedenheit, mit der er ſprach, war ihr neu, mißfiel ihr aber keineswegs. Ein wollüſtiger Schauer lief über ihre Glieder. „Ja,“ flüſterte ſie magdhaft, „ich will ein Ende machen. Ich hab ja gar nicht gewußt, was das alles eigentlich bedeutet. Sein Sie nur nur nicht böſe. Nicht böſe ſein, gelt?“

Sie trat näher zu ihm heran; ihre Augen waren feucht umſchleiert. „Nicht zornig ſein,“ bat ſie noch einmal, „die arme Dorothea kann ja nichts dafür.“

„Wie iſts denn möglich!“ ſagte Daniel; „hat Ihnen denn nicht geekelt bis ins Herz? Wie iſts möglich, mit dem Gedanken an ſolche Hyänen unter Gottes freiem Himmel zu wandeln? Mädchen, in nur zweifelt alles.“

„Was hätt ich tun ſollen, Daniel,“ antwortete ſie, und zum erſtenmal nannte ſie ihn beim Vornamen, mit einer tiefberechneten Miſchung von Unterwürfigkeit und Zutraulichkeit, die ihn bezauberte und rührte; „was hätt ich tun ſollen! Sie kommen, ſie reden, ſie ſchmeicheln einen ein, zu Haus iſts ſo traurig, das Herz iſt ſo öd, der Vater iſt ſo ſchlecht mit einem, man hat niemand, keinen Menſchen auf der Welt!“

Sie ſetzten ihren Weg fort. Es war ein Waldtal, durch das ſie gingen, rechts und links ſtanden hohe Fichten, auf deren Kronen die Abendſonne lag.

„Das Schickſal läßt nicht mit ſich ſpaßen, Dorothea,“ ſagte Daniel; „es verſtattet uns keine Tändeleien und Maskereien, wenn wir in

unſerer Seelenkraft vor ihm beſtehen wollen. Unbeſtechlich führt es Buch über unſer Soll und Haben, und alle Schulden, die wir machen, müſſen irgendwo und =wann bezahlt werden.“

Dorothea fühlte, daß er im Zuge war, daß nun das Große, Beglückende kam. Sie blieb ſtehen, breitete ihren Schal auf die Erde und ſetzte ſich in anmutig aufmerkſamer Haltung hin. Daniel warf ſich neben ihr ins Moos.

Und er erzählte, ins Moos hinein, wo kleine Tiere krochen. Er erhob das Auge nicht, die Stimme nicht. Manchmal mußte Dorothea den Kopf niederbeugen, um beſſer zu hören.

Er erzählte von Gertrud, ihrer Dumpfheit, ihrer Erweckung, ihrer Liebe, ihrem Verzicht; von Lenore, wie er ſie geliebt, ohne es zu ahnen. Und wie Lenore im Übermaß des Leidens und der Liebe die Seine geworden, und wie dann Gertrud berumgeirrt war, unſelig verloren und ſich getötet hatte. „Da kamen wir auf den Dachboden, und da war Feuer, und ſie hing als Leiche an einer Zuckerſchnur.“

Und wie Gertrud als Schatten neben Lenore weitergelebt, und wie Lenore Blumenbinderin geweſen, und wie Philippine, die unbegreifliche, heute noch unbegreifliche Philippine ins Haus gekommen, und Gertruds Kind wie ein frierender Findling da gelebt, und wie dennoch das andere Kind, das Kind der Magd, ihm ans Herz gewachſen war.

Und das Zuſammenkommen, das Sprechen und Schweigen, das Begegnen auf den Gaſſen, das Hin und Her in Stuben, das Aufklingen von Liedern, das frühe Wandern mit Dörmauls Truppe, das Hereinleuchten einer Maske in das ungeſchmückte Leben, und den Freund, die Hilfe, die er geleiſtet, den Abſchied von ihm, das Bürſtenmachershaus am Jakobsplatz, die dreiſonderbaren Fräulein in der Langen Zeile, die Tage in Schloß Erfft, den alten Vater der Schweſtern und ſein geheimnisvolles Treiben, das alles ſchilderte er wie einer, der aus dem Schlaf redet, und es war ein Vertrauen darin, das vielleicht die ſchwebenden Geiſter der abendlichen Natur erſchütterte, aber Dorotheas metalliſch glänzende Augen mit keinem innigeren Licht begabte.

Als er emporſchaute, war es ihm, als gewahre er zwei dunkle Geſtalten am Rand des Waldes, Schweſtern, die trauernd und vorwurfsvoll nach ihm blickten.

Er erhob ſich. „Und das alles,“ ſchloß er, „das alles, Mädchen, iſt, wie Regenwaſſer von trockenem Boden, aufgetrunken worden von einem Werk, an dem ich nun ſeit ſieben Jahren ſchaffe. Seit ſieben Jahren. Noch zwei, und ich gebs der Welt, falls nicht vorher der ſchwanke Erdball in die Sonne ſtürzt.“

Ganz von ungefähr, ganz verworren ahnte Dorothea, was für ein Menſch vor ihr ſtand. Sie ſpürte ein prickelndes Gelüſte nach ihm, wie ſie es bis jetzt nach ſeinen Erlebniſſen geſpürt. Sie begann ihn zu lieben, in ihrer Weiſe. Es trieb ſie, ſich bei ihm zu bergen, wie es einen Vogel bei Anbruch der Nacht unter den Wipfel eines Baumes treibt. Daniel begriff, daß die ſchüchterne Bewegung, mit der ſie ihren Arm in ſeinen ſchob, Dankbarkeit bezeigen wollte.

So führte er ſie der Stadt entgegen.

15

In der frohpulſierenden Stimmung dieſer Zeit ſchrieb und vollendete Daniel den fünften Satz ſeiner Symphonie, ein Scherzo großen Stils, das mit einer Marionettenfigur wie mit einem feralloſen Lachen einſetzte. Aus dem einfachen Motiv entwickelten ſich alle Möglichkeiten der Freude; auch ſtiller Rückblick und Troſt. Wenn die Hauptthemen, ſich ihres früheren Vorrangs entſinnend, breiter fluten wollten, wurden ſie immer wieder mit kunſtreichen Mitteln, die launig wechſelten, beſchwichtigt und in die Tiefe gedrängt. Einmal floſſen alle drei Themen zuſammen, ſchienen in der Vereinigung Kraft zu gewinnen, ſchwollen in wunderbarer Fugierung empor, ihr Sieg ſchien nahe, da wurde über dem C-Akkord in D das ganze Orcheſter vor der Tanzmelodie erdrückt, und in den Geigen ſtehen jene ſchwermütigen Schweſterweiſen klagend da. Vor der jubelnden

Steigerung des Schluſſes hielt ein Solofagott die eine, wehevolle, in ferner Höhe feſt.

In vierzehn Nächten entwarf er dann auch den ſechſten Satz.

Daß ihm dergleichen vorher nie gelungen war, wußte Daniel. Wer das Außerordentliche hervorbringt, weiß es. Es packt ihn an wie Krankheit und erfüllt ihn wie ein tiefer Traum.

Manchmal war die Verſuchung groß, es zu verkündigen; einem, irgendeinem, und wenn es Herr Carovius ſein mußte. War die Flamme niedergebrannt, ſo belächelte er den Trieb. Geduld, ſagte er ſich dann im ruhigen Gefühl, nur Geduld.

Da das Sammelwerk fertig und ſeine Verbindung mit dem Haus Philander gelöſt war, hielt er nach anderm Broterwerb Umſchau. Er hatte im Laufe der letzten Jahre viertauſend Mark erſpart, aber das Geld wollte er nicht anrühren.

Er erfuhr, daß die Organiſtenſtelle an Sankt Egydien frei geworden ſei und ging zum Pfarrer, der ihn ſeinen Oberen empfahl. Es wurde beſchloſſen, daß er den Herren der Kirchenbehörde vorſpielen ſolle. Dies geſchah eines Morgens im Oktober. Die Prüfung fiel zur merkbaren Zufriedenheit der geſtrengen Hörer aus.

Er wurde alſo Organiſt an Sankt Egydien mit zwölfhundert Mark Gehalt. Wenn er an Sonn- und Feſttagen die Orgel ſpielte, kamen immer viele Leute in die Kirche, nur um ihn zu hören.

16

Unter den Freiern, auf die Andreas Döderlein ein Auge geworfen hatte, befand ſich auch der Mühlenbeſitzer Weißkopf, ein Liebhaber der Muſik. Er hatte Dorothea ſeinerzeit im Konzert bewundert und ihr einen Lorbeerkranz geſchickt.

Eines Mittags war Weißkopf zum Eſſen dageweſen, und als er fortgegangen war, ſagte Döderlein zu ſeiner Tochter: „Meine liebe Dorothea, du darfſt dich von heute ab als eine Braut betrachten.

Dieſer vorzügliche Menſch begehrt dich zum Eheweib. Es iſt ein Glücksfall, der Mann iſt reich wie Krösus."

Statt zu antworten, lachte Dorothea nur heuſchelnd auf. Aber ſie wußte nun, daß etwas geſchehen muſſe, und in ihrem bewegten Geſicht zuckten Hohn, Furcht und Begierde.

„Überlege dirs, überſchlafe es, ich habe dem Manne bis morgen Beſcheid verſprochen," ſagte Andreas Oederlein finſter.

Schon vor einer Woche hatte Andreas Oederlein in der ſicheren Erwartung des Heiratsantrags den Mühlenbeſitzer um ein Darleben von tauſend Mark erſucht. Der Mühlenbeſitzer hatte ihm das Geld gegeben und glaubte dadurch gleichſam eine Wechſelpromeſſe auf Dorothea zu haben. Oederlein hatte ſich gebunden und war feſt entſchloſſen, das Heiratsprojekt durchzuſetzen.

Doch Dorotheas Betragen ließ Auflehnung vermuten. Er war in Sorge. Er ſann auf Zerſtreuung. Vor ſechzehn Jahren hatte er einmal eine Kompoſition begonnen, die den Titel führte: Allerſeelen, ein ſymphoniſches Gemälde. Fünf Seiten Partitur waren damals niedergeſchrieben worden, ſeitdem hatte er ſich keiner produktiven Arbeit mehr unterzogen. Er kramte die Handſchrift aus einer Schublade und ſetzte ſich damit ans Klavier. Er wollte dort wieder anknüpfen, wo er vor ſechzehn Jahren den Faden verloren hatte, als ob die Pauſe in einem Mittagsſchläfchen beſtanden hatte.

Es ging nicht. Er ſeufzte tief. Stumm ſaß er vor dem Inſtrument, ſtarrte auf das Papier wie ein Schüler, der eine Rechnung löſen ſoll, zu der er die Regel vergeſſen hat und betrauerte den Verluſt ſeiner künſtleriſchen Kraft. Es war alles ſo leer umher. Die Noten grinſten ihn ſpöttiſch an, und ſeine Gedanken kehrten ungehorſam immer wieder zu dem Mühlenbeſitzer zurück. Eine Weile phantaſierte er auf den Taſten, da ſteckte Dorothea den Kopf zur Türe herein und ſang mit: „Rheingold, Rheingold, reines Gold."

Wütend ſchlug er den Deckel zu, nahm Hut und Mantel und verließ das Haus, um den heimlichen Weg in die Vorſtadt anzutreten.

Als er in der Nacht zurückkam, ſah er unterm Haustor Dorothea mit einem Mann ſtehen. Es war der Schauſpieler Edmund Hahn. Im Flüſterton führten ſie ein ziemlich erregtes Geſpräch, der Mann hielt Dorothea an den Armen gepackt, aber als Andreas Döderlein ſichtbar aus dem Dunkel der Straße auftauchte, ſtieß er einen Fluch aus und verſchwand eilig.

Dorothea ſchaute ihrem Vater frech ins Geſicht und folgte ihm dann ins dunkle Haus.

Oben, als er Licht angezündet hatte, wandte ſich Döderlein ihr zu und fragte drohend: „Was bedeuten dieſe unzüchtigen Zuſammenkünfte? Antwort will ich haben.“

„Ich mag deinen Mehlſack nicht heiraten, da haſt du meine Antwort,“ verſetzte Dorothea und warf trotzig den Kopf zurück.

„Na, das werden wir ja ſehen,“ ſagte Döderlein, bleich vor Zorn, und pflügte mit den Fingern durch die ſchütter gewordene Lockenmähne, „das werden wir ja ſehen. Marſch hinaus jetzt mit dir, ich habe nicht Luſt, mich von einer ſolchen undankbaren Kröte um den wohlverdienten Schlaf bringen zu laſſen. Morgen reden wir weiter.“

Am andern Morgen eilte Dorothea zu Herrn Carovius. „Onkelchen,“ ſtammelte ſie, „er will mich an den Mehlſack verkuppeln.“

„So? Da werd ich dem Dreipfennigmuſikanten wieder einmal auf die Bude ſteigen müſſen,“ ſagte Herr Carovius. „Nur ruhig, Kindchen, nur ruhig!“ fügte er hinzu und ſtreichelte zärtlich ihre braunen Haare, „der alte Carovius lebt noch.“

Dorothea ſchmiegte ſich an ihn und lächelte. „Was würdeſt du ſagen, Onkelchen,“ begann ſie mit ſchelmiſchem und zugleich ſehr aufmerkſamem Blick, „wenn ich den Daniel Rotbart zum Mann nähme? Der gefällt dir doch,“ fuhr ſie ſchmeichelnd fort und hielt ihn, als er zurückwich, bei den Schultern feſt, „der muß dir doch gefallen. Einen will ich endlich haben, eine alte Jungfer will ich nicht werden, und beim Vater halt ichs nimmer aus.“

Herr Carovius riß ſich los. „Ins Teufelsaus mit dir, du Kanaille!“ ſchrie er. „Da wollt ich lieber, du gingſt mit dem Mehlſack ins Bett. Iſt der Gottſeibeiuns in dich gefahren, Dirne? Juckt dich die Haut, dann kratz dich, oder nimm dir meinetwegen einen Stallknecht dazu wie die ſelige Kaiſerin Katharina. Schaff dir ſchöne Kleider an, behäng dich mit Türkenkauz, geh tanzen und ſauf Champagner, mach Muſik oder ſchmeiß deine Geige auf den Miſtbaufen, treib was du willſt, ich geb dir Geld, ſoviel du willſt, aber den grunzaigen Pharifäern, den babergaſigen Rattenfänger, den Weiberfreſſer und Unmuſikanten, den ſchick ſeiner Wege, das tu mir um Gottes und ſeiner Heiligen willen nicht an, ſonſt aus aus zwiſchen uns, ſonſt hab ich nichts mehr mit dir zu ſchaffen.“

Ein ſolcher Haß, eine ſolche Angſt war in Herrn Carovius Geſicht, daß Dorothea ſtaunte. Seine Haare waren verwirrt wie die Neſter eines Vogelneſts, aus ſeinen Mundwinkeln rann Waſſe, die Augen loderten rötlich, der Zwicker ſaß auf der Spitze der Nase.

Nichts hätte Dorothea mehr locken und reizen können als die Worte, die ſie über Daniel vernommen, als das Gebaren des Herrn Carovius. Ihre Augen blickten groß, ihr Mund öffnete ſich luſtern. War noch ein Schwanken in ihr geweſen, jetzt war keines mehr. Sie liebte das Geld; ſie war mit Habſucht in der Bruſt geboren; aber wenn Herr Carovius ihr alle ſeine Schätze zu Füßen gelegt und dagegen gefordert hätte, ſie ſolle Daniel entſagen, ſie hätte es nicht vermocht, jetzt nicht mehr.

Etwas grauenhaft Angenehmes zog ſie nun zu dem hin, den ſie ſo verfluchen hörte, ſo gefürchtet ſah. In ſeiner Nähe war das Prickeln ſinnlicher Gefahr heftiger als in der Nähe aller andern Männer, die ſie kannte. Er war ihr rätſelhaft und unzugänglich; ſie wollte ihn erraten und aufſchließen. Er hatte ſo viele beſeſſen, gewiß mehr, als er bekannt hatte; ſie wollte ihn beſitzen. Er war ſo ſtill, ſo klug, ſo feſt; ſie wollte Stille, Klugheit und Feſtigkeit von ihm haben, alles wollte ſie haben, allen Zauber, alle Männermacht und alles, was er verbarg, alles wollte ſie von ihm haben.

Sie dachte fortwährend an ihn, nur an ihn. Ihre Gedanken umflatterten sein Bild, scheu, begierig und spielerisch. Er hatte es verstanden, einen Willen und eine Einheit in ihre Sinne zu bringen. Sie wollte ihn haben.

Der Regen klatschte ans Fenster. Voll Schrecken über Dorotheas Versonnenheit preßte Herr Carovius beide Hände an die Backen. „Ich seh schon, du willst mich allein lassen," wehklagte er schauerlich, und es klang wie das Geheul eines Hundes in der Winternacht; „betrügen willst du mich, zum Feind willst du übergehen, und ich soll meine vier Wände anglotzen. Ich seh schon, ich seh schon."

„Sei still, Onkelchen, es geschieht ja nichts, es war ja nur ein Scherz," sagte Dorothea heuchlerisch begütigend und ging mit zögernden Schritten, bisweilen lächelnd zurückschauend, zur Tür.

17

Es war zur frühen Mittagsstunde, als Dorothea an Daniels Wohnung läutete. Philippine machte das Gatter auf und wollte sie nicht in die Stube lassen. Sie erzwang sich den Eingang und musterte von der Zimmerschwelle aus Philippine hochmütig.

„Paß auf, Philippin, da stinkts nach Unrat," murmelte diese vor sich hin.

Daniel saß bei der Arbeit. Er erhob sich stumm und blickte Dorothea an, die bedutsam die Türe schloß.

„Da bin ich, Daniel," sagte sie und atmete wie ein Schwimmer, der ans Land kommt.

„Was bedeutets?" fragte Daniel regungslos.

„Daß ich getan hab, was Sie wollten, Daniel. Weg von denen. Beim Vater kann ich nimmer bleiben. Wo anders sollt ich hin als hierher?"

Daniel ging auf sie zu und legte beide Hände schwer auf ihre Schultern. „Mädelchen, Mädelchen!" sagte er mahnend und erschüttert.

Sie ſahen ſich eine unendlich ſcheinende Zeit in die Augen. Es war, als wolle Daniel bis in die verborgenſten Falten ihrer Seele ſchauen. Dorotheas Blick funkelte verwegen, ſie ſenkte die Lider nicht. Plötzlich beugte Daniel den Kopf und küßte ihre Stirn.

„Du weißt, wer ich bin," ſprach er und ſchritt im Zimmer auf und ab. „Du weißt, wie ich gelebt habe und wie ich lebe. Ich bin ein ſchuldvoller Mann, ich bin ein einſamer Mann. Meine Natur verlangt nach Zärtlichkeit, aber Zärtlichkeit vergeben kann ſie nicht. Mein Los iſt hart, und wer es mit mir teilt, muß entſchloſſen ſein, die Härte zu ertragen. Ich bin oft mein eigener Feind und oft der Feind derer, die es gut mit mir meinen. Ich bin kein Spaßmacher und kein Geſellſchafter. Ich kann grob, beleidigend, bämiſch, unverſöhnlich und rachſüchtig ſein. Ich bin häßlich, ich bin arm, ich bin nicht mehr jung. Fürchteſt du nicht für deine dreiundzwanzig Jahre, Dorothea?"

Dorothea ſchüttelte energiſch den Kopf.

„Prüfe dich, Dorothea," fuhr er eindringlich fort, „nimm es nicht ungenau mit dir und mir, nimm es ganz und tief genau, damit wir nicht falſche Rechnung mit dem Schickſal machen. Liebe kann meiner mächtig werden, mehr, als ich ſelbſt meiner mächtig bin, und dann ſetz ich alles dran, dann muß ich vertrauen können, ohne Maß. Könnt ich nicht mehr vertrauen, ich wäre wie ein zur Hölle Verſtoßener, ein böſer Geiſt. Prüfe dich, Dorothea, du mußt wiſſen, was du tuſt, es iſt eine heilige Sache."

„Ich kann nicht anders, Daniel!" rief Dorothea und warf ſich an ſeine Bruſt.

„Dann alſo ſei Gott uns gnädig," ſagte Daniel.

18

Daniel brachte Dorothea zu Sylvia von Creſt nach Siegmundshof. Er hatte ihr geſchrieben, ihr die Verhältniſſe geſchildert und ſie gebeten, ſie möge Dorothea bis zum Tag der Hochzeit bei ſich aufnehmen. Sylvia hatte ſich herzlich bereit gezeigt, ſeine Bitte zu erfüllen.

Zwei Nächte hatte Dorothea noch zu Hauſe verbracht, und es war ihr gelungen, allen Auseinanderſetzungen mit ihrem Vater aus dem Weg zu gehen, indem ſie ſich drei Tage Bedenkfriſt erbeten hatte. Am Morgen des dritten Tages, als der Vater zur Muſikſchule gegangen war, hatte ſie ihre Habſeligkeiten gepackt und das Haus verlaſſen.

Andreas Döderlein fand folgenden Brief von ihrer Hand vor: „Lieber Vater, mach dir keine Hoffnungen mehr bezüglich des Herrn Weißkopf. Ich bin großjährig und kann heiraten, wen ich will. Meine Wahl iſt bereits getroffen, der Mann, mit dem ich vor den Altar trete, heißt Daniel Rothafft. Er liebt mich mehr als ichs vielleicht verdiene, und ich will ihm eine gute Frau ſein. Daran iſt nichts mehr zu ändern, und ſicherlich kommſt du auch zur Einſicht, daß es edler iſt, dem Zug des Herzens zu folgen, als ſich von materiellen Vorteilen locken und blenden zu laſſen. Deine dich liebende Tochter Dorothea."

Es ſchwindelte Andreas Döderlein. Das Briefblatt glitt ihm aus den Fingern und zu Boden. Am ganzen Körper zitternd, ſchritt er zum gedeckten Tiſch, ergriff ein Waſſerglas und ſchleuderte es gegen die Wand, daß es in zahlloſe Scherben zerſplitterte. „Ich werde dich erdroſſeln, Kröte!" keuchte er, ſtreckte die geballte Fauſt empor, ging in Dorotheas Zimmer und warf in ſeiner unmäßigen Wut die Stühle und den kleinen Toilettetiſch um.

Die Magd war erſchrocken in die Wohnſtube geeilt. Sie ſah Dorotheas Brief auf dem Boden liegen, hob ihn auf und las ihn. Als ſie ihren wütenden Herrn zurückkommen hörte, flüchtete ſie, lief ins Erdgeſchoß, läutete an Herrn Carovius Tür und zeigte ihm den Brief. Sein Geſicht wurde gelb, während er die Zeilen überflog. Da ſtieß die Magd einen leiſen Schrei aus, riß Herrn Carovius den Brief aus der Hand und rannte in den Hof, denn von oben kam Andreas Döderlein herunter. Er wollte auf die Polizei und dort fordern, daß man den Entführer ſeiner Tochter verhafte. Als er Herrn Carovius im Flur gewahrte, blieb er ſtehen und fixierte ihn mit einem haßerfüllten Blick, in welchem gleichwohl etwas wie eine ſcheue Frage enthalten war.

Ja, es hatte faſt den Anſchein, als ob ein einziges verſöhnendes Wort, eine Gebärde nur des Langgemiedenen alles Vergangene hatte auslöſchen und jenen zum Bundesgenoſſen beim Werk der Strafe und Rache hätte machen können.

Aber Herr Carovius war fertig mit der Welt. Seine Züge verzerrten ſich zu einer Grimaſſe der Bosheit und der Verachtung, dann kehrte er ſich um und ſchlug die Türe ſeiner Behauſung krachend hinter ſich zu.

Andreas Döderlein ging nur bis zum Portal des Rathauſes. Dort überfielen ihn plötzlich allerlei Bedenklichkeiten, er ſtarrte eine Weile düſter auf das Pflaſter und begab ſich dann wieder auf den Heimweg, mit Gebärden, die nur halb ſo ungeſtüm waren wie vorher und auf eine gebrochene Tatkraft deuteten.

Kaum war er zu Hauſe angelangt, ſo wurde ihm Daniel gemeldet. „Sie erkühnen ſich, Herr?“ ſchrie er dem Eintretenden entgegen, „Sie erkühnen ſich, vor meinem Angeſicht zu erſcheinen? Beim Himmel, das iſt viel!“

„Ich nehme jeden Kampf auf,“ ſagte Daniel mit der kalten Würde, die ihm bei ſolchen Gelegenheiten eigen war und die einſchüchternd wirkte. „Ich habe nichts zu fürchten. Mit dem Vater meines Weibes möcht ich gern in Frieden leben, deshalb bin ich da.“

„Wiſſen Sie denn auch, was Sie nur tun? Sie haben mir die Tochter geſtohlen, Mann!“ rief Döderlein mit Pathos. „Aber ich werde Ihre Abſichten durchkreuzen, verlaſſen Sie ſich darauf, ich werde Ihnen meine Macht zu ſpüren geben.“

Daniel lächelte verächtlich. „Deſſen bin ich ſicher,“ antwortete er. „Ich kenne dieſe Macht, ſo lang ich lebe. Nur hab ich mich ihr nie unterworfen, und bisweilen iſt es nur gelungen, ſie zu brechen. Denken Sie ein wenig über mich nach, und über Ihr Amt, und über ſich ſelbſt. Adieu.“ Damit ging er.

Andreas Döderlein war beunruhigt. Das Lächeln des Menſchen verfolgte ihn. Was mochte der Desperado wieder einmal im Schilde

führen? Böſes Gewiſſen lähmt böſe Entſchlüſſe. Länger als eine Woche rang Döderlein mit ſeinem Stolz, und als Daniel nichts mehr von ſich hören ließ, auch von Dorothea keine Nachricht kam und zu allem Unheil der Mühlenbeſitzer das Darleben zurückforderte, ſagte er ſich, daß an dem Geſchehenen nichts mehr zu ändern ſei, und eines Tages ſtieg er die drei Treppen des Hauſes am Egydienplatz empor.

„Das freut mich," ſagte Daniel und ſtreckte dem Beſucher die Hand hin.

Andreas Döderlein ſprach von einem blutenden Vaterherzen, von der Vernichtung großer Hoffnungen, von der Pietätloſigkeit der Jugend und der Einſamkeit des Alters, dann, ziemlich unvermittelt, mit den Fingern ſeiner gewaltigen Hand auf die Tiſchplatte trommelnd, von der Zwangslage, in die er gegenüber dem Mühlenbeſitzer geraten ſei. Er habe für einen Freund Bürgſchaft geleiſtet, ſei zur Zahlung genötigt worden und habe ſich nur helfen können, indem er bei dem reichen Bewerber um Dorotheas Hand eine Anleihe aufgenommen habe.

Daniel mußte zugeben, daß die Sorge demütigend ſei und die Schuld beglichen werden müſſe. Es ſeien fünfzehnhundert Mark, ſagte Döderlein; er war ſelbſt überraſcht, als er dieſe Summe nannte, die ihm fünfzig Prozent Gewinn ſicherte; es war ein kluger Einfall geweſen, der zugleich dazu diente, die Generoſität des künftigen Schwiegerſohnes auf die Probe zu ſtellen. Im Grunde fand er ſeine Handlungsweiſe nicht honett und war daher gerührt, als Daniel, der die Schmälerung ſeiner Erſparniſſe nur kurz bedachte, ihm das Geld am andern Tag zu bringen verſprach.

„Sie beſchämen mich, Daniel," ſagte er, „wahrlich, Sie beſchämen mich. Laſſen Sie uns die Streitart begraben und gute Freunde werden. Sind wir doch ohnehin Kollegen in Apoll. Oder nicht? Nennen Sie mich Vater, ich will Sie Sohn heißen, ſagen Sie du, ich will ein gleiches tun."

Daniel reichte ihm ſchweigend die Hand.

Döderlein fragte nach Dorothea, und als ihm Daniel mitteilte, wo sie sich aufhielt, zeigte er sich sehr zufrieden darüber. „Mein Haus und meine Arme sind ihr geöffnet, unterbrach sie davon, melde ihr die veränderte Konstellation," sagte er weich; „wir haben unrecht aneinander gehandelt, beide; wir haben es beide gebüßt."

Daniel erwiderte trocken, er halte es für besser, wenn Dorothea bei Sylvia von Auffenberg bleibe.

„Wie du willst, mein Sohn," sagte Andreas Döderlein, „ich füge mich den Forderungen eures jungen Glückes. Nun aber sollten wir eine Flasche Malvasier oder Mosel haben und auf die Zukunft meines lieben Wildfangs trinken. Oder widerstrebt es dir?"

Daniel ging hinaus, um Philippine ins Goldene Posthorn zu schicken. Philippine war aber mit Agnes fortgegangen; er gewahrte eine der Mägde des Hauses auf der Stiege und bat sie um die Besorgung. Es dauerte lange, bis sie mit der Flasche kam, und als der Wein eingeschenkt war, erwies es sich, daß Döderlein keine Zeit mehr hatte, weil er um sieben Uhr eine Unterrichtsstunde erteilen mußte. Er leerte sein Glas nur halb und verabschiedete sich mit einem kräftigen Händeschütteln von Daniel.

Eine Weile war Daniel sinnend gesessen, da pochte es an der Tür, und der alte Jordan trat ein. „Ists erlaubt?" fragte er.

Daniel nickte, und er nahm auf dem Stuhl Platz, auf dem Andreas Döderlein gesessen. Forschend schaute er Daniel ins Gesicht; plötzlich sagte er: „Ists denn wahr, Daniel, daß du wieder heiraten willst? Daß du die Döderleinsche heiraten willst?"

„Ja, Vater, es ist wahr," antwortete Daniel. Er holte ein frisches Glas, goß Wein hinein und schob es dem alten Mann hin. „Trink, Vater!" sagte er.

Der Alte nippte andächtig. „Es dürften wohl, meiner Schätzung nach, neun bis zehn Jahre vergangen sein, daß ich keinen Wein getrunken habe," redete er vor sich hin.

„Dein Leben ist nicht gut gewesen," erwiderte Daniel.

„Ich beklage mich nicht, Daniel. Ich trags, weil ichs tragen muß. Und wer weiß, vielleicht iſt mir noch ein kleines Glück beſchert. Vielleicht; wer weiß.“

Dann ſaßen ſie ſchweigend und tranken hie und da. Es war ſo ſtill, daß ſie die Flamme der Lampe rauſchen hörten.

„Wo bleibt denn die Philippine?“ fragte Daniel endlich.

„Ja, die Philippine, das hatt ich ganz vergeſſen,“ begann der alte Jordan ſorgenvoll. „Am Nachmittag iſt ſie zu mir hinaufgekommen und hat mir mitgeteilt, ſie gehe zur Frau Hadebuſchin und werde mit der Agnes dorten bleiben, bis die Hochzeit vorüber iſt. Sie hat ſich aber ſo verworren ausgedrückt, daß ich ihren Worten nicht entnehmen konnte, was ſie damit bezweckt. Auch hat es ſo geklungen, als wollte ſie überhaupt aus dem Hauſe gehn. Ob das Frauenzimmer nicht ein wenig geſtört im Kopfe iſt? Vorgeſtern war ein Geklapper und Gepolter in der Küche, und wie ich nachſehe, liegen mindeſtens ſechs Teller zerbrochen auf der Erde, dabei droht ſie noch, mich mit dem Spülwaſſer anzuſchütten und ſchimpft gotteslästerlich. Wie iſt denn das? Kann ſie denn ſo mir nichts dir nichts mit dem Kind zur Hadebuſchin überſiedeln?“

Daniel blieb die Antwort ſchuldig. Der Gedanke an Philippine erfüllte ihn auf einmal mit Angſt vor Unheil. Es ſchien ihm, daß er ſie gewähren laſſen müſſe.

19

In der Nacht bemächtigte ſich Daniels eine tiefe Erregung. Er verließ das Haus, und trotz der Finſternis und des fallenden Schnees ging er weit vor die Stadt, merkte die Näſſe, die Kälte und den Wind nicht.

Er lauſchte in ſein Inneres, hielt letzten Rat mit ſich und ſchaute oft, als flehe er um Erleuchtung, zum ſchwarzen Himmelsgewölbe empor. Schwärzer noch dünkte ihn das Morgen, in Bangigkeit verlor er ſich, und es trieb ihn zu den Gräbern.

Erſt auf dem Weg zum Kirchhof bedachte er, daß das Tor in der Nacht zugeſperrt ſein mußte, dennoch ging er weiter. Lange ſuchte er

nach einer Stelle an der Mauer, wo er hinüberklettern konnte. Endlich fand er eine, klomm hinauf, schürfte sich die Hände wund, sprang in schneebedecktes Strauchwerk hinab und irrte mit beklemmener Brust über das stürmische, öde Gefilde. Als er dann vor Gertruds Grab stand, überwältigte ihn das Gefühl der Stunde, Stimmen waren im Sturm, Grauen und Erinnerung wollten ihn schier zu Boden reißen, aber vor Leneres Grab wurde es ruhig in seiner Brust, auch öffneten sich plötzlich in der Tiefe des Horizonts die Wolken, und ein Mondstrahl zitterte hindurch.

Spät, der Morgen war schon nahe, kam er heim.

Acht Tage darauf holte er Dorothea von Siegmundshof ab.

Sylvia und Dorothea kamen ihm durch eine beschneite Allee entgegen. Sie gingen Arm in Arm, und Sylvia lachte zu Dorotheas Geplauder. Sie schienen in gutem Einverständnis, das Bild konnte nicht täuschen, und Sylvia sagte auch, als sie mit Daniel allein war, daß sie Dorothea liebgewonnen. Ihrem Frohsinn könne niemand widerstehen, und mit den Kindern werde sie selber zum Kind.

Trotzdem betrachtete Sylvia Daniel, und wenn Dorothea dabei war, auch diese bisweilen mit einem schnellen, forschenden, sonderbar unsicheren Blick.

Es war ein sonniger Dezembertag, als Daniel und Dorothea Hochzeit hielten.

Dorothea

I

Seit vierzehn Tagen wohnten Philippine und Agnes bei Frau Hadebusch; da kam eine Botschaft von Daniel, die beiden sollten nach Hause zurückkehren, oder wenn es Philippine verzöge, zu bleiben, solle sie Agnes schicken, und zwar sogleich.

„Da haben Sies," sagte Frau Hadebusch, „der Herr befiehlt."

„Der befiehlt mir lang gut," antwortete Philippine tückiſch. „Das Kind bleibt bei mir, und ich geh nit hin, baſta. Was, Agneslein?"

Agnes hockte auf der Ofenbank neben dem ſchwachſinnigen Heinrich und las in dem abgeſchmierten Heft eines Kolportageromans. Bei Philippines Anruf blickte ſie zerſtreut empor und lächelte ſtumpf. Das zwölfjährige Mädchen hatte ausdruckloſe Züge und, da ſie ſelten ins Freie kam, eine von der Zimmerluft faſt gelbgewordene Haut.

„Nutzt nix," fuhr Frau Hadebuſch fort, die uralt ausſah und einer böſen, verkrüppelten Zwergin glich, „er kann das Madel fordern, und er muß es kriegen. Da käm ich am End noch mit dem hohen Geſetz in Umſtändlichkeit."

„No, was is, Agneslein, willſt zurück zu dein Vatter?" wandte ſich Philippine an das Mädchen und ſah die Hadebuſchin bedeutungsvoll an.

Agnes Geſicht verfinſterte ſich. Sie haßte ihren Vater. So weit hatte es Philippine durch ihre ſteten Einflüſterungen, ihre gehäſſigen Erzählungen gebracht. Agnes war überzeugt, daß ſie ihrem Vater im Wege ſei, und ſeine Heirat hatte dieſen Glauben nur noch mehr befeſtigt. In ihrem dumpfen Innern trug ſie das Bild ihrer früh verſtorbenen Mutter als das einer Gemordeten, einer Geopferten. Gar ſchauerlich hatte ihr Philippine den Selbſtmord der Mutter zu ſchildern gewußt; es war der immer wieder erneute Geſprächsſtoff vieler Winterabende, vieler Dämmerſtunden geweſen. Dereinſt, wenn ſie groß ſein, wenn ſie würde reden können, wollte Agnes Rechenſchaft vom Vater verlangen.

Wenn ſie würde reden können! Dies war ihr heißeſter Wunſch. Denn ſie war eine Stummgeborene, ihre Seele ſchmachtete in viel härterer Gefangenſchaft als ehemals die ihrer Mutter, weil ſie keines Aufblicks und Aufſchwungs fähig war, weil nichts in ihr bloß ſchlief, ſondern alles hoffnungslos verdorrt war.

„Zu der Döderleiniſchen geh ich nicht," grollte ſie.

Aber am Abend kam Daniel. Er zog Philippine beiſeite und hatte mit ihr eine ernſte Auseinanderſetzung. Er erklärte ihr die Gründe

seiner Heirat, so gut er es vermochte, ohne auf das Tiefere einzugehen. „Ich hab eine Hausfrau gebraucht, eine junge Gefährtin. Du, Philippin, schuld ich Dank, doch es muß auch eine neben mir sein, die mich höher stimmt, denn von meinem schweren Beruf weißt du ja nichts. Also bock nicht, Philippin; schnür dein Bündel und komm heim. Was sollen wir ohne dich anfangen?"

Zum erstenmal sprach er mit ihr wie mit einem Weib und wie mit einem Menschen. Philippine starrte ihn an. Sie schlug eine wilde Lache auf und höhnte: „Sei, Daniel, wie du einen flattieren kannst. Das hätt ich mir von dir gedacht, daß immer ein edelhafter Heiratsgram gewesen. Gut! Sag: liebe Philippine. Sag ganz langsam: liebe Philippine, dann komm ich."

Daniel schaute verwundert in das nie jung gewesene und schnell alt gewordene Gesicht Philippines. „Narrenspossen," sagte er unwillig und kehrte sich ab.

Philippine stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Der Knecht Heinrich trat in den Flur und hielt ein Lampchen hoch.

„Wohnt der fromme Schreiber noch da?" fragte Daniel und schaute voll Erinnerung an der wundschiefen Treppe empor.

„Gott sei Dank, nein," schnarrte Philippine, „das tat noch fehlen. Mir wird übel, wenn ich ein Mannsbild seh."

Abermals schaute Daniel in ihr häßliches, boshaft verwirrtes Gesicht. Er war gewohnt, alle Dinge, alle Augen, alle Herzen um ihr Dasein in Tönen, ihre Verwandlung in Töne zu befragen. Hier fand er plötzlich das Tonlose, so wie man beim Anblick eines Lichtgemäldes fühlen würde: das Lichtlose. Er dachte an Eva, er schnte sich in diesem Augenblick nach seiner Eva, und da eben kam Agnes aus der Tür, um nach Philippine zu sehen.

Er legte die Hand auf Agnes Haar und sagte spöttisch zu Philippine hinüber: „Na also, liebe Philippin, komm heim!"

Agnes duckte sich hastig und entzog sich seiner Hand, so daß er das Mädchen mit finsterer Überraschung musterte. Philippine jedoch faßte

ihre Hände, senkte den Kopf und murmelte ganz demütig: „Is recht, Daniel, wir kommen morgen."

2

Um zehn Uhr vormittags erschien Philippine vor dem Wohnungsgatter. In der einen Hand schleppte sie ihr Bündel, an der andern führte sie die ängstlich dreinblickende Agnes.

Dorothea öffnete die Tür. Sie war sauber und adrett angezogen, trug ein blaugeblümtes Kattunkleid, darüber eine weiße Schürze mit Spitzenumsäumung und um den Hals ein goldenes Kettchen, an welchem ein Medaillon hing.

„Och, die Kinder!" rief sie lustig, „die Philippine und die Agnes! Grüß Gott, Kinder, seid ihr endlich da?" Sie wollte Agnes umarmen, die aber wich ebenso scheu zurück, wie sie es gestern vor ihrem Vater getan.

Philippine verzerrte hämisch die Lippen, als sie von der um zehn Jahre Jüngeren ein Kind genannt wurde und maß Dorothea von oben bis unten.

Dorothea bemerkte es kaum. „Die Kochfrau, denken Sie bloß, Philippin, ist heut nicht gekommen, und da wollt ichs selber probieren," erzählte sie mit zungenfertiger Wichtigkeit, „aber ich weiß nicht, das Suppenfleisch ist noch immer steinhart. Schauen Sie einmal nach." Sie zog Philippine in die Küche.

„Der Topf muß einen Deckel haben," urteilte Philippine mit geringschätziger Miene, „und außerdem brennt das Feuer nicht ordnlich."

Aber Dorothea war bereits bei einer andern Sache. Sie hatte ein Glas mit eingemachten Früchten entdeckt, öffnete es, nahm einen langstieligen Holzlöffel, brachte ihn gefüllt an ihren Mund und naschte vorsichtig. „Das schmeckt gut," sagte sie, „das schmeckt wie Zitronat. Versuchen Sies doch, Philippin." Sie hielt Philippine den Löffel an die Lippen, damit sie kosten solle. Philippine stieß den Löffel unwirsch beiseite.

„Das gibts nicht, Sie müſſen verſuchen, ich wills, ich wills," beharrte Dorothea und hielt den Löffel eigenſinnig dicht vor Philippines Naſe. „Ich wills, ich wills," wiederholte ſie, halb bittend, halb befehlend, ſo daß Philippine, die dieſem Weſen gegenüber den rechten Widerſtand nicht gleich zu finden wußte, um Ruhe zu haben, ſich den Löffel in den Mund ſchieben ließ.

Da kam der alte Jordan auf den Flur und hinter ihm der Schlotfeger, der den Kamin putzen ſollte.

„Herr Inſpektor! Herr Inſpektor!" rief Dorothea lachend, und als der Alte ihrem Ruf folgte, reichte ſie ihm ebenfalls einen vollen Löffel, und dann mußte auch der Schlotfeger einen nehmen, und zuletzt kam Agnes an die Reihe.

Jetzt lachten alle, ſogar über Agnes blaſſes Geſicht flog ein heller Schimmer, und Daniel, durch den Lärm aus ſeinem Zimmer geſcheucht, ſtand in der Küchentür und lachte mit.

„Siehſt du, Daniel, ſiehſt du!" ſprach Dorothea befriedigt. „Alle freſſen mir aus der Hand. So hab ichs gern. Laßts euch nur ſchmecken, Leutlein."

3

Mit einem offenen Brief in der Hand ſchoß Dorothea eines Nachmittags in Daniels Stube, wo er arbeitete.

„Du, Daniel, die Kommerzienrätin Feuſtmantel ſieht mich an, morgen auf ihr Kränzchen zu kommen. Darf ich?"

„Du ſtörſt mich jetzt, Liebe. Siehſt du nicht, daß du mich ſtörſt?" fragte Daniel vorwurfsvoll.

„Ja, ja, verzeih," hauchte Dorothea und blickte hilflos auf den mit Notenpapier bedeckten Tiſch. „Ich ſoll auch meine Violine mitbringen," fuhr ſie fort, „ich ſoll vorſpielen."

Mit geſammeltem Ausdruck ſchaute Daniel, ohne ihre Worte aufzufaſſen, ins Leere.

Dorothea wurde ungeduldig. Plötzlich trat ſie zu der Stelle an der Wand, wo, ſeit Daniels Heimkehr, wieder die Maske der Zingarella hing. „Schon lang wollt ich dich fragen, Daniel, was das Ding da ſoll. Wozu haſt dus, wozu brauchſt dus? Es ärgert mich mit ſeinem ewigen Grinſen.“

Daniel wachte auf. „Das nennſt du Grinſen?“ fragte er kopfſchüttelnd. „Iſts möglich, dies Lachen aus der Überwelt grinſt dir?“

„Ja,“ erwiderte Dorothea trotzig, „es grinſt. Und ich mags nicht, mag die Fratze nicht leiden, grad weil du ſie ſo gern haſt. Haſt ſie wohl lieber gar als mich?“

„Meine Kindereien, Dorothea!“ ſagte Daniel ruhig; „mußt deinen Sinn ein wenig höherrichten, mußt mir auch meine Geiſter reſpektieren.“

Dorothea ſchwieg. Sie verſtand ihn nicht. Sie ſah ihn mit leiſem Mißtrauen an. Sie dachte, die Maske ſei ein Bildnis einer von ſeinen früheren Geliebten. Und ſie verzog ſpöttiſch die Lippen.

„Du haſt eben etwas von Verſpielen erwähnt, Dorothea,“ begann Daniel wieder; „weißt du, daß ich dich noch nie ſpielen gehört habe? Ich geſteh dir aufrichtig, daß ich bisher Furcht davor gehabt. Nur das Vortreffliche ertrug ich; auch die Verheißung; beides könnte ja ſein, und doch, woher kommt mir die Angſt? Du haſt lange nicht geübt, nicht ein einziges Mal, ſeit wir beiſammen leben; trotzdem willſt du dich vor Fremden produzieren? Das iſt wunderlich, Dorothea. Sei doch ſo gut und hol deine Geige und ſpiel mir vor.“

Dorothea ging ins Nebenzimmer, brachte den Geigenkaſten, beſtrich den Bogen mit Kolophonium, und während ſie die A-Saite ſtimmte, fragte ſie mit emporgezogenen Brauen: „Willſt dus wirklich?“

Sie preßte die Lippen aufeinander und ſpielte eine Etüde von Fiorillo. Als ſie fertig war und Daniel nichts verlauten ließ, ſetzte ſie das Inſtrument wieder an und ſpielte ein ziemlich lamentables Stück von Wieniawſki.

Wieder ſchwieg Daniel lange. „Recht hübſch, Dorothea,“ ſagte er endlich; „das iſt unter Umſtänden ein ganz netter Zeitvertreib für dich.“

„Wie meinſt du das?“ erwiderte Dorothea haſtig, und eine dunkle Röte ſtieg in ihre Wangen.

„Soll es mehr ſein, Dorothea?“

„Wie meinſt du das?“ wiederholte ſie verlegen und unwillig, „ich denke ſchon, daß es mehr iſt.“

Daniel ſtand auf, trat zu ihr hin, nahm ihr den Bogen ſanft aus der Hand, ergriff ihn an beiden Enden und zerbrach ihn in zwei Teile.

Dorothea ſtieß einen beſtürzten Schrei aus und ſah ihn faſſungslos an.

Hierauf ſagte Daniel: „Iſt die Muſik, die ich höre, nicht ein Niedergewieſenes, ſo iſt ſie ein hunderttauſendmal Niedergewieſenes. Für ein kindlich wohlklingendes Dilettieren muß ſich mein Weib für zu gut halten.“

Dorotheas Augen füllten ſich mit Tränen. Abermals fehlte ihr das Verſtändnis, und nun ſo völlig, daß ſie ſich einbildete, Daniel ſei mit Abſicht grauſam gegen ſie.

Ihr war das Geigenſpiel ein Mittel geweſen, um zu gefallen, ſich ſelbſt zu gefallen, der Welt zu gefallen, ein Mittel, ſich zu ſteigern, andere zur Bewunderung zu zwingen und zu blenden. Nur deshalb hatte ſie ſich der ſtrengen Zucht ihres Vaters von früh an gefügt. Sie beſaß auch Ehrgeiz, doch verdingte ſie ſich jedem Lob, ohne des Lobes zu achten, und was eine Übereinkunft von unbekannter Entſtehung an Gefühl forderte, wähnte ſie zu geben, indem ſie beim Spielen an ihre perſönlichen Wünſche, Freuden und Veranlagungen dachte.

Daniel umarmte ſie und küßte ſie. Sie riß ſich los und ſtellte ſich trotzig ans Fenſter. „Hätteſt es ja nur ſagen müſſen, daß ich dir zu ſchlecht ſpiele,“ ſtieß ſie hervor und ſchluchzte zornig auf, „hätteſt nicht gleich ſo roh den Bogen zerbrechen müſſen. Ich ſpiel ja nimmer. Wär mir gar nicht in den Sinn gekommen, dich zu beläſtigen.“ Und ſie weinte wie ein verzogenes Kind.

Daniel ließ ſichs viele Worte koſten, ſie zu beſchwichtigen. Schließlich ſah er ein, daß keine Worte fruchteten, und ſeufzend ſchwieg er ſtill. Nach

einer Weile nahm er ihr das Taschentüchlein aus der Hand, trocknete lächelnd ihre Tränen und sagte: „Ich hätte ja lieber gewollt, daß du nicht zur Kommerzienrätin aufs Kränzchen gehst. Denn siehst du, ich halte nicht viel von einem solchen Verkehr. Er bereichert nicht und zieht allerlei Gelüstchen groß. Aber weil ich dir so weh getan hab, magst du ruhig hingehen, vielleicht vergißt du dann den Schmerz, du Närrchen."

„Dank dir schön, ich verzichte," antwortete Dorothea schnippisch und ging aus dem Zimmer.

4

Desungeachtet erklärte Dorothea am andern Tag beim Mittagessen, daß sie der Einladung der Kommerzienrätin doch folgen werde. Es sei viel einfacher, hinzugehen, äußerte sie mit einer Miene, als ob ihr der Entschluß schwer geworden wäre, als sich den Vorwürfen und dem beständigen Gefrage auszusetzen.

„Tu es nur," ermunterte sie Daniel, „ich hab dir ja selbst dazu geraten."

Sie hatte sich ein dunkelblaues Sammetkleid machen lassen; es war sehr schön, und sie wollte es bei dieser Gelegenheit zum erstenmal tragen.

Als nun Daniel gegen fünf Uhr ins Schlafzimmer trat, sah er Dorothea mit dem neuen Kleid vor dem Spiegel stehen. Es war ein hoher, schmaler Spiegel auf einer Konsole. Dorothea hatte ihn von ihrem Vater als Hochzeitsgeschenk erhalten.

Was ist mit ihr? fuhr es Daniel durch den Kopf, da er die seltsame Regungslosigkeit des jungen Weibes gewahrte. Sie war wie verloren in den Anblick ihres Spiegelbildes; ihr Auge hatte etwas Starres, Saugendes und krankhaft Entzücktes. Sie bemerkte nicht, daß Daniel in der Stube stand; als sie den Arm rührte und den Kopf drehte, geschah es, um diese Gesten im Spiegel zu genießen.

„Dorothea!" rief Daniel leise.

Sie zuckte zusammen, schaute ihn sinnend an und lächelte benommen.

Da ward es Daniel angst und bang.

„Ich bin eine Verwandte von Daniel, und wir müſſen uns duzen,“ ſagte Philippine zu Dorothea. Dorothea war damit einverſtanden.

Jeden Morgen, wenn Dorothea in die Küche kam, erkundigte ſich Philippine: „Was haſt denn geträumt?“

„Ich war auf dem Bahnhof, es war Krieg, und Zigeuner haben mich fortgeſchleppt,“ antwortete Dorothea einmal.

„Bahnhof bedeutet unerwarteten Beſuch, Krieg bedeutet Zwietracht mit verſchiedenen Perſönlichkeiten, und Zigeuner bedeuten, daß du mit leichtſinnigen Menſchen zu tun bekommſt,“ ratſchte Philippine im Hochdeutſch ihres Gebetbuchs.

Philippine wußte auch in der Punktierkunſt Beſcheid; oft ſaß Dorothea bei ihr und ſtellte Fragen, zum Beiſpiel ob der oder der in ſie verliebt ſei, oder ob die und die den und den liebe; Philippine malte Punkte auf ein Blatt Papier, ſchrieb die Zahlen daneben, ſchlug das Verzeichnis auf und teilte die Antwort des Orakels mit.

Binnen kurzem waren die beiden ein Herz und eine Seele. Bei ihren Ausgelaſſenheiten durfte Dorothea ſtets auf das Beifallsgelachter Philippines zählen, und wenn Agnes apathiſch zuſchaute, ſtieß Philippine ſie in den Rücken und fuhr ſie an: „Dummes Luder, kannſt gar nit 's Maul aufmachen?“

Da ſchlich Agnes traurig zu ihren Schulheften und ſaß ſtundenlang über einer einfachen Rechenaufgabe. Dorothea brachte ihr bisweilen ein Stück Gugelhupf; den wickelte ſie ein, ſteckte ihn in die Taſche und gab ihn am andern Morgen einer Kameradin, aus deren Heft ſie die Aufgabe abſchreiben durfte.

Der Proviſor Seelenfromm hielt Philippine auf der Gaſſe an und fragte: „Na, wie ſtehts denn bei euch? Wie macht ſich die junge Frau?“

„Jei, wir leben wie Gott in Frankreich,“ verſetzte Philippine, und ihr Mund dehnte ſich bis an die Ohren, „jeden Tag Braten, jeden

Tag Kuchen, der Wein ſteht immer aufm Tiſch, und ein Beſuch gibt dem andern die Tür in die Hand."

„Da muß der Notwaſſt aber bundsmäßig reich geworden ſein," meinte der Proviſor verblüfft.

„Muß wohl ſo ſein, ums Geld ſorgt ſich keiner mehr bei uns, unſere Frau wenigſtens hat allewerl das Portemonnaie voll."

Der Himmel war blau, die Sonne ſchien, der Frühling war gekommen.

6

Jeden Sonntag mittag aß Andreas Döderlein bei ſeinen Kindern. Er liebte eine ſaftige Schweinskeule, einen Salat in Eierbrühe und eine Torte mit Zuckeraufguß. Der alte Jordan, der an den ſonntäglichen Mahlzeiten teilnehmen durfte, ließ die einzelnen Biſſen auf der Zunge zergehen. In ſeinem ganzen Leben waren ihm ſo leckere Dinge nicht vorgeſetzt worden, und bisweilen warf er einen verwunderten Blick auf Daniel.

Ins Geſpräch miſchte er ſich ſelten. Wenn die Teller abgetragen wurden, erhob er ſich und ging in ſeine Kammer hinauf.

„Höchſt ſonderbarer Greis," ſagte eines Sonntags Andreas Döderlein, indem er ſich die Zähne ſtocherte.

„Mit dem hat man auch ſeine liebe Not," ſchalt Dorothea; „iſt ein unverbeſſerlicher Topfgucker; zehnmal am Tag kommt er in die Küche, ſteckt die Naſe in die Luft, fragt, was es zu eſſen gibt, und ſteht im Flur herum, daß die Gäſte über ihn ſtolpern."

Andreas Döderlein gab ein bedauerndes Brummen von ſich.

„Wie ſieht es denn eigentlich mit deinen Finanzen aus, mein Sohn?" wandte er ſich leutſelig an Daniel. „Möchteſt du nicht zur Verbeſſerung deiner wirtſchaftlichen Lage neben dem Organiſtenamt eine Stelle an unſerer Anſtalt übernehmen? Herold geht in Penſion, er iſt über fünfundſiebzig und iſt den Anforderungen nicht mehr gewachſen. Wenn Furwerk genügt, der ſeine Stelle zu ſchätzen. Drei-

tausend Mark jährlich, Versorgung der Witwe nach zehnjähriger Dienstzeit, Stundengelder, ich denke, das ist verlockend. Oder nicht?"

Dorothea lief jubelnd zu ihrem Vater, umschlang seinen ungeheuren Rumpf und küßte ihn auf die schlotternde Backe.

„Meinen Dank, mein Kind," wehrte der Olympier, „euch zur Seite zu stehen ist meine selbstverständliche Pflicht."

Was sitzt da für ein aufgequollener fremder Mensch? fuhr es Daniel durch den Kopf; was will der Mensch von mir? warum dringt er in meine Stube und sitzt an meinem Tisch? warum duzt er mich und haucht mich mit seinem Atem an? Er schwieg.

„Ich begreife ja, lieber Sohn, daß du deine Muße nicht gern aufgibst," fuhr Döderlein mit versteckter Sarkasmus fort, „aber wer von uns kann völlig seiner Neigung leben? Der Alltag ist das Mächtige; Ikarus muß zur Erde stürzen. Jetzt, wo dein Weib einem freudigen Ereignis entgegensieht, gibt es doch vernünftigerweise kein Schwanken."

Dorothea warf Daniel einen bösen Blick zu.

„Ich will mirs überlegen," sagte Daniel, erhob sich und ging aus dem Zimmer.

„Es ist ihm unbequem," grollte Dorothea; „seine Bequemlichkeit geht ihm über alles. Aber ich werd ihn schon dazu bringen, Vater; tu nur, was du tun kannst, er wird sich nicht sperren."

Somit lag es am Tage, daß Daniel der Geheimnisvolle und Unergründliche längst nicht mehr für sie war. Sie hatte ihn geöffnet, sie hatte ihn erraten, nach ihrer Weise freilich. Es war viel einfacher gewesen, als sie gedacht, und sie zürnte ihm, daß er ihrer Neugier ein so nahes Ziel gesteckt hatte. Was sie für interessant, für aufregend, für berauschend gehalten, hatte sich als etwas ganz Einfaches und Gewöhnliches entpuppt; es waren gar keine Reize mehr da, und das einzig Spannende lag noch darin, durch ihre Jugend, durch ihre Sinne eine ausschließliche Herrschaft über ihn zu erlangen.

Daniel spürte es, daß sie enttäuscht war; er hatte Angst davor gehabt. Die Angst wuchs, denn alles, was er tat und sagte, vermehrte

ihre Enttäuſchung ſichtlich. Aus Angſt wurde er nachgiebig, wo er früher unerbittlich geweſen wäre. Der Unterſchied der Jahre machte ihn geduldig und jeder Einrede fügſam; er fürchtete, ihr nicht ſo viel Liebe geben zu können, wie ſie in ihrer Friſche und natürlichen Derbheit begehrte, deshalb verzichtete er auf manches, was er vordem nicht hätte entbehren, ertrug er manches, was er vordem nicht hätte ertragen können.

Es bedurfte nur einer Stunde in der Nacht, und Dorothea hatte ihm die Zuſage abgeſchmeichelt, daß er die Stelle des alten Herold übernehmen werde. Er, ſo karg an Worten wie in der Äußerung von Gefühlen, erlag dem kätzchenhaften Anſchmiegen, dem übermütigen Spott, der prickelnden Hurtigkeit eines jungen Leibes. Da walten dunkle Mächte, die zwiſchen Mann und Weib Abhängigkeiten ſtiften; da iſt nichts berechenbar, nichts mehr dem angeborenen Weſen gemäß, da kann, in einer Stunde der Nacht, die heiligſte Wahrheit eines Lebens zur Lüge umgebogen werden.

7

Es erwies ſich auch als notwendig, daß Daniel für eine Vermehrung des Einkommens Sorge trug. Dorothea hatte viele neue Anſchaffungen gemacht. Sie hatte einen Toilettetiſch, ein paar Schränke und eine Badewanne gekauft. Lampen, Gläſer, Vorhänge, Decken waren ihr zu unmodern geweſen, und ſie hatte ſie durch ſchönere erſetzt.

Ihr Hauptvergnügen war, in die Geſchäfte zu gehen und einzukaufen. Dann kamen die Rechnungen, und Daniel ſchüttelte den Kopf. Er bat ſie eindringlich, ſich zu beherrſchen, aber ſie hing ſich ihm an den Hals und bettelte ſo lange, bis er ſich in jeden ihrer Wünſche ſeufzend ergab.

Mit leeren Händen kam ſie ſelten heim. Und wenn es nur ein paar billige Nippſachen waren, ein Männchen aus Porzellan mit Zylinder und Regenſchirm, oder eine Pagode mit einem Wackelkopf, ſogar eine Mauſefalle konnte es ſein, aber Geld mußte ſie ausgeben.

Dann wurde Philippine herbeigerufen; Philippine sollte bewundern. Und Philippine sagte scheinbar entzückt: „So was Liebes aber auch! Gott, wie lieb!“ Oder: „Grad eine Mausfall brauchen wir; gestern nacht war eine Maus aufm Spülraum, Ehr und Seligkeit, Daniel.“

Und die Hüte, die Kleider, die Strümpfe und Schuhe, die Spitzen und Blusen, darin hatte Dorothea kein Maß und keine Bescheidenheit. Sie wollte mit den reichen Bürgersfrauen wetteifern, deren Kaffeekränzchen sie besuchte, neben denen sie im Theater und in der Konditorei saß.

Für die Theater und Konzerte bekam sie Freikarten. Aber einmal, als sie zu Daniel sagte, der Direktor habe ihr eine Freikarte geschickt, erfuhr er von Philippine, daß sie sich die Karte gekauft habe. Er stellte sie nicht zur Rede, aber es ging ihm nicht mehr aus dem Sinn, daß sie geglaubt hatte, ihn belügen zu müssen.

Er begleitete sie nicht zu ihren Vergnügungen; er wollte bei der Arbeit bleiben und selbst die kleinste Ausgabe nicht durch sein Mittun verdoppeln. Dorothea hatte sich darein gefunden. Seine Abneigung gegen das Theater und die geselligen Zerstreuungen nahm sie für Schrulligkeit und Grillenfängerei. Sie erwog nicht, was an Erfahrung hinter ihm lag, sie hatte vergessen, was er ihr in einer entscheidenden Stunde gebeichtet.

Wenn sie spät abends mit glühenden Wangen und blitzenden Augen nach Hause kam, fand Daniel den Mut nicht zu der ernsten Mahnung, mit der er ihr entgegentreten gewollt. Weshalb sie aus ihrem Himmel reißen? dachte er, die wilde Lust wird sich schon legen.

Er hatte Angst vor ihrer schmollenden Miene, vor ihren Tränen, vor ihrem ratlosen Blick, vor ihrem trotzigen Hinausgehen. Aber es fehlte ihm auch das Wort. Er kannte die Vergeblichkeit von Vorhaltungen und Vorwürfen; leeres Räsonieren war ihm unleidlich, und seine menschliche Rede blieb ohne Widerhall. Sie faßte den Ton nicht, sie mißdeutete alles, mißverstand alles. Sie lachte, zuckte die Achseln, grollte, schalt ihn einen Brummbären, gurrte wie eine Taube; sie schaute ihn nicht mit wirklichen Augen an, keine flutende Seele war zu spüren.

In seinem Gemüt wurde es finster.

Der Verbrauch im Haushalt ſtieg von Woche zu Woche. Daniel wäre ſich als ein Krämer erſchienen, wenn er ſeine Erſparniſſe vor ſeinem Weib verborgen, ihr nur in verrechneten Beträgen davon gegeben hätte. Und ſo war alles Geld bald dahin. Um die Wirtſchaft kümmerte ſich Dorothea kaum; ſie erteilte ihre Befehle und geriet in Zorn, wenn ſie von Philippine nicht pünktlich ausgeführt wurden.

„'s is ihr halt zu fad; mein Gott, ſo eine junge Perſon," ſagt Philippine mit hinterhältigem Bedauern zu Daniel; „die will ſich erluſtiern, die will ihr Leben genießen, mein Gott, das kann ihr der Feind nicht verdenken."

Philippine war die Herrin im Hauſe. Sie ging auf den Markt, bezahlte die Rechnungen, beaufſichtigte die Kochfrau und Waſchfrau und frohlockte heimlich, als ſie merkte, wie alles bergab ging, unaufhaltſam bergab.

8

Als die Schwangerſchaft vorſchritt, verließ Dorothea nur noch ſelten das Haus. Sie blieb bis um elf Uhr vormittags im Bette, dann friſierte ſie ſich umſtändlich, hielt Muſterung unter ihren Kleidern und ſchrieb Briefe.

Sie hatte eine ſeltſam ausgebreitete Korreſpondenz, und die Empfänger der Briefe rühmten ihren amüſanten Stil.

Nach Tiſch legte ſie ſich wieder ins Bett, und ſpät am Nachmittag kamen Beſuche, nicht nur Frauen, ſondern auch allerlei junge Männer. Meiſt wußte Daniel gar nicht, wie die Leute hießen. Er zog ſich dann in die Kammer zurück, wo Lenore einſt gehauſt hatte, und hörte Gelächter und lautes Reden über die Stiege heraufſchallen.

Des Abends war Dorothea müde; ein wenig verdroſſen ſaß ſie im Schaukelſtuhl und las die Zeitung oder die „Wiener Mode".

Daniel hoffte zuverſichtlich, daß all dies nach der Geburt des Kindes beſſer werden, daß Muttergefühl, Mutterpflicht belebend und bekehrend wirken würde.

Im Spätherbſt brachte Dorothea einen Knaben zur Welt, der auf den Namen Gottfried getauft wurde. Sie konnte ſich nicht genug tun an Überzärtlichkeit; ihr Entzücken äußerte ſich in kindiſchen Ausdrücken.

Sechs Tage lang reichte ſie dem Säugling die Bruſt; als es kein Spiel mehr ſein konnte und die Freundinnen ſie warnten, wurde ſie des Stillens überdrüſſig. „Es verdirbt einem die Figur," ſagte ſie zu Philippine, „Kuhmilch iſt ſo gut wie Menſchenmilch, wenn nicht beſſer."

Philippine ſperrte Mund und Augen auf, als Dorothea mit nacktem Oberkörper vor den Spiegel trat und ihr Ebenbild mit einem Ernſt anſchaute, der ſonſt nie an ihr zu bemerken war.

Dorothea wurde kalt gegen ihr Kind, und es ſchien, als habe ſie vergeſſen, daß ſie Mutter war. Der Säugling lag bei Philippine und Agnes in der Stube, und beide pflegten ihn an Stelle der Mutter.

Wie wenn ſie Verſäumtes nachholen und ſich entſchädigen müßte für die Leiden und Beſchwerden der vergangenen Zeit, ſtürzte ſich Dorothea mit geſteigerter Gier in Vergnügungen. Bald aber fand ſie ſich durch Geldmangel auf allen Seiten gehemmt. Gütig und feſt ſtellte ihr Daniel vor, daß die Gehälter, die er als Organiſt und als Lehrer bezog, gerade für das Hausweſen reichten und er ſeine eignen Bedürfniſſe ohnehin ſo viel wie möglich beſchränke, um es in der bisherigen Wohlhäbigkeit weiterzuführen. „Wir ſind keine Bürger," ſagte er, „und daß wir nicht ganz von Zufalls Gnaden leben, iſt eher mein Makel als mein Verzug."

„Ach, du Knauſer," ſchmollte Dorothea. Häßliche Falten zeigten ſich auf ihrer Stirn. „Hätteſt du mir nicht meine Kunſt verekelt, ſo könnt ich auch was verdienen," fügte ſie hinzu.

Er ſah ſtumm zu Boden. Sie aber ſann auf Mittel und Wege, um zu Geld zu kommen. Onkel Carovius, der könnte mir helfen, dachte ſie. Sie ging nun oft zu ihrem Vater ins Haus und wartete eine Weile vor der Stiege, ob ſich Herr Carovius nicht zeigen würde. Eines Tages trat er endlich aus ſeiner Tür; ſie wollte grüßen, wollte freundlich lächeln, aber ein einziger Blick in dieſes von einem

gefrorenen Ingrimm erfüllte Geſicht belehrte ſie darüber, daß jeder Verſuch, den Alten umzuſtimmen, fruchtlos war.

Der Zufall ließ ſie auf dem Heimweg Edmund Hahn begegnen. Sie hatte ihn nicht mehr geſehen, ſeit ſie verheiratet war. Der Schauſpieler ſchien hocherfreut, ſie zu treffen. Sie gingen zuſammen weiter, und es entwickelte ſich ein eifriges Geſpräch, das zuerſt laut, dann immer leiſer geführt wurde.

9

An dem Tag, an welchem Dorothea geheiratet hatte, war Herr Carovius zum Notar gegangen, um das Teſtament, das er in der Nacht zuvor niedergeſchrieben, beglaubigen zu laſſen. In dieſem Teſtament hatte er ſein ganzes Barvermögen, das Haus und ſämtliche Mobilien einer nach ſeinem Tod zu errichtenden Erziehungsanſtalt für adelige Waiſen vermacht. Zum Protektor des Inſtituts wie zum Verwalter des Nachlaſſes war der Freiherr Eberhard von Auffenberg beſtimmt.

Von der Muſik wollte Herr Carovius nichts mehr wiſſen. Der lange ſchmale Flügel, den er hatte, bekam eine Lederhülle und glich einem ausgeſtopften Tier. Seiner Leidenſchaft für die Kunſt gedachte er wie einer jugendlichen Verirrung, doch daß er ſeinen Geiſt kaſteite, blieb ihm dabei, oft bis zum Schmerz, trotzig bewußt.

Recht eigentümlich war die Beſchäftigung, der er ſich ergab, um nicht in Langeweile zu verkommen. Er durchſuchte nämlich alle Bücher ſeiner Bibliothek nach Druckfehlern. Viele Stunden des Tages widmete er dieſer Arbeit, las die wiſſenſchaftlichen Werke und die der ſchönen Literatur mit einer nur am Buchſtaben haftenden Aufmerkſamkeit, und wenn es ihm gelungen war, ein falſch geſetztes Wort oder gar einen grammatikaliſchen Schnitzer zu entdecken, war ihm wie einem Fiſcher zumut, dem nach langem Harren endlich ein Fiſch an der Angel zappelte.

Sonſt war es trübſelig um ihn beſtellt. Der ſchöne Gleichſchnitt ſeiner Haare am Nacken hatte ſich in eine ſtruppige Wildnis ver-

wandelt; auf der Straße ſah man ihn mit einem Rock voll Flecken, und der Kalabreſer hatte Ähnlichkeit mit einem zerſchoſſenen Kriegszelt.

Er hatte ſich wieder angewöhnt, zwei- oder dreimal wöchentlich ins Paradieschen zu gehen, nicht etwa, um ſich wehmutigen Erinnerungen zu überlaſſen, ſondern weil dort der Kaffee noch zwanzig Pfennige koſtete, nicht fünfundzwanzig, wie in den neumodiſchen Kaffeehäuſern. Und ſein ganzes Abendbrot beſtand aus einer Schale Kaffee und ein paar Semmeln.

Es fügte ſich, daß auch der alte Jordan das Paradieschen zu ſeiner Zuflucht wählte. Lange Zeit ſtudierten ſich die beiden von Tiſch zu Tiſch, dann kam ein Tag, wo ſie ſich zueinander ſetzten, zuletzt wurde es die Regel, daß ſie ſich in der Ecke beim Ofen zuſammenfanden, und ohne daß ſie mehr als die äußerlichſten und plattеſten Redensarten wechſelten, entwickelte ſich zwiſchen den beiden einſamen Greiſen eine ſtille Kameradſchaft.

Herr Carovius gab ſich zwar den Anſchein, als ob er den alten Jordan bloß dulde; doch vertiefte er ſich erſt dann in die Lektüre der Zeitung, wenn dieſer gekommen war und ſich mit achtungsvollem Gruß an das winzige Tiſchchen geſetzt hatte. Jordan ſeinerſeits verhehlte nicht ſeine Freude, Herrn Carovius auf dem Stammplatz zu ſehen, und während er ſeine Taſſe Kaffee ſchlürfte, ließ er die Augen nicht von dem böſen Geſicht ſeines Gegenübers.

10

Philippine wurde Dorotheas Vertraute.

Anfangs war es nur die Luſt am Schwatzen geweſen, die Dorothea zu Philippine hindrängte; ſpäter gewöhnte ſie ſich daran, ihr alles zu ſagen. Vor ihr konnte ſie ſich ſchmucklos geben. Die regungsloſe Aufmerkſamkeit, mit der ihr Philippine zuhörte, ſchmeichelte ihr und benahm ihr jeden Argwohn. Sie hielt Philippine für zu dumm und ungebildet, als daß ſie ſie fähig glaubte, ihr Treiben zu überſchauen und zu beurteilen.

Es reizte ſie, dem alten Mädchen, das ſo ergötzlich über die Mannsbilder zu ſchimpfen wußte, verführeriſche Bilder auszumalen. Wenn ſie einen kecken Plan hatte, ſprach ſie mit Philippine darüber wie von etwas Geſchehenem; auf dieſe Art prüfte ſie die Möglichkeit der Ausführung und verſchaffte ſich einen Vorgeſchmack des Genuſſes.

Hauptſächlich war es Philippines Häßlichkeit, die ſie ſorglos ſtimmte. Ein ſo häßliches Geſchöpf war in ihren Augen kein Weib, kaum ein Menſch, und mit ihm konnte man alles reden, was einem durch den Kopf ging. Und da Philippine nie anders als wegwerfend und höhniſch von Daniel ſprach, wurde Dorothea immer argloſer.

Sie kam zu Philippine in die Küche, ſetzte ſich auf das Bänkchen und erzählte; von einem Seidenkleid, das ſie in einer Auslage geſehen hatte; von den Lügen, die ihr der Hofrat Finkelden gemacht; von den Liebesverhältniſſen dieſer und der Ehescheidung einer andern Bekannten; von den Perlen der Kommerzienrätin Feuſtmantel, und daß ſie zehn Jahre ihres Lebens dafür gäbe, wenn ſie auch ſolche Perlen hätte. Das Auch war überhaupt ihr großes Wort. Alles in ihr zitterte und dampfte vor Begierden und Wünſchen, von niederer Unruhe und trüber Luſt.

Oft erzählte ſie Geſchichten aus ihrer Münchener Zeit. Wie ſie eines Nachts, des Schabernacks halber, mit einem Maler in ſein Atelier und einmal zu einem Offizier in die Kaſerne gegangen ſei; was für ſchöne, ſtramme Leute ihr da die Cour geſchnitten; alle hinter ihr her und ſie, eh die Schafsköpfe ſich beſonnen, um die Ecke. Ein Kuß, das wohl; ein Kuß in der Dunkelheit; ein Arm- in Armliegen in einem Wäldchen, mehr nicht. Zur rechten Zeit Polizeiſtunde, das dürfe man bei ſolchen Sachen nicht vergeſſen, ſonſt könne es ſchief gehen. Zum Beiſpiel ſei da ein ſchwarzer Italiener geweſen, ein richtiger Conte, der habe ihr nachgeſtellt wie verrückt. Einmal ſei er in ihr Zimmer geſtürzt und habe ihr einen Revolver vor die Stirn gehalten, da habe ſie geſchrien, daß das ganze Haus zuſammengelaufen ſei.

Als Daniel ſich bemühte, ihrer Verſchwendungsſucht zu ſteuern, erhob ſie bei Philippine Klagen darüber. Philippine hetzte ſie auf.

„Laß dirs nicht gefallen," ſagte ſie, „einen Geizkragen hätteſt du mit deiner Viſage nicht zu heiraten brauchen."

Auch als ſie wieder mit Edmund Hahn verkehrte, berichtete ſie es Philippine. „Den ſollteſt du mal ſehen, Philippine," flüſterte ſie geheimnisvoll, „das iſt ein wahrer Don Juan, verdreht allen Weibern die Köpfe." Seit zwei Jahren ſchon ſei er närriſch in ſie verſchoſſen, jetzt habe er ihr zugeſagt, in einem Spielklub für ſie zu ſpielen, einem intimen Zirkel, wo nur ganz vornehme Leute verkehrten. „Wenn ich gewinn, Philippine, ſchenk ich dir was Hübſches," verſprach ſie.

Von da an wurden ihre Erzählungen ziemlich wirr. Sie war viel vom Hauſe weg, und wenn ſie heimkehrte, war ſie nicht ſelten in einem aufgelöſten Zuſtand. Sie ließ ſich von Philippine für die Nacht friſieren, und was ſie ſagte, war gelogen. Einmal aber geſtand ſie, daß ſie nicht im Theater geweſen, wie Daniel annahm, ſondern bei einer Frau Bäumler, einer Freundin Hahns, bei der auch geſpielt wurde. Sie habe ſechzig Mark gewonnen. Scheu blickte ſie nach der Tür, zog ihre Börſe heraus und zeigte Philippine drei Goldſtücke.

Philippine mußte ſchwören, daß ſie Dorothea nicht verraten würde. Ein paar Tage danach wurde Dorothea wieder beſorgt, und Philippine mußte den Schwur erneuern. Philippine ſchwor mit einer Leutſeligkeit und Gefälligkeit, als wünſche ſie gute Mahlzeit. Im Innern erteilte ſie ſich während des Eides Abſolution für den Meineid. Kurzweilen wollte ſie ſammeln, ſich alles merken, dem Wild auf allen Fährten folgen; zudem lag für ſie eine Befriedigung finſterer Inſtinktriebe darin, von Verhältniſſen und Situationen zu erfahren, die ihr nie zum Erlebnis werden konnten.

Immer tiefer verſtrickte ſich Dorothea. Ihre Augen waren wie Irrlichter, ihr Lachen klang flüchtig und krampfhaft. Sie hatte nie Zeit, nicht für ihren Mann, nicht für ihr Kind. Bisweilen wurden ihr durch Boten Briefe gebracht, die ſie gierig las und ſchnell zerriß. Einmal trat Philippine unerwartet ins Zimmer, da verſteckte ſie erſchrocken eine Photographie, die ſie in der Hand gehalten hatte. Als Philippine

über die Heimlichkeit entrüſtet war, ſagte Dorothea ſchnippiſch: „Das verſtehſt du nicht, Philippine, davon kann ich mit niemand ſprechen.“

Aber Philippines Verdroſſenheit ſetzte ſie in Angſt. Sie zeigte ihr die Photographie. Es war das Bild eines jungen Mannes, der kalt und mürriſch dreinblickte. Dorothea ſagte, es ſei ein Amerikaner, den ſie bei der Bäumler kennen gelernt; er ſei ſteinreich und alle ſeien ganz weg von ihm.

Jeden Abend wollte nun Philippine etwas vom Amerikaner wiſſen. „Erzähl vom Amerikaner,“ drängte ſie.

Eines Abends, ſchon ſpät, kam Dorothea im Nachtkleid zu Philippine in die Stube. Agnes und der kleine Gottfried ſchliefen. „Morgen hat der Amerikaner eine Loge im Theater, wennſt mich abholſt, kannſt ihn ſehen,“ raunte ſie.

„Ich halts ſchon nicht mehr aus vor Neugier,“ erwiderte Philippine.

Eine Weile ſaß Dorothea ſtumm, dann rief ſie aus: „Wenn ich Geld hätt, Philippinchen, wenn ich nur Geld hätt!“

„Hab gemeint, der Amerikaner hat ſo viel,“ verſetzte Philippine trocken.

„Natürlich, der hat Geld wie Heu,“ ſagte Dorothea, und ihre Augen loderten, „aber “

„Was, aber?“

„Denkſt du denn, die Männer tun umſonſt was?“

„Ach ſo,“ machte Philippine nachdenklich, „ach ſo.“ Sie kauerte ſich auf einen Schemel zu Füßen Dorotheas. „Wie hübſch du biſt, wie niedlich,“ ſchnarrte ſie mit ihrer Baßſtimme; „was für zierliche Füßli du haſt! Und wie glatt das Fleiſch iſt, Marmorſtein iſt nix dagegen.“ Mit einer grauenhaften Lüſternheit legte ſie ihre Hand um Dorotheas Bein und ſtreichelte die Haut bis zum Knie hinauf.

Dorothea ſchauderte zuſammen. Als ſie zu der beckenden Philippine niederblickte, ſah ſie, daß an deren Jacke ein Knopf geriſſen war; durch die Öffnung gewahrte ſie zwiſchen den ſchlaffen Brüſten etwas Braunes. „Was haſt du denn da am Leibe?“ fragte Dorothea.

Über Philippines Geſicht ſchoß eine jähe Röte. „Nix für dich,“ antwortete ſie rauh und hielt die Jacke mit der Hand zu.

„So ſags doch, Philippinchen, ſags doch,“ bettelte Dorothea, die es nicht ertrug, wenn man Geheimniſſe vor ihr hatte; „iſts vielleicht dein Brautſchatz? Haſt dir deinen Buſen als Sparkaſſe eingerichtet?“ Sie lachte beluſtigt.

Philippine erhob ſich. „Ja, es iſt mein Geld,“ bekannte ſie mit Widerſtreben und ſchaute Dorothea feindſelig an.

„Sicher iſts eine ganze Maſſe. Gib nur acht, daß dirs keiner ſtiehlt. Mußt dich auf den Bauch legen beim Schlafen.“

Daniel kam von der Arbeitsſtube herunter und hörte Dorotheas Lachen. Dunkler Kummer fraß an ſeinem Herzen, und er ſchritt eilig an der Tür vorüber.

II

Eines Abends trat Philippine von der Straße in den Flur, da kam ihr aus dem Schatten ein Mann entgegen, der ſie beim Namen rief. Die Stimme erſchien ihr bekannt, und als ſie näher hinſchaute, ſah ſie, daß es ihr Vater war.

Seit zehn Jahren hatte ſie nicht mehr mit ihm geſprochen. Hin und wieder hatte ſie ihn auf der Gaſſe von fern geſehen, war ihm aber in weitem Bogen aus dem Weg gegangen.

„Was gibts?“ fragte ſie unfreundlich.

Jaſon Philipp räuſperte ſich und ſuchte aus dem beleuchteten Teil des Flurs wieder in den unbeleuchteten zu gelangen. Er wollte ſeinen ſchäbigen Anzug vor den Augen ſeiner Tochter verbergen.

„Na, hör mal, du,“ begann er mit erzwungener Unbefangenheit, „du könnteſt dich auch hin und wieder nach deinen Eltern umſehen; die paar Schritte täten dir keinen Beinbruch zuziehen. Ehre Vater und Mutter, damit es dir wohlergehe. Deine Mutter hats ſchließlich um dich verdient; ich ſelbſt, na, ich hab dich zuzeiten ein bißchen gezwiebelt, aber nur wenns dringend nötig war. Ein Racker warſt du ja, das mußt du zugeben.“

Er lachte, jedoch ſeine Äuglein glänzten furchtſam. Philippine ſchwieg.

„Was ich ſagen wollte," fuhr Jaſon Philipp eilig fort, wie um keine feindſeligen Erinnerungen in ſeiner Tochter entſtehen zu laſſen, „leih mir mal ein kleines Geldſtück. Hab morgen früh eine dringende Zahlung zu leiſten und bin ganz auf dem Trockenen. Die Jungens, weißt du, deine Brüder, ſie benehmen ſich ja ſonſt tadellos, geben mir am Monatserſten gewöhnlich von ihrem Salär was ab; wegen ſo ner Lappalie mag ich ſie aber nicht behelligen. Da hab ich gedacht, weil du ſo in der Nachbarſchaft biſt, könnt ich dich ja auch mal bitten."

Jaſon Philipp log. Seine Söhne unterſtützten ihn nicht. Willibald lebte in Breslau, hatte einen geringbezahlten Buchhalterpoſten und ſchlug ſich kümmerlich durch; Markus war ein Tunichtgut und ſteckte bis über die Ohren in Schulden.

Nachdem Philippine eine Weile überlegt hatte, wies ſie ihren Vater an, zu warten und ging die Stiege hinauf. Jaſon Philipp ſtellte ſich unters Tor und pfiff leiſe. Seit er in edlem Geiſtesaufruhr die ſtaatlichen Gewalten bekriegt hatte, waren viele Jahre verfloſſen; und viele Jahre auch, ſeit er ſeinen Frieden mit ihnen gemacht hatte. Nichtsdeſtoweniger pfiff er noch immer die Marſeillaiſe.

Philippine polterte die Stiege herunter, ſchlurfte zum Tor und gab ihrem Vater ein Fünfmarkſtück. „Da," fuhr ſie ihn an, „mehr hab ich ſelber nicht."

Aber Jaſon Philipp war auch mit der Hälfte der geforderten Summe zufrieden. Er konnte nun wieder einmal ins Gaſthaus zum Eſſigbrätlein gehen und zu friſchem Bier ein Paar Weißwürſte verzehren.

Von da an kam er öfter in das Haus am Egydienplatz, lauerte im Flur auf Philippine und bat ſie um Geld. Mit immer kleineren Beträgen ſpeiſte ihn Philippine ab; zuletzt gab ſie ihm nur noch zehn Pfennige, wenn er kam.

Häufig geſchah es, daß Daniel gar nicht antwortete, wenn man eine Frage an ihn richtete. Sein Ohr verlor die Worte, ſein Auge die Bilder, die Zeichen, die Geſichter, die Gebärden. Er war ſich ſelbſt im Wege, ſich ſelbſt eine Qual.

Dahin trieb es ihn, dorthin; heim trieb es ihn und wieder fort. Flüchtig gewahrte er, daß Menſchen über ihn lächelten, ſpürte, daß ſie hinter ihm die Achſeln zuckten. In den Mienen ſeiner Schüler las er Spott; die Mägde im Haus kicherten, wenn er vorüberging.

Was konnten ſie wiſſen? was verhehlen? Vielleicht war ſeinem Innerſten nicht unbekannt, was ſie wußten und verhehlten, aber er wollte es nicht in den Bereich der benennbaren Dinge treten laſſen.

Als ob ein unſichtbarer Ohrenbläſer ihm nicht von der Seite wiche, wuchs eine ſtille Verzweiflung. Was haſt du getan, Daniel, ſchrie es in ihm, was haſt du getan! Die ſchweſterlich umſchlungenen Schatten ſtanden auf.

Das Gefühl eines nicht wieder gut zu machenden Irrtums, einmal zur Gewißheit geworden, brannte wie Feuer. Das Werk, ſo nah der Vollendung, ſtarb ihm plötzlich ab.

Um des Werkes willen zwang er ſich in den Nächten zur Ruhe, gab zaghafter Hoffnung Raum, lullte ſein ahnungsvolles Gemüt ein.

Der Blick, mit dem ihn Philippine betrachtete, peinigte ihn am ärgſten.

Seit der Geburt des Kindes wohnte er in Leneres Kammer. Der alte Jordan war die Rückſicht ſelbſt und ging in ſeiner Stube auf Strümpfen, um ihn nicht zu ſtören.

Eines Nachts ging Daniel hinunter und trat mit der Kerze in der Hand an Dorotheas Bett. Sie erwachte, ſtieß einen Schrei aus, ſchaute verſtört, dann erkannte ſie ihn und war ungehalten; ſchließlich lachte ſie ſpöttiſch und ſinnlich.

Er ſetzte ſich an den Rand des Bettes und nahm ihre rechte Hand zwiſchen ſeine beiden. Doch es war ihm auf einmal ſo eigen unbehag-

lich, ihre Hand zu ſpüren, und er ſah die Finger an. Sie waren ohne Feinheit in der Form, an den Spitzen dicker als in der Mitte; ſie konnten nicht ruhig liegen, beſtändig zuckten ſie.

„Es geht ſo nicht weiter, Dorothea," ſprach er liebreich, „du zerſtörſt deine und meine Exiſtenz. Was ſollen die vielen Menſchen um dich? Iſt denn dein Vergnügen an ihnen ſo groß, daß es dein Gewiſſen übertäubt? Ich weiß nicht, was du treibſt. Sag mir doch, was du treibſt. Die Wirtſchaft verkommt, es iſt keine Ordnung mehr. Wies da draußen im Wohnzimmer nach Zigarrenrauch riecht! Ich hab die Fenſter aufgemacht. Und dein Kind; es entbehrt die Mutter. Schau dir doch ſein Geſichtchen an, wie kränklich und gelb es iſt."

„Och, da kann ich nichts dafür, die Philippine tut ihm Mohn in die Milch, damit es länger ſchläft," antwortete Dorothea nach der Art ſchuldiger Weiber, aus vielen Vorwürfen einen herauszugreifen, der ihnen ungerecht dünkt. Aber dieſe Antwort brachte Daniel zum Verſtummen.

„Ich bin ſo müd und ſchläfrig," klagte Dorothea und ſchielte wieder mit dem ſpöttiſchen und ſinnlichen Ausdruck nach ihm. Da er regungslos blieb, gähnte ſie laut und fuhr ärgerlich fort: „Was weckſt du einen denn mitten in der Nacht, wenn du bloß ſchimpfen willſt? Geh doch hinaus, du ekelhafter Menſch!"

Sie kehrte ihm den Rücken und ſtützte den Kopf auf die Hand. Dem Bett gegenüber hing ein goldgerahmter Spiegel. Sie erblickte ihr Bild darin, ſie gefiel ſich in ihrer beleidigten Haltung und begann zu lächeln.

Daniel, der ſo hart und grauſam gegen edle, nun zu Schatten gewordene Weſen hatte ſein können, ſah, wie ſie ſich verliebt anlächelte, im Spiegel, und fühlte Erbarmen mit dieſer kindlichen Eitelkeit.

„Es gibt ein chineſiſches Märchen von einer Prinzeſſin," ſagte er und beugte ſich über Dorothea, „die bekam von ihrer Mutter als Brautgabe eine Garnitur von Schachteln. In jeder Schachtel war ein koſtbares Geſchenk, nur die letzte, innerſte, kleinſte Schachtel war zugeſperrt, und die Prinzeſſin mußte verſprechen, ſie niemals zu

öffnen. Eine Weile hielt ſie das Verſprechen, aber die Neugier quälte ſie immer heftiger, ſie vergaß ihr Gelöbnis und machte die letzte, kleine Schachtel mit Gewalt auf. Da war ein Spiegel drinnen, und als ſie nun ihr Bild erblickte und ſah, wie ſchön ſie war, fing ſie an, ihren Gatten ſchlecht zu behandeln, und quälte ihn ſo, daß er ſie eines Tages tötete."

Erſchrocken ſtarrte ihn Dorothea an. Dann lachte ſie und erwiderte: „Och, wie dumm! Solche Schauergeſchichte." Sie legte die Wange auf das Kiſſen und blinzelte wieder in den Spiegel.

Am andern Morgen erhielt Daniel einen anonymen Brief folgenden Inhalts: „Haben Sie acht auf Ihre Frau, denn Sie erweiſen dadurch Ihrer Ehre einen Dienſt. Ein Gutgeſinnter." Er zerriß den Brief und warf die Fetzen in den Ofen.

Ein kaltes Fieber ſchüttelte ihn. Ein paar Tage lang ſchleppte er ſich wie mit vergiftetem Körper herum, allen im Hauſe wich er aus; eines Nachts wieder trieb es ihn neuerdings zu Dorothea. Als er in ihr Schlafzimmer treten wollte, fand er die Türe zugeriegelt. Er klopfte und bekam keine Antwort. Er klopfte ſtärker, da rührte es ſich in den Kiſſen drinnen. „Laß mich ſchlafen!" rief Dorothea zornig.

„Mach auf, Dorothea!" bat er.

„Nein, ich mach nicht auf, ich will ſchlafen," ſchallte es heraus.

Noch drei- oder viermal drückte er auf die Klinke, drei- oder viermal flehte er, daß ſie ihn einlaſſen möge, aber ſie gab keine Antwort. Da wollte er nicht weiter lärmen, ſtand noch eine Weile und ſchaute vor ſich hin wie in ein ſchwarzes Loch und kehrte dann in ſeine Dachkammer zurück.

13

Friedrich Benda befand ſich wieder in Europa. Alle Zeitungen hatten die Auffindung des Forſchungsreiſenden gemeldet. Im Herbſt des vergangenen Jahres hatten ihn arabiſche Elfenbeinhändler im Lande der Niam-Niam getroffen, hatten ſich ſeiner angenommen und den ſchwer Erkrankten zum Nil transportiert. In England wurde er

als Held und kühner Pionier gefeiert, die Geographische Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied, und seine Erlebnisse bildeten das Tagesgespräch.

Ende April kam er nach Nürnberg, um seine Mutter zu besuchen. Man hatte die blinde Greisin mit äußerster Behutsamkeit vorbereitet; dennoch erlag sie fast der Freude, und eine Zeitlang war ihr Leben in Gefahr.

Benda hatte nur eine Woche bleiben gewollt; seine Geschäfte und seine Arbeiten riefen ihn nach London zurück; er sollte Vorträge halten und den Druck eines Buches überwachen, in dem er die in Afrika verbrachten Jahre geschildert hatte.

Die inständigen Bitten seiner Mutter bewogen ihn, seinen Aufenthalt zu verlängern. Zudem erlitt er gleich in den ersten Tagen einen Anfall jenes furchtbaren Fiebers, das er aus den Tropen mitgebracht hatte, und das ihn das Bett zu hüten zwang. Allmählich verbreitete sich in der Stadt das Gerücht von seiner Anwesenheit, und er wurde durch die Neugierde vieler belästigt, die sich vordem nicht im mindesten um ihn gekümmert hatten.

Zu Daniel zog ihn eine tiefe Unruhe, und jede versäumte Stunde wurde zum Vorwurf. Aber seine Mutter wollte ihn tagsüber nicht von ihrer Seite lassen; er mußte immer bei ihr sitzen und erzählen.

Als er von den äußeren Ereignissen hörte, die sich in Daniels Leben abgespielt, erfüllte ihn Schrecken. Den stärksten Eindruck übte auf ihn die Kunde von seiner Verheiratung mit Dorothea Döderlein. Dann trug man ihm allerlei Nachrichten über die Ehe der beiden zu, und mit jedem Tag dünkte ihn der Gang zu Daniel schwerer. Eines Abends hatte er sich entschlossen, hinzugehen und befand sich schon auf dem Egydienplatz, da überfiel ihn eine solche Furcht vor der Veränderung, die durch Zeit und Schicksale mit dem Freund geschehen sein mochte, daß er wieder umkehrte. Es war ihm zumut, als könne er durch ein Bild getäuscht werden, das vielleicht noch die Züge des Daniel aus vergangenen Jahren zeigte, aber so verwandelt im Innern war, daß Worte nicht mehr umstande waren, sie zueinander zu führen.

Es verlangte ihn, mit einem Menſchen zu ſprechen, der Daniel liebte und ſeinen Weg mit reinen Geſinnungen begleitet hatte. Da mußte er freilich lange Umſchau halten. Endlich fiel ihm der alte Herold ein, und er beſuchte ihn. Ohne Umſchweife lenkte er die Unterhaltung auf den Punkt, der ihm wichtig war, und um den Alten vertrauensvoller zu ſtimmen, erinnerte er ihn an eine Nacht, wo ſie zu dritt, Daniel, Herold und Benda, im Mohrenkeller Wein getrunken und von kleinen und großen Dingen des Lebens geſprochen hatten.

Der Greis nickte. Mit einer Beſcheidenheit und Ehrfurcht, die Benda das Herz weich machte, ſprach er von Daniels Genie. Er hob den Zeigefinger und ſagte mit ſeinem ſchönen Feuerblick: „Für den ſieh ich ein. Da prophezei ich nach dem Wort der Bibel: Es wird ein Stern aufgehen aus Jakob.“

Dann ſchwärmte er von Lenore, erzählte, wie ſie ihm einſt das herrliche Quartett gebracht und von Begeiſterung und Helferdrang geglüht habe. Auch von Gertrud wußte er manches, von ihrer Verſtörung und von ihrem Tod.

Zugleich beruhigt und noch ſchmerzlicher aufgewühlt verließ Benda den Alten. Gedankenvoll ſchritt er lange Zeit dahin. Als er emporſchaute, befand er ſich vor Daniels Haus. Er ging hinein.

14

Daniel wußte, daß Benda zurückgekehrt war. Philippine hatte es in der Zeitung geleſen und ihm geſagt. Dorothea, die es von ihrem Vater erfahren, hatte gleichfalls darüber geſprochen. Auch andere Leute hörte er davon reden.

Die erſte Kunde hatte ihn erbeben gemacht. Ihm war, als müſſe er hineilen, hinfliegen zu dem Freund. Dann kam die nämliche Furcht über ihn, von der Benda beſeelt war: Iſt es noch zwiſchen uns wie einſt? kann es noch ſo werden, wie es einſt geweſen? Und der Gedanke an die Begegnung erweckte eine Scham in ihm, der ſich Bitterkeit

beimiſchte, als Tag um Tag verging, ohne daß Benda etwas von ſich hören ließ. Es iſt vorbei, dachte er, er hat vergeſſen. Da wollte auch er vergeſſen, und er konnte es, denn ſein Geiſt wandelte ruhlos in der Irre.

Als er an einem Regenabend über den Platz ſchritt, ſah er, daß die Fenſter ſeiner Wohnung ſtrahlend erleuchtet waren. Er trat in die Küche, wo Agnes an der Anricht ſaß und Zwetſchgen auskernte.

„Wer iſt denn wieder da?“ fragte er. Lautes Sprechen und Lachen drang aus der Wohnſtube.

Agnes, kaum aufblickend, leierte Namen her: „Der Hofrat Finkelbey, der Herr von Günſterberg, der Herr Samuelsky, der Herr Hahn, noch ein fremder Herr, die Kommerzienrätin Feiſtmantel und ihre Schweſter.“

Daniel ſchwieg eine Weile. Dann ging er zu Agnes, faßte ſie mit der Hand unter dem Kinn, hob ihren Kopf und murmelte: „Und du? und du?“

Agnes zog die Brauen zuſammen und war faſt ängſtlich bemüht, ſeinem Auge nicht zu begegnen. Plötzlich ſagte ſie: „Heut iſt Mutters Sterbetag,“ und heftete einen ſtechenden Blick auf ihn.

„So?“ erwiderte Daniel, ſetzte ſich an die ſchmale Seite der Anricht und ſtützte den Kopf in die Hand. Drinnen in der Stube ſpielte jemand Klavier; Dorothea hatte ſich, da Daniel den Flügel oben in ſeiner Kammer hatte, aus einer Leihanſtalt ein Pianino kommen laſſen. Man hörte das rhythmiſche Schlürfen von Tanzpaaren.

„Möcht fort aus dem Haus,“ begann Agnes wieder und warf eine wurmige Zwetſchge in den Blechkübel; „in der Beckſchlagergaſſe wohnt eine Weißnäherin, die will michs Nähen lehren.“

„Geh nur fort,“ antwortete Daniel, „iſt ganz vernünftig. Aber wirds auch der Philippine recht ſein?“

„Ja, der Philippine iſts recht, wenn ich nur am Abend und alle Sonntag bei ihr bin.“

Es läutete am Gatter, und Agnes ging hinaus. Jemand fragte nach Daniel. Zögernd trat Daniel auf die Schwelle, zuckte zurück, ergriff

mit bebender Hand das Küchenlämpchen, um zu ſehen, ob ihn die Halbdunkelheit nicht trog; aber es war kein Zweifel, es war Benda.

Sie blickten einander erſchüttert an. Benda ſtreckte zuerſt die Hand hin, Daniel gab die ſeine, es löſte ſich etwas in ihm, ein Schwindel befiel ihn, ſeine ſtarr aufrechte Geſtalt wankte, und er ſtürzte dem Freund, den er ſiebzehn Jahre lang entbehrt hatte, an die Bruſt.

Benda war auf eine ſo ſchreckliche Bewegung nicht gefaßt und konnte kein Wort hervorbringen. Alsbald machte ſich Daniel los, ſtrich die wirren Haare aus der Stirn und ſagte haſtig: „Komm mit mir hinauf; droben ſind wir ungeſtört.“

Nachdem Daniel in ſeiner Kammer die Lampe angezündet hatte, ſah er nach, ob der alte Jordan daheim ſei. Aber es war finſter in deſſen Stube; er ſchloß die Tür wieder und ſetzte ſich Benda tiefaufatmend gegenüber.

Was bedeuten nach ſolchem Wiederſehen erſte Fragen und Antworten? Wie gehts dir? wie lange bleibſt du? du lebſt alſo noch in der alten Weiſe? nun mußt du aber erzählen. Was können ſolche Wendungen bedeuten? Es ſoll nichts geſagt werden; man gräbt die verſchütteten Wege auf, will neue Brücken an Stelle der zerbrochenen ſchlagen.

Benda war noch dicker geworden. Sein Geſicht war braungelb wie altes Leder, und die tiefgehöhlten Furchen um den Mund und auf der Stirn ſprachen von erduldeten Leiden und Strapazen. Sein Auge hatte einen völlig veränderten Ausdruck; es beſaß den ſtarken, lebhaften, dabei ruhigen Blick der Jäger und der Bauern.

„Du kannſt dir denken, daß ich ſchon hundertmal und immer auf dieſelbe Weiſe meine Abenteuer zum beſten gegeben habe,“ ſagte Benda. „Es iſt alles niedergeſchrieben, und in kurzer Zeit kannſt dus leſen. Es war eine Kette von Mühſalen, oft war ich dem Tod ſo nah wie hier der Wand. Chinin hab ich vertilgt, ſo viel, daß man einen Frachtwagen damit füllen könnte, und trotzdem Fieber, immer wieder Fieber, ſechs Monate im Jahr. Meine Geſundheit hab ich vertan, lang wirds das Herz nicht mehr aushalten, fürchte ich. Und das ewige Aufderhutſein, der unabläſſige Kampf um den Pfad, um Nahrung,

um Waſſer; die Sonne eine Plage, der Regen eine Plage, ohne Bequemlichkeit, oft ohne Bett, niemals eine Anſprache, nirgends Sicherheit. Aber ſchau ich jetzt zurück, ſo möcht ich doch keine Stunde von allen im Gedächtnis miſſen. Ich habe Großes erreicht, wichtige Entdeckungen gemacht, Arbeit für Jahre mitgebracht, ſechsunddreißig Kiſten mit Pflanzenpräparaten, obgleich mir die Ausbeute der ſieben erſten Jahre in einem Zelt bei den Nembos verbrannt iſt. Aber außerdem hat es ſo etwas unendlich Wahres und Feierliches, ein ſolches Leben, nur mit dem Himmel über ſich und den wilden Menſchen um ſich. Dieſe Wilden, ſie ſind wie Kinder. Freilich wirds bald anders werden, Europa haucht ſchon ſeine Peſt ins Paradies; ihre Unarten, Schwächen und Laſter haben das Rührende wie beim Tier. Einen Knaben hatt ich mir mitgenommen, einen Zwerg aus dem ungeheuern Urwald nördlich vom Mongo. Er war mir ergeben auf den Wink, und ich hab ihn liebgehabt, das kann ich ruhig ſagen. Als wir zu den italieniſchen Seen kamen, wo ich des klimatiſchen Übergangs wegen eine Weile bleiben wollte, eh ich nach England fuhr, ergriff ihn beim Anblick der ſchneebedeckten Berge eine lähmende Angſt, er bekam Heimweh, und nach ein paar Tagen ſtarb er mir an einer Lungenentzündung."

„Wieſo hat man ſo lange nichts von dir gehört?" fragte Daniel mit einer Schüchternheit, die Benda weh tat.

„Das iſt eine weitläufige Geſchichte," antwortete er. „Hat es doch zwei Jahre gedauert, bis ich durch jenen fürchterlichen Wald gekommen war, an einen See, der Albert-Njanſa heißt. Von dort wollt ich nach Ägypten durchdringen, aber das Land war noch immer in Aufruhr und von den Kriegern des Mahdi beſetzt. Ich wurde nach Nordweſten gedrängt, in wegloſe Wildniſſe, und war fünf Jahre in Gefangenſchaft bei einem Stamm der Wadai. Die Niam-Niam, die mit ihnen Krieg führten, befreiten mich; ich konnte ziemlich nach meinem Gefallen unter ihnen leben, doch aus ihrem Lande ließen ſie mich nicht fort, denn ſie ſchätzten mich als Medizinmann und fürchteten, ich könne ſie verzaubern, wenn ſie meiner Perſon nicht mehr

versichert waren; ich hatte auch keine Leute mehr, kein Geld, um Träger anzuwerben. Was ich brauchte, um mit meiner verfeinerten Beschaffenheit nicht zu verkommen, ließ mir der Häuptling durch die arabischen Händler bringen, vor denen er mich verborgen hielt, aber endlich gelang es mir doch, mich mit einem der Scheichs zu verständigen, und es war die höchste Zeit, ich hätte kein Jahr mehr überlebt."

Daniel schwieg. Es war so seltsam; er konnte sich in Bendas Art und Stimme kaum finden. Die Erinnerung versagte; die Sphäre, aus der jener trat, hatte etwas Allzufremdes, und was er selber fühlte, mußte dort ohne Gewicht sein, ja fast ohne Sinn. Mit düsterm Trotz lockte er das Gespenst der Enttäuschung zu sich heran, und sein Gemüt war von nächtiger Schwärze bedrückt wie das Glas des Fensters.

„Nun genieß ich die Heimat," sagte Benda versonnen, „freu mich am milderen Licht, am geordneten Wesen. Ich habe Deutschland als Gestalt begriffen, als Gebilde lieben gelernt. Die Natur, die wirkliche große Natur, die meiner Sehnsucht einst kaum erreichbar schien, die mir Idee und Ahnung der Vollkommenheit war, die ist mir nun Erfahrung geworden; sie hat mich gelockt, hat mich belehrt und beinahe zerstört. Alle menschliche Organisation hat sich mir dagegen mehr und mehr zur Idee entwickelt. In Stunden, die so voll vom Gefühl der Dinge waren, wie das Herz voll von Blut ist, hab ich die Schalen mit den Gewichten zweier Welten schwanken sehen. Die Einsamkeit, die Nacht, der nächtliche Himmel, der Wald, die Wüste haben mir ihre wahren Gesichter gezeigt, und das Grauen, das bisweilen von ihnen ausgeht, hat kein Gleichnis in irgendeinem andern Zustand des Daseins. Da hab ich erst das Gesetz begriffen, das Familien, Völker und Staaten zusammenhält. Da hab ich alle Rebellion abgeschworen und nur mitzuwirken beschlossen, nichts andres als mitzuwirken. Ich will dir etwas gestehen: ich habe früher nichts vom Rhythmus des Lebens gewußt. Ich hatte gewußt, wie langsam ein Baum wächst, wie viele Metamorphosen eine Pflanze hinter sich haben muß, um das zu sein, als was sie sich darstellt, aber die Anwendung auf unser Leben zu machen, war mir nie in den Sinn

gekommen. Ich hatte zu viel gefordert und alles zu raſch. Egoiſtiſche Ungeduld hatte mir falſches Maß und Gewicht in die Hand geſpielt. Was ich in der ſchweren Schule vieler Jahre gelernt habe, iſt Geduld. Es geht alles ſo ſehr, ſehr langſam. Die Menſchheit iſt noch ein Kind, und wir verlangen ſchon Gerechtigkeit von ihr. Gerechtigkeit! wie weit iſt es noch bis dahin! So weit wie vom Urwald zum Garten. Wir müſſen Geduld üben für viele Generationen, die nach uns kommen."

Daniel erhob ſich und ging auf und ab. Nach einer Stille, die Benda marterte, ſagte er gepreßt: „Laß uns fortgehen, in ein Wirtshaus oder auf den Gaſſen herum, wohin du willſt. Oder wenn ich dir läſtig bin, begleit ich dich ein Stück und bleib dann allein. Nur hier kann ich nicht länger ſein."

„Mir läſtig, Daniel?" erwiderte Benda vorwurfsvoll. Das war der Ton von ehemals, der Blick von ehemals. Und Daniel ſpürte plötzlich, daß er ſeinerſeits nicht nötig hatte, viel zu erzählen; dieſem Ton und Blick entnahm er, daß Benda vieles wußte, alles ahnte. Es wurde ihm leichter ums Herz.

Sie gingen hinunter.

15

Daniel bat Benda, an der Stiege zu warten, ſperrte das Gatter auf und nahm ſeinen Hut vom Haken. Im Wohnzimmer herrſchte großer Lärm und ununterbrochenes Gelächter. Philippine trat aus ihrer Kammer und brummte: „Was die heut wieder treiben; machen einen Spektakel wie die Beſoffenen."

„Was iſt denn los?" erkundigte ſich Daniel ſcheu, nur um etwas zu ſagen.

„Blindekuh ſpielen ſ halt," verſetzte Philippine geringſchätzig, „lauter alte Menſchen, und ſpielen Blindekuh."

Da erſchallte ein Klirren wie von einem zerbrechenden Teller, ein durchdringender Schrei folgte, dann ein kurzes Schweigen, dann wieder jenes allgemeine, widrig klingende Gelächter.

In der ſchreienden Stimme hatte Daniel die Dorotheas erkannt. Er eilte zur Tür und öffnete ſie jäh.

Sein zorniger Blick umfaßte den Tiſch, auf dem ſich Mannen, leere Taſſen und Bäckereien befanden, die beiſeite geſchobenen Stuhle, den neuen Gaslüſter, den Dorothea angeſchafft, mit ſeinen fünf in Milchglaskugeln brennenden Flammen, und ſieben oder acht Perſonen, die um Dorothea gruppiert waren und, immer noch lachend, einen zu Boden gefallenen Gegenſtand betrachteten.

Dorothea hatte die weiße Binde, die ſie während des Blindekuhſpiels vor den Augen gehabt, auf die Stirn geſchoben. Sie war die erſte, die Daniels anſichtig wurde und rief aus: „Da iſt ja mein Mann. Zank nicht, Daniel, es iſt bloß das dumme Gipsgeſicht.“

Der Hofrat Finkelden, ein weißbärtiger Faun, nickte begeiſtert in die Richtung, wo Daniel ſtand. Es war ſeine Art, Dorothea zu huldigen, daß er alles, was ſie ſagte, mit einem begeiſterten Nicken begleitete.

Daniel aber ſah, daß die Maske der Zingarella zertrümmert war.

Ohne zu grüßen, ohne einen von den Gäſten eines Blickes zu würdigen, ſchritt er in den Kreis, kniete nieder und verſuchte, die zerbrochnen Stücke der Maske wieder zuſammenzulegen. Aber es waren der Trümmer zu viele; die Naſe, das Kinn, Teile der herrlichen Stirn, ein Stück mit dem weben Mundbogen, ein anderes von der Wange, es ließ ſich nichts fügen.

Da ſchleuderte er mit einer einzigen Bewegung die Scherben auseinander und richtete ſich wieder empor. „Philippine, den Beſen!“ befahl er laut. Und als Philippine den Beſen brachte, fügte er hinzu: „Kehr den Dreck hinaus und wirf ihn auf den Miſt!“

Philippine kehrte, und Daniel verließ ohne Gruß, wie er gekommen war, die Stube.

Die Kommerzienrätin Feiſtmantel machte ein entrüſtetes Geſicht, Edmund Hahn blies den Atem durch die Naſe, Herr Samuelsky, ein dicker Menſch mit einem roten Bart, murmelte eine verächtliche Bemerkung. Dorothea ſtanden vor Ärger und Verdruß die Tränen in den Augen.

Benda hatte am Gatter ſtill gewartet. „Sie hat mir die Maske zerbrochen," ſagte Daniel mit verzerrtem Lächeln, als er zu ihm trat; „die Maske, die du mir einſt geſchenkt haſt, erinnerſt du dich? Sonderbar, daß es gerade heute iſt, gerade bei unſerm Wiederſehen."

„Man kann ſie vielleicht kitten," wagte Benda zu tröſten.

„Ich bin nicht fürs Kitten," antwortete Daniel, und hinter den Brillengläſern funkelte es grün.

16

Als die Gäſte fort waren, räumte Philippine die Stube auf. Dorothea ſaß auf dem Kanapee; ſie hatte die Hände im Schoß, und ihr Geſicht war ungewöhnlich ernſt.

„Warum kommt denn eigentlich dein Amerikaner nie zu uns herauf?" fragte Philippine plötzlich.

Dorothea ſchrak zuſammen. „Mach die Tür ganz zu, Philippine," flüſterte ſie, „ich muß dir was ſagen."

Philippine ſchloß die angelehnte Tür und näherte ſich dem Sofa. „Der Amerikaner muß mich ſprechen," fuhr Dorothea mit ſcheu irrendem Auge fort; „er ſagt, es iſt etwas, was für mein ganzes Leben wichtig iſt; er wohnt im Hotel, ins Hotel kann ich aber nicht gehen. Daß er hierher ins Haus kommt, will ich auch nicht, und auf der Straße will ich mich auch nicht mit ihm zeigen. Er hat einen Ort vorgeſchlagen, wo ich mich mit ihm treffen ſoll, aber ich trau mich nicht, ich weiß nicht, wer die Leute ſind. Weißt du mir keinen Rat, Philippine? Weißt du niemand?"

In Philippines Augen zeigte ſich das böſe, wilde Glitzern. Sie dachte einige Sekunden lang nach, dann erwiderte ſie: „O ja, ich wüßt ſchon wen. Die Hadebuſchn, meine Freundin, das iſt ein verläßliches Weib. Bei der kann geſchehn, was will, da kümmert ſich keine Katz drum. 's iſt eine Witwe und wohnt allein in einem Häusla, vermieten tut ſie nimmer, weils zu viel Scherereien macht bei ihrem Alter, nur einen Sohn hats; aber der is ſchwach im Kopfe."

„Geh einmal zu ihr hin und ſprich mit ihr!“ ſagte Dorothea zaghaft.

„Gut, ich geh morgen zu ihr hin,“ verſetzte Philippine, lächelte gefällig und legte die ſchwielige Hand auf Dorotheas zarte Schulter.

„Du, Philippin, daß du mir aber vorſichtig biſt!“ mahnte Dorothea, und ihre Augen wurden groß und drohend. „Schwör mir, daß du ſtumm biſt, wie das Grab.“

„So wahr ich da ſteh!“ ſagte Philippine. Im ſelben Moment bückte ſie ſich, um eine Haarnadel vom Boden aufzuheben.

Am andern Vormittag eilte Philippine zu Frau Hadebuſch. Auf dem ganzen Weg trällerte ſie vergnügt vor ſich hin.

Der Teufel fährt in Flammen aus dem Haus

I

Ungeachtet des Regens wanderten Daniel und Benda bis nach Mitternacht um den Stadtgraben.

Von dem, was ihn ſo ſichtlich erfüllte und quälte, ſprach Daniel mit keiner Silbe. Er berichtete von ſeinen Arbeiten, von ſeinen Reiſejahren, von ſeiner Stellung an Sankt Egydien und von der andern an der Muſikſchule, jedoch ſo allgemein, ſo abgeriſſen und hinwerfend, ſo müd und auch zerſtreut, daß Benda ſchließlich vor Verklommenheit kaum mehr zuhören konnte.

Um eine offenere Rede zu erzwingen, deutete er an, er habe von Gertruds und Lenores Tod erſt nach ſeiner Rückkunft erfahren; es hätte ihn ſchrecklich angefaßt, und er müſſe fortwährend darüber grübeln. Doch ſei es ihm nicht um nähere Wiſſenſchaft zu tun, jetzt nicht; er wäre froh, wenn er die Überzeugung gewinnen könne, daß Daniel all des Trüben innerlich Herr geworden ſei.

Statt darauf zu antworten, ſagte Daniel mit einem Zucken um den Lippen: „Ja, ich weiß, du biſt ſchon lange hier. Hab mich auch im ſtillen gewundert. Aber es iſt nicht leicht, mit einem ſo problematiſchen Individuum, wie ich es bin, neuerdings anzuknüpfen.“

„Du fühlſt, daß du unrecht haſt, während du das ſagſt," entgegnete Benda ruhig, „und drum verſchmäh ichs auch, mein Warten zu erklären. Problematiſch warſt du mir nie, biſt du mir nicht. Ich finde dich heute noch ſo ganz und ſo wahr, wie du immer geweſen biſt, obgleich du dich vor mir duckſt und verſchanzeſt."

Daniels Bruſt hob ſich wie im Krampf. Er ſagte ſtockend: „Laß erſt das alte Vertrauen wieder wachſen. Ich muß mich erſt an den Gedanken gewöhnen, daß einer da iſt, der mit mir empfindet. Zwar, du willſt, daß ich reden ſoll. Ich kann aber nicht reden, wenigſtens von dem nicht, was du erwarteſt. Mir graut davor, ich habs verlernt, die Worte ſchänden mich, und wenn ich einmal gute Träume hab, bin ich in ihnen ſo wohlig-, ſo heiligſtumm wie das Tier. Mir grauts, daß ich in mein Inneres langen und dir verroſtete Dinge zeigen ſoll, verſchimmelte Früchte, Schlacken- und Steinzeug, dir, der einſt alles kriſtallen gekannt hat."

Sein Auge richtete ſich nach oben, dann fuhr er fort: „Doch gibts vielleicht noch ein anderes Mittel, Friedrich. Schaue, Freund, ſchaue! Deine Sache war von je das Schauen. Schau, aber mach, daß ich mich nicht dabei krümme wie ein Wurm. Und wenn du geſchaut haſt, Weisheit braucht nur ein einziges geſagtes Wort für zehn verſchwiegene. Das eine wirſt du mir ſchon entlocken."

Benda, tief ergriffen, antwortete lange nichts. „Liegts an einem Weibe?" fragte er ſanft, als ſie über die Zugbrücke in das öde Tor der Burg gingen.

„An einem Weibe? Nein. Eigentlich nicht an einem Weibe. Mehr am Manne, mehr an mir. Manches Schickſal erreicht ſeinen entſcheidenden Punkt im Glück, manches erſt in der Schuld. Der letzte Fall iſt bitter. An einem Weibe!" wiederholte er mit einer Stimme, die im Gewölb des Durchgangs ein ſchaurig Echo gab; „freilich, es iſt da ein Weib, wenn man mit der zu tun hat, bleibt einem nichts weiter übrig als die Augen zum Weinen."

Sie verließen den Torweg. Benda legte Daniel die Hand auf die Schulter und wies mit der andern Hand ſtumm in die Höhe. Es waren

keine Sterne am Himmel, nur Wolken, aber Benda meinte die Sterne. Daniel verſtand die Gebärde; ſeine Lider ſchloſſen ſich, um ſeinen Mund war der Ausdruck eines gewaltigen Schmerzes.

2

Benda hatte die Gewißheit, nicht bloß, daß ein großes Unheil geſchehen, ſondern auch, daß ein größeres im Werden war.

Sooft er an Dorothea dachte, wurde ihr Bild furchteinflößender. Immerhin müſſen wunderbare Eigenſchaften in ihr ſein, die Daniel beſtimmt haben, ſie zur Lebensgefährtin zu wählen, ſagte er ſich. Und er wollte ſie nun endlich ſehen.

Sie ließ ihn durch Daniel zum Tee bitten. Früh am Nachmittag ging er hin.

Sie empfing ihn mit Äußerungen lebhafter Freude. Sie ſagte, ſie habe es kaum erwarten können, ihn zu ſehen, denn es gebe nichts in der Welt, was ſolchen Eindruck auf ſie mache wie ein Mann, der wirkliche Gefahren beſtanden, ſein Leben aufs Spiel geſetzt habe. Sie wurde nicht ſatt, zu fragen; bei jeder ſeiner ſparlichen Antworten ſchüttelte ſie verwunderungsvoll den Kopf, dann ſtützte ſie die Ellenbogen auf die Knie, den Kopf auf die Hände, und weit vorgebeugt ſtarrte ſie ihn an wie ein Wundertier.

Sie fragte, ob er bei den Kannibalen geweſen, ob er Wilde totgeſchoſſen, ob er Löwen gejagt habe und ob es wahr ſei, daß jeder Negerhäuptling Hunderte von Weibern beſitze. Dabei machte ſie ein verfängliches Geſicht und meinte, das täten auch die Europäer, wenn mans ihnen freiſtellte, und nicht bloß die Häuptlinge.

Hierauf ſagte ſie, daß ſie ſich nicht erinnere, ihn, als ſie noch Kind war, im Haus ihres Vaters geſehen zu haben, und darüber wundre ſie ſich jetzt, da er doch ſo was ganz Eigenes an ſich habe. Und ihre Augen verſchlangen ihn; ſie begannen zu brennen wie jedesmal, wenn ſie einen Fang tun wollte und die blinde Gefräßigkeit über ſie

kam. Sie entfaltete ſich, ſprach mit ihren ſüßeſten Lauten, und ihr Lachen und Lächeln hatten in der Tat etwas Unwiderſtehliches wie bei einem zutraulichen und guten, nur zuweilen ein wenig eigenſinnigen Kind.

Aber ſie merkte, daß dieſer Mann ſie betrachtete, als ſei ſie nicht ein junges Weib, das ſich bemühte, ihm zu gefallen und ſeine Sympathie zu erobern, ſondern wie eine kurioſe Spielart. Es war etwas in ſeinem Blick, das ſie zittern ließ vor Gereiztheit, und auf einmal war in ihren Augen Argwohn und Haß.

Benda fühlte Mitleid. Dies Haſchen nach der verführeriſchen Gebärde und dem beziehungsvollen Wort, dieſer Selbſtverrat, dieſer Rauſch um nichts, es ſtimmte ihn traurig. Dorothea erſchien ihm nicht ſchlecht; welches Vergehens man ſie auch bezichtigt hätte, ſchlecht wäre ſie ihm nicht erſchienen, nur mißleitet und vergiftet, Trugbild und arme Törin.

Er dachte an gewiſſe äthiopiſche Frauen im verſchloſſenſten Kernland des Kontinents, an ihren adeligen Gang, an die ſtolze Ruhe ihrer Züge, an ihre keuſche Nacktheit und wie ſie eins waren mit der Luft und mit der Erde.

Dennoch begriff er den Freund; der Muſiker mußte dem Trugbild verfallen, der Einſame dem uneinſamſten aller Weſen.

Während er dieſen Schluß zog, trat Daniel ein. Er begrüßte Benda und ſagte zu Dorothea: „Es iſt ein Mädchen draußen und behauptet, ſie habe Straußfedern für dich. Haſt du Straußfedern beſtellt?“

„Richtig,“ erwiderte Dorothea mit Haſt, „es iſt ein Geſchenk von der Emmy Büttinger.“

„Wer iſt das?“

„Das weißt du nicht? Die Schweſter der Kommerzienrätin doch. Da müſſen Sie mir helfen,“ wandte ſie ſich an Benda, „Sie ſind ja wahrſcheinlich ein Sachverſtändiger; dort, wo Sie waren, laufen ja die Strauße herum wie bei uns die Hühner.“ Lachend ging ſie hinaus und kam mit einer ziemlich umfangreichen Schachtel zurück, der ſie vorſichtig und beglückt zwei große Federn entnahm, eine

weiße und eine ſchwarze. Indem ſie ſie an den Stielen hielt, legte ſie beide über ihr Haar, trat vor den Spiegel und ſchaute ſich mit trunkener Miene an.

In dieſer Miene, dieſer Haltung war etwas ſo Außerordentliches, beinahe Unheimliches, daß Benda einen erſchrockenen Blick auf Daniel heftete.

Ich habe bisher nicht gewußt, was ein Spiegel iſt, ſagte er zu ſich ſelbſt.

3

Am Abend ging Daniel mit Benda in deſſen Wohnung. Benda zeigte ihm Waffen und Geräte, die er aus Afrika mitgebracht und verbreitete ſich bei einigen der merkwürdigſten Stücke über die Sitten der Negervölker.

Dann bekam er Kopfweh, ſetzte ſich in den Lehnſtuhl und ſchwieg lange. Er ſah plötzlich wie ein Greis aus; die Zerſtörung, die ſein Körper erlitten hatte, wurde augenſcheinlich.

„Haſt du einmal Dorotheas Mutter geſehen?“ fragte er, das tiefe Schweigen endend.

Daniel ſchüttelte den Kopf. „Es heißt, ſie vegetiert nur noch da draußen in der Anſtalt,“ erwiderte er.

„Ich habe mir ſagen laſſen, daß ſich weder Andreas Döderlein noch ſeine Tochter in all den vielen Jahren um die unglückliche Frau gekümmert haben,“ fuhr Benda fort. „Nun, was von Andreas Döderlein zu halten iſt, weiß ich ohnehin.“

Daniel blickte empor. „Du haſt mir einmal eine Andeutung gemacht, als hätte Döderlein in bezug auf die Frau eine Schuld auf ſich geladen. Entſinnſt du dich? Hängt das mit Dorothea und ihrem Leben zuſammen? Kannſt du darüber ſprechen?“

„Ja, ich kanns,“ antwortete Benda. „Es hängt auch mit Dorothea zuſammen, und vielleicht erklärt ſich manches in ihrer Art daraus, daß ſie unter einem ſolchen Vater aufwachſen und eine ſolche Mutter

verlieren mußte. Es iſt eine eigene Verkettung, daß ich nun in dein Schickſal verflochten bin."

Er ſchwieg erinnerungsvoll, dann begann er: „Hätteſt du Margaret Döderlein gekannt, ſie wäre dir ebenſo unvergeßlich, wie ſie es mir iſt. Sie und Lenore, das waren die beiden muſikhaften Frauen, denen ich ihm Leben begegnet bin, ganz Natur, ganz Seele. Margarets Jugend war ein Kerker. Ihr Bruder Carovius war der Kerkermeiſter. Als ſie Döderlein heiratete, glaubte ſie dem Kerker zu entrinnen, aber ſie vertauſchte ihn nur. Trotzdem wußte ſie kaum, wie ihr geſchah. Sie nahm alles auf ſich, alles mit gleicher Treue, gleicher Sanftmut; ihr Inneres blieb unzernagt und unverbittert."

Er ſtützte den Kopf auf; ſeine Stimme wurde leiſer. „Wir liebten uns, ehe wir noch miteinander geſprochen hatten. Ein paarmal trafen wir uns auf der Straße, ein paarmal im Park, ein paarmal kam ſie heimlich in die Galerie herauf. Ich war nicht rückhältig, ich habe ihr mein Leben angeboten, aber ſie antwortete ſtets, ohne ihr Kind könne ſie nirgends glücklich ſein. Ich achtete dies Gefühl und bezwang mein eigenes. Eine Weile blieb es ſo, wir quälten uns, wollten verzichten, wurden wieder zueinander gezogen, da fügte es ſich, daß Döderlein Verdacht ſchöpfte; ob durch fremde Einflüſterungen oder durch bloße Beobachtung der Frau, die zu heucheln nicht fähig war, kann ich nicht entſcheiden. In perfider Weiſe fing er an ſie zu martern, ihr Gewiſſen zu beunruhigen, und eines Nachts tritt er an ihr Bett, hält ihr ein Kruzifix vor, zwingt ſie durch Drohungen und große Worte, ihm einen Eid zu leiſten, zwingt ſie, bei dem Leben ihres Kindes zu ſchwören, daß ſie ihn niemals betrügen würde. Sie ſchwor.

„Ja, Freund, ſie ſchwor, und dieſer Schwur dünkte ihr viel feierlicher und verpflichtender als der erſte vor dem Altar. Ich wußte nichts davon, ſie entzog ſich mir; ich ertrug es nicht. Da kam ſie noch einmal, um Abſchied zu nehmen, und es gab einen Augenblick, wo unſere Kraft und Beſinnung dahin war. Nun trat das Verhängnis ein; das zarte Weſen erlag unter dem Schuldgefühl, Herz und Geiſt

verdüſterten ſich ihr, ſie hatte den Wahn, das Kind ſtehe unter ihren Händen zu Tode, und eines Tages brach ſie zuſammen."

Wenda erhob ſich, trat ans Fenſter und ſchaute in die Dunkelheit.

Daniel war es, als ſchnüre ſich ein Strick um ſeinen Hals. Er ſtand gleichfalls auf, murmelte einen Gruß und ging.

4

Am Bebaimdenkmal mäßigte er ſeinen Schritt. In geringer Entfernung vor ſich erblickte er einen Mann und eine Frau. Er erkannte ſofort Dorothea in der Frau.

Sie ſprachen haſtig und mit unterdrückten Stimmen. Daniel folgte ihnen, und als ſie ſich am Platz zum Hauster wandten, blieb er im Schatten der Kirche ſtehen.

Der Mann ſchien ungehalten, ja aufgebracht, Dorothea redete beſchwichtigend auf ihn ein. Sie ſtand dicht bei ihm, hatte ſeine Hand ergriffen und behielt ſie in der ihren, bis ſie das Tor aufſperrte. Zuletzt flüſterte ſie, ſchaute beſorgt am Haus empor und ſagte dann ziemlich laut: „Gute Nacht, Edmund. Träum ſüß."

Der Mann entfernte ſich, ohne den Hut zu lüpfen; Dorothea huſchte ins Tor.

Daniel zitterte am ganzen Leibe. In ſeinen Augen war etwas myſtiſch Flehendes. Er ſah, wie oben Licht angezündet wurde und der Vorhang über das Fenſter fiel. Die Stille des Platzes folterte ihn, und als die Glocke vom Turm elf Uhr ſchlug, glaubte er, ſein Blut brülle in den Ohren.

Mit ſchweren Schritten ſchleppte er ſich endlich ins Haus. Dorothea, ſchon im Schlafrock, ſaß in der Wohnſtube am Tiſch und nähte ein Band an dem Kleid feſt, das ſie getragen.

Sie wechſelten den Gruß, Daniel ſtellte ſich in ihrem Rücken an den Ofen und ſtarrte wie gebannt auf ihren niedergebeugten Nacken. Es fröſtelte ihn fortwährend.

„Von wem ſind die Straußfedern?“ fragte er auf einmal rauh. Die Frage entfuhr ihm ſelbſt unerwartet. Er hatte etwas anderes ſagen wollen.

Mit einem Ruck hob Dorothea den Kopf. „Ich hab dirs ja geſagt,“ erwiderte ſie, und er nahm wahr, daß ſie ſich verfärbte.

„Ich kann nicht glauben, daß dir eine fremde Perſon, und noch dazu eine Frau, ſo wertvolle Geſchenke macht,“ ſagte Daniel langſam.

Dorothea ſtand auf und ſah ihn unſicher an. „Gut, wenn dus abſolut wiſſen willſt, ich hab ſie mir gekauft,“ ſtieß ſie trotzig hervor. „Aber brauchſt mich nicht anzuſchnauzen, ich werd mir das Geld ſchon verſchaffen. Das paßt mir einfach nicht, daß ich mir jede Ausgabe ſoll vorſchreiben laſſen.“

„Es iſt nicht wahr, daß du die Federn gekauft haſt,“ ſchnitt Daniel ihr das Wort ab.

„Nicht gekauft und nicht geſchenkt bekommen, alſo was denn ſonſt? Geſtohlen vielleicht?“ höhnte Dorothea mit feig entfliehendem Blick.

Niemals hab ich ſo mit Menſchen geſprochen, niemals haben Menſchen ſo mit mir geſprochen, durchzuckte es Daniel. Er wurde furchtbar bleich, trat zu ihr, ſchloß ſeine Hand wie eine Eiſenklammer um ihren Arm und ſagte: „Es ſoll mir recht ſein, wenn du mein Geld verſchwendeſt. Es ſoll mir recht ſein, daß du in nichtswürdiger Geſellſchaft deine Zeit vertändelſt. Es ſoll mir recht ſein, daß dir mein Wohlbefinden und meine Seelenruhe gleichgültig iſt und daß du dein armes Kind verkommen läßt. Ich will mich in alles dieſes fügen. Wozu brauch ich regelmäßiges Eſſen; wozu muß mein Frühſtückskaffee warm, mein Wecken friſch vom Backofen, wozu muß meine Wäſche ausgebeſſert, mein Fenſter geputzt, mein Spind in Ordnung gebracht, meine Stube gekehrt ſein? Es iſt mir ja nicht an der Wiege geſungen worden, daß ich ſoll behaglich leben dürfen.“

„Oh, du tuſt mir weh, Daniel,“ ſagte Dorothea in bangem Ton, „laß, bitte, meinen Arm los.“

Er lockerte den Druck, ließ aber den Arm nicht los. „Geh du, mit wem du willſt. Mögen die dich ſchätzen, die dir wert ſind. Und was das Geld betrifft, da haſt du alles, da iſt all mein Geld.“ Er zog einen geſtrickten Beutel aus der Taſche, der voll Münzen war, und ſchleuderte ihn auf den Tiſch. „Ich will, damit du ſchöne Kleider haſt, am Sonntag die Orgel ſpielen. Ich will, damit du Maskenbälle und Chriſtbaumverloſungen beſuchen kannſt, noch zwanzig unmuſikaliſche Idioten mehr unter die Fuchtel nehmen. Ich will ein übriges tun und mich verpflichten, nie eine Frage über dein Treiben zu ſtellen, nicht, wo du herkommſt, noch, wo du hingehſt; aber hör mich an, Dorothea,“ hier ſchwoll ſeine Stimme, und ſein Geſicht ſah furchteinflößend aus, „vergreif dich an meinem Namen nicht! Er iſt mein einziges Gut. Mit ihm bin ich bei der Menſchheit in höchſter Schuld. Er gibt mir nicht bloß das, was man bürgerliche Ehre heißt, er gibt mir die Ehre, mit der ich vor meinem Geſchaffenen beſtehe. Womit du dich an ihm vergreifſt, das iſt die Lüge. Durch die Lüge beſudelſt und erniedrigſt du ihn. Nicht ſo ſehr, wie du dir vielleicht einbildeſt, zittere ich davor, als Hahnrei verſchrien zu werden. Zwar, die Vorſtellung macht mein Blut heiß; ich bin Mann genug, um Mordgelüſte zu ſpüren, wenn ich mein Weib in den Armen eines andern denke. Aber der unterſte Schlund der Verdammnis wär es für mich, wenn du mir die Wahrheit, die ich dir gegeben habe, mit Lüge heimzahlſt. Du kannſt mich nicht für ſo gemein und ſelbſtſüchtig halten, daß ichs nicht begreifen ſollte, wenn ſich dein Herz verändert. Doch nur in der Wahrheit kann ich mit einem andern Menſchen Seite an Seite leben; die Lüge zerſtört mein göttliches Teil, ſie iſt mir wie Aas und Verweſung. So ſage mir alſo, ob du wahr gegen mich biſt. Fürchte dich nicht, Dorothea, ſchäm dich nicht; noch kann alles gut werden, ſage mir, ob du mich hintergehſt.“

„Ich dich hintergehen?“ hauchte Dorothea und ſchaute ihm, ohne daß ihre Wimpern ſich regten, wie hypnotiſiert in die Augen, „wieſo denn hintergehen? Traust du mir eine ſolche Niedertracht wirklich zu?“

„Du haſt keinen Geliebten? Kein anderer Mann hat dich berührt, ſeit du meine Frau biſt?"

„Einen Geliebten? ein anderer Mann mich berührt?" wiederholte ſie mit demſelben hypnotiſierten Blick. In ihrem Kindergeſicht war der Glanz lauterſter Redlichkeit und Unſchuld.

„Auch haſt du keine heimlichen Zuſammenkünfte gehabt, keine verräteriſchen Briefe empfangen oder geſchrieben, nichts verſprochen, auch nicht im halben Spaß?"

„Och, im Spaß, Daniel, das weiß ich nicht, man redet ſo manches, du kennſt mich doch."

„Und du verſicherſt, daß all der dunkle Schimpf, der um mich raunt, und zu dem du ja manche Veranlaſſung gegeben haſt, nur Bosheit und Verleumdung iſt?"

„Ja, Daniel; Bosheit und Verleumdung."

„So ſoll dir alſo Gott keine ruhige Stunde mehr ſchenken, wenn du mich belogen haſt? willſt du das, Dorothea?"

Dorothea ſtockte; ſie blinzelte ein wenig. Dann antwortete ſie leiſe: „Das ſind gräßliche Worte, Daniel. Aber wenn du darauf beſtehſt, mags ſo ſein."

Daniel atmete auf, als fiele ihm eine Zentnerlaſt von der Bruſt. In dankbarer Bewegung drückte er die Frau an ſich.

Doch da widerte ihn etwas. Ihm war, wie wenn er gar keinen Rhythmus in dem Geſchöpf verſpüre, wie wenn er ein Weſen ohne Schwingung, ohne Gefüge, ohne Geſetz umarme. Ganz von neuem und von einer neuen Richtung her begann die Qual an ihm zu nagen.

Als er die Tür zum Flur öffnete, raſchelte es draußen, und eine dunkle Geſtalt floh gegen die hofwärts gelegene Kammer.

5

Allein geblieben, ſchaute Dorothea eine Weile regungslos vor ſich nieder, dann nahm ſie Geige und Bogen aus dem Kaſten — ſie hatte

einen neuen Bogen an Stelle des zerbrochenen längſt gekauft – und fing an zu ſpielen. Eine Kadenz, einen Triller, Takte einer Tanzmelodie. Ihre Züge bekamen einen harten und entſchloſſenen Ausdruck.

Bald ließ ſie das Inſtrument ſinken und dachte angeſtrengt nach. Sie legte die Geige weg, ſchlüpfte aus ihren Pantoffeln, ſchlich in Strümpfen aus der Stube, über den Flur und lauſchte an Philippines Kammer. Als ſie vorſichtig öffnete, vernahm ſie von Philippines Bett her, das der Tür am nächſten ſtand, ein brutes Schnarchen.

Das Öllämmchen, das in einem Glas erſterbend flackerte, gab ſo wenig Licht, daß die Linnen des Bettes nur undeutlich ſchimmerten.

Lautlos, Schritt vor Schritt, ging ſie zu Philippines Lagerſtatt. Sie duckte ſich, ſtreckte den Arm aus, taſtete mit der Hand über den Leib der Schläferin, wollte die Decke heben und nach der Bruſt greifen; da hörte Philippine plötzlich auf, zu ſchnarchen, erwachte ſo jäh, als hätte ſie der Strahl einer Blendlaterne getroffen, ſchlug die Augen empor und ſchaute Dorothea ſtumm drohend an. Keine Muskel veränderte ſich in ihrem Geſicht.

Dorothea faßte ſich ſchnell. Wie eine, der ein ausgelaſſener Scherz gelungen iſt, warf ſie ſich mit ihrem ganzen Körper über Philippine und legte die Wange auf deren Geſicht, obgleich ihr vor dem Bett- und Atemgeruch ekelte.

„Du, Philippine, der Amerikaner will dir was ſchenken," wiſperte ſie.

„Gottlich, du drückſt einm ja den Bauch ein," erwiderte Philippine und ſchnappte nach Luft. Als ſich Dorothea aufgerichtet hatte, fragte ſie: „Hat er denn dir ſchon was geſchenkt? Das iſt doch die Hauptſache."

„Na, die Straußenfedern, iſt das nichts?" verſetzte Dorothea; „und einen Rubinſchmuck will er mir auch verehren."

„Ich wollt, du hätteſts ſchon. Scheint mir nicht von Geversdorf zu ſein, der Amerikaner. Hab mir ſagen laſſen, daß er gar nicht ſo reich iſt. Wann triffſt ihn denn wieder, deinen Liebſten?"

„Morgen abend, zwiſchen ſechs und ſieben. Ich freu mich, ich freu mich. Er iſt ſo jung, Philippinchen.

„Ja, jung; das iſt ſchon was, jung!“ murmelte Philippine geringſchätzig.

„Er hat ein ſo hübſches Muttermal am Hals, ganz unten am Hals, da,“ ſie zeigte die Stelle an Philippines Hals; „grad da. Kitzelts dich? kitzelts dich?“

„Lach nicht ſo laut, du weckſt mir den Gottfriedl auf,“ ſagte Philippine unwirſch; „und jetzt marſch mit dir, mich ſchläfert.“

„Alſo gut Nacht, du Schlafratz,“ ſpottete Dorothea und verließ die Kammer.

Kaum hatte ſich die Tür hinter ihr geſchloſſen, ſo fuhr Philippine wie ein Dämon aus dem Bett, ballte die Fauſt und ziſchte: „Diebsbure! Stehlen hat ſie wollen, die Diebsbure, ſtehlen! Wart nur du, du haſt bald ausgeſchnattert dahier, dir wird das Handwerk gelegt.“

Sie zog ihren roten Unterreck über die Beine, ſchnürte ihn feſt und ging zur Tür, um den Riegel vorzuſchieben. Er war ſeit langem ſchadhaft und trotzte ihrer Bemühung. Da trug ſie einen Stuhl hin, ſetzte ſich, verſchränkte die Arme und blieb ſo über eine Stunde mit böſe blickenden Augen ſitzen.

Als ſie ſich dann des Schlafes nicht mehr erwehren konnte, ſchob ſie den Wickeltiſch vor die Tür und ſtieg unter gehäſſigem Gemurmel wieder in ihr Bett.

6

Der folgende Tag begann mit ſtürmiſchen Regenſchauern. Daniel hatte wenig geſchlafen und begab ſich früh an die Arbeit. Aber der Kopf war ihm ſo ſchwer, daß er ihn beſtändig aufſtützen mußte. Seine Ideen waren ohne Blut und ohne Schwung.

Gegen acht Uhr kam der Poſtbote und fragte nach dem Inſpektor Jordan. Der Alte mußte einen Schein unterſchreiben, wofür ihm ein feierlich verſiegelter Geldbrief überreicht wurde.

In dem Brief befanden ſich zweihundert Dollar in Noten nebſt einem Schreiben von Benno. Dieſes war aus Galveſton datiert, und

Benne ſchrieb, er habe Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß ſein Vater noch am Leben ſei. Er habe es in der Neuen Welt zu etwas gebracht und ſende als Beweis davon und als Erſatz für die Auslagen, die er einſt verurſacht, die beiliegende Summe mit den beſten Grüßen.

Eine kalte Epiſtel; doch der Greis war außer ſich vor Freude, lief zu Daniel, zu Philippine, hielt die Geldnoten in die Höhe und ſtammelte: „Seht nur, Kinder, er iſt reich. Zweihundert Dollar hat er mir geſchickt! Er iſt ein benetter Menſch geworden; er gedenkt ſeines alten Vaters! Wahrlich, ein geſegneter Tag; auch im Hinblick auf etwas andres, lieber Daniel,“ fügte er mit ſeinem myſteriöſen Lächeln hinzu, „im Hinblick auf eine große Sache ein geſegneter Tag.“

Er kleidete ſich an und ging in die Stadt, um die Nachricht ſeinen Bekannten mitzuteilen.

Daniel rief um ſein Frühſtück hinunter, aber niemand hörte ihn. Da ging er ſelbſt in die Küche und holte ſich ein Töpfchen mit Milch und ein Stück Brot. Nach einer Weile kam ihm Philippine nach, trat mit ſtruppigen Haaren in die Kammer und fuhr ihn grob an, ob er nicht warten könne, bis der Kaffee gekocht ſei.

„Laß mich zufrieden, Philippine,“ ſagte er, „ich brauche Ruhe.“

„Ruhe,“ höhnte ſie, „Ruhe! immerfort Ruhe.“ Sie warf einen verächtlichen und wilden Blick in die offene Kiſte, in welcher Daniels Handſchriften lagen, dann ſtellte ſie ſich an den Tiſch, drückte die Spitzen ihrer ſchmutzigen Finger auf das Notenblatt, das er eben vor ſich hatte und ſtieß heraus: „Da iſt das ganze Malheur! Das ganze Malheur iſt die ſaudumme Schmiererei! Tag für Tag und Jahr für Jahr ſich hinſetzen und ſchmieren! Was ſoll denn das bedeuten, ſag mir nur! Geht ja alles den Krebsgang dabei. Ein Mannsbild und allerweil ſchmieren, — ſchämen tät ich mich!“

Auf dieſen rätſelhaften Ausbruch der Wut und des Haſſes nicht gefaßt, blickte Daniel beſtürzt in Philippines Geſicht. „Geh,“ ſagte er dann unwillig und wies mit dem Arm zur Türe, „geh.“

Sie ging. „Die verdammte Schmiererei,“ maulte ſie tückiſch vor ſich hin.

Von zehn bis zwölf mußte Daniel Unterricht in der Muſikſchule erteilen. Sein Herz klopfte beängſtigend, aber er hätte den Grund der Erregung nicht ſagen können. Es war mehr als Ahnung, es war faſt, wie wenn er eine ſchreckliche Nachricht empfangen hätte, deren Sinn jedoch ſeinem Gedächtnis entſchwunden war.

Zu Mittag kehrte er nicht heim, ſondern aß in einer Wirtſchaft am Karthäuſertor. Dann ſtrich er lange auf den Feldern und Wieſen herum; der Regen hatte aufgehört, der ſtarke Wind erfriſchte ihn. Er ſtand am Ufer des Kanals und ſchaute bei einer Ziegelbrennerei zu, wie Steine aufgeſchichtet wurden. Von Zeit zu Zeit griff er nach einem Stück Papier in die Taſche und ſchrieb mit dem Bleiſtift Noten.

Einmal ſchrieb er neben ein Motiv: Leb wohl, mein Saitenſpiel, und ſeine Augen füllten ſich mit einem ſchaurigen Naß.

Als er in die Stadt zurückkehrte, war ein feuerglänzender Sonnenuntergang. Zwiſchen zwei ſchwarzen Sturmwolken glühte der Himmel wie eine Schmiedeeſſe. Da mußte er an Lenore denken.

Er trat in die Wohnſtube und wanderte auf und ab. Philippine kam herein und fragte, ob ſie ihm die Suppe wärmen ſolle. Ihr ſingender, unnatürlicher Ton erweckte ſeine Aufmerkſamkeit, ſo daß er ſie mit feſtem Blick muſterte.

„Wo iſt meine Frau?“ fragte er.

Ein abgründig ſchlimmes Lächeln erſchien auf Philippines Lippen. Sie antwortete nicht.

„Wo iſt meine Frau?“ fragte er nach einer Pauſe zum zweitenmal.

Das Lächeln Philippines wurde breiter. „Iſts kalt draußen?“ erkundigte ſie ſich und war plötzlich aus dem Zimmer. Daniel ſtarrte ihr nach, als zweifle er an ihrem Verſtand. Es verfloſſen aber nur wenige Minuten, da trat ſie wieder auf die Schwelle; ſie hatte unterdeſſen einen Mantel angezogen, der ihr zu kurz war und den karierten Rock ſehen ließ.

„Komm einmal mit mir, Daniel,“ ſagte ſie mit einer beſorgten Stimme, die ihm geheimnisvoll und furchtbar klang, „komm mit mir, ich zeig dir was.“

Er erblaßte, ſetzte den Hut auf und folgte ihr. Schweigend gingen ſie über den Platz, durch die Bindergaſſe, die Rathausgaſſe, über den Markt. Daniel blieb ſtehen. „Was haſt du vor?“ fragte er heiſer.

„Komm nur, wirſt ſchon ſehen,“ raunte Philippine.

Sie gingen weiter, über die Fleiſchbrücke, die Kaiſerſtraße, durch den weißen Turm zum Jakobsplatz. Einige Leute ſchauten dem ſonderbaren Paar nach. Als ſie zum Häuschen der Frau Hadebuſch kamen, war die Dunkelheit angebrochen. „Wirſt du jetzt endlich reden?“ knirſchte Daniel.

„Pſcht!“ machte Philippine. Sie näherte ihren Mund ſeinem Ohr und wiſperte: „Geh nauf über zwei Stiegen, aber ſchnell, du kennſt dich ja aus in dem Häusla, pumper an die Tür, und wenn ſ zugſperrt kam, ſchlag die Tür ein. Ich geh derweil zur Hadebuſchen, daß ſie dich nicht zurückhält.“

Da begriff Daniel.

7

Vor ſeinen Augen wurde es blutrot. Ein Schüttelfroſt packte ihn.

Er war Philippine in einem traurigen, ſchlaffen Gefühl von Ekel, Furcht und Zwang gefolgt; jetzt wußte er, ſah am Anfang der Ereigniſſe ſchon ihre Mitte und ihr Ende, ſah vor der verſchloſſenen Türe, was ſich hinter ihr begab, und ein Ungeheures rauſchte auf in ſeinem Gemüt, ungeheurer Zorn, ungeheures Weh, Verachtung und Grauen in Wirbeln von Beſinnungsloſigkeit.

Über die knarrende Stiege gelangte er in vier Sprüngen. Er ſtand vor der Türe, hinter der er einſt gedarbt und geträumt, gefroren und geglüht; da hätte Stille ſein müſſen, damit auf dem Grab vieler Hoffnungen die Andacht rückſchauender Geiſter nicht geſtört wurde.

Er riß an der Klinke; drinnen erſcholl ein Schrei. Die Tür war verriegelt. Er preßte ſeinen Körper ſo ungeſtüm wider das zerbrechliche Holz, daß beide Angeln ſich zugleich mit dem Riegelhalter löſten und die ganze Tür mit dumpfem Gepolter ins Zimmer ſtürzte.

Der Schrei wiederholte ſich gellend. Dorothea lag bis aufs Hemd entkleidet auf einem breiten Bett, das die kupplerische Hadebuſch von einem Händler entliehen hatte und das beinahe die Hälfte des Manſardenraums einnahm. Sie hatte einen Teller voll Kirſchen neben ſich ſtehen und hatte ſich damit beluſtigt, die Kerne gegen ihren Liebhaber zu ſchnellen, der, gleichfalls in mangelhafter Bekleidung, rittlings auf einem Stuhl ſaß und eine kurze Pfeife rauchte.

Als Daniel mit blutenden Händen, er hatte ſich an der Klinke verletzt, mit wild ums Geſicht flatternden Haaren, keuchend und totenbleich über die Türe ſtieg, fing Dorothea abermals zu ſchreien an, und ſchrie ſieben- oder achtmal verzweifelt und voll entſetzlicher Angſt.

Daniel ſtürzte auf den jungen Menſchen zu und fuhr ihm mit beiden Händen an den Hals. Während er die Haut dieſes Menſchen anfaßte, während er, wie in roſigem Nebel, Dorothea mit aufgehobenen Armen aus dem Bett flüchten ſah und ihr durchdringendes Geſchrei vernahm, während ein ſeltſam betrachteriſcher Geiſt trotz der Raſerei, die in ihm tobte, ſogar die Kirſchen bemerkte, die über das Bettuch gerollt waren, die grünen Stiele ſah, die dunkleren Stellen an einzelnen, die anzeigten, daß ſie faul waren, und er zuletzt noch einen Geſchmack auf der Zunge ſpürte, als ob er ſelber Kirſchen gegeſſen hätte, während all dem dachte er: das iſt der Untergang, das iſt das Chaos.

Der Amerikaner, von dem ſich ſpäter herausſtellte, daß er ein wandernder Artiſt war, der ſich frech und geſchickt in die bürgerliche Geſellſchaft gedrängt hatte, ſtieß den Angreifer mit Wut zurück und nahm eine Vorerpoſition ein. Aber Daniel verſtattete ihm keine Zeit zum Schlag, er überfiel ihn, umſchlang ihn, riß ihn zur Erde, drückte ihm die Gurgel zuſammen. Jener ſtöhnte, bäumte ſich, befreite ſeine Fauſt, ſchlug um ſich; „damned fool,“ röchelte er und verſetzte Daniel einen Schlag ins Geſicht, „damned fool!“

Unten im Haus erſchallte Lärm. Auf der Gaſſe ſammelten ſich Leute an. „Polizei! Polizei!“ gilfte eine Weiberſtimme, und nun kamen ſie die Stiege herauf.

„Ach, ach, ach!“ wimmerte Dorothea. In einer halben Minute hatte ſie ihr Kleid über den Körper gezogen; „fort, fort, fort!“ hauchte ſie und ſuchte ihre Handſchuhe und ihren Schirm.

Händeringend zeigte ſich Frau Hadebuſch im engen Flur. Hinter ihr ſtand Philippine. Zwei Männer drangen über die Schwelle, ſtürzten ſich auf Daniel und den Amerikaner und wollten ſie auseinanderreißen. Aber ſie hatten ſich gleichſam ineinander verbiſſen wie zwei wütende Hunde. Andere mußten zu Hilfe kommen, ein Soldat und ein Milchmann griffen noch zu, endlich erſchienen zwei Poliziſten.

„Muß nach Hauſe,“ wimmerte Dorothea unter dem Gekreiſch der Weiber, „meine Sachen holen, fort, fort, fort!“

Mit einem Geſicht, das grauenhaft dem einer ſtummen Beſeſſenen glich, ſtahl ſich Philippine aus der Mitte der aufgeregt Schreienden und Schwatzenden und folgte Dorothea. Sie ſpürte ihren Schritt nicht, das Pflaſter nicht, die Luft nicht. Jene wilde Begeiſterung war über ſie gekommen, die ſie ſchon einmal in ihrem Leben empfunden, damals, als ſie auf den Dachboden gegangen war und geſehen hatte, daß Gertrud am Balken hing.

Eine glühende Zerſtörungsluſt durchbrannte alle ihre Adern. Zünde an! dröhnte es wieder in ihrem Hirn, zünde an! Heute wollte ſie ein beſſeres Werk tun, als Feuer an einen Reichtshaufen legen. Sie ging immer ſchneller und ſchneller; ſchließlich fing ſie an zu laufen und ſang dabei mit rauher Stimme. Der Mantel war nicht zugeknöpft und flog im Winde. Die Leute, an denen ſie vorüberraſte, blieben erſtaunt ſtehen.

8

Herr Carovius und der alte Jordan ſaßen im Parodieeckchen.

„Wie ſich doch alle Verhältniſſe wandeln und wie ſich alles klärt und ordnet,“ ſagte der alte Jordan.

„Ja, die offenen Gräber gähnen ſehen,“ antwortete Herr Carovius zyniſch.

„Ich meinerſeits," fuhr Jordan fort, ohne den Unwillen zu bemerken, den ſeine Redſeligkeit bei Herrn Carovius erweckte, „ich meinerſeits kann dem Tod nun zufrieden ins Auge ſehen. Meine Miſſion iſt beendet; mein Werk iſt vollbracht."

„Das klingt ja gerade, als ob Sie den Stein der Weiſen gefunden hätten," ſpottete Herr Carovius.

„Vielleicht," erwiderte Jordan leiſe und beugte ſich über den Tiſch; „Sie haben nicht ſo ganz unrecht, geſchätzter Freund. Wollen Sie ſich ſelbſt überzeugen? Wollen Sie mir die Ehre Ihres Beſuches ſchenken?"

Herr Carovius war neugierig geworden; ſie zahlten ihre Zeche und begaben ſich auf den Weg zum Egydienplatz.

Als ſie in Jordans Kammer waren, zündete der alte Mann die Lampe an und verriegelte ſorglich die Türe. Dann öffnete er den geräumigen Wandſchrank und nahm zum Erſtaunen des Herrn Carovius eine große Puppe heraus, die nach Art einer Älplerin gekleidet war, mit einem geblümten Rock, einer Leinenbluſe und einem roſa Schürzchen. Das meſſinggelbe Haar war in Zöpfe geflochten, und auf dem Kopf trug ſie ein grünes Filzhütchen.

„Das alles iſt meiner Hände Arbeit," ſagte Jordan ſtolz; „hab ſelber das Maß genommen, ſelber geſchneidert; ſogar die Schühchen hab ich verfertigt. Und nun paſſen Sie auf, lieber Freund!"

Er ſtellte die Puppe in die Mitte der Stube. „Sie wird ſprechen," fuhr er mit ſtrahlender Miene fort: „ſie wird ſingen. Sie wird ein Liedchen aus ihrer Tiroler Heimat vortragen. Wollen Sie ſich gütigſt in dieſen Seſſel ſetzen; nicht ſo ſehr nahe, wenn ich bitten darf, es ſind da noch ſtörende Geräuſche, denen ich erſt abhelfen muß. Die Illuſion iſt ſtärker, wenn Sie ſich in einer gewiſſen Diſtanz halten."

Er kauerte ſich hinter die Puppe, machte ſich am Rumpf zu ſchaffen, das Surren eines Räderwerks wurde vernehmbar, der alte Mann trat raſch wieder vor und ſagte: „So, mein kleines Fräulein, laß hören, was du kannſt."

Ein unheimlich heiseres, girrendes Stimmchen erscholl aus dem Leib der Puppe; es ähnelte dem Vibrieren von Metallfäden, verbunden mit den gedämpften Tönen einer Wasserpfeife. Schloß man die Augen, so konnte man beinahe an einen fernen Gesang glauben; sah man aber hin und erblickte das tote, larvenhaft freundliche Wachsgesicht, aus dessen Innern schrille und dumpfe Laute ohne Artikulation und ohne Rhythmus kamen, so war es gespenstisch. Herr Carovius spürte einen kalten Schauder im Rücken.

Als die Maschine abgeschnurrt war, fielen die Augendeckel und die Lippen der Puppe zu. Jordans Blick war voll Spannung auf Herrn Carovius geheftet. „Nun, was ist Ihre Meinung?" fragte er. „Seien Sie ganz aufrichtig; ich vertrage jede Kritik."

Herr Carovius hatte Mühe, seine Lachlust zu bezwingen; es zuckte ihm um Kinn und Mund. Plötzlich aber vergingen ihm Hohn und Verachtung, es wurde ihm unbehaglich ernst zu Sinn, eine lästige und seit undenklichen Zeiten nicht empfundene Weichheit regte sich in ihm, und er sagte: „Ja, das ist eine famose Sache; unbestreitbar eine famose Sache; obschon der Verbesserung bedürftig."

Jordan nickte eifrig und erfreut. Er wollte sich über den Mechanismus und seine kunstreiche Zusammensetzung verbreiten, da vernahmen beide Männer aus dem Nebenzimmer ein Geräusch. Sie horchten auf. Ein Möbelstück wurde vom Platz gerückt, Schritte gingen hin und her, dann erschallte ein Klopfen und Knarren, als wenn mit einem Meißel eine Kiste aufgesprengt würde. Dann raschelte es laut und lange wie von zu Boden geschleudertem Papier, dann schimpfte eine Stimme, dann erhob sich ein eigentümlich grausiger Singsang in Tönen wie: Joi! und Huh! und auf einmal knisterte es wie von Flammen.

Der alte Jordan riß die Tür auf und schrie gleich einem Kind.

Philippine stand in einem Haufen brennenden Papiers. Sie hatte Daniels Truhe geöffnet, alle Handschriften herausgeworfen und sie in Brand gesteckt. Der Anblick, den sie bot, war fürchterlich. Ihre Haare hingen verworren über die Schultern, mit den Armen machte

ſie unabläſſige Bewegungen, als ziehe ſie an einem Brunnenſchwengel, aus ihrem Mund kamen hohe, lallende, gurgelnde Töne, die nichts Menſchenähnliches hatten, ihr von den Flammen beſtrahltes Geſicht zeigte eine grauenvolle Wolluſt, und während Herr Carovius und der alte Jordan wie gelähmt auf der Schwelle ſtanden, fing ſie an zu hopſen und ſtreckte dabei die Hände gegen das Feuer aus, welches immer höher ſchlug.

Herr Carovius, aus ſeiner Erſtarrung erwachend, ſah, daß es höchſte Zeit war, ſich zu retten, und mit dem Arm ſein Geſicht bedeckend, floh er, ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen, zur Flurtür und zur Stiege. Dem alten Jordan rannen die Tränen über die Wangen, der Schrecken machte ihn unfähig zu überlegen, er rannte in ſeine Stube zurück, öffnete das Fenſter und brüllte auf den Platz hinunter, dann erinnerte er ſich ſeiner geliebten Puppe, eilte hin und nahm ſie in den Arm; aber als er das Zimmer verlaſſen wollte, ſtrömte ihm der Qualm betäubend und beizend entgegen, er taumelte hindurch, gelangte bis zur Stiege, tat einen Fehltritt, ſtürzte, die Puppe krampfhaft feſt umſchließend, kopfüber die Stiege hinunter, zuckte noch einige Male und blieb dann regungslos liegen.

Ein Herzſchlag hatte ſeinem Leben ein Ende gemacht.

Dorothea, die in der Wohnung ihre Habſeligkeiten zuſammengerafft hatte, eilte, den Koffer ſchleppend, mit fahlem Geſicht an ſeiner Leiche vorüber, ohne einen Blick darauf zu werfen, und verſchwand in dem Gewühl aufgeregter Menſchen.

9

Im Haus der Frau Hadebuſch hatten die Poliziſten Daniel und den Amerikaner endlich voneinander geriſſen. Daniel fiel auf einen Stuhl und ſtarrte ſtupid vor ſich hin. Frau Hadebuſch brachte Waſſer herbei, der Amerikaner kleidete ſich unter dem Gelächter der Zuſchauer an.

Danach wurden die beiden Männer auf die Wache geführt, und der Kommiſſär ſchrieb auf, was er für die ſpätere Amtshandlung wiſſen

mußte. Daniel gewahrte eine Gaslampe, einen Federſtiel, mehrere grinſende Geſichter, ſeine eigene blutige Hand, ſonſt nichts. Der Amerikaner wurde zur Verhütung weiterer Feindſeligkeiten noch zurückbehalten, indes man Daniel gehen ließ. Er hörte, daß der junge Menſch in ſeinem radebrechenden Deutſch und mit wuterſtickter Stimme allerlei erzählte, aber er nahm es nicht in ſich auf.

Er hörte einen Hund bellen, einen Wagen raſſeln, eine Glocke ſchlagen, er hörte ſprechen, murmeln, rufen und das Scharren von Füßen, aber es klang alles wie durch die Mauern eines Gefängniſſes. Taumelnd ſetzte er ſeinen Weg fort.

Als er zur Frauenkirche kam, wandte er ſich rechts gegen den Obſtmarkt und ſah plötzlich das Gänſemännchen vor ſich.

„Geh heim,“ ſchien das Männchen zu ſagen, und ſeine Stimme war traurig, „geh heim!“

Wer biſt du und was willſt du von mir? fragte es in Daniel. Aber da war es, als ob die Figur unſichtbar würde und erſt in der Ferne wieder, in einem lichten Glanz, wahrzunehmen ſei.

Über den Egydienplatz rannten Leute, und einzelne ſchrien: „Feuer!“ Daniel bog um die Ecke und konnte ſein Haus ſehen. Hinter den Fenſtern ſeiner Stube loderten Flammen. Er preßte die Hände gegen die Schläfen und drängte ſich mit angſtvoll geweiteten Augen durch die Menge bis ans Haus. „Um Gottes-, Himmelswillen,“ ſtieß er hervor, „rettet mir die Truhe!“

Viele ſahen ihn an. Eine Geſtalt zeigte ſah eben am Fenſter, viele Arme deuteten hinauf. „Das Weibsbild! ſchaut das Weibsbild!“ wurde gerufen; und dann wieder: „die hat gezündelt! die hat das Feuer gelegt!“

Daniel ſtürzte ins Haus. Feuerwehrmänner überholten ihn. Da ſah er im Flur, in der Beleuchtung von haſtig hin und her getragenen Laternen, notdürftig und in Eile aufgebahrt, die Leiche des alten Jordan; die Leiche und neben ihr, wie überirdiſchen Hohn, die Puppe, die Älplerin mit der Maſchine im Bauch. Dumpf ſeufzend ſiel er nieder, und ſeine Stirn berührte die tote Hand des Greiſes.

Wie im Schlaf vernahm er das Ziſchen aus den Waſſerſchläuchen, die Kommandos, das geſchäftige Vorbeirennen der Männer, dann war es ihm, als tauche ein Schatten flüchtig auf, eine Geſtalt wie aus der Unterwelt; eine geballte Fauſt öffnete ſich und warf zerknitterte Blätter vor ihn hin, und wie er emporblickte, ſah er nur die rings um ihn ſich drängenden Menſchen, die Geſtalt hatte ſich zwiſchen ihnen hindurchgeſchoben, und niemand hatte in der Verwirrung ihrer geachtet.

Mit abweſender Gebärde griff Daniel nach dem Blatt, das ihm zunächſt lag. Es war auf das Geſicht der Puppe gefallen. Er entknitterte es und gewahrte die von ſeiner Hand geſchriebenen Noten aus der „Harzreiſe im Winter". Und unter den Notenzeilen ſtanden die Worte:

Aber abſeits, wer iſts?
Ins Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
hinter ihm ſchlagen
die Sträuche zuſammen,
das Gras ſteht wieder auf,
die Öde verſchlingt ihn.

Melodie und Rhythmus, die über den Worten ſich ſpannten, waren von grandioſer Düſterkeit, gleich einem Geſang verfolgter Schatten in der Nacht, überm Meer. Daniel erinnerte ſich der Stunde, in der er dies geſchaffen, erinnerte ſich an Gertruds Blick und Antlitz, als er es ihr vorgeſpielt; und Lenore ſtand da, in einem weißen Gewand, mit einem Myrtenkranz im Haar, und die Töne dröſelten das Gewebe der unendlichen Zeit auf. Aber abſeits, wer iſts? klagte es tief und ſchwer, fragte es prophetiſch groß; da verhüllte er ſein Geſicht und ſchluchzte, daß ihm zumut war, als breche ſein Herz auseinander.

Der tote alte Mann und die Puppe lagen gleich ſtill da.

Nach einer halben Stunde war das Feuer gelöſcht. Die beiden Stuben unterm Dach waren völlig ausgebrannt, ſonſt war kein Schaden geſchehen.

Philippine war ſpurlos verſchwunden. Da niemand bemerkt hatte, daß ſie das Haus verlaſſen, glaubte man zuerſt, ſie ſei in den Flammen umgekommen. Doch als man nachforſchte, erwies ſich dieſe Annahme als irrig. Die Polizei fahndete überall nach ihr, es war ganz vergebens, ſie war nicht aufzufinden. Einige Leute, die ſie näher gekannt hatten, verfochten unerſchütterlich die Meinung, ſie ſei mit Haut und Haar verbrannt, und nichts weiter ſei von ihr übriggeblieben als ein Häuflein ſchwarzen Aſchenſtaubes.

Wie dem auch ſein mochte, Philippine kehrte nicht mehr ins Haus zurück, und nie wieder hörte und ſah man etwas von ihr.

Aber abſeits, wer iſts?

I

Spät am Abend kam Benda. Er war über das Vorgefallene ziemlich genau unterrichtet. Im Flur hatte er Agnes getroffen und die ſonſt ſo Einſilbige wider Erwarten mitteilſam gefunden. Sie hatte aber nur beſtätigen können, was er von den Leuten ſchon erfahren hatte.

Sie begleitete ihn in den Oberſtock, und er ſtand lange vor den ausgebrannten Räumen, in denen zwei Männer von der Feuerlöſchtruppe Wache hielten. „Alle ſeine Noten ſind verbrannt," ſagte Agnes, und Benda dünkte es kaum möglich, dem Freund nach einem ſolchen Ereignis gegenüberzutreten. Doch ſchämte er ſich ſeiner Scheu und ging hinunter zu Daniel.

Es war im Haus wieder ruhig geworden.

Daniel hatte in der Wohnſtube eine Kerze angezündet. Als es ihm nach einer Weile zu düſter ſchien, zündete er noch eine Kerze an.

Er ſchritt auf und ab. Der Raum wurde ihm zu klein, er öffnete die Tür zum Zimmer Dorotheas und ging nun auch durch dieſes, immer auf und ab. Wenn er in die dunkle Stube kam, bewegten ſich jedesmal ſeine Lippen zu einem Murmeln, und wenn er in die beleuchtete zurückkehrte, ſah er ein paar Sekunden lang ins Kerzenlicht.

Seine Züge hatten den Ausdruck eines Leidens, das größer nicht mehr ſein konnte. Den eintretenden Benda ſchien er nicht zu gewahren.

„Alles hin? alles vernichtet?“ fragte Benda, nachdem er Daniels Wandern faſt eine Viertelſtunde zugeſehen hatte.

„Ein Grab neben andern Gräbern,“ murmelte Daniel mit einer Stimme, die nicht wie ſeine eigene klang. Er hob dann auch den Kopf, gleichſam erſtaunt über die Stimme. Ihm ſchien, es ſei ein Fremder unhörbar ins Zimmer getreten.

„Und auch das letzte, das große Werk, von dem du mir erzählt haſt, die Frucht vieler Jahre?“ fragte Benda weiter.

„Alles,“ entgegnete Daniel in die Luft hinein, „alles, was ich an Muſik geſchaffen habe, ſeit ich Urſache haben durfte, an mich zu glauben. Die Sonaten, die Lieder, das Quartett, der Pſalm, die Harzreiſe, Wanderers Sturmlied und die Symphonie, alles bis aufs letzte Blatt.“

Ja, es war ein Fremder da, denn man hörte ihn leiſe lachen. „Warum lachſt du?“ fragte Daniel ſtreng und rückte ſeine Brille zurecht.

Benda antwortete erſchrocken: „Ich habe nicht gelacht.“

„Das Gras ſteht wieder auf, die Öde verſchlingt ihn,“ ſagte der Fremde. Er trug einen altertümlichen Anzug, ein komiſches Mützchen und hatte Stulpenſtiefel an den Beinen. Den ſollt ich doch kennen, fuhr es Daniel durch den Sinn, und mit trübem Blick überlegte er.

Das iſt ja wie Mord, unerhörter Mord, ſchrie es in Benda; wie kann er es ertragen, was wird er tun?

„Was iſt nun zu tun?“ nahm Daniel laut den Gedanken Bendas auf und ſchielte im Hin- und Hergehen bisweilen nach dem Fremden, der langſam durch das Zimmer gegen den Erker ſchritt; „was kann irgendeine menſchliche Phantaſie ſich vorſtellen, daß man danach tut? Nichts! Verſinken; in Verrücktheit verſinken.“

„Oho!“ ließ ſich der Fremde vernehmen, „das iſt ſtark.“

Wenn er doch ſchwiege, dachte Daniel gequält. „Du wirſt ja wiſſen, was ſich mit der begeben hat, die ich mein Weib genannt habe,“ fuhr er fort. „Daß ich mich an dieſen eitlen und ſeelenloſen Geiſt eines

Spiegels weggeworfen habe, iſt unerheblich. Sind ſchon Gewaltigere als ich ins Netz geraten und haben ſich verſtrickt. Den Wahn hab ich nie gehegt, als wär ich gefeit gegen alles Blendwerk dieſer Erde. Obwohl ich der Meinung war, daß ich Wahrheit und Lüge wittern und voneinander unterſcheiden könne wie eine Hand das Trockene vom Feuchten. Aber den Zuſammenhang mit dem andern faſſ ich nicht, die Notwendigkeit dieſes Gräßlichen faſſ ich nicht."

„Recht iſt dir geſchehen," ſagte der Eindringling mit den Stulpenſtiefeln. Er hatte ſich auf einen Stuhl beim Erker geſetzt und ſah ganz freundlich aus.

„Warum?" brüllte Daniel ſtehenbleibend.

Mit beſtürztem Geſicht erhob ſich Benda. „Sprich dich aus, Daniel," drängte er liebevoll, „ſprich dir alles von der Seele!"

„Könnt ichs, Friedrich, könnt ichs nur! Wär mir nur die Zunge gegeben! Oder daß es einer mit mir fühlte und ſagen könnte!"

„Verſuchs; das erſte Wort iſt oft wie ein Funken und erzeugt Flammen."

Daniel ſchwieg. Der Eindringling ſagte an ſeiner Stelle bedächtig: „Das geht tief hinab in die Höhlen der Bruſt und hoch hinauf zu den unſterblichen Dingen."

Da blickte Daniel ſcharf zu ihm hinüber und ſah, daß es das Gänſemännchen war.

2

Alle Anſtrengung, Daniel zum Reden zu bringen, war vergeblich, und gegen Mitternacht verabſchiedete ſich Benda. Agnes ſperrte ihm das Tor auf, und er ſagte zu ihr: „Sorg du für ihn, er hat niemand jetzt."

Die Hände hinter dem Haupt verſchränkt, lag Daniel auf dem Kanapee und ſtierte gegen die Decke. Seine Augen waren heiß, manchmal überlief ihn ein Zittern.

„Ungemütlich iſts hier," ſagte das Gänſemännchen, „die Luft iſt noch voll Rauchgeſtank, und von der finſtern Stube dorten zieht's herein."

Daniel erhob ſich, machte die Tür zu und legte ſich wieder hin.

Das metalliſche Äußere des Gänſemännchens ſchien biegſam zu werden, ungefähr wie wenn ein hartgefrorener Körper auftaut. „Viel haſt du erlebt," fuhr es nachdenklich fort. „Daß einer, der ſchaffen will, auch erleben muß, iſt klar; da iſt ſeine Muttermilch, da iſt ſein Wurzelreich, da ſchießen die Säfte zuſammen, aus denen ihm Formen und Geſtalten werden. Aber erleben und erleben, das iſt zweierlei."

„Überflüſſiger Tiefſinn," murmelte Daniel ärgerlich, „Leben heißt erleben." Er ging mit ſich zu Rate, wie er ſich von dem läſtigen Schwätzer befreien könnte.

Das Gänſemännchen ließ wieder ſein leiſes Lachen hören. Es antwortete: „Viele leben und leben doch nicht, leiden und leiden doch nicht. Worin beſteht Menſchenſchuld? Im Nichtfühlen, im Nichttun. Man muß da erſt einen ganz beſtimmten und ganz falſchen Begriff von Größe beſeitigen. Was iſt denn Größe? Nichts weiter als die Erfüllung einer unendlichen Reihe kleiner Pflichten."

„Es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem Schöpfer und allen andern Menſchen," gab Daniel zurück, den dieſes Geſpräch aufregte und peinigte.

„Berufſt du dich nun auf die Muſik?" fragte das Gänſemännchen, und ſein gutmütiger Blick wurde ſpöttiſch.

„In der Muſik iſt jede Hervorbringung ſtrenger an ein Unbedingtes und Äußerſtes gebunden als in allem, was der Menſch ſonſt dem Menſchen gibt," antwortete Daniel. „Der Muſikergenius ſteht Gott am nächſten."

Das Gänſemännchen nickte. „Aber ſein Sturz beginnt einen Schritt von Gottes Thron und iſt tief. Weißt du, was du biſt? weißt du endlich, was du nicht biſt?"

Daniel drückte die Hand auf die Bruſt. „Hab ich mich um vergänglichen Lorbeer gebalgt? Hab ich das unmündige Volk mit Surrogaten abgeſpeiſt oder den Himmelsflug durch Veitstänze nachgeahmt? Hab ich nicht nach meinem innerſten Wiſſen und Gewiſſen gehandelt? War ich ein Lügner?"

„Nein, nein, nein," beruhigte das Gänſemännchen, nahm ſein Mützchen ab und legte es auf ſeine Knie. „Du warſt in deiner Sache; gar kein Zweifel, du warſt in deiner Sache. Alles Leben iſt in deine Seele geſtrömt, und du haſt im elfenbeinernen Turm gewohnt. Wohlverwahrt war deine Seele, von Anfang an wohlverwahrt. Wie wenn ein Schwimmer ſich mit Fett einreibt, bevor er ſich ins Waſſer ſtürzt. Du haſt gelitten; das Gift des Neſſushemds, das du getragen, hat deine Haut verbrannt, und der Schmerz hat ſich in ſüßen Klang verwandelt. So ſind ſie, die Schöpfer, unverletzlich und unnahbar, ſo denkſt du ſie, nicht wahr? Unmenſchen, die das Kreuz der Welt auf ſich nehmen und doch im Schmerz über ihr eigenes Schickſal hinüberwachſen. So biſt du, ſo ſiehſt du aus, heute, in deinem zweiundvierzigſten Jahr."

Der Ton von Bitterkeit traf Daniel unerwartet, und er drehte das Geſicht gegen die Richtung, wo das Gänſemännchen ſaß. „Ich verſteh dich nicht," ſagte er langſam. Von der Hofkammer her erſcholl das jämmerliche Weinen des kleinen Gottfried und dann Agnes beſchwichtigender Singſang.

„Hätteſt du doch lieber nicht im elfenbeinernen Turm gewohnt!" rief das Gänſemännchen aus. „Wärſt du empfindlicher geweſen und weniger wohlverwahrt! Hätteſt du doch gelebt, gelebt, gelebt, ganz wahr und ganz nah wie ein Nackender im Dornendickicht! Dann hätt es dich niedergetreten, aber deine Liebe wäre wirklich geweſen, der Haß, den du erfahren, wirklich, das Unglück wirklich, die Lüge wirklich, Spott und Verrat wirklich, und noch die Schatten deiner Toten hätten Wirklichkeit gehabt. Und das Gift des Neſſushemds hätte nicht bloß deine Haut verbrannt, es wäre dir ins Blut gedrungen, bis in die ſtillſte, heiligſte Tiefe deines Herzens, da wäre dein Werk nicht im Ringen gegen deine Finſternis und beſchränkte Qual gewachſen, unfrei vor den Menſchen, ungeſegnet von Gott. Bilde dir nur nicht ein, daß du das Leiden der Welt getragen haſt, dein eigenes haſt du getragen, liebend-lieblos, ſelbſtlos-ſelbſtſüchtig, Unmenſch, der du warſt, Unbürger!"

„Wer biſt du? was nimmſt du dir heraus?“ kam es ſtockend von Daniels blaſſen Lippen.

„Ei, ſiehſt du denn nicht, wer ich bin? Das Gänſemännchen bin ich,“ war die mit treuherzigem Bückling gegebene Antwort. „Das Gänſemännchen, einſam hinterm Gitter, einſam auf der Waſſerſchale, aber mitten auf den Markt hingeſtellt. Ein unbedeutendes Weſen, faßbar jedem, der vorübergeht, obwohl man mir eine Art von Monumentalität zugedacht hat. Doch ich mache mir nichts aus der Monumentalität, ich pfeife drauf. Ich verleihe dem Markt, auf dem die Bürger um Äpfel und Kartoffel feilſchen, ein biſſchen Würde, das iſt alles. Sie ſehen mich immer aufrecht unter dem Himmel ſtehen, und trotz meiner ausgezeichneten Poſition haben ſie mich ſtets wie einen Vetter betrachtet. Eine Zeitlang haben ſie dir meinen Namen angehängt, aber ganz mit Unrecht, ſcheint mir, ganz mit Unrecht. Ich hab meine Gänſe treu gehütet, da kann mir keiner was nachſagen.“

Das Gänſemännchen lachte harmlos und glücklich, und als Daniel den Blick wieder gegen den Erker wandte, war der Stuhl leer, der ſeltſame Gaſt verſchwunden.

3

Aber er kam wieder, und als Daniels Geiſt und Körper vollends niederbrach und er ſich zu Bett begeben mußte, wurden ſeine Beſuche regelmäßig. Er ſaß neben Benda, denn Benda war oft vom Morgen bis in die Nacht in Daniels Stube, doch Daniel wurde immer ſtiller und antwortete bisweilen gar nicht auf Bendas Fragen.

Hinter dem Doktor Dingelfinger trat das Gänſemännchen ein und reckte ſich neugierig, um ihm über den Arm zu blicken, wenn er ſeine Rezepte ſchrieb. Denn es war klein von Geſtalt und reichte dem Doktor kaum bis zur Hüfte.

Es trippelte um Agnes herum, wenn ſie die Suppe brachte und äußerte ſein Mitleid über das ſchlechte Ausſehen des Mädchens, das mit ſeinen dreizehn Jahren einen betrübenden Eindruck der Reife

machte und dessen Augen furchtsam und verstohlen nach einem liebevollen Blick aus andern Menschenaugen Ausschau hielten. „Die müßte man auch pflegen," sagte das Gänsemännchen kopfschüttelnd, „der müßte man auch ein gutes Süpplein kochen."

Ohne daß man es aufdringlich hätte nennen können, bekümmerte es sich um alles, was im Hause vorging. Als die Gerichtspersonen kamen, um Daniel wegen des Brandes zu vernehmen, zeigte es sich ungehalten und wollte die Herren nicht über die Schwelle lassen. „Gönnt ihm doch endlich Ruhe," beschwor es sie, „endlich kann er sich sammeln, endlich zurückschauen." Und in der Tat entfernten sich jene bald wieder.

Dabei war es stets guter Laune, stets zu einem Scherz aufgelegt. Manchmal pfiff es leise vor sich hin und zog dabei sein Röcklein glatt. Eine gewisse Bauernschlauheit trat an ihm zutage, aber seine liebenswürdigen Manieren und seine kindliche Heiterkeit ließen diese Eigenschaften nicht unangenehm erscheinen. Zumeist redete es im Nürnberger Dialekt, nur wenn es mit Daniel allein war, sprach es im getragenen Hochdeutsch, und seine natürliche Bildung wie der Reichtum seiner Ausdrucksmittel war dann zum Erstaunen.

Zehnmal des Tags lief es zum kleinen Gottfried in die Kammer und bezeigte sein Entzücken über das hübsche Kind. „Wie beneidenswert bist du, daß so ein lebendiges Geschöpf in deinem Haus herumkrabbelt," sagte es zu Daniel, und allmählich spürte Daniel eine ganz neue Zärtlichkeit gegen das Kind in sich erwachen.

Als sich das Gänsemännchen heimisch fühlte, brachte es immer seine beiden Gänse mit und setzte sie bedutsam in einen Winkel der Stube. Eines Abends saß es bei ihnen und scherzte mit ihnen, da läutete es draußen, und Andreas Döderlein stürmte herein. Er machte großen Lärm und begehrte zu wissen, wo seine Tochter sei.

„Meiner Treu, ein alter Bekannter," sagte das Gänsemännchen lustig zwinkernd. „Ich seh ihn jetzt öfter im Wirtshaus sitzen, als seiner Gesundheit zuträglich ist."

„Ich muß dringend bitten, ſich zu mäßigen," wandte ſich Benda beherrſcht zu Andreas Döderlein und deutete auf das Bett, in welchem Daniel lag.

„Meine Tochter iſt nicht ſchlecht, das rede man andern ein, die leichtgläubiger ſind," rief Döderlein mit der Miene und Gebärde des königlichen Lear und ſchüttelte die Mähne; „gewaltſam hat man ſie ins Verderben gehetzt; durch niedrige Kniffe hat man mir die Liebe meines Herzblättchens geraubt. Wo iſt es hin, das unglückliche, verratene Kind, womit wird es ſeine Blöße decken?"

Da geſchah das Wunderliche, daß ſich das Gänſemännchen an den rieſigen Arm des Olympiers hing, ſeinen Mund deſſen fleiſchigem Ohr näherte und ihm mit trauriger und vorwurfsvoller Miene etwas zuflüſterte. Döderlein wurde rot und blaß, ſchaute zur Erde und ging mit ſeinem dröhnenden Schritt ſchweigend davon. Das Gänſemännchen verſchränkte die Arme über der Bruſt und blickte ihm in tiefen Gedanken nach.

„Er ſoll ſich dem Trunk ergeben haben," ſagte Benda, „ſoll ein wüſtes Leben führen. Es ſcheint mir unglaubhaft. Die Döderleins begnügen ſich gewöhnlich damit, am Ufer des Sumpfs zu luſtwandeln und andere Leute hineinplumpſen zu laſſen. Die Döderleins werden im falſchen Hermelin geboren und ſterben auch im falſchen Hermelin."

„Und doch iſt er ein Menſch," ſagte das Gänſemännchen, nur für Daniel vernehmlich.

Daniel ſeufzte.

4

Es war tiefe Nacht. Daniel konnte nicht ſchlafen. Das Gänſemännchen kauerte ihm zu Füßen auf dem Bettrand und ſchaute ihn an, wie man einen teuren Bruder anſchaut, der leidet.

„Ich kanns nicht leugnen, daß es ſchwer für dich iſt, dein Leben fortzuführen," begann das Gänſemännchen und gab ſich Mühe, ſeine helle Stimme zu dämpfen. „Wenn man ſo bedenkt, Tag reiht ſich an

Tag, Nacht an Nacht, und mit nichts kann man ſich freuen. Alles abgeſchnitten, alle Fäden zerriſſen, der Grund, auf dem man gebaut hat, zerſtört. Du biſt wie die Mutter von vielen Kindern, die an einem Tag mit einem Schlag alle Kinder verloren hat. Das jahrelange Ringen unbelohnt, umſonſt die Arbeit, umſonſt das Herzblut vergoſſen, umſonſt entbehrt, die ganze Vergangenheit wie ein böſer wilder Traum. O, ich begreif es, es iſt hart, ſehr hart, und ſchwer ſcheint es, nicht zu verzweifeln."

Daniel bedeckte das Geſicht mit den Händen und ſtöhnte.

„Haſt du dich ſchon gefragt, wie die Mörderbande über dein Schickſal gekommen iſt? Ei, dieſe Philippine! Dieſe Jaſenphilippstochter! Bin doch faſt vierhundert Jahre alt, aber ſo eine hab ich noch nie geſehen. Aber blick einmal zurück; öffne deine Augen, jetzt ſind ſie rein und fähig, zu ſchauen. Haſt du es nicht geduldet, daß der Teufel an deinem Leben teilgenommen hat, und warſt du nicht unduldſam gegen die Engel, die ihre Fittiche an dich geſchmiegt wie die Gänſe ihre an mich? Der Teufel iſt fett geworden bei dir, der Vampir hat ſich gemäſtet. Das kommt davon, wenn man nicht geben will, wenn man immer bloß nimmt, nimmt, nimmt; da wird der Teufel fett, der Vampir immer gieriger. Ach, viele gute Genien ſind vor dir geflohen, viele haſt du verſcheucht, du Beherter, du; du Verzauberter, du. Nun, die Hölle hat jetzt ihre Beute, der Himmel kann ſich deinem neugeborenen Herzen wieder auftun."

„Es iſt kein Himmel," ächzte Daniel, „es iſt nur Schwärze, nur Finſternis."

„Dein Atem geht, dein Puls ſchlägt, und an jeder Hand haſt du noch fünf Finger," verſetzte das Gänſemännchen ruhig. „Wer bezahlt hat, iſt ein freier Mann. Du haſt deine Schuld bezahlt."

„Meine Schuld bin ich ſelbſt. Leb ich weiter, ſo ſchuld ich weiter. Lebt ich zurück, ich entginge nicht der gleichen Schuld."

„Es gibt aber eine Verwandlung, und durch die wird einem Abſolution. Wende deinen Blick ab vom Phantom und werde erſt

Menſch, dann kannſt du Schöpfer ſein. Biſt du Menſch, wahrhaft Menſch, dann bedarf es vielleicht gar nicht des Werkes, dann ſtrahlt vielleicht die Kraft und die Herrlichkeit von dir ſelber aus. Sind denn nicht alle Werke nur Umwege des Menſchen, nur unvollkommene Verſuche zu ſeiner Offenbarung? Wenn das Werk alle Liebe verſchlingt, wo bleibt der Menſch? Haſt du nicht eine Maske aus Gips mehr geliebt als die Antlitze, die rings um dich geweint haben? Haſt du nicht einem Larven- und Spiegelweſen Gewalt über dich verliehen und ſo deine Seele befleckt und deinen Geiſt mit Lähmheit geſchlagen? Wie kann einer Schöpfer ſein, der die Menſchheit in ſich verkürzt und betrügt? Es geht nicht ums Können, Daniel Notbafft, es geht ums Sein."

Daniel wälzte ſich gemartert in den Kiſſen. „Hör auf, hör auf!" würgte er hervor.

Das Gänſemännchen beugte ſich über ihn und kroch wie ein Tier, das nach Wärme verlangt, näher an ſeinen Leib. „Löſe den Krampf!" mahnte es; „zerbrich die Kette! Deine Muſik kann den Menſchen nichts geben, ſolang du in dir ſelbſt gefangen biſt. Fühl ihre Not! Fühl ihre grenzenloſe Einſamkeit! Schau ſie an! ſchau ſie an!"

„Es iſt ſo viel," antwortete Daniel in höchſter Qual, „hunderttauſend Geſichter verwirren mich, hunderttauſend Bilder engen mich ein. Ich kann nicht unterſcheiden, muß flüchten, immer flüchten."

Etwas unſäglich Zartes, unſäglich Beteuerndes und Hinreißendes war im Klang, als das Gänſemännchen ſagte: „Wie Chriſtus ſprech ich zu dir: ſteh auf und wandle! Steh auf und wandle, Daniel! Geh mit mir auf meinen Platz. Sei ich, vom Morgen bis zum Abend ſei einmal ich, und ich will du ſein."

Da ſtand Daniel auf, und eh er ſich noch recht beſonnen, hatte er ſeine Kleider an und befand ſich mit dem Gänſemännchen auf der Straße. Sie gingen zum Obſtmarkt, und Daniel, in einem dämmerigen Zuſtand der Sinne, ſtieg mit Hilfe des Gänſemännchens auf die Waſſerſchale hinter dem Gitter und nahm die beiden Gänſe unter

die Arme. Und blieb ſtehen, ſtill und ſteif, genau wie das Gänſemännchen, und wartete der Dinge, die da kommen ſollten.

5

Aber es ereignete ſich nichts Außerordentliches. Alles, was verging, war ganz alltäglich und ſcheinbar ganz gewohnt.

Der Morgen brach an und die Marktweiber nahmen die Schnüre und die Decken von ihren Körben. Friſche Kirſchen und junge Birnen und überwinterte Äpfel leuchteten in ihren Farben, und zahlloſe Sperlinge pickten im Stroh, das auf dem Pflaſter lag. Die Sonnenaufgangsröte am Himmel wich morgendlichem Blau, und Wolken zogen über das Kirchendach, und die Weiber ſchwatzten miteinander, und Karren raſſelten, und die Knechte ſchrien, und von den Fenſtern wurden die Vorhänge weggezogen, und Geſichter von Frauen und Männern ſchauten heraus und ſahen nach dem Wetter; verſchlafene Geſichter, verſorgte Geſichter, böſe Geſichter und gute Geſichter, junge und alte.

Da kamen Mägde und Bürgerfrauen, um ihre Einkäufe zu machen. Prüfend betrachteten ſie die Früchte und ſuchten den Preis herunterzuhandeln. Die Bäuerinnen lockten, und wenn ihr Locken vergeblich geblieben war, ſchimpften ſie. Und wenn ein Kauf abgeſchloſſen wurde, nahmen ſie ihre Wage in die Hand, taten Gewichte in die eine Schale und die Früchte in die andre und prieſen die Waren ſo lange, bis ſie das Geld eingeſtrichen hatten. Hierauf überzählten ſie die Münzen und betrachteten ſie mit einem Ausdruck, als ob ſie ſagen wollten: verdienen, das iſt fein.

Aber diejenigen, die das Geld hergaben, hatten die Miene ängſtlicher Genauigkeit, ſchienen in ihren Gedanken zu rechnen und, was ihnen auszugeben verſtattet war, noch einmal zu überlegen. Was dabei ſo ſonderbar war, Daniel bemerkte es immer deutlicher, war, daß ſie gleichſam bis an die Grenze des ihnen wie von einem geheimnisvollen Gebieter geſteckten Bereichs gingen, und daß ſie ausſahen,

als ob jenſeits dieſer Grenze das Verderben laure. Es war ſo viel Bedacht in der Art, wie die Pfennige hingereicht und ſo viel Siegerglück in der Art, wie ſie genommen wurden, daß es rührend wirkte und all das Kleinleben ſich plötzlich ungemein ſeltſam, ſeltſam geſetzesheilig darbot.

In reſpektierten Formen, die nicht verſchleiert waren, ſpielte es ſich ab; die Fülle ſtörte nicht die Ordnung, die Worte verdunkelten nicht den Sinn. Da war die Ware, da war die Münze; Regel und Richte gaben die Schalen der Wage. Die Früchte wanderten von Korb zu Korb, und Arme trugen ſie nach Hauſe. Jeder holte ſich nach ſeinem Bedarf und nach dem Maß ſeines Vermögens, jeder hielt ſich in ſeiner Grenze.

Und die Turmuhr ſchlug, und die Schatten wanderten um ein jedes Ding im Kreis. So war es heute, ſo war es ſchon vor vierhundert Jahren geweſen.

So waren die Häuſer dageſtanden, mit denſelben Fenſtern, und aus den Fenſtern hatten Menſchen geblickt, mit ſanften oder finſtern Augen. Immer dasſelbe Geſetz, immer derſelbe Handel, immer die nämlichen Früchte, die zur nämlichen Zeit reif geworden waren. Spatzen zwitſcherten unterm Kirchendach, Wolken zogen am Himmel, Wind lief durch die Gaſſen, das Herz der Welt ſchlug in ſeinem ewigen Rhythmus.

Iſt das nicht Thereſe Schimmelweis, die dort um die Ecke ſchleicht? Wie alt, wie gebrechlich, wie gebeugt von Jahren und Sorgen! Ihr Haar iſt ſteingrau, ihr Geſicht wie Kalk. Sie iſt ärmlich gekleidet und ſieht die ihr Begegnenden nicht an. Nur auf die vollen Obſtkörbe wirft ſie einen Blick, der begehrlich iſt und den Daniel hinter ſeinem Gitter mit ſchmerzlicher Verwunderung bemerkt.

Und humpelt da nicht Frau Hadebuſch einher? Iſt ihr Geſicht auch das einer abgefeimten Verbrecherin, in den Augen liegt es doch wie Panik und Schrecken. Sie hat keinen Halt als den Boden unter ihren Füßen, ſie iſt arm, eine verlorene, arme Seele.

Da taucht Alfons Diruf auf, der ſich längſt ins Privatleben zurückgezogen hat und fett und finſter ſeinen Morgenſpaziergang gegen den Stadtgraben antritt. Und da geht der Schauſpieler Edmund Hahn mit Erobererblicken, und auf ſeinem übernächtigen Geſicht drücken ſich Krankheit und ſtumpfe Begierden aus. Und da kauft ſich der Bildhauer Schwalbe heimlich ein paar Äpfel, die er zu Hauſe braten will, weil er ſonſt nichts Warmes zu eſſen hat. Und iſt dies nicht Herr Carovius, der da trippelt, anzuſehen wie ein irrender Geiſt, trübſelig und matt?

Und es kommen Bettler, es kommen Reiche vorbei; es kommen Geehrte, die man grüßt, und Verachtete, die man meidet; es kommen Frohe und von Sorgen Beladene, es kommen Elende und Zaudernde; es kommen ſolche, die ihr Leben wie eine junge Braut umfaſſen, und ſolche, die heute noch ſterben werden. Einer führt ein Kind an der Hand, einer ein Weib am Arm. Jene ſchleppen Laſten, und jene gehen aufrecht und frei. Den fordert das Gericht zum Zeugen, der andere ſucht den Arzt zur Heilung. Der flieht vor häuslichem Unfrieden, der lächelt in Gedanken an ein Glück. Der hat ſeinen Geldbeutel verloren, der lieſt einen ſchickſalsvollen Brief. Der geht in die Kirche, um zu beten, jener ins Wirtshaus, um ſeinen Kummer zu betäuben. Der ſtrahlt in der Erwartung guter Geſchäfte, der iſt niedergeſchmettert, weil die Armut vor ſeiner Türe ſteht. Ein ſchönes Mädchen hat ſich feſttäglich geſchmückt, ein Krüppel raſtet unter einem Tor. Ein Knabe ſingt ein Lied, eine Matrone geht mit verweintem Geſicht. Der Bäcker trägt Brot vorbei, der Schuſter Stiefel; Soldaten ziehen zur Kaſerne, Arbeiter kommen aus den Fabriken.

Es iſt Daniel, als ſei ihm keiner fremd. Es iſt ihm, als ſei er in eines jeden Daſein enthalten. Auf ſeinem umgitterten Hochplatz iſt er ihnen näher, als da er mitten unter ihnen gegangen iſt. Der Waſſerſtrahl, den er ſpendet, iſt wie Schickſal, das rinnt und ſich im Becken ſammelt. Aus der Quelle empor ſtrömt es ihm wie ewige Weisheit zu, die Stunde wird zum Säkulum. Wie auch ſonſt die Menſchen

beſchaffen ſind, wenn er in ihre Augen ſieht, ergreift es ihn mit überirdiſchem Gefühl. In allen Augen iſt das Gleiche; das gleiche Feuer, die gleiche Angſt, das gleiche Bitten, die gleiche Einſamkeit, das gleiche Los, der gleiche Tod; in allen iſt Gottes Seele.

Und er ſelbſt ſpürt ſeine Einſamkeit nicht mehr, er ſpürt ſich ausgeteilt; ſein Haß iſt zerflattert wie Rauch. Was jetzt in Tönen webt, kommt aus der tiefen Quelle herauf, es iſt das Blut all derer, die auf dem Markt geben, und Waſſer iſt etwas anderes als es war; Waſſer wäſcht manche Seele rein, daß kein Engel mag lichter ſein.

Es wurde Mittag, es wurde Abend, ein Tag der Schöpfung. Und wie es Abend geworden war, ſank ein Nebel herab, da ſtieg Daniel von der Brunnenſchale, ſetzte ſorglich die Gänſe hin und ging heim. Er trat auf den Vorplatz und auf die Schwelle der Hofkammer, da bot ſich ihm ein wunderlicher Anblick.

Das Gänſemännchen ſaß bei Agnes und dem kleinen Gottfried und ſpielte mit ihnen. Es hatte aus buntem Papier Silhouetten geſchnitten und ſie mit umgebogenen Rändern auf den Tiſch geſtellt. Dort ſchob es ſie gegeneinander und ließ ſie ſo luſtige Sachen reden, daß Agnes, die nie in ihrem Leben ordentlich gelacht hatte, auf einmal zu dem Kind wurde, das ſie ja noch war, und von Herzen lachen mußte.

Der kleine Gottfried konnte nur lallen und in die Händchen patſchen, und wenn er auf dem Tiſch, wo er hockte, eine ungeſchickte Bewegung machte, ſchob ihn das Gänſemännchen ſacht und mit kundiger Hand wieder zurecht.

Als Daniel in die Türe trat, erhob ſich das Gänſemännchen und begab ſich an ſeine Seite. Er grüßte ihn und ſagte zutraulich: „Schon wieder zurück von der Reiſe? Wir haben uns die Zeit ganz artig vertrieben.“

Im Zimmer war aber nun derſelbe Nebel, der ſich über den Brunnen geſenkt hatte, als Daniel herabgeſtiegen war. Da fühlten die Kinder, Agnes und Gottfried, eine ſchreckliche Bangigkeit und Furcht;

der Knabe begann zu weinen, und Agnes ſchlang die Arme um ihn und weinte gleichfalls.

Daniel ging zu ihnen hin und ſagte: „Weint doch nicht, ich bin ja bei euch, ihr braucht nicht mehr zu weinen.“

Er ſetzte ſich auf denſelben Platz, auf dem das Gänſemännchen geſeſſen, ſchaute ſich die papierenen Figürchen an und fuhr lächelnd in demſelben Spiel fort, welches das Gänſemännchen angefangen.

Der Knabe beruhigte ſich, und Agnes wurde auch wieder froh.

„Gute Nacht,“ rief das Gänſemännchen, „jetzt bin ich wieder ich, und du biſt du.“

Es winkte freundlich und verſchwand.

6

Noch am nämlichen Abend kamen ſechs von Daniels Schülern, die gehört hatten, daß er von ſeiner Stelle an der Anſtalt entlaſſen worden war.

Es war kein bloßes Gerücht. Andreas Döderlein hatte dieſe Maßregeln getroffen. Auch ſeines Organiſtenamtes war Daniel entſetzt worden. Der ſtadtkundige Skandal, zu dem er Anlaß gegeben, hatte die kirchliche Behörde gegen ihn aufgebracht.

Die ſechs Schüler traten in die Kammer, wo er bei ſeinen Kindern ſaß, und einer, den ſie zum Wortführer ernannt hatten, ſagte, daß ſie beſchloſſen hätten, nicht von ihm zu laſſen, und er möge ſie nicht abweiſen.

Es waren kluge und lebhafte junge Leute; in ihren Augen war ein Enthuſiasmus, der noch nicht durch Feigheit und Dünkel getrübt war.

„Ich bleibe nicht in der Stadt,“ ſagte Daniel zu ihnen, „ich will nach Eſchenbach, in meine Heimat ziehen.“

Die Schüler blickten einander an. Hierauf ſagte der Sprecher: „Wir wollen mit Ihnen gehen.“ Und alle nickten.

Daniel erhob ſich und reichte jedem einzelnen die Hand.

Zwei Tage nachher, Daniels Hausſtand war ſchon in voller Auflöſung, kam Benda, um ſich zu verabſchieden. Ihn rief die Arbeit, rief ſeine große Pflicht.

Zuerſt hatte es Benda kaum zu faſſen vermocht, daß Daniel noch ſollte wirken können, daß da noch ein ganzes Leben ſein ſollte und nicht Trümmer einer Exiſtenz, Ruinen eines Herzens. Und doch war dem ſo.

Es war etwas Befreites an Daniel, den Gewöhnlichſten entging es nicht. Obgleich noch wortkarger als ehedem, hatte ſein Auge einen neuen Glanz, ernſt und heiter zugleich; ſeine Stimmung war milder, ſein Geſicht voll Ruhe.

Die Freunde gaben einander die Hand. Benda ging langſam hinaus, langſam die Stiege hinunter, langſam durch die Gaſſen. Er fühlte ſich ſo gering; er fühlte ſich ſo ſonderbar gering.

7

Und Daniel zog nach Eſchenbach, in das elterliche Häuschen. Seine Schüler mieteten ſich bei einigen Bürgern ein.

Den Leuten im Ort galt er als ein Original, und ſie lächelten, wenn von ihm die Rede war oder wenn ſie ihn verſunken, nach ſeiner Art, durch die Gaſſen wandeln ſahen. Doch es war kein böſes Lächeln; der anfängliche Spott darin verſchwand bald und machte einer ungewiſſen Empfindung des Stolzes Platz.

Er gewann eine heimliche Macht über die Menſchen, die mit ihm in Berührung kamen, und viele fragten ihn in ſchwierigen Lebensumſtänden um Rat. Insbeſondere ſeine Schüler beteten ihn an. Er hatte die Gabe, ſie zu ſpannen und hinzureißen. Die Mittel, deren er ſich dabei bediente, waren die einfachſten. Die ſelbſtleuchtende Perſönlichkeit, der Einklang zwiſchen Wort und Tun, der Menſchenernſt, der Menſchenblick, die Hingebung an eine Sache und das große Gefühl von ihr, das waren ſeine Mittel.

Er wurde ein berühmter Lehrer, mit jedem Jahr mehrte ſich die Zahl derjenigen, die ſeiner Unterweiſung teilhaftig werden wollten. Aber er nahm nur wenige an, die beſten nur, und die Sicherheit, mit der er wählte und ſonderte, war untrüglich.

Keine Lockung konnte ihn bewegen, den abgeſchiedenen Ort, auf dem er zu leben gewillt, zu verlaſſen.

Er hatte meiſt ein freundliches Weſen, war auch nicht zerſtreut und beobachtete mit Genauigkeit und Schärfe, was ſich rings um ihn ereignete. In Zorn geriet er nur, wenn er irgendwo Zeuge von Tierquälereien wurde, und einſt hatte er, zum Hallo der Gaſſenjugend, einen heftigen Streit mit einem Fuhrmann, der ſeinen mageren Gaul vor dem ſchwerbeladenen Wagen unter wütenden Peitſchenſchlägen vorwärtstrieb. Da lachten die Leute ergötzt und ſagten: „Er iſt halt närriſch, der Profeſſor.“

Agnes führte ihm den Haushalt und ſorgte treu für alle ſeine Bedürfniſſe. Wenn er vom Hauſe ging, brachte ſie ihm Hut und Stock, und jeden Abend, bevor ſie ſich ſchlafen legte, küßte ſie ihn auf die Stirn. Sie ſprachen faſt nie miteinander, doch auf ſtille Weiſe war ein Einverſtändnis zwiſchen ihnen entſtanden.

In Gottfried wuchs ihm ein wohlgeartetes Kind heran. Er hatte Daniels Körperformen und die Augen Leneres. Ja, es waren die Augen mit dem blauen Feuer, auch hatte er Leneres marmorhafte Unberührbarkeit und ihren Abſcheu gegen alle Lüge und Verſtellung. Daniel erblickte darin ein Naturſpiel von ergreifendem Tiefſinn; alle Geſetze des Bluts ſchienen weſenlos, und oft irrte ſein Gefühl zwiſchen Dank und Staunen.

Von Dorothea hörte er eines Tages, daß ſie ihr Leben als Violiniſtin bei einer Damenkapelle friſte. Er forſchte weiter nach, die Spuren führten nach Berlin, dann verloren ſie ſich. Ein paar Jahre ſpäter wurde ihm mitgeteilt, ſie ſei die Mätreſſe eines böhmiſchen Gutsbeſitzers und fahre im Automobil an der italieniſchen Riviera ſpazieren.

Auch der Tod des Herrn Carovius wurde ihm berichtet. Seine letzte Stunde, hieß es, sei schwer gewesen, und er habe in einem fort gerufen: „Meine Flöte, gebt mir meine Flöte!“

8

An einem Augusttag des Jahres 1909 feierten Daniels Schüler den fünfzigsten Geburtstag ihres Meisters. Sie brachten ihm allerlei Geschenke und veranstalteten ein Essen im Gasthaus zum Ochsen.

Einer der Schüler, ein bildhübscher Jüngling, dessen Zukunft Daniel besonders am Herzen lag, überreichte ihm einen großen Strauß Feuerlilien, wie sie dort in den Wäldern wachsen. Er hatte sie selbst gepflückt und in eine kostbare Vase getan.

Es gab frugale Speisen, und dazu wurde fränkischer Landwein getrunken. Während des Mahles stand Daniel auf, ergriff sein Glas, und mit fernsehendem Blick sagte er: „Ich trinke auf ein Wesen, das keiner von euch kennt, das hier in Eschenbach aufgewachsen und mir seit vielen Jahren geheimnisvoll entschwunden ist. Aber ich weiß, in dieser Stunde ist sie glücklich und geliebt.“

Alle erhoben die Gläser. Sie sahen ihn an und waren von der Kraft und Klarheit seiner Züge bewegt.

Danach begab er sich mit den Schülern in die Kirche. Er ließ beide Torflügel öffnen, so daß das Tageslicht hereinströmte und in der dunkel gewesenen Höhe eine milchige Helligkeit verbreitete.

Er stieg zur Orgel hinauf und fing an zu spielen. Ein paar Männer und Frauen, die über den Platz hatten gehen wollen, traten in die Kirche und setzten sich still neben den Schülern auf die Bänke. Dann kamen Kinder; schüchtern trippelten sie durch das Tor, blieben stehen und machten große Augen. Und immer mehr Leute kamen, denn die mächtigen Klänge fluteten bis in die Wohnungen. Alle schauten schweigend und ernst zur Orgel empor, deren erhabene Harmonien sie dem Alltag und seiner Niedrigkeit unerwartet entrückten.

Die Töne ſchwollen an wie ein Gebet aus übervollem Herzen. Als der rauſchende Hymnus zum Schluß gediehen war, drang aus den Reihen der Zuhörer ein leiſes Mädchenweinen.

Es war Agnes, die weinte. Wurde das Leben in ihr völlig aufgeweckt? Rief Liebe ſie hinaus ins Unbekannte? Wiederholte ſich in ihr, was ihrer Mutter geſchehen war?

Kinder wachſen auf und werden von ihrem Schickſal ergriffen.

Gegen Abend machte Daniel mit ſeinen neun Schülern einen Spaziergang über die Wieſen. Sie gingen weit; letzte Vogelſtimmen erſchallten, das Rot des Himmels verblaßte.

Da fragte der ſchöne Jüngling, der an Daniels Seite ſchritt: „Und das Werk, Meiſter?“

Daniel lächelte bleß; ſein Blick ſchweifte über die Landſchaft.

Die Landſchaft hat vielfaches Grün; an den Weihern ſteht das Gras höher, ſo hoch oft, daß man von den Gänſerichen nur die Schnäbel gewahrt, und wäre das Geſchnatter nicht, man könnte die Schnäbel für wunderlich bewegte Blumen halten.

Ende

Kapitelfolge

Erſter Teil

Die Mutter ſucht ihren Sohn 9
Feinde, Brüder, Freund und Maske 37
Der Nero unſerer Zeit 60
Inſpektor Jordan und ſeine Kinder 85
Stimmen von außen und Stimmen von innen 123
Erinnerung an eine Traumgeſtalt 154

Zweiter Teil

Daniel und Gertrud 190
Die gläſerne Kugel zerbricht 219
Tres faciunt collegium 250
Philippine zündet ein Feuer an 292
Lenore 336

Dritter Teil

Das Zimmer mit den verwelkten Blumen. 390
Prometheiſche Symphonie 422
Dorothea 483
Der Teufel fährt in Flammen aus dem Haus 517
Aber abſeits, wer iſts?. 539

Druck
Bibliographisches Institut AG.
in Leipzig

लाल बहादुर शास्त्री राष्ट्रीय प्रशासन अकादमी, पुस्तकालय
L.B.S. National Academy of Administration, Library
मसूरी
MUSSOORIE
यह पुस्तक निम्नांकित तारीख तक वापिस करनी है ।
This book is to be returned on the date last stamped

दिनांक Date	उधारकर्त्ता की संख्या Borrower's No.	दिनांक Date	उधारकर्त्ता की संख्या Borrower's No.

Gen
Wat
LIBRARY 19393
LAL BAHADUR SHASTRI
National Academy of Administration
MUSSOORIE

Accession No.

1. Books are issued for 15 days only but may have to be recalled earlier if urgently required.
2. An over-due charge of 25 Paise per day per volume will be charged.
3. Books may be renewed on request, at the discretion of the Librarian.
4. Periodicals, Rare and Reference books may not be issued and may be consulted only in the Library.
5. Books lost, defaced or injured in any way shall have to be replaced or its double price shall be paid by the borrower.

Help to keep this book fresh, clean & moving